Ein Jugendleben.

Herausgegeben

von

Ludwig Meinardus.

Zweiter Band:

Kreuz- und Querzüge. — Vor Anker.

Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1874.

Ein Jugendleben

II

Ein Jugendleben.

II.

Ein Jugendleben.

Herausgegeben

von

Ludwig Meinardus.

Zweiter Band.

Kreuz- und Querwege. — Vor Anker.

Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1874.

Inhalt.

III. Buch: Kreuz- und Querwege.

IV. Buch: Vor Anker.

Berichtigungen.

S. 16,	Z. 7	lies:	erscheinen statt: scheinen.
„ 38,	„ 35	„	war statt: waren.
„ 41,	„ 8	„	wahren statt: wahrem.
„ 60,	„ 30/31	„	dem Neffen eines solchen Mannes zu imponiren; fehlt: zu imponiren.
„ 101,	„ 1	„	die ihren statt: die, die ihren.
„ 178,	„ 10/11	„	engagirt statt: angagirt.
„ 239,	„ 26	„	wollest statt: wolltest.
„ 284,	„ 36	„	schriftlichen statt: schriftstellerischen.
„ 325,	„ 18	„	selbst damals statt: selbst damals nicht.
„ 417,	„ 2	„	Diese statt: Das.
„ 425,	„ 19	„	Sie statt: sie.
„ 470,	Note, Zeile 4	lies:	das ist es! statt: das ist!
„ 490,	Z. 17	lies:	welchen statt: welche.
„ 506,	„ 7	„	möglichst statt: möchlichst.

Drittes Buch.

Kreuz- und Querwege.

1.

Von der Elbe nach der Havel.

Es war zu Anfang der letzten Augustwoche, als Sigfrid in Dresden eintraf. Er stieg ab in dem ‚kleinen Rauchhause', der Herberge seiner Studentenfahrten. Nicht geringe Verlegenheit bereitete ihm gleich nach seiner Ankunft die Frage des polizeilichen Anmeldeformulares: welchen Zweck Reise und Aufenthalt in der Stadt zur Veranlassung habe. Er erklärte dem Wirte, daß er die Frage der Wahrheit gemäß ebenso wenig zu beantworten wisse, als diejenige, die sich auf die beabsichtigte Dauer des Verweilens bezog. Die Nachwirkung der Mairevolte machte sich noch bemerkbar in der Strenge, mit welcher man den Fremdenverkehr überwachte. Auf den Rat des Wirtes wurden die gestellten Fragen durch zulässige Angaben ausweichend beantwortet.

‚Warum ich hier bin? — Wie lange ich hier bleiben werde? — fragt Karl, der mich zu dem Entschlusse der Reise bestimmt hat' — so schrieb der planlos her Verschlagene den Eltern. Aus Rücksicht auf seine Reisekasse ermietete er indessen eine billige Wohnung auf unbestimmte Zeit. Sie lag an der Promenade, unweit der Brühlschen Terrasse, die er täglich besuchte. Der Blick auf die malerischen Elbufer, der Strom selbst — Segel darauf, wenn auch nur an den ungeschickten Masten der plumpen unbeholfenen Elbkähne: — es war doch

strömendes Wasser mit belebenden Fahrzeugen, wenn auch sehr verschieden von den Eindrücken des Seelebens; man konnte doch bei dem Beschauen dieser unvollkommenen Bilder an die ferne Heimat denken, wozu Leipzig keine Anregung entgegenbrachte.

Ein Instrument ward nicht gemietet. Aber in den Stunden haüslicher Arbeitsamkeit wurden Versuche gemacht, Entwürfe von Fugensätzen zu Papier zu bringen. Diese Arbeiten standen auf derselben Stufe unvorbereiteter Experimente, wie die musikalischen hülflosen Leistungen des ehemaligen Gymnasiasten. Bis zur Form der Fuge hatte Herr Volker seinen Zögling zwar gefördert. Die Lehre dieser zusammengesetzten vielgliedrigen Satzgattung selbst wurde aber so lange verzögert, bis der Unterricht jäh abgebrochen und es zu spät geworden war. Normal konnte man die Verzögerung dieses wichtigen Lehrstoffes nicht nennen; noch weniger die schroffe Lösung des Verhältnisses. Aber es hatte bis jetzt nur weniges in diesem Leben sich nach dem Maßstabe gewohnten Verlaufes entwickelt. Die Bestätigung dieser Tatsache führt zurück bis zu den ersten Lebensaüsserungen des Saüglings. — Wenn die Vergangenheit eine Profetin der Zukunft ist, so wird diese noch manche unvorhergesehene Wendung in Bereitschaft halten, um nahegelegte Aussichten dem Blicke unverhofft wieder zu entziehen.

Die letzte Überraschung solcher Art, war die Verwandlung des Auswanderungsplanes in einen plan- und ziellosen Aufenthalt zu Dresden, dem an Naturgenüssen und Kunstschätzen reich ausgestatteten Elbflorenz. Aber auch hier stand noch manche unerwartete Erfahrung bevor.

Zunächst erwies es sich als betrübende Enttaüschung, daß auf den Wunsch eines näheren persönlichen Anschlusses an Robert Schumann verzichtet werden mußte: nicht nur, weil der Meister durch Vorbereitungen und Proben der ersten musikalischen Aufführung seiner Schlußszenen des zweiten Teiles von Goethes Faust, an des Dichters Geburtstage, dem 28. August, vollauf in Anspruch genommen war: sondern vorzüglich weil Schumanns Persönlichkeit, durch eine in sich gekehrte Abgezogen-

heit im Verkehre eingeschränkt, jede Gegenseitigkeit einer offenherzigen Annäherung, wie Sigfrids Liebesbedürfniß sie erhofft hatte, naturgemäß ausschloß.

Schumann hatte eine fast ehrfurchtsvolle Anerkennung für hervorragende geistige Erscheinungen und suchte gern Gelegenheiten auf, diese Gesinnungen dankbar aussprechen zu können gegen verdiente Männer, deren Leistungen er wärmeren Anteil schenkte. Allein wenn er in einfachster Kürze seinen Dank ihnen dargebracht, so schien er befriedigt und war auf keine Weise zu ferneren eingehenden oder mitteilsamen Eröffnungen zu bewegen. Schweigend ließ er den Anderen reden, bis irgend ein Gedanke ihn ergreifen und drängen mochte, die sehr einseitige Unterhaltung kurz, plötzlich und ganz formlos zu beenden. Man erzält sich zalreiche Beispiele, welche diese Eigentümlichkeit Schumanns bestätigen.

Nicht unvorbereitet erfuhr sie auch Sigfrid. Schumann hörte — wie es schien — nicht ohne Teilnahme zu, als jener ihm einen beredten Bericht erstattete, zu dem die jüngsten Erlebnisse und die durch sie veranlaßte aussichtslose Lage reichlichen Stoff boten. Aber eine Meinungsaüsserung entgegnete der Zuhörer nicht; auch erschwerte es seine Hand, die beharrlich Mund und Kinn bedeckt hielt, aus dem Mienenspiele etwa den Eindruck zu erraten, den das Erzälte gemacht haben könnte. Schumann schwieg, so lange der Andere noch etwas Mitteilenswertes auf dem Herzen zu haben schien.

Nur aus ganz besonderer Freundlichkeit kann es erklärt werden, daß Schumann den hoffnungslosen jungen Musiker zur Wiederholung seiner Besuche aufforderte und ihn einlud, die Proben und Aufführung der Faustmusik anzuhören. Sigfrid nahm beides dankbar an. Übrigens gelang es ihm nur noch ein Mal, Schumann in seiner Wohnung zu treffen. Der Meister führte ihn bei dieser Gelegenheit aus dem Empfangsraume in sein Arbeitszimmer.

Es war ein trauliches schmalgestrecktes Gemach. Der Flügel, der in der Mitte stand, ließ nicht mehr Raum frei, als ein Schreibtisch an dem einzigen Fenster, und die Bewegung um

das Flügelinstrument herum ihn notdürftig beanspruchte. Aller übrige Platz war, ausser von dem Ofen, eingenommen von Glasschränken, mit Büchern und Musikalien angefüllt, und von einigen Lehnsesseln.

Niemals hatte Sigfrid den verehrten Mann so beredt gefunden, als in diesem engen behaglichen Raume, wo er zwar mehr in einzelnen Gedankenblitzen, als in zusammenhangender Aussprache über die Wunderwelt altitalienischer Chormusik sich warm, ja begeistert erschloss und seinen jungen Zuhörer, der ihm athemlos lauschte, auf einen Dresdner Musiker hinwies, welcher in Italien eine reiche Sammlung solcher Meisterwerke erworben habe. Er nannte ihn Otto Kade. Sigfrid saümte nicht, denselben aufzusuchen, ward freundlich von ihm empfangen und liess sich manches von den gesammelten Partituren zeigen.

Ein Spazirgang nach dem Plauenschen Grunde führte den Einsamen unverhofft noch einmal — in Dresden zum letzten Male — mit Schumann zusammen.

Der Plauensche Grund hatte damals noch die unversehrte malerische Schönheit, die gegenwärtig seit geraumer Zeit durch Eisenbahnen und Brauereianlagen so sehr beeinträchtigt ist, dass man sie kaum wiedererkennen mag. An der Biegung des Thales erhob sich auf dem Felsen die Villa Grassi, welche eine geraümige Altane, kühn und frei über dem Grunde schwebend, dem Genusse eines vielseitigen reichen Blickes gastlich darbot. Die Tiefe des Grundes belebte — wie eine muntere Lämmerherde auf grüner Matte — die schaümende wilde Weisseritz, die eine behaglich in den Schoss des schützenden Gesteins geduckte nahrhafte Wassermühle trieb. Traümerisch drang das ferne Rauschen, begleitet vom gleichmässigen Rhythmus des Räderwerkes aufwärts; man glaubte die Stimmen singender Flussnixen zu vernehmen. — Im Rücken der Altane führte ein schmaler Bergsteig zu mehren, in die Felsen gesenkten Grotten, deren in ihrer Tiefe angebrachten engen Sitze zwei innigverpflichteten Menschen zum traulichen Zwiegespräche auserlesenen Raum gewährten. — Dazu erhob sich der Blick nirgendwo ins

Weite, ohne wechselvolle neue Schönheiten der anmutigen Gebirgslandschaft mit Befriedigung zu entdecken.

Sigfrid und sein Begleiter — ein jüngeres Mitglied der königlichen musikalischen Hofkapelle, dessen nähere Bekanntschaft noch zu erwarten steht — hatten die Villa Grassi nicht sobald erreicht, als sie der beliebten Altane zustrebten. Auf derselben saßen mehrere Frauengestalten, die Sigfrids Begleiter alsbald für die Gesellschaft der Frau Klara Schumann erklärte. Diese günstige Begegnung benutzte der Erfreute, sich der verehrten und bewunderten Künstlerin durch seinen Begleiter bekannt machen zu lassen; ein Glück, das er bisher noch entbehrte. Frau Schumann war freundlich genug, die neue Bekanntschaft als Ergänzung einer schon längst angeknüpften Beziehung zu bezeichnen, und zum Verweilen aufzufordern. Sigfrid forschte nach Schumann.

‚Er ist mit hier oben.' — belehrte ihn Frau Klara —, ‚suchen Sie ihn nur.' In einer der Felsengrotten, mit dem Gehänge wilden Weines malerisch umrankt, entdeckte er den Zurückgezogenen. Ein sehr einsames Plätzchen, das durch einen nahen tiefen Felseinschnitt — von Tannen, die ihre Wurzeln in grünen moosbedeckten Grund senkten, halb verhüllt — einen wild romantischen Anflug erhielt.

Im Hintergrunde der Grotte saß Robert Schumann. Er war mit Aufzeichnung musikalischer Gedanken beschäftigt, die er mit Bleistift auf linirtes Notenpapier schrieb. Sein Hut lag neben ihm auf der Steinbank. Das schlichte schwarzbraune Haar fiel locker über die Wangen herab. Bei der Annäherung des Suchenden erhob er das Haupt und lächelte freundlich.

‚Hüten Sie sich' — sagte er scherzend —, ‚der Ort hier ist verrufen.'

Sigfrid konnte es sich nicht versagen, zurückhaltend zu fragen, was der Meister niederschreibe.

‚Sie werden es bald, wie ich hoffe, auf Ihrem Flügel haben' — antwortete derselbe, ohne sich unterbrechen zu lassen. —

Nicht lange hernach erschien ein Heft Klavierpoesien unter

dem Titel ‚Waldszenen‘. Dasselbe enthält ein sinnig warmes Stück unter der Überschrift ‚Verrufener Ort‘, — eine liebe Erinnerung an die letzte Begegnung mit Schumann in Dresden auf der malerischen Villa Grassi.

Die Aufführung der Faustmusik im Palais des ‚Grossen Gartens‘ war dem Zusammentreffen auf der Villa Grassi einige Tage vorhergegangen. Die musikalische Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Goethes, so wie die unmittelbar zuvor stattfindenden Proben hatte Sigfrid mit Freude und Nutzen besucht. Ein verdrießlicher Zwischenfall in einer der Proben, die im Hintergebaüde desjenigen Hauses der Landhausstrasse stattfanden, welches Eigentum der Gesellschaft ‚Harmonie‘ ist, schien zu beweisen, wie gering die Wertschätzung sei, welche manche der Ausübenden dem Meister zollten. Sein schwärmerischer Verehrer hatte geglaubt, von Seiten der Musiker werde dieselbe keine Grenzen kennen.

Schumann leitete Proben und Aufführung selbst. Seine Weise zu dirigiren unterschied sich ebenso merklich von allen, die man bis dahin kennen gelernt, als sein ganzes Wesen von dem Gewohnten abstach. Er war tief versenkt in seine Partitur. Der Taktstab schien die Bewegungen ganz mechanisch selbständig auszuführen. Das Dresdener Orchester aber hatte sich daran gewöhnt, vom aufmerksamsten Auge des Leitenden stetig überwacht zu werden. Schumann dagegen setzte dieselbe begeisterte Hingebung an den Kunststoff, welche er selbst demselben aus natürlichem Drange widmete, auch bei denen voraus, die ihrem Lebensberuf durch möglichst vollkommene Beherrschung ihres Instrumentes Ehre zu gewinnen suchen mußten.

Der Wert einer Orchesterleistung gründet sich wesentlich auf dem künstlerischen Bewußtsein jedes einzelnen Spielers, daß er für vollendetes Zusammenwirken seinen Teil der allgemeinen Verantwortlichkeit zu vertreten habe.

Eine solche Auffassung künstlerischen Eifers und Entgegenkommens mochte Schumann bestimmen, seinen Einfluß als Dirigent der Selbsttätigkeit der vereinigten Chor- und Or-

chesterkräfte unterzuordnen. Gegenseitige Gewohnheit oder amtliche Beziehungen verbanden Schumann nicht mit der königlichen Musikkapelle, die er nur als Verfasser der Faustmusik ausnahmsweise zu leiten die Erlaubniß erworben hatte. Er sah sich deshalb auf dasjenige Maß erwünschter Autorität beschränkt, das ihm die Anerkennung seiner schöpferischen Bedeutung freiwillig zubilligen mochte.

Sigfrid brachte in die erste Probe — die erste grössere, welche er überhaupt erlebte — diejenigen Voraussetzungen mit, welche soeben das Verhältniß des Leitenden und der Ausübenden gekennzeichnet. Er kam aber bald zur Einsicht, daß auch in dieser Richtung Ideal und Wirklichkeit sehr verschieden von einander sein können. Die Probirenden gaben sich teilweise einer geschwätzigen Heiterkeit und Unruhe hin, die weder von dem ernsten Karakter der Musik veranlaßt sein konnte, noch der Würde einer Gesellschaft zu entsprechen schien, deren Aufgabe es war, ein neues Tonwerk von grosser Schönheit, zur Feier des höchsten Genius deutscher Dichtkunst, mit Verständniß sich anzueignen und angemessen auszuführen. Nicht selten brachte die Unaufmerksamkeit der Ausübenden ein chaotisches Durcheinander hervor, dessen haüfige Wiederholung auf den teilnehmenden Zuhörer verzweiflungsvoll wirkte. — Aber als inmitten eines schmelzenden Pianos trotz aller Wiederholungen ein völlig unharmonischer Hornton ungeschlacht beharrlich dareinschmetterte, da konnte die Entrüstung nur überboten werden durch die Bewunderung der stets sich gleichbleibenden Geduld, mit der Schumann jedesmal den Taktstab auf den Pult legte, etwas erregt die Hände rieb, aber mit höflicher Freundlichkeit um abermalige Wiederholung der Stelle bat. — Dem schnöden Spiele machte erst die Dazwischenkunft der Frau Klara ein Ende, die den Bläser ersuchte, den falschen Ton in seiner fehlerhaft geschriebenen Stimme zu verbessern. — Einem Manne wie Robert Schumann begegnete das in einem Werke wie seiner Faustmusik! Welche Aussichten für Sigfrid, der sein schönstes Lebensziel suchte in der Tätigkeit eines Musikleitenden! — Hingebendes und begeistertes Verständniß fand Schu=

mann, wie überall, so auch in Dresden, zuerst nur bei einem Teile der vorurteilsfreien Jugend.

‚Er steht fast ganz isolirt hier' — schrieb sein glühender Verehrer an den Bruder in der Heimat, wo dieser die Sommerferien der Berliner Universität verlebte. — ‚Schumann ist hier ganz unverstanden geblieben, scheint sich aber so wenig darum zu bekümmern, daß er es gar nicht merkt, wie die Schar der Filister ihn anglotzt und umkläfft, nicht anders als die Kinder und Hunde eines entlegenen Bergkessels, durch dessen Dörfchen der Zufall die seltene fremdartige Erscheinung eines gebildeten Menschen führt.' —

Über Dinge, die Gemüt oder Fantasie erregten, ein ruhiges verständiges Urteil abzugeben, das gelang dem jungen Schwärmer höchst selten. So lautete auch die Äusserung über Schumanns Faustmusik überschwänglich wie ein Dithyrambos.

‚Kein Ausleger des Goetheschen zweiten Teiles des Faust hat Schumanns Offenbarungen je erreicht' — schrieb er den Seinigen unter den mächtigen Eindrücken des soeben aufgeführten Werkes. — ‚Fragt aber nicht mich nach der Lösung des mystischen Rätsels. Ich kann Euch nur auf Schumanns Musik verweisen. Sie hat mich auch wieder überzeugt, daß die Sprache der Töne erst da anhebt, wo die Sprache der Begriffe sich bankrott erklären muß. Ja! — hier macht die Musik das Unzulängliche zum Ereigniß! — Das Unbeschreibliche hier ists getan! — Und mich dünkt, in diesen wunderbaren Sphärenklängen spüre ich die Morgenluft und das Morgenrot eines neuen Tages im Himmelreich der Musen.' —

Während der Aufführung dieses Werkes, welchem damals die vom Hofkapellmeister Reissiger vortrefflich geleitete Musik Mendelssohns zu Goethes ‚Walpurgisnacht' voraufgieng, hatte Sigfrid Gelegenheit, die handschriftliche erste Partitur Schumanns mit der lebendig vorüberrauschenden Darstellung zu vergleichen. Wie wälerisch, wie kritisch im kleinsten Einzelnen gieng der Meister bei der Ausarbeitung zu Werke! — Wie viel hatte er verworfen, geprüft, gefeilt, bis der genügende Ausdruck endlich gefunden war! Sigfrid erfuhr schon ähnliches,

so oft er mit Robert Franz am Instrumente neue oder alte Entwürfe prüfte.

Damals und auch jetzt wieder geriet er hart ins Gedränge mit seiner Ansicht, das geheimnißvoll inspirirte, rein persönliche Gutachten sei das einzig richtige Maß des Schönen und Wahren. Er hatte die Notwendigkeit der Selbstkritik zwar schon eingeraümt; die Schumannsche Partitur gemahnte ihn wieder daran: allein er wurde von kräftigen Irrtümern noch zu fest gefangen gehalten, um sich über seine heidnisch-dilettantische Lebens- und Kunstanschauung praktisch erheben zu können.

Die Einsamkeit seines Lebens in Dresden bot Raum genug zu selbstbeschaulichen Betrachtungen. Doch ihre Schwere wurde bald drückend.

‚Ich begreife die Qualen des Tantalus‘ — schrieb er. — ‚Zum Hunger bin ich zwar nicht verurteilt, aber zum Schweigen. Es gibt hier Menschen genug — ja ich ärgere mich fast, daß es so viele sind. Darunter begegne ich nicht selten solchen, die ganz aussehen wie junge Maler, Musiker oder andere Künstler. Zuweilen wird es mir auch zur Gewißheit, daß es solche sind. Denn im Vorbeigehen höre ich manches bestätigende geflügelte Wort. Neulich spotteten Zwei über den ehrwürdigen Krebskanon. Andere hörte ich Schumanns ‚kreisförmige‘ Taktirmethode unverschämt kritisiren. Wie gern wäre ich dazwischen gefahren! — Aber der fruchtreiche Ast schnellte empor — unerreichbar! — Du armer hungriger Tantalus!‘ —

Das Gefühl der Einsamkeit ward endlich unerträglich für dieses mitteilsame Herz, auf welchem so schwere Erfahrungen und Sorgen lasteten. In Dresden lebte ein Verwandter des Herrn Volker. Derselbe, Sigfrids Altersgenosse, war Mitglied der königlichen Hofmusikkapelle. Ausser Schumann war der jüngere Volker der einzige Mensch in Dresden, von dessen Dasein Sigfrid durch seinen früheren Mentor näheres wußte. Da er Groll gegen diesen nicht hegte, ihn also noch weniger auf dessen Vetter zu übertragen vermochte, so erfüllte der Einsame in seiner Herzensnot nur eine Pflicht der Selbsterhaltung, indem er die Bekanntschaft des Vetters suchte. Dieser er-

wies sich sehr entgegenkommend und gestand bei bald erreichter Vertraulichkeit, wie junge Leute sie einander leicht entgegentragen, daß der Verkehr mit seinen unmittelbarsten Kunstgenossen ihm oft sauer werde; daß er unter der materialistischen Richtung, unter der ‚geistlosen‘ Pflichterfüllung der meisten von ihnen zu darben und zu leiden habe. ‚Seien Sie froh‘ — setzte er hinzu — ‚Sie haben ein besseres Loos gezogen; mag der Orchesterspieler auch vor dem äüssersten Mangel geschützt sein; Seide spinnen kann er mit seinem schmalen Einkommen gewiß nicht.‘ —

Wie trostreich waren diese und ähnliche Äüsserungen für den, der fortgesetzt gedrängt wurde, das Ziel einer solchen Lebensstellung als Violoncellspieler zu erstreben! —

Auf der Villa Grassi erschien der junge Volker zum ersten Mal als Führer und Begleiter seines neuen Bekannten. Ein guter Dresdner, liebte er weite Spazirgänge und forderte diesen dazu auf, so oft königlicher Dienst und Privatverpflichtungen es gestatten mochten. Auch die Tischgesellschaft Volkers lernte Sigfrid durch ihn kennen. Aus den mitgeteilten Klagen über den Verkehr mit Kunstgenossen erklärte es sich, daß jene Gesellschaft aus anderen, sehr verschiedenen Elementen bestand. Volker war der einzige Musiker an dem täglichen Mittagstische. Die Gesellschaft war indessen wenig anziehend, wie denn auch der Verkehr mit Volker die Hoffnung auf längere und eng verbindende Dauer nicht zu erwecken vermochte, da die Zal der Dinge gemeinsamen Anteiles dergleichen nicht zu rechtfertigen schien. —

Ebenso wenig wollte sich mit Otto Kade ein näheres Verhältniß einrichten. Derselbe lebte mit dem Schwerpunkte seiner musikalischen Befriedigung in Italien, wie es im sechszehnten Jahrhundert gewesen war. Über die Zeit jener Kunstblüte heiliger Musik gewann Sigfrid durch den sehr unterrichteten Kunstgenossen manche schätzbare Belehrung. Auch versprach dieser, dem berühmten Organisten Schneider des zwecklos in Dresden Lebenden Wunsch vorzutragen, unter seiner Anleitung die unterbrochenen Orgelstudien wieder aufzunehmen: allein zu

befriedigender Gegenseitigkeit selbst nur eines gelegentlichen Austausches der Meinungen gedieh der Verkehr bei seiner kurzen Dauer nicht.

Die wachsende Pein der Vereinsamung konnte zwar nicht überwunden, aber doch vorübergehend vergessen werden durch öfteren Besuch des vorzüglichen Hoftheaters und der Kunstsammlungen, denen Sigfrid täglich einen Teil der Morgenstunden widmete. Wenig befriedigte ihn die Aufspeicherung der Kostbarkeiten, welche im sogenannten ‚grünen Gewölbe‘ aufbewahrt und gezeigt werden. Fürstliche Pracht und Prunk jeder Art erschien ihm nicht allein wertlos, sondern machte ihm stets den Eindruck verschwenderischen Übermutes. Nur denjenigen Dingen der berühmten sächsischen Sammlung und solchen Prunksachen königlicher Schlösser konnte er seine Aufmerksamkeit nicht versagen, die als geschichtliche Erinnerungen oder als Denkmäler und Zeugnisse bürgerlichen Fleisses und kunstfertiger Geschicklichkeit Anteil erregen. —

Dagegen fehlte er an keinem Tage in der reichen Gemäldesammlung der Gallerie, die damals noch in dem alten Gebaüde am Neumarkte sich befand. Hier zog es ihn fast ausschließlich immer wieder in den Saal, wo unter den Gemälden der Blütezeit italischer Kunst die Madonna Sistina unbestritten den ersten Rang behauptete. — Im Anschauen dieses höchsten der Rafaelschen Meisterwerke traümte er sich mit Wehmut in jene versunkene Kinderzeit zurück, da er mit dem wunderwirkenden göttlichen Christkinde und den Scharen seiner himmlischen Gespielen, der seligen Engel, im vertrautesten Umgange gelebt. — Er fühlte die Augenblicke wonniger Rührung, reuiger Zerknirschung in seinem Herzen wie Töne aus weiter Ferne nachklingen; er gedachte der heissen Thränen, die seine Wangen netzten, wenn er nur einen der heiligsten Namen aussprechen mußte oder aussprechen hörte: das war nun alles längst vorüber! Der Anblick des hohen Kunstwerkes; das holde Kind auf dem Arme der frommen Mutter, die — wie jene andere verklärte Jungfrau — in göttlicher Reine gleich leibgewordener Segensfülle aus siebenfältig erhöhtem Lichte erdenwärts niederschwebt, ge-

tragen von leuchtendem Gewölke; und dies Gewölk, das dem forschenden Auge sich verwandelt in Legionen Engel — oben, zur Seite, überall; und die liebevoll demütige Verehrung der Himmlischen und Sterblichen; das alles gemahnte nur zu deutlich daran, wie Leben und Seele des Beschauenden seit jenen Tagen der Kindheit so ganz anders geworden sei. Damals freilich gab es noch keinen tiefen Seelenschmerz — aber auch keinerlei Zweifel! Ach, gäbe es doch den nicht — keinen Zweifel! — Was hatte diese unheimliche Macht in dem kurzen Leben schon alles verwüstet! — Fast nichts mehr war übrig geblieben, was der Zweifel noch hätte zerstören können. Auch die Hoffnungen der letzten Tage verwandelte sein Basiliskenblick in schmerzliche Taüschungen und sogar den Trost der Erinnerung vergällten ihm zweifelmütige Stimmungen.

‚Ich will es nicht dem Gedächtnisse aufdrängen' — so klagt das grüne Buch —, ‚was alles auf mich einstürmte im Juni — wieder einem Juni, diesem unheilvollen Monate, wo der Schmerz nun schon zwei Mal so reiche Ernte gehalten! Ich will aller vergeblichen Bemühungen, aller gescheiterten Hoffnungen, aller trüben Stunden kleinmütiger Verzagtheit, aller herben Notwendigkeiten selbstlosen Entsagens nicht mehr gedenken: Ach, was nützt, was hilft es, solches Weh dem Gedächtnisse aufzubürden? — Es ist fruchtlos — fruchtlos wie alles Wünschen und Hoffen — wie selbst das bescheidenste Erwarten fruchtlos war. — Schumann riet mir wieder, durch Schriftstellerei Brot zu suchen Das ist leicht gesagt, aber schwer auszuführen, zumal in der Zeit der Belagerungszustände. Und was sollte aus der armen Dirne, meiner treuen Muse, werden, müßte ich anstatt der Noten mich entschliessen, trockene Buchstaben zu schreiben! — O Gott! — Einen Blick in die Zukunft! — So seufzte ich oft, so seufze ich wieder und wer weiß, wie lange, wie oft ich noch so zu seufzen haben werde.' —

Lange Zeit mochte verflossen sein, da er zum letzten Male den Namen Gottes hülfeheischend angerufen! — Dieses Mal glich die zum Wanken gebrachte Konsequenz der angewandten Lebensweisheit einem Wellenschlage, welchen Gewitterwindstoß auch

in stehendem Gewässer erzeugt. Das Wasser stand wieder still, sobald der Sturm schwieg. Es war nur noch trüber worden als zuvor. — —

Je länger der Aufenthalt in Dresden unter den gegebenen Umständen sich ausdehnte, desto mehr trat das Bedürfniß in seine Rechte, die Leere auszufüllen, welche Mangel an zusammenhangender geistiger Tätigkeit Tag für Tag unerträglicher empfinden ließ.

Die reichen Hülfsquellen der Stadt; die durch Kade's begeisterte Vorliebe angeregte nähere Einsicht in die Blütenwelt einer entlegenen Kunstperiode; die wiederholte Aufforderung Schumanns, schriftstellerische Bahnen zu beschreiten: das alles lenkte zu dem Gedanken, einen längst gehegten Wunsch ins Auge zu fassen, dessen Ausführung wenigstens durch Ungunst der Zeitverhältnisse und ihrer Einwirkung auf die Tagespresse nicht gehemmt werden konnte.

In der fast überhaüften vorhandenen Literatur über tonkünstlerische Stoffe und Fragen hatte sich schon lange eine wesentliche Lücke fühlbar gemacht: es fehlte nämlich durchaus an einer geschichtlichen Darstellung der Tonkunst vom Standpunkte einheitlicher, kulturhistorischer Auffassung ihres Wesens und ihrer fortschreitenden Entwicklung. Zwar fanden sich seit den ältesten Zeiten theoretische, biographische, ästhetische, kritische, monographische und enkyklopädische Arbeiten in Menge vor; allein der vorhandene Stoff konnte dem Bedürfnisse eines einheitlichen Geschichtsvortrages nicht genügen, sondern nur als vorbereitetes Material für einen solchen gelten. Eine sogenannte pragmatische, die ganze Entwicklung wesentlich erfassende Musikgeschichte fehlte durchaus. Der einsame Dresdner war gewiß nicht der Erste, welcher diesen Mangel entdeckte. Ebenso wenig mochte es ihm entgehen, daß wol manche Versuche gescheitert wären an den kaum zu bewältigenden Schwierigkeiten einer solchen schöpferischen Unternehmung. — Allein die Spannkraft der Jugend läßet sich auch von den weitsehendsten Entwürfen nicht abschrecken. ‚Man könnte den zu den Glücklichsten zälen, der die meisten Schwierigkeiten vor sich aufge-

thürmt siehet und den Muth und die Überzeugung besitzt, sie zu besiegen': so hatte einmal der Vater geschrieben. Da es zu den vornehmsten sittlichen Pflichten Sigfrids gehörte, das erreichbar höchste Glücklichsein als letztes Ziel seiner Lebensaufgaben zu erstreben; so konnte nach des Vaters Anschauung, die der Sohn von Herzen teilte, der Sieg über Hemmnisse ihm nur als eins der Mittel scheinen, welche zu befriedigender Lösung jener Aufgaben beitragen mochten.

Indem er sich aber eingehender mit den Voraussetzungen eines solchen umfassenden Unternehmens beschäftigte, mußte er bald zur Einsicht gelangen, daß nicht einmal die notwendigsten Vorbedingungen einer nur obenhin genügenden Ausführung desselben ihm ausreichend zur Verfügung ständen. Vorzugsweise beunruhigte ihn die Frage, ob dem allgemein Menschlichen gegenüber eine Kunstanschauung als Grundlage der geschichtlichen Darstellung genügen dürfte, die unter den Einflüssen ganz besondersartiger Erlebnisse aus rein persönlicher Abstraktion, wenn gleich mit innerer Notwendigkeit, sich systematisch krystallisirt hatte. Diese Frage mochte sich lösen nur durch eingehenden Vergleich der eigenen Ansichten mit denjenigen hervorragender Autoritäten der Weltweisheit. Die Hegelsche Philosophie, deren Absenker nach rechts und links bereits weit auseinander gegangen waren, beherrschte noch die jungdeutsche Theologie in ihrem Kampfe gegen den Vulgärrationalismus und vermittelst der Hörsäle besuchter deutscher Hochschulen — namentlich Tübingens — bestimmten Hegelsche Ideen einem breiten Strome der Nation die Richtung des geistigen Lebens.

So beschloß der mit hohen Entwürfen erfüllte ruhelose Kopf, zunächst durch möglichst vertieftes Studium der Hegelschen Ästhetik den ersten notwendigen Schritt zu tun, der ihn, wie er hoffte, der Ausführung des umfassenderen Unternehmens, eine pragmatische Geschichte der Tonkunst schreiben zu können, um ein Bedeutendes näher bringen werde.

Während solcher Erwägungen und Pläne über manche unbeschäftigte Stunde der Einsamkeit hinwegtrugen, bildete das autodidaktische Studium der Fugenform den Stoff nützlich an-

gewandter Tätigkeit, die indessen von mancherlei Zerstreuungen in ihrem stetigen Zusammenhange unterbrochen wurde.

Zu diesen gehörte zum Beispiel auch die neugierige Besichtigung mehrer Haüser an der Lüttichaustrasse. Es war diese damals die jüngste Strasse in jener Gegend. Sie bildete die aüsserste Grenze des Strassennetzes von Dresden und war kaum mit einem Dutzend Haüser nur an einer Seite angebaut. Gegenüber lagen Gärten und ungepflegtes Grünland. Ohne Pflasterung zog sich die langsam entstehende Strasse hindurch bis zur Bürgerwiese.

Man rühmte die behagliche Eleganz der Einrichtung jener neuen Haüser und Wohnungen der Lüttichaustrasse, schilderte sie mit den belebtesten Farben der Fantasie, stattete sie aus wie das deutsche Märchen seine Feenpaläste und verzauberten Schlösser; so daß Sigfrid beschloß, seiner Neugierde nachgebend, das Innere jener von begüterten Fremden bewohnten Behausungen kennen zu lernen. —

In der gewältesten Toilette, die ihm zu Gebote stand, führte er sich in mehre Haüser ein unter dem Vorgeben, eine elegante grössere Wohnung ermieten zu wollen. Durch einen fremdartigen Akzent und gemessenes Benehmen suchte er seinem Vorwande grössere Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Mit geteilter Empfindung nahm er wahr, daß die Schwäche deutschen Volkskarakters sich mit Erfolg zu seinem Zwecke nur allzu bereitwillig ausbeuten ließ. Ein vornehm aussehender Mann mit feinen Manieren und fremder Mundart, ohne Zweifel auch reich: das ist gar zu bestechend für einen deutschen Hausmann. Sigfrid befriedigte seine Neugier und belohnte die genossenen Aufmerksamkeiten der Führenden nach Vermögen. —

Als der Abenteurer nach Hause zurückgekehrt war, um eine begonnene Vokalfuge zu vollenden, erwartete ihn dort eine Briefsendung aus der Heimat. Der Inhalt dieser Sendung fuhr wie eine frische Brise in die Dunstmassen aller gehegten Entwürfe und Pläne und schwellte endlich wieder die Segel der Hoffnung, welche bei der herrschenden Windstille in schlaffen Falten am Maste des Fahrzeuges traurig herniedergesunken ge-

wesen. Solche unerwartete Wirkung brachten folgende an Karls Adresse von Berlin aus gerichtete Zeilen einer dortigen Versorgungsagentur hervor:

‚Hiermit zeige ich Ihnen an, daß ich eine gute Stelle habe für den jungen Mann, den Sie zu placiren wünschen. Haben Sie nun die Güte, mir umgehend mitzutheilen, wo ich denselben treffe, um ihm schleunig Anzeige zu machen. Denn derselbe soll so rasch wie möglich eintreffen. Die Stelle ist nahe bei Potsdam. Ihre sofortige Entgegnung erwartend zeichne‘ u. s. f.

Die geforderte Eile war eben recht. Zu ordnen und zu packen gab es nicht viel. Abschied von Schumann und den beiden jüngeren Bekannten wurde schriftlich genommen.

Gegen Abend desselben Tages erreichte der wie ein geschleuderter Gummmiball Emporgeschnellte Leipzig. Nächtliche Verbindung mit Berlin gab es derzeit hier nicht, wie nirgendwo auf deutschen Eisenstrassen. Uly und Frau Lack erhielten die erforderlichen Weisungen in Bezug auf die einstweilen zurückbleibenden wenigen Besitztümer und — Freunde. Uly erinnerte an das Röschen. ‚Bringe ihr meinen Scheidegruß‘ — antwortete Sigfrid mit innerer Bewegung. ‚Zu ihr darf ich nicht. Sie weiß warum.‘ —

Uly suchte nachdenklich sein nächtliches Lager. — Schlafen? — Sigfrids Erregung schrak zurück vor dem bloßen Gedanken. Er eilte in die Stadt und traf keinen anderen Bekannten, als einen betagten, etwas übel berufenen Studenten. Gleichviel! — War es doch kein Fremdling. Mit überwallender Freude schloß er ihn, von dem er früher sich stets geflissentlich fern gehalten, in dem stürmischen Augenblicke der willkommenen Begegnung in die Arme. Jener wußte nicht, wie ihm geschah. Er hörte mit sprachlosem Erstaunen den Schwall der beredten Eröffnungen an. Der Erregte fand kein Ende, auf alle erdenkliche Weise den Anderen an seiner Freude teilnehmen zu lassen. Nach einer wüsten durchschwärmten Nacht kehrte Sigfrid nach Hause zurück, um sich zur Abreise nach Berlin zu rüsten.

Nachdem er hier sein Gepäck dem Thürhüter des Anhaltischen Bahnhofes übergeben, eilte er ohne Verzug nach der Schützenstrasse, wo die bezeichnete Versorgungsanstalt ihren Geschäftsraum hatte. ‚Der Auskunfterteilende sei erst um zwei Uhr nachmittags zu treffen.‘ — Es war kaum zwölf Uhr mittags, als dieser fatale Bescheid erteilt wurde.

Wohin nun während der langen zwei Stunden? — Der Bruder weilte in der Heimat. Andere Bekannte gab es nicht in der weitlaüfigen Stadt. — Er hätte eine Erfrischung nehmen können. — Aber sein ganzes Wesen erfüllten nur die Gedanken seiner jungen Hoffnung. Er liebte sie feurig, als wäre sie seine verlobte Braut — ein lebendiges holdes liebreizendes Geschöpf. Essen und Trinken vergaß er. Er vergaß auch den Sonnenbrand der Mittagsglut, die auf den fast menschenleeren Strassen lagerte: — so gedehnt, so staübig, so schnurgerade, wie die Linie eines Garderegiments! Er vergaß seine Ermüdung, während er zwecklos mit verhaltenem Jauchzen eine Strasse nach der anderen entlang eilte, als gelte es in dringenden Geschäften ein entlegenes Ziel zu erreichen. Fast vergaß er sogar den Rückweg nach der Schützenstrasse; und es fehlte nicht viel, so hätte er auch die bestimmte Zeit vergessen, wo er die Auskunft erfahren sollte, welche ihn auf den Schwingen neuen Hoffens der Wirklichkeit entrückte. —

Schweißtriefend erreichte er nicht ohne das Aufgebot der aüssersten Anstrengung seiner Kräfte dennoch rechtzeitig das Ziel. Er wurde von einem freundlichen Herrn, der sogleich sein Vertrauen gewann, artig begrüßt und erfuhr Folgendes.

Es handle sich um den Unterricht der Kinder des Gutsbesitzers Stier zu Kaput, einem an der Havel malerisch gelegenen, hübschen Dorfe unweit Potsdams. — Hundert Thaler jährlich und freie Station seien die Bedingungen. Dringendste Eile sei sehr gewünscht worden. Der nächste Eisenbahnzug nach Potsdam müsse genommen werden. Dort werde eine Droschke zu finden sein, die den Reisenden nach dem nahen Dorfe führen wolle. Vorsicht empfehle sich bei der Lohn-

berechnung des Kutschers, wolle man nicht geprellt werden. Alles Übrige werde sich bald genug durch Augenschein und Vereinbarung klar stellen.

Nach etwa zwei Stunden saß der Reisende in einer bequemen Potsdamer Droschke und fuhr dem völlig unbekannten Ziele pochenden Herzens entgegen.

2.

Pegasus im Joche.

Die Havel bildet Potsdam, Sanssouci und dem Wildparke gegenüber längs ihres Laufes einen malerischen Thalrand. Bewaldete grüne Sanddünen, die denselben begrenzen, treten bald dem breiten blauen Flusse näher, bald entfernen sie sich weiter von ihm. Hart dem Ufer entlang zieht sich ein gepflegter Fußsteig hin. Mehr dem Hügelzuge folgt ein sandiger Weg für Fuhrwerk.

In diesen Weg lenkte die Droschke ein, sobald sie das Weichbild der Stadt erreicht hatte. Die von der Abendsonne beleuchteten Gärten, Kirchen, Schlösser und Waldungen des gegenüberliegenden Ufers gewährten, wo Waldblößen es gestatteten, anziehende, wechselvolle Landschaftsbilder. Die Glut des Tages hatte wohltuender Abendkühle nachgegeben. Geräuschlos und langsam arbeitete das einspännige Gefährt, dessen Dach zurückgeschlagen war, sich vorwärts durch den tiefen weichen Sand des Weges, der von keinem Wagen, von keinem Wanderer, ja nicht einmal von einem zu Nest fliegenden Vogel belebt wurde. Die einsame Stille unterbrach nur einigemal der gleichmässige Takt einer fernen Holzaxt, deren Wirken hie und da in aufgeschichteten Scheiten am Wege sich bemerkbar machte. Im Gegensatze zu dem Rennen, Rauschen und Treiben

in Dresden, Berlin und Potsdam diese völlig veränderte Welt einer menschenleeren, fast melancholischen Waldeinsamkeit! — Vielleicht hätten die unbewohnten Ufer des Mississippi oder Arkansas ähnliche Eindrücke hervorgebracht. —

‚Es ist besser so! — Ist doch dies deutsches Land — und nahe bei Berlin, wo der Bruder bald wieder leben wird; — unmittelbar bei Potsdam, bei dem herrlichen Park von Sanssouci — beim Marmorpalais — bei dem behaglichen Scharlottenhof mit seinen pompejanischen schwebenden Göttinnen, den unerreichten Meisterstücken antiker Malerei — nahe der grossen Fontaine, an der wir uns nicht satt sehen konnten damals, als wir mit dem teueren Vater die glücklichen Wochen in Berlin verlebten!

‚Stier? — Kaput —? — Albernheit! — Wer wird sich durch zufällige Namen erschrecken lassen! — Still! — — Es war die Holzaxt. — Schwager, wie viele Särge mögen aus dem Baume da wol geschnitten werden können?‘ —

„Sie seien wol 'n Tischler, he? — Ich verstehe mir nich dadruf. Des hat ja noch Zeit. — Ich denke doch, die jrosse Armee da droben soll mir sobald nich als Rekrut einberufen. — So'ne Order jebrauche ich hoffentlich noch längst keene nich anzunehmen.“

— ‚Annehmen oder ablehnen? — Was kann mir denn jetzt erwünschter sein, als eine fruchtbare Musse im Schoſze einer ländlichen Familie? — Die Musikstunden werden mich fördern — und den ganzen Tag werden sie doch nicht kosten. — — Schwager, die Kirche dort ist wol schon Kaput?‘

„So is es. — Wo fahren Sie denn zu?“ —

‚Zum Herrn Gutsbesitzer Stier.‘

„Stier heeſzt der? — Daſz dich der Bock! — Na! — Mich kann des eenjahl sind. Ich heeſze Jott sei Dank Schulze.“—

‚So wissen Sie nicht, wo er wohnt, Schulze?‘ —

„I Jott bewahre! Woher soll denn ich det wissen? — In dieses elende Nest bin ich jar nich bekennt. Aber wir haben ja 'n deutschen Mund; — werden dem Stier schonst bei die Hörner packen.“ —

Ein hohes eisernes Geländer wird sichtbar. Es begrenzt einen weitlaüfigen wohlgepflegten Garten, in dessen Mitte ein stattliches schloßartiges Gebaüde im Rokkokostile sich wohlhäbig erhebt. —

‚Du, Kleener, wohnt hier der Jutsbesitzer Stier?‘ —

„Jibt's jar nich! — der Amtmann Stier wohnt weiter unten.“ —

Der Wagen fährt weiter und erreicht bald ein von alten Baümen beschattetes hohes, mit Wirtschaftsgebaüden umgebenes Haus im baüerlichen Karakter, aber nicht ohne anziehendes Aüßere.

‚Wer wohnt denn hier?‘ —

„Nu, det wissen Se nich? — Da wohnt ja unser Herr Oberamtmann. Er is aber alleweile in Potsdam.“

‚Meinetwegen mag er im Monde sind; heeßt denn der Jutsbesitzer oder Oberamtmann Stier?‘ —

„I wo! — Der wohnt hier links schrägüber.“

Endlich! — dem forschenden Blicke zeigte sich ein niederes langgestrecktes Haus — lediglich Erdgeschoß mit rotem Ziegeldache. Ein schmaler Gartenraum vor dem Hause ward durch ein niedriges Holzgeländer, in weisser Ölfarbe, von der Strasse getrennt. Eine hohe Steinmauer schloß sich an die Stakete an und erstreckte sich bis zur Ecke der Strasse, bog im rechten Winkel um diese Ecke und entzog ihre unabsehbare Fortsetzung dem flüchtigen Blicke. Über dieser, von einem massiven hölzernen Thorwerk unterbrochenen Umfassungsmauer ragten mehre Strohdächer hervor: — ‚Das sind die Wirtschaftsgebaüde‘ — dachte Sigfrid.

‚Schulze, warten Sie doch kurze Zeit hier. Ich weiß nicht, ob ich über Nacht bleibe, oder mit zurück nach Potsdam fahre.‘

„Na, wenn et nich bis morgen früh dauert| — denn jehn Se man. Ick wer' Sie nich davon rennen; bei den jediejenen Sand schonst jar nich von wejen meinen Braunen; ich jlobe, eh der noch mal nach dieses Nest jeht, kündigt er mich lieber den Kontrakt uf.“

Der Reisende schritt durch die Pforte des weissen Geländers auf das Haus zu. Durch die Thür mit blinkender Messingklinke trat er auf einen mit sauberen Ziegelsteinen gepflasterten Hausflur. Eine jugendliche weibliche Gestalt, lang, schlank und weiß wie eine Lilie, doch weniger blumenhaft, trat ihm fragend entgegen.

‚Ich suche den Herrn Gutsbesitzer Stier.‘

„Ah! — den Amtmann Stier. — Der Vetter wohnt nicht hier.“ —

‚Auch nicht hier? — Aber wo finde ich denn endlich den Herrn?‘

„Für einen Fremden mag das nicht leicht sein. Bitte, wollen Sie mir folgen?“ —

Sie schritt voran und wendete sich einem Seitenpförtchen zu, welches jene hier einspringende Umfassungsmauer von dem soeben verlassenen niederen Hause trennte.

‚Hier!‘ — sagte die Liliengestalt, das Pförtchen öffnend, und sich darnach zurückziehend.

So wie der Halbverwirrte durch die Pforte getreten, ward er begrüßt von einem leidenschaftlich bellenden und heulenden zottigen Hofhunde. Glücklicherweise war das aufgeregte Thier an seine Hütte gefesselt. Ein Knabe sprang herbei und beruhigte das wütende Gekläff, ohne indessen den Ankömmling, den er mit scheuen neugierigen Blicken musterte, zu begrüssen. Gänse, Hühner und Tauben ergriffen mit lautem Schreck — ein jedes in seiner Art — gleichzeitig die Flucht. Die ganze Natur schien sich über den Eindringling zu empören. In genügender Ferne von der Hundehütte faßte er Posto und überschaute die Umgebung: er befand sich auf einem geraümigen vierseitigen ländlichen Hofraume, begrenzt von der einen Seite durch die hohe Mauer, die ihm jetzt im Rücken lag. Die anderen drei Seiten schlossen langgestreckte Gebaüde ein, sämtlich mit Strohdeckung. Der Hofraum war gepflastert mit Straßensteinen. Ziemlich genau in der Mitte belegen, öffnete sich ein kreisförmiges grosses Becken, bis zum Rande angefüllt mit einer trüben Flüssigkeit, die so übelriechende Dünste aus-

hauchte, daß auch ein der Landwirtschaft völlig Unkundiger über den Karakter dieses Stoffes keinen Augenblick in Zweifel bleiben konnte.

Am gegenüberliegenden Rande des mephitischen Beckens, dessen unbedeckte Oberfläche etwa zwanzig Fuß im Durchmesser betrug, standen zwei Männer, die einzigen lebenden Wesen, welche dem Fremden keine Aufmerksamkeit zu widmen schienen. Der eine war, so schien es, ein Arbeiter in Hemdärmeln, deren Farbe einer Tuschschattirung glich; der andere, ein Mann mittlerer Größe, lehnte seine schlanke, fast schmächtige, in ein langes graubraunes Hauskleid gehüllte Gestalt auf ein spanisches Rohr; das wohlgeformte Haupt bedeckte eine platte Deckelmütze, unter der ein feingeschnittenes Gesicht hervorblickte.

Es vergieng geraume Zeit, bevor der Arbeiter entlassen wurde. Dann wandte sich der Mann im braünlichen Gewande dem in Betrachtungen verlorenen Fremden zu.

‚Ich suche den Herrn Amtmann Stier‘ — sagte dieser, durch die gemachten Erfahrungen zweifelhaft geworden.

„Der bin ich“ — belehrte ihn der Amtmann und führte den ‚von der Berliner Versorgungsanstalt hieher Gesandten‘ an dem entsetzlichen Becken vorüber in den Flügel des Hauses, der in einer Linie mit dem Pförtchen lag, durch welches dieser eingetreten war. Ohne Vorplatz gelangte man unmittelbar vom Pflaster des Hofes in einen engen Raum, wo mehre Betten aufgestellt waren. Erstickende Luft erfüllte denselben.

‚Hier schlafe ich mit meinen drei Söhnen‘ — sagte der Amtmann und den Raum durchschreitend öffnete er eine Thür, durch welche beide zwei Stufen abwärts in einen schmalen, lang gedehnten Saal gelangten. Seine drei Fenster waren von Weinlaub umrankt. Ihnen gegenüber stand ein Sofa mit Tisch und Stülen. Oberhalb des Sofas bedeckte ein langer Spiegel mit schwerem, vergoldeten Fusse — ein sogenannter Trümeau — die Wand. Indessen war die Decke des Zimmers so niedrig, daß sie dem Spiegel nicht Raum gewährte, aufrecht zu stehen. Man hatte ihn deshalb in horizontaler Richtung an der Wand befestigt. So ragte er an beiden Seiten über die

Grenzen des Sofas hinaus und schien in seiner unbequemen Lage an vergangene Tage höheren Glückes zu mahnen. Dies bestätigte auch die Schadhaftigkeit der Vergoldung des Rahmens; die sämtlich verbrauchten Zimmergeräte von abgeschabtem, politurlosen Mahagoni, ein altes Klavier in Tafelform und die Fenstervorhänge von Tüll, dessen ungleichförmige Poren stellenweise den Umfang eines Kinderkopfes erreichten. — Auch hier drangen vom Hofe her jene gasförmigen Übelstände der Landwirtschaft feindlich ein. —

‚Auf diesem Sofa werden Sie einige Nächte recht gut schlafen, bis wir Ihre Wohnung einjerichtet haben' — bemerkte der Amtmann. Sigfrid zögerte mit einer Antwort.

‚Na — nur nicht ängstlich', fügte jener mit jovialem Lächeln hinzu — ‚Et wird schon jehn, wenn Sie auch nicht an eine so elegante jrosse Schlafstelle jewöhnt sind. Die Nacht lasse ich Sie nicht fort.'

Es blieb keine Wal. Der Eingefangene eilte zu der zurückgebliebenen Droschke und erzälte dem Kutscher, gleich einem alten Freunde, wie und wo der Amtmann Stier endlich gefunden sei.

‚Des dacht ick mir jleich' — sagte Schulze lachend mit einem Seitenblicke auf das Strohdach —, ‚der Stier wird man bloß im Kuhstall zu finden sind.' —

Er stieg auf den Bock und seinen Braunen herumlenkend rief er dem jungen Mann, der ihm nachschaute, warnend zu: ‚Passen Se man uf, daß er Ihnen nich stößt.'

Koffer und Nachtsack lagen auf der Strasse im Sande. Sigfrid schaute verlangend um sich. Es zeigte sich nirgendwo eine hülfreiche Hand. — Er belud sich mit dem Gepäcke, was er nie zuvor getan, und trug es auf den Hof. Dort erwartete ihn der Amtmann. Er ließ jenen das Gepäck in den Saal tragen, ohne seine Hülfe ihm anzubieten.

‚Auf dem Lande muß Jeder sich selbst helfen' — erklärte er. — Sigfrid schaute sich nach einem Waschgefäß um. Er bedurfte der Erfrischung.

‚I wo!' — rief der Amtmann. — ‚Wir waschen uns des

morjens; das ist jenung. Sie werden doch mit dem kostbaren Wasser nich so uhrschen. Wie ein solcher Schmutzfink sehen Sie mir auch jar nich aus. Kommen Sie, ich will Sie mit meiner Familie bekannt machen. So ein hübsches feines Kerlchen darf nicht schenant sein. Kommen Sie man, wie Sie sind.'

Er führte den Seufzenden wieder um das abscheuliche Becken herum nach dem gegenüberliegenden Flügel des Hauses: zwei Stufen aufwärts gelangte man durch die geöffnete Thür gerades Weges in die Küche. Auch hier fehlte jeglicher Vorplatz, sodaß die Küchenthür zugleich die Wohnung nach aussen hin verschloß. Unmittelbar aus dem engen Küchenraum öffnete ein anderer, schwarz beraücherter Eingang ein grösseres düsteres Gemach mit zwei Fenstern nach dem Hofraume. Die Fenster lagen ungewöhnlich hoch. Eine hölzerne braungebeizte Erhöhung — der Thron genannt — führte einige Stufen hinan zu der Aussicht auf den Hof. Auf dem Throne stand eine Futterkiste mit Hafer gefüllt! — Ein unförmlicher grosser Kachelofen, dunkele von langjährigem Rauch geschwärzte Wände, dazu die anbrechende Dämmerung: das alles vereinigte sich mit dem spärlichen Lichte, das durch die, in allen Regenbogenfarben schillernden Glasscheiben sehr gehemmt in den Raum drang, um den Eindruck des Schmutzigen und Düstern zu erzeugen. —

Auf den Stufen des Thrones hockten drei Knaben und ein Mädchen. Zwei der Knaben trugen weisse Tücher, die Kinn und Wangen verhüllten und auf dem Scheitel mit dickem Knoten zusammengeschürzt waren. Während die Kinder, in ihrer kauernden Stellung beharrend, verlegen hin- und herrückten, stellte der Amtmann sie dem Alter noch vor:

‚Mein Hildebrand — mein Hadubrand — meine Hildegard — mein Udo. — Mein Hildebrand hat viel Jeist; Jeist ist bei ihm die überwiegende Macht. Wie alle jeistreichen Leute leidet er leider oft an Kopfkolik, wie auch mein Udo, der ihn aber an Jeist bei weitem nicht erreicht. Mein Hadubrand ist ein dummer Bengel, mit dem Sie Ihre liebe Not haben werden. Hildegard und Udo sind noch die richtigen Kälber,

mit denen jar nischt anzufangen ist. Darum haben Ihre vier Vorjänger sich auch ausschließlich mit Hildebrand beschäftigt. Er ist erst dreizehn Gahre, aber das versichere ich Ihnen, der junge Mensch hat den Lehrern oft so warm jemacht, daß sie wie dumme Jungens vis-à-vis vor ihm dastanden — der verflucht'je Bengel, der — hi hi hi!' —

Den höchst peinlichen Redestrom des entzückten Vaters unterbrach eine weibliche Erscheinung, die eben hereintrat. Massiv, wohlbeleibt, die fleischigen roten Arme bis zur Schulter entblößt, das gerötete Gesicht von einem Kopftuche halbverhüllt, wie es die beiden Knaben trugen; das Haupthaar brünett, ohne sonderliche Pflege, war in einem unschönen Knoten am Hinterkopfe zusammengeschnürt: so glich sie mehr einer wohlgenährten Baüerin oder Köchin, als der Gattin des mit städtischen Manieren kokettirenden Amtmannes. Dennoch stellte dieser sie vor als die ‚Mutter meiner Kinder — meine Frau'. —

„Die nächsten Tage werden wir Sie als unsern Gast behandeln" — sagte die Frau Amtmann mit einem herzhaften Händedruck. — „Von Jeschäften können wir morjen reden."

‚Das findet sich alles morjen und übermorjen, bis das Schulhaus fertig ist' — bestätigte der Amtmann.

Man setzte sich an ungedeckter Tafel zum Abendbrot. Dasselbe bestand aus Fleischbrei, sogenanntem ‚Lungenhascheh', und wurde in einer flachen umfangreichen Zinnschüssel, begleitet von dampfenden Kartoffeln in unglaublicher Menge, aufgetragen.

Während des Essens verstummten die Kinder. Auch die Frau und der Herr Amtmann wurden während dieses feierlichen Geschäftes einsilbig. — Den Gast berührte die eingetretene Stille peinlich. Um sie zu unterbrechen, fragte er, ob der hiesige Boden sich besonders günstig erweise für den Bau der Kartoffel?

‚Ja' — antwortete der Amtmann kurz — ‚E r t o f f e l n sind bei uns die überwiegende Macht.' — Das Wort ‚Ertoffeln' schien er mit Absicht zu betonen.

Nach einer geschäftigen Pause nahm Sigfrid abermals das

Wort: ‚Ihre Kartoffeln halten mit den besten Holländischen und Wangerögern jeden Vergleich aus.' —

„Wat sagen Se denn immer Kartoffeln?“ — entgegnete etwas verdrossen der Amtmann — „et heißt doch Ertoffeln.“

‚Ich höre diese Form zum ersten Male' — wandte der Andere ein. — ‚Unsere Bauern nennen die Frucht ‚Erdnöt' — Erdnüsse.' Der Amtmann schien nach einer Antwort auf diese Anspielung zu suchen.

‚Nu weiß der nich mal, daß es Ertoffeln heißt' — lachte Hildebrand dazwischen.

‚I freilich heißt et so', stimmte die Frau Amtmann bei.

‚Mein Sohn Hildebrand hat vollkommen Recht' — bestätigte der Amtmann. — ‚Kein jebildeter Mensch spricht Kartoffel' — det ist jeziert. — Sehen Sie wol, wat ich Ihnen schon jesagt; der Hildebrand, vor dem nehmen Sie Sich in Acht, der raüchert alle Leute an. Er hat verteufelt viel Jeist.'

‚Meinen Sie?' fragte Sigfrid und kämpfte seine Bewegung nieder. Alles verstummte geschäftig aufs neue.

‚Papa' — forschte Hildebrand —, ‚weißt du auch, wo Wangerog liegt?'

‚Wir essen, Hildebrand!' —, bedeutete ihn ernsthaft der Vater.

‚Er weiß et nich' — kicherte Hildebrand und verstummte.

‚Wo liegt es denn?' — fragte Sigfrid — ‚weißt Du es, lieber Hildebrand?'

‚Nu, dat wer' ich wol wissen' — sagte der vorlaute Knabe selbstgewiß —, ‚Wangerog liegt zwischen Norwegen und Dänemark'.

Sigfrid berichtigte die Unwissenheit mit dem guten Rate, künftig nicht vorlaut zu sein.

‚Aber Hildebrand!' — rief die Mutter vorwurfsvoll.

‚Aber Hildebrand!' triumfirte der Vater. — ‚Diesmal hast Du Dich jründlich anraüchern lassen.'

‚Ja! wenn es wahr ist' — verteidigte sich dreist der

Junge — ‚Ich jlaube es nicht eher, bis ichs auf der Karte jesehen habe.‘

‚So ist's recht‘ — antwortete Sigfrid, der alle Kraft zusammenraffte, um ruhig zu scheinen. — ‚Über alle Dinge muß man sich Gewißheit zu verschaffen suchen. Wenn man sie aber nicht hat, ist es besser zu schweigen, als naseweis zu sein.‘

‚Wiedermal angeraüchert!‘ — wieherte vergnügt der Amtmann.

‚Er kann ja aber doch Recht haben, Stier‘ — tröstete die Frau Mutter ihren Sohn.

‚J, Du nimmst allemal seine Partie, Frau‘ — erklärte ärgerlich der Amtmann.

‚Ja, wenn et auch nach Deinem Willen jinge, da wären die armen Jöhren schlimm daran‘ — replizirte die Frau.

‚In die Erziehung der Bengels laß ick mir nich rinmanschen, verstehst Du mir?‘ — rief der Mann ohne jede Koketterie. — —

‚Also vier Lehrer schon hatten Ihre Kinder?‘ — warf Sigfrid dazwischen, um der höchst peinlichen Unterhaltung eine Wendung zu geben. ‚Waren sie sehr musikalisch?‘

‚Musikalisch!‘ höhnte die ganze Gesellschaft. — ‚Ja! — musikalisch wie unsere schwarzbraune Kuh!‘ — erklärte der Amtmann.

‚Musikalische Brummochsen‘ — verbesserte die Frau Amtmann.

‚Jott sei Dank!‘ — rief Hadubrand, der bis dahin wie seine jüngeren Geschwister in stummem Schweigen ungeheure Massen der vorhandenen Eßwaaren verschlungen hatte; — ‚Jott sei Dank! — daß sie uns nich ooch noch mit Musik jeuhzt haben.‘ —

‚Ach, dummer Junge!‘ — fuhr Hildebrand ihn an — ‚det wäre dir just recht jewesen.‘

Hadubrand, der viel grösser und stärker war, als sein älterer Bruder, ließ sich sofort beschwichtigen.

‚Ja, aber dann sehe ich wahrlich nicht ein‘ — be=

teuerte der Gast — ‚was ich Ihnen hier für Dienste leisten soll, da Musik — —‘

‚Na‘, unterbrach ihn der Amtmann ungeduldig — — ‚det findet sich ja alles morjen. — Jetzt wollen wir Bohnen pahlen. —‘

Die Schüsseln — leer wie Brandstätten — verschwanden von der Platte des runden grossen Tisches. Die Frau Amtmann schüttete in eigner Person — wie sie denn im Zimmer alles selbst besorgte — einen mächtigen Korb voll Bohnen auf die Tafel aus. Die Hülsenfrucht mischte sich anmutig mit den zurückgebliebenen Resten des Mahles, die vorher zu entfernen man für unnötig zu halten schien, da die enthülsten Bohnen ‚zur Aussaat‘ bestimmt waren. Der Amtmann, indem alle zugriffen, schob auch dem Gaste einen Haufen Bohnen zu. ‚Sie werden doch wenigstens Bohnen pahlen können?‘ — fragte er und setzte erklärend hinzu: ‚Auf dem Lande muß Jeder mit Hand anlegen.‘ —

Die Unterhaltung erhob sich bei der nicht zu reinlichen Tätigkeit zu einer allgemeinen Munterkeit, von der die mitgeteilte Probe der Tischreden als eine schwache Andeutung gelten kann. Den Gegenstand der stets an der Grenze des Zankes sich bewegenden Behauptungen und Einwürfe bildete zuerst die Frage, ob die rotbraune Kuh am vierten oder fünften März, um elf oder halb zwölf Uhr vormittags das erste Kalb geworfen und ob sie ausser der Blässe auch am linken oder rechten Vorderfuß ein weißes Abzeichen gehabt. Da das Thier später ‚gefallen‘ war, so wurde die Entscheidung durch diesen Umstand unmöglich. Die heftig geführte Streitsache war für den stummen fremden Zeugen um so peinlicher, da der dreizehnjährige Sohn in steter Opposition seinen Eltern, namentlich dem Vater gegenüber sich befand. Der Gast suchte das Manöver zu wiederholen, mit dem er vorher glücklich genug einem ähnlichen Streite die erwünschte Wendung gegeben.

‚Für einen Streit zwischen Eltern und Kindern‘ — so bemerkte er mit Mut und Überzeugung — ‚ist doch das Abzeichen einer krepirten Kuh kaum wichtig genug.‘ —

‚Sagen Sie mal, junger Mann, was ist denn wichtig im Leben?‘ — entgegnete der Amtmann ernsthaft. ‚Ist es wichtiger, was sie in Ihren Büchern lesen? — Mir ist es janz ejal, ob mensa im Jenitiv mensae oder mensur heißt. Daß Sie wat zu essen und zu trinken haben, das ist janz allein das einzige Wichtige. Und wo wollen Sie det ohne Landwirte hernehmen, frag' ich — he? — Die Städter dünken sich wat Rechtes, wenn sie hinter ihrem Beefsteak und Ertoffeln sitzen. Sie sollen mal aufs Land herauskommen und zusehen, wat dazu jehört, ehe so'n Beefsteak zurecht kommt und die Ertoffeln in der Schüssel dampfen. Aber wenn sie herkommen, müssen sie sich von gedem Kinde auf dem Lande anraüchern lassen — nicht wahr, Hildebrand, — wie die janze Jesellschaft von Lehrern, die wir hier jehabt haben?‘ —

Die beschämende Qual konnte kaum höher gesteigert werden, als es durch die unglückliche Wendung geschah, welche die fernere Unterhaltung durch diese Apostrophe erhielt. Die Lehrer wurden nämlich nun von allen, auch den jüngeren drei Kindern in einer Weise durchgehechelt, die schlimmeren Mißhandlungen gleichkam, als leibliche Tortur sie einem Verbrecher je mag angetan haben. Glücklicherweise beendete die grosse Schwarzwälder Wanduhr, welche neun schlug, die weiteren Erörterungen und mimischen Darstellungen der Lächerlichkeiten und Eigenschaften der ‚zum Deibel‘ gejagten vormaligen Lehrer der Kinder, denen der verzweifelnde Gast — wie bange Ahnung ihm sagte — als fünfter im Amte zu folgen sich entschliessen sollte.

Mit dem Glockenschlage erhob sich der Amtmann vom Sofa, den er mit der Gattin teilte. Die Bohnenreste wurden für folgende Abende zurück in den grossen Wäschkorb geschüttet und man trennte sich für die Nacht. — Der Amtmann und die drei Knaben begleiteten den Fremden zur Hausthür hinaus, um in dem vorher bezeichneten gegenüberliegenden Flügel die Ruhestätte aufzusuchen.

Endlich war Sigfrid allein. — Der Amtmann hatte ihm Ruhe empfohlen, um mit seinen Söhnen im Schlafe ‚nebenan‘

nicht gestört zu werden. Auf dem Sofa, unter dem langen querhängenden Spiegel, hatte man ihm ein Bett bereitet. — — — Hätte er es auch in Amerika so gefunden? — Auf einer amerikanischen Farm, wo man deutsch spricht, konnte es wol besser, aber kaum schlimmer sein. — Doch wie weit von Berlin — von der Heimat, wo so viel Herzen in Liebe für ihn schlugen! — ‚Schulmeistern? — und was wird aus der teueren Kunst? — Doch ist sie denn wichtiger, als essen und trinken? — was ist wichtig im Leben? — Annehmen oder ablehnen: — noch steht die Wal offen. — Unter allen Umständen annehmen: so beschwören mich Karl und der Vater — unter allen? — der nächste Morgen wird die Entscheidung hoffentlich erleichtern.‘ — Annehmen — unter allen Umständen annehmen: mit diesem Gedanken sank er in Schlaf — der den Sturm seines Inneren beschwichtigte durch die Wohltat erlösender Bewußtlosigkeit.

* * *

Vier Tage nach seiner Ankunft schrieb Sigfrid an seine Lieben:

‚Kaput! — Ja kaput! — Wenigstens ist meine musikalische Zukunft zerstört, so lange ich Hauslehrer, Kindererziehungsgehülfe und maître de plaisir des Pächters, Herrn Amtmanns Alwin Stier spielen muß. Musikunterricht ist vorläufig ganz ausgeschlossen. Später soll ich — wie es heißt — den beiden ältesten Jungen die Anfangsgründe der musikalischen Wissenschaft — nämlich das Notenlesen beibringen. Dagegen gehört es zu meinen Pflichten als maître de plaisir des Hauses, mit dem Amtmann nach dem Abendbrote zu ‚ulken‘, wie er sagt — das heißt, seine plumpen Sottisen zu pariren oder auch einzustecken — und mit der Frau Amtmann vierhändig zu spielen auf einem alten Berliner Tafelklavier. Dasselbe wurde aus dem vergessenen Winkel des sogenannten Saales feierlichst in die Wohnstube translozirt, befand sich aber im kläglichsten Zustande.

Einen ganzen Nachmittag lang plagte ich mich mit der ungewohnten Arbeit, es in Stimmung zu bringen. — Dann wurde ein Stück aus dem Pfennigmagazin gespielt. Die geistreiche Frau, welche oben spielte, zeigte sich als Gegnerin aller Vorzeichnungen; Kreuze und Be'en eingeschlossen: ‚Mit solchen Polkwitzen' — so viel wie Schöppenstädtereien — ‚lassen Sie mich zufrieden!' — So spielten wir oben in a-moll oder genauer a-äolisch und unten in a-dur. Neu ist das wenigstens, wenn auch verteufelt peinlich für die Ohren. — Als Erzieher habe ich die mir anvertrauten Kinder des Hauses zu hüten und vor den gröbsten Fehlern der Eltern in Schutz zu nehmen, da es wol vergebliche Mühe sein würde, an deren mißleitete eigne Erziehung die nachbessernde Hand zu legen. — Meine schulmeisterliche Wirksamkeit aber erstreckt sich über den Dunstkreis des Jauchebassins auf dem Hofe hinaus über noch vier andere Kinder aus dem Dorfe, die täglich mit soldatischer Pünktlichkeit sich unter der Weisheitstraufe einstellen, die von meinen Lippen über die acht ungereinigten kleinen Wilden herabregnet. Diese Einrichtung ist neu. Meine vier Vorgänger — sämtlich fortgejagt, was sehr trostreich für mich ist — bezogen für vier Sisyphusklötze jährlich fünfzig Thaler Schmerzensgeld — das macht nach der regula de tri für acht Stück hundert Thaler Arbeitslohn. Vom Pflügen, Jäten und Abmisten der Kühe befreit mich leider die ausgefüllte Zeit anderweitigen Dienstes. Ohne Zweifel wäre es lehrreich für mich und wol gar gesünder, als die Erteilung sechs täglicher Schulstunden und die nachfolgenden Obliegenheiten als Spaßmacher — zumeist objektiver Spaßmacher. — Ungesund im hohen Grade wenigstens ist das oben beschriebene Vierhändigspielen ‚ohne Polkwitze' — überhaupt ohne allen Witz. — Der Schauplatz meiner Schulmeisterfreuden ist ein gewesenes Treibhaus für Spargel und Salat. Etwas Witz zeigt sich wenigstens in der Verwandlung jener betriebsamen Einrichtung in ein Treibhaus für kindliche Gemüter. Anderen Witz habe ich bisher hier nicht entdecken können, da mein schmales Erbteil an diesem edeln Gute mir im hiesigen tiefen Sande verloren gegangen —

hoffentlich nicht unwiederbringlich! — Auf jenem Fundament hat sich nunmehr ein Haüschen erhoben. Dasselbe besteht aus vier niedrigen Backsteinmauern, mit Ziegeldach — dem einzigen zum Pachthofe gehörigen Ziegeldach — da Strohdächer ‚die überwiegende Macht bilden' — wie Herr Amtmann Stier sich gewält auszudrücken pflegt. — Innerhalb des Hauses findet sich ein enger Vorplatz mit Backsteinpflasterung; von diesem aus führt eine Thür rechts in das zweifenstrige Schulzimmer, das auf jeden Anspruch, etwas anderes sein zu wollen, verzichtet. Daneben liegt noch ein einfenstriges Gemach, das mir als Schlafraum dient, wie ich denn wol das Schulhaus zugleich als meine Wohnung bezeichnen darf, da ich Tag und Nacht darin hause. Doch ist mir die angenehme Aussicht eröffnet, nachts den Schlafraum und tages den Arbeitsraum meiner Freistunden mit den beiden älteren Zöglingen, Hildebrand und Hadubrand, traulich zu teilen. Bis jetzt ist das leider noch nicht geschehen. Es wird aber hoffentlich bald dazu kommen, damit ich sicher gestellt werde gegen nächtliche Überfälle des Seufzens, Lachens und des raüberischen Dorfgesindels, vor dem das Kalb nicht sicher sein soll in der Kuh. Der Amtmann wenigstens behauptete das bei Gelegenheit der Nachricht, daß ein Forstbeamter von einigen G e m e i n d e v o r s t e h e r n, die sich bei dem Geschäfte des Holzdiebstahls nicht stören lassen mochten, totgeschlagen worden sei. Das Schulhaus liegt an einer völlig unbelebten Seitenstrasse, etwa fünfzig bis sechszig Schritte entfernt von dem Kuhstall, der eine Pforte hat, die nach den Wohnungen der Menschen führt. Die Pforte aber wird nachts zum Schutze gegen die Gemeindevorsteher und meine etwaigen Neigungen zum unbefugten Nachtwandeln vorsichtig verschlossen. Besagter Kuhstall ist in der ganzen Umgebung das nächste Gebaüde. Das Schulhaus bezeichnet ziemlich den Mittelpunkt der Langseite des schmalen Grundstückes, welches die Pachtung des Amtmannes darstellt. Dieselbe beträgt vierzig bis fünfzig Morgen Garten= und Bauland. Ausser etwas Roggen ‚bilden Ertoffeln die überwiegende Macht'. Das Bauland hebt sich sanft nach der Havel hin, die sich hier

als grosses seeartiges Becken darstellt, darin der obstreiche Werder liegt. Das sieht ganz gut aus. Am Abhange, der sich nach dem Ufer ziemlich steil abdacht, gibt es sogar eine Weinpflanzung. Von der Höhe des hügeligen Landes gegenüber dem Wildparke sieht man die Spitze der grossen Fontaine in Sanssouci. Wenn die Sonne hineinglänzt, erscheint das Wasser wie eine Schar schillernder Paradiesvögel. Auch den schrillen Pfiff der Lokomotive und das Rollen des Zuges — wenn er über die lange Havelbrücke donnert — hört man als eine ferne Lockung, ins Leben zurückzukehren aus dieser anmutvollen Kerkerhaft. —

‚Das Gemüse= und Gartenland ist eben und reicht bis zum Kuhstall, in dessen Verlängerung sich die Wohnung des ‚Herrn Oberjägers Seiner Majestät' befindet. Der ‚alte Herr' ist Besitzer des Gütchens, ein Geschenk des Königs für langjährige standhafte Dienste hinter dem königlichen Kutschendache. Der ‚alte Herr' lebt mit seiner Tochter, der verwittweten Frau Leibjäger und deren Cousine in friedlicher Zurückgezogenheit unter dem Schatten des ‚Königsbaumes', einer schönen alten Esche hinter dem Hause. ‚Der König hat seinem alten in Ruhestand versetzten Diener versprochen, unter dieser Esche einmal Kaffe trinken zu wollen' — so erzälen die Stierchen, die mir sobald wie möglich den ‚Königsbaum' mit loyaler Ehrfurcht und Begeisterung vorstellten; die unter dem Baume auf gepflegtem Rasen stehende Gartenbank wird alljährlich mit weisser Ölfarbe neu angestrichen, bis der König sie zu besitzen geruht hat, um sein Versprechen einzulösen. Das Königswort ist inzwischen an die zehn Jahre alt geworden, was auf den Preis weisser Ölfarbe bereits merklich influirt haben soll. — Ihr begreift, daß die wenigen — aber einzigen — Züge, welche nach reinlicher Ölfarbe und Romantik riechen, die hausbackene hagenbüchene Praxis meiner Umgebung wohltuend unterbrechen. — Aber sie wirken, da sie zu sehr vereinzelt sind, doch nicht anders in mein Schulmeisterdasein herein, wie der Schein des Thranlämpchens, der die Schauer der Dunkelheit erst recht hervorhebt. —

‚Es erübrigt nun, die Verpflichtungen zu beleuchten, die ich als Schulmeister habe übernehmen müssen. Ich kann mit Recht behaupten, daß mir die Lösung des pädagogischen Problems zugefallen sei, gleichzeitig acht verschiedene Schulklassen, das heißt die Forderungen solcher, zu befriedigen und zwar in vier täglichen Stunden am Vormittag und zweien am Nachmittag. Der älteste und fähigste Knabe, mehrzitirter Hildebrand, würde etwa die Reife für Tertia eines Gymnasiums besitzen oder in kurzem erlangen können. Griechische und lateinische Formlehre, selbst syntaktische Grundsätze, französisch, englisch, Geschichte, Naturgeschichte, Mathematik, Zahlenrechnen, Religion —!! — das steht alles auf Hildebrands Lektionsplan. Jedes Schulkind hat nämlich seinen eigenen Lektionsplan. Was irgend zu vereinigen ist, das habe ich für alle gemeinschaftlich zusammengefaßt. Das gemeinschaftlich Zugängliche beschränkt sich aber natürlich auf sehr wenige Lehrfächer, als Schönschreiben, allenfalls Kopfrechnen, Religion und dergleichen. Mein Gewissen straübte sich anfangs heftig gegen den Religionsunterricht. Allein der Amtmann tröstete mich: ‚ich werde das Ding doch besser machen, als der hiesige Dorfschulmeister'. Ein Pastor ist nicht am Orte. Auch übernahm der Amtmann jede Verantwortlichkeit und ich erzäle den Kindern nun biblische Geschichten und lasse sie ausgewälte Stellen des alten Testamentes lesen, um mich nicht an den Glaubenslehren zu vergreifen. Die jüngsten kleinen Mädchen aus dem Dorfe können auch hieran kaum teilnehmen. Sie lernen das Abc und Anschauungsdenken. Die kleinste Göhre wird zu mir in die Stunden geschickt, damit die Eltern für diese Zeit der Obhut überhoben sind. Das ist der wirkliche Grund. Vorgeblich aber soll das Kind — kaum vier Jahre alt — sich an den Zwang der Schulzucht gewöhnen. — Ihr seht also, daß die Grenzen weit genug gezogen sind, um der Entwicklung meiner schlummernden Lehrgaben Raum zu erschliessen. — Ich habe denn den Plan, die Schwierigkeiten der verschiedenartigen Anforderungen durch Organisation stiller Beschäftigung derjenigen ‚Klassen' zu überwinden, die dem Vortrag des Unterrichtsgegenstandes noch nicht

gewachsen oder ihm schon entwachsen sind. Und da ich durch inneres Widerstreben mir die Aufgabe nur erschweren würde, so suche ich mich mit möglichster Freudigkeit auf den kindlichen Standpunkt hinabzustellen und tummle mich im Freien weidlich mit den Kleinen herum. Das Verfahren scheint ihnen neu zu sein und ich erfreue mich denn bereits des Vertrauens der wilden Schar; habe mir auch vorgenommen, meine Zwecke ohne entwürdigende Anwendung körperlicher Strafakte zu erreichen. Der Amtmann glaubt nicht daran. Sein Lebenszweck gipfelt im Essen und Trinken. Er begreift daher nicht die Wirkung des Erziehungsmittels, dem ich die Anhänglichkeit der Kinder und die unbedingte Autorität über sie in wenig Tagen bereits verdanke; das Mittel habe ich von Euch, ihr teueren Eltern, erlernt: Es heißt ‚Liebe'. —

‚Was allen Lehrern und meiner Frau und mir in Gahren nicht jelungen ist, daß die Kinder folgen, det haben Sie in ein paar Dagen fertig jebracht. Wie machen Sie das?' — so fragte mich der Amtmann. ‚Sie sehen es ja' — erklärte ich kurz —, ‚ich behandele sie wie — Kinder —.' ‚Det is wahr' — meinte er —, ‚wenn man Sie mit den Kindern spielen sieht, kommen Sie mir vor als das älteste Kind.' — Die Worte waren von einem schlauen Lächeln begleitet, hinter welchem die gewisse Sorte witzig sein sollender Bosheit lauerte. — Übrigens versicherte mir der Mann zum Troste, daß man mich nicht als Offiziant, sondern als Freund seiner angenehmen Familie behandeln wolle. Wie erhebend für meine Selbstschätzung! — Auch habe ich schon zärtliche Beweise dieser Hausgenossenschaft erfahren; denn man lud mich auf die unzweideutigste Weise ein, Saatbohnen zu ‚pahlen' und an der unterhaltenden Gurkenernte tätigen Anteil zu nehmen, anstatt meiner thörichten Vorliebe für das Klavier nachzuhängen: ‚da dermit werden Sie nicht einmal einen Hund vom Ofen locken' — tröstete mich der Amtmann. Es wurden denn Gurken gepflückt, von denen ein guter Teil für die interessanten Schweine auszusondern waren, weil die noch interessanteren Menschen die zalreichen Früchte verschmähten, in welchen der Wurm sich's

wohlsein liess. — Meine Lage ist traulicher, als die kühnste Fantasie es hoffen durfte: denn ich werde vollkommen satt, sowol mittags und abends, wo warm gespeiset wird, als auch morgens und nachmittags bei gutem Kaffe mit Zuckerkrume — wie denn diese wichtigen Lebensinteressen hier besser vertreten sind, als in Leipzig und Dresden. Auch bin ich allen gesundheitsgefährlichen Abspannungen und Erregungen anhaltenden Musizirens völlig überhoben und darf mit behaglicher Ruhe den erhebenden Elementarwissenschaften der Kalligraphie, des Federschneidens, Dinterührens und der Rechenkunst mich gemütlich in die Arme werfen. — Dazu das reizende sandige Thal der Havel mit seinen mutwilligen Dünen und Buckeln und den gelben Baümchen darauf, die so durstig nach dem nahen Flusse hinüberschmachten, der aber ungerührt mit majestätischem Stolze das Wasser der berühmten Spree der von Dresden grüssenden Elbe zuführt: Ach! wie erquicklich für ein empfänglich Gemüt! — Wie verschwindet selbst Dresdens tumultuarische Schöne gegen die Todesstille dieses Havelparadieses! — Und dazu die vornehme Gattin des Herrn Leibjägers, der leider zu früh für sie gestorben ist; — und ihre Cousine, die lange, schmale, weisse Enkelin des Herrn Oberjägers ausser Diensten; die beredten Kaffebesuche bei der Frau Amtmann: — Ja es gibt hier unbeschreiblich viel Wechsel des Schönen, Lehrreichen und Nützlichen.

‚Montag gegen Abend traf ich hier ein. Dienstag holte ich mit dem einst so schönen Wagen — einem aus dem Schiffbruche geretteten Wrack — in Begleitung des Herrn Amtmanns meinen zweiten Koffer ab, versah mich mit Handbüchern für den Unterricht und mietete ein tafelförmiges Klavier zu meinem Privatgebrauche und später nachfolgenden Musikstunden. Der Amtmann entschloss sich sogar, einen Anteil zum Mietszins beizusteuern, nachdem ich ihm ernsthaft versichert hatte, dass ich seit Kindesbeinen an einen solchen Luxusartikel gewöhnt sei. — Am Mittwoch überwand ich den ungestümen Widerstreit gegen meinen Entschluss, den ich fassen musste, wenn ich nicht Amerika oder der verzweifeltsten Hoffnungslosigkeit zum Raube

werden wollte. Donnerstags morgen begann ich meine schulmeisterliche Laufbahn und Donnerstags nachmittag vier Uhr endete der erste Akt der neuen Komödie.

‚Und jetzt, Ihr Lieben, Ihr Teueren, nachdem auch meine Obliegenheiten als Spaßmacher der Familie für heute geendet; jetzt, da ich seit neun Uhr abends einsam in dem Schulhause sitze und auf dem mit grüner Wasserfarbe dünn bestrichenen Tische — der wie alle meine Möbel früher in einem Berliner Gartenvergnügen unter freiem Himmel heimisch war — an Euch so ausführlich hinangeplaudert: jetzt möchte ich so kindisch sein, aus überquellender Freude ob meiner rühmlichen Taten bittere Thränen zu vergiessen. — — Doch nein! — ich will nicht ‚mit dem kostbaren Wasser uhrschen' — wie der Amtmann in anderer Beziehung es mir entschieden untersagte. Und da er mein Brotherr ist, so habe ich ihn ebensowol als meinen Wasserherrn anzuerkennen. — — — Ich will lustig, will nicht sentimental sein. Zu was auch? — und warum? — Was in Amerika wol aus mir geworden wäre — das ist ein Gedanke, der alle Bedenken verscheuchen muß. Zwar unterscheiden sich hier die Zustände kaum vorteilhaft von den dortigen; zwar lebe ich hier ebenso isolirt und unverstanden unter ‚kalten, steinherzigen Menschen' und benachbarten Wilden: doch binnen wenigen Stunden kann ich von hier die zivilisirte Welt erreichen, so oft ein Sonn= und Feiertag die Fesseln ein wenig lüftet, in welche mein freies, künstlerisches Leben so fest und unverhofft eingeschnürt worden ist. In solcher Möglichkeit schon liegt kräftiger Trost. — ‚Annehmen unter jeder Bedingung, wenn Du existiren kannst', — so lautete Dein Rat, lieber Vater. Existiren, das heißt vegetiren, ja, das konnte ich hier — das war nicht zu leugnen — ob auch leben, das heißt mich entwickeln? — diese Frage durfte unter dem Drange der Umstände nicht entscheidend wirken. So habe ich denn den Entschluß mutig gefaßt, anzunehmen. Was auch etwa darüber verloren gehen möge, vorlaüfig fühle ich mich im Besitze ausreichender Zähigkeit, um den fremdartigen Zustand eine ganze Weile unbeschädigt auszuhalten. — Darum bedauert mich nicht — ratet

mir nichts! — das würde mich nur in meinem Wunsche stören, rechte Feuerproben zu bestehen, um, wenn die Stunde der Erlösung schlagen sollte, mit gesteigertem Vertrauen lossteuern zu können auf mein eigentliches Lebensziel, das ich fest und unverrückt im Auge behalte. Tut mir, bitte, den Gefallen, Anderen gegenüber mich nicht zu beklagen. Richtet aber die Summe Eurer Liebe auf den Wunsch, daß mir die unnatürlichen Verhältnisse zu meinem wahrem Besten gereichen mögen: ob ich zwar nicht begreife, inwiefern das geschehen könnte — das ist indessen alles, um was ich Euch inständig bitte.' —

An der gewohnten herzlichen Teilnehmung der Seinigen fehlte es nicht. Der nahe Geburtstag des ‚Bruder Leipzigers oder Dresdeners', aus dem nun ein ‚kaputer' geworden, gab zu allgemeiner Aussprache doppelte Veranlassung. Schon zwei Tage vor seinem Fest traf ein vollständiger Familienbrief größten Formates ein. Sogar eine beliebte Tante, die alljährlich eine Zeit lang das elterliche Haus zu besuchen pflegte, hatte nicht verfehlt, zu dem anteilvollen Ausdrucke der Glücks= und Segenswünsche auch ‚ihr Scherflein' beizutragen.

‚Es ist mir kürzlich keine größere Freude geworden' — so schreibt das Haupt der Familie —, ‚als durch die Nachricht, welche Dein letzter Brief gebracht. Wirklich wunderbar ist es, daß Du ohne nennenswerthe Mühe einen Hafen gefunden hast, in dem Du Dein Schiff vor Anker legen kannst; und ich denke, Du wirst es dort gehörig zu kalfatern wissen, um dereinst — wenn Wind und Wetter dienen — mit vollen Segeln wieder auszulaufen. Ich preise den Himmel und wünsche Dir Glück, daß es sich so gefügt hat. — Es wird nun darauf ankommen, daß Du das Vertrauen rechtfertigest, welches die Familie Stier auf so beispiellose Weise in Dich setzt. — Mache Dir daher die strengste Gewissenhaftigkeit in Erfüllung Deiner Obliegenheiten zur Pflicht. Bedenke, daß Dir das geistige Wohl und damit die ganze Zukunft Deiner Zöglinge anvertraut ist, daß Du also eine sehr ernste Verantwortlichkeit übernommen hast. Lasse Dir — ich bitte Dich — nichts wichtiger erscheinen als die Rücksichten, welche Du Deinem neuen Amte schuldig bist.

Du würdest anders gegen Deine Pflicht verstoßen, aber auch alle Regeln der Klugheit verletzen. — Ich verkenne es keineswegs, daß es Dir schwer, sehr schwer fallen wird, Dich in die neuen Verpflichtungen einzuleben. Der Unterricht in manchen Fächern ist gewiß trocken und ermüdend. Aber ist es Klavierunterricht weniger? — Und darauf warst Du doch zunächst angewiesen, wenn Du der Kunst lediglich Deinen Unterhalt abgewinnen wolltest. Was Du jetzt docirst, bietet Dir eine frische Mannichfaltigkeit dar, und daneben hast Du die Genugthuung, Deine Zöglinge zu tüchtigen Menschen heranbilden zu helfen. — Was aber Deine musikalischen Studien betrifft, so wird Deine Liebe zu denselben erst jetzt recht erstarken. Jede Stunde, die Du Deiner Kunst widmen darfst, wird Dir ein Glück bereiten, wie Du es bisher nicht gekannt hast.‘

Verkürzung des Schlafes, namentlich in der Frühe des Tages und Regelmässigkeit der Zeiteinteilung wird als ein leicht erreichbares Mittel zu diesem Zwecke empfohlen. Dann heißt es:

‚Sollten Deine Hausgenossen kleine Schwächen zeigen, so ertrage sie. Bedenke, daß Niemand frei davon ist — Du selbst auch nicht. — Die Betheiligung an kleinen ländlichen Arbeiten weise nicht unwillig zurück. Kosten sie nicht zu viel Zeit, so betrachte sie als Erholung und Mittel, der Familie Dich näher anzuschließen. — Kurz, mein lieber Junge: lebe Dich in die Stellung ein, so gut es gehen will. Betrachte sie als Ruhepunkt für Dich und mich; bis Du Deinen Fuß wieder auf günstigeren Boden setzen kannst, halte fest und würdige durch Dein Benehmen Deinen Besitz. Unendlich freut es mich, daß Dir der Trost nicht entzogen wird, Karl in der Nähe zu haben. Die drohende Aussicht, daß er nach Athen berufen werde, scheint sich zu verlieren. Er kehrt nach Berlin einstweilen zurück und Ihr werdet Euch dann öfter sehen können.

‚So blicke denn vertrauensvoll in die Zukunft! — Der es bisher so gut mit Dir gemeint, er wird Dich auch ferner nicht verlassen; wenn Du fortfährst, für Dein Weiterkommen selbst treu und redlich zu streben.‘ —

Ähnliche Gedanken wiederholen sich mit verschiedenstem Ausdruck in den andern Briefen.

‚Glaube mir‘ — beteuert die Mutter —, ‚daß ich es lebhaft mit Dir fühle, wie schwer es Dir werden müsse, den trocknen Sandboden zu pflügen, Dir, der Du gewohnt warst, in einem Meer der Töne Dich zu wiegen und ins Unendliche zu schweben, wohin Dir zu folgen nur Wenigen vergönnt ist. Durch Nacht zum Licht geht unser Weg. Deshalb ergreife mit kräftiger Hand den nüchternen Sandpflug und verzage nicht, wenn es Dir — wie Deinem Bruder Hugo — anfangs auch nicht gleich gelingen sollte, die Furchen gerade zu ziehen. — Betrachte das unbequeme Amt als ein Geburtstagsgeschenk vom Höchsten und ehre es durch frischen dankbaren Muth. — Nimm Deinen Vater Dir zum Vorbilde, der sich durch nichts im Leben seine heitere fröhliche Laune stören lässet. Erziehe mir Deine Kindlein mit Sanftmuth und Geduld — das sind wirksamere Mittel als Prügel, wie Ihr selbst bezeugen könnt. — Schaffe Dir in den Zöglingen eine kleine liebe Welt. Dazu helfe Dir Gott, der Dir den neuen Lebensabschnitt zum Heile gedeihen lassen möge. Wie ich denn Dir die Versicherung gebe, mein theurer Sohn, daß wenn je Wünsche für eines Menschen Wohl zum Vater nach oben gesendet wurden, so konnten sie schwerlich inniger und treuer gemeint sein, als die Deiner alten Mutter. — An Deinem Festtage werden wir Dir alle im Geiste nahe sein. Setze nur Deine grünen Stühle um den plumpen Eichentisch und schmücke ihn mit Hülfe Deiner gefälligen Phantasie mit Laub und Blumen. Da wird Dein scharfes Ohr deutlich die Gläser klingen und ein vielstimmig harmonisches Lebehoch dem wohlbestallten Hauslehrer zu Kaput erschallen hören. Unsere kleinen Gaben wird Karl Dir persönlich überreichen.‘

Die fromme Tante schließt ihren Brief: ‚Glück auf, Du lieber Junge! — Den Blick nach oben gewandt mit Muth und Vertrauen auf Den, der unsere Schicksale lenkt. Dann kann's Dir im Leben nicht fehlen. Es ist etwas Großes, das Schwere glücklich überwunden zu haben. Und dazu gebe Gott Dir seinen Segen.‘ —

‚Bravo, bravissimo!' ruft Karl, der nach allen Seiten hin die Vorteile beleuchtet, welche die neue Stellung der Auswanderung gegenüber biete, obwol er es als eine ‚eigentümliche Malice des Schicksals' bezeichnen muß, daß nicht einmal Musikunterricht von dem Hauslehrer verlangt werde. Doch könne derselbe sich ja etwa den Ruhm erwerben, die Tonkunst nach Kaput verpflanzt zu haben. ‚Dies Eine wenigstens bedenke' — so lauten Karls Schlußsätze: ‚das eine Jahr, welches Du zu Kaput zuzubringen hast, ist lang: es kann in dieser Frist viel zur Begründung Deiner künstlerischen Laufbahn geschehen. Es ist aber kurz genug, um die schlechteste Stellung so lange zu ertragen. Gesetzt auch, Du wohntest Dich dort gar nicht ein; fändest an Deinen Haus- und Ortsgenossen keine anziehende Seite; müßtest Dich mit talentlosen Rangen plagen: so ist es nur ein Jahr. Und für ein ganzes Jahr ist Frist gewonnen, wo Du in Deutschland bleiben darfst, in welchem allein eine Stellung zu gründen ist, die Deinem Naturell und Talente entspricht. Eine solche kann Dir nicht entgehen, wenn Du nur Geduld hast: der festen Überzeugung lebe ich. Möchtest auch Du dieselbe festhalten! — Auf meiner Rückkehr nach Berlin besuche ich Dich. — Brauchst Du inzwischen Rath in schulmeisterlichen Dingen, so stehe ich zu Diensten.' —

In schroffem Gegensatze mit dem Bilde, das die Schwester sich von der ‚eifrigen Bemühung der Amtmannsfamilie, eine festliche Geburtstagsfeier zu veranstalten' sich behaglich ausmalt, verlief jener Tag völlig unbeachtet. Der schüchterne Hauslehrer hatte nicht den Mut gefunden, seines persönlichen Festes Erwähnung zu tun. Dann sagt die Schwester über das Dorf Kaput: ‚Habe ich doch meine Lebtage nicht davon gehört und mag es nur ein betrübt kleiner, entlegener Winkel sein, so ist's uns Allen doch weit lieber, dich dort zu wissen, als fern über dem Ozean im herzlosen Amerika! Hätte man doch denken müssen, dort seist Du uns auf immer entrissen und für uns gestorben!' —

Wie die gutgemeinten Zusprüche, Ratschläge und Wünsche wirkten auf den aus seiner Bahn unverhofft völlig heraus-

gerissenen Idealisten, der sich nicht leicht zurechtfand einer so hausbackenen Wirklichkeit gegenüber, als man sie nüchterner kaum anderswo hätte entdecken können: das mögen einige Sätze des ausführlichen ironischen Antwortschreibens deutlich machen, welches unmittelbar nach Empfang jenes ‚Familienbriefes‘ abgefaßt wurde.

‚Eure lieben Briefe haben mir den Boden geebnet, auf welchen ich meine Füsse zu setzen habe, um mich standesgebürlich aufrecht zu erhalten. Eure lieben Briefe haben meine Brillengläser plötzlich so rosig gefärbt, daß ich jetzt erst meinen argen Irrtum erkenne; daß ich mich überzeugt habe, der dürre Sandboden, auf welchem die arme Pflanze meines Glückes notwendig verkümmern müßte, sei gar kein dürrer Sandboden, sondern vielmehr die fruchtbarste fetteste Marsch, wie unsere Poldern, darauf Ochsen, Kühe, Kälber, Bullen und Stiere so gar fürtrefflich prosperiren. Meine Lage ist also keinesweges so vieler guter Wünsche und Ratschläge wert, als ihr derselben liebevoll widmet. Täglich bessert sie sich, da ich sie immer lustiger finde. Wenn ich im Spiegel die Physiognomie eines Dorfschulmeisters erblicke und kein Zweifel bleibt über die Identität derselben mit derjenigen des einstigen hochnäsigen Kunstenthusiasten: da könntet Ihr die öden Wände von dem tollsten Gelächter wiederhallen hören, daß die Schultafel an der Mauer den Takt dazu klappert. Dies Lachen ist wahrhaftig ein viel harmloseres als die ausgelassene Heiterkeit, die mich bei der ersten Entdeckung ergriff, daß es nun wirklich mit meinen einfältigen Traümereien am Ende sei. Dieses Lachen glich dem Todeswinseln des geknebelten Ferkels — oder, wenn Euch dieses landwirtschaftliche Bild befremdet, kann ich auch sagen: es glich dem hellen Aufflakkern des Talglichtes, welches dessen völlige Aufzehrung trügerisch genug ankündigt.‘ —

Die Fortschritte der Zweifelsucht zur Verneinung fanden in dieser neuen Bahn einen Spielraum, breit und frei genug, um sich immer bedenklicher gegen das eigene Ich zu kehren. In der Ironie hob sich dasselbe mehr und mehr selbst auf.

Es möge die Aufmerksamkeit in dieser bestimmten Richtung dem weiteren Verlaufe zugewandt bleiben.

Das überaus praktische Wirkliche — der schroffste Gegensatz gegen das bisherige ganze Leben im Idealen — hatte so viele Besonderheiten, daß der nunmehrige Hauslehrer sehr wohl erkannte, wie nur der einfache unbeirrte Entschluß es möglich machen könne, sich mit der herben Notwendigkeit abzufinden; innerhalb der von ihr vorgezeichneten Grenzen sich einzurichten. Jeder Rat, jeder Einspruch selbst aus liebevollster Absicht konnte ihm nur die Sorge erregen, ihn in seinen mannhaften Entschliessungen und Vorsätzen unsicher und schwankend zu machen. Dieses Bewußtsein wol hatte ihn zu der wunderlichen Bitte des ersten Briefes gedrängt, man möge ihn mit Ratschlägen, teilnehmenden Klagen und Wünschen verschonen, namentlich aber Anderen gegenüber dergleichen Äusserungen liebevollen Mitgefühles nicht hervorrufen.

Es wäre besser gewesen, wenn man diese Bitten berücksichtigt hätte. Das geschah aber keinesweges. Ja, man ließ sich vom Liebesdrange hinreissen, den oben vollständig wiedergegebenen Bericht an den Oheim zu senden, dessen Teilnahme zwar nicht zu bezweifeln stand, dessen Verständniß der Eigenart des Neffen und seiner gereizten Ausdrucksweise diesem aber unverhofft mindestens fraglich wurde. Sigfrids Vater nämlich schien selbst von dem sonderbaren Schicksale des Sohnes in der ihn sonst auszeichnenden Klarheit und einsichtsvollen Beurteilung der Verhältnisse des Lebens beengt worden zu sein, als er unmittelbar nach Absendung jenes Familienbriefes eine andere Sendung nach Kaput abgehen ließ, die ganz geeignet war, den Sohn einen Augenblick in die qualvollsten Zweifel zu versetzen, ob er noch in dem Besitze des liebevollen Vertrauens seines Vaters sich befinde, oder ob dieses wertvollste Eigentum seines verkümmerten inneren Lebens ihm zu allen erlittenen Verlusten noch entrissen werden sollte. Der Inhalt der Sendung, die gerade am Geburtstage, also sehr unglücklich, eintraf, bestand aus einem Briefe des Vaters an Sigfrid; aus einem solchen Ulys an dessen Vater und aus einem dritten, den der Oheim

an die Adresse seines Bruders gerichtet, aber augenscheinlich bestimmt hatte für dessen Sohn, den Neffen in Kaput. Alle diese Briefe strotzten von Vorwürfen, die nur um so empfindlicher trafen, als der Vater sich so schnell hatte in seinem Vertrauen erschüttern lassen können, sie für begründet zu halten. Zur näheren Beleuchtung der verdrüßlichen Fragen genügen folgende Einzelheiten:

Ulys Mutter, welche ihren Sohn in Leipzig besuchte, hatte sich beeilt, den Eltern des Kaputers die Nachricht zu hinterbringen, dieser sei von Leipzig abgereist, ohne seinen dortigen Verbindlichkeiten nachzukommen. Dieselben — namentlich die Wohnungs- und Flügelmiete — seien weder gelöset noch aufgekündigt. — Sigfrid war sich bewußt, alles aufs beste geordnet verlassen zu haben und es betrübte ihn tief, daß man ihn in Folge einer verleumderischen Nachricht mit ernsten Vorwürfen überhaüfte, ohne zuvor bei ihm selbst nach der wahren Sachlage sich zu erkundigen.

Der zweite Brief, derjenige von Uly, enthielt dessen neuste, für seinen Vater bestimmte, Auffassung der Beweggründe jenes Bruches mit Volker, die der meinungslose unreife Jüngling nunmehr endgültig feststellen zu dürfen meinte. ‚Sigfrids Hochmut, der so gern den großen Herrn spiele; Sigfrids undankbares Herz; Sigfrids Neigung, andere zu beleidigen und zu kränken: diese Gründe vereinigten sich, um ihm allein die Schuld beizumessen, an der Herr Volker so unbetheiligt sei, wie ein neugeborenes Kind.‘

Ulys Ohrenbläser war aus solchem, seinem gutartigen Herzen viel zu fernstehenden, Verdammungsurteil nur zu leicht heraus zu erkennen, um nicht die höchste Überraschung hervorzurufen, wie es nur möglich gewesen, daß Sigfrids Angehörige den grundlosen Verleumdungen auch nur einen Augenblick Glauben zu schenken vermochten. Ulys Eltern, welche durch Eifersüchteleien in Bezug auf die künstlerischen Vortrefflichkeiten ihres Söhnchens mancherlei Reibungen veranlaßten, hatten den Brief sofort unter dem Scheine innigster Betrübniß dem zur Heftigkeit geneigten Vater Sigfrids zur Verfügung gestellt.

Der Brief des Oheims schmerzte den Neffen um so tiefer, je aufrichtiger und liebevoller diesen bedeutenden und karaktervollen Mann zu verehren er sich stets bewußt gewesen. Der Oheim stellt dem ironisch gefärbten Berichte Sigfrids ein scharf beleuchtetes Gegenbild gegenüber, indem er auf die, übrigens der ganzen Familie hinlänglich bekannten, Entbehrungen und Notstände seiner Kindheit und Jugend hinweiset, die durch den Druck der französischen Invasion und deren weitergreifende Folgen über die Familie verhängt worden. Dem aufgereizten Mißtrauen des unter den schweren neuen Verhältnissen zu Kaput Seufzenden, unter den aufgerissenen kaum verharschten Wunden der herben Vergangenheit aufs Neue Leidenden konnte es so erscheinen, als sei des Oheims Brief auf besondere Veranlassung von aussen her geschrieben worden, um den ‚grundlos' Klagenden zur Erkenntniß seines Unrechtes nachdrücklich hinzuleiten. Dieser zögerte nicht, sich zu verantworten. Umgehend erließ er folgende Verteidigungsschrift an den Vater:

‚Wie ein zerschmetternder Blitzstral aus heiterem Himmel, trafen mich Deine Zeilen mit den pikanten beiden Einlagen. Vorwurf über Vorwurf prasselt auf mein Haupt hernieder. Und doch bin ich mir einer Schuld — das heißt von der Art der mir vorgeworfenen — nicht bewußt. Ulys Brief bezüchtigt mich der Undankbarkeit, der absichtlichen Kränkung gegen meinen Lehrer und des Hochmutes, der es liebe, den grossen Herrn zu spielen. Des Onkels Brief versteckt den, dadurch nur verschärften, Tadel hochmütiger Ungenügsamkeit und Unzufriedenheit mit meinem Loose: also eine näher präcisirte Wiederholung der Meinung Uly=Volkers. — Dein Brief, bester Vater, endlich macht mir den Vorwurf, auf ganz unbegründete verschwenderische Weise Deine Kasse in Kontribution zu setzen; ein Vorwurf, der auf die einfachste Weise sich entpuppt als ein Kunststück verleumderischer Neigung, der Du nur allzu willig Dein Ohr geliehen. — Auf die Anklagen von jener geschäftigen Seite einzugehen, das kannst weder Du noch sonst ein Sterblicher, der nur eine Stunde lang mich ohne Vorurteil beobachtet haben mag, voraussetzen. Aufrichtig daran glauben kannst Du doch

nicht — sonst verstünde ich mich selbst nicht mehr. Deshalb wäre es freundlich gewesen, Du hättest mich mit dieser Lektüre verschont. — Schmerzlich berührt hat es mich aber, daß Ihr, meiner Bitte ungeachtet, durch Mitteilung meiner Briefe so peinliche Mißverständnisse hervorgerufen, wie der Ohm über mein Verhalten sich gebildet hat. Der gute Onkel scheint sich zu bedauern, daß er den Kampf mit Schwierigkeiten, ja selbst mit dem Elende bestehen mußte, um sich im Leben einen sicheren geachteten Platz zu erobern. Ich möchte ihn meinerseits eher darum beneiden. Denn ein eiserner Karakter wird selten oder nie in Sammet und Seide geboren, er bildet sich im ‚Sturm der Welt'. — Der Onkel sagt, er habe zu Dir, seinem ältesten Bruder, Vertrauen gehabt, wie zu einem zweiten Vater, würde sich aber Dir gegenüber nie in solchem Tone haben vernehmen lassen, als ich es jetzt getan. Ich will in solcher Willensstärke, die sich selbst genug ist, dem tapferen Onkel nachzueifern suchen; ich verhehle es aber nicht, daß ich es nicht verstehe, wie ein wahres Sohnesverhältniß ohne unbegrenzte Offenheit bestehen soll, eine Offenheit, die dem Vater, dem geliebten Vater auch nicht die leiseste Klage, noch verborgenste Falte des Herzens entziehen zu dürfen überzeugt ist. — Weiter habe auch ich in meinem ausführlichen unglücklichen Berichte nichts gewollt. Daß der bittere Beigeschmack meines Ausdruckes Euch Übelkeit verursachte, tut mir leid. Es hatte sich mancherlei Galle in mir angesammelt. Ich erleichterte mich, ohne zu bedenken, daß der Unrat Leute treffen könnte, die mich und meine Unschädlichkeit weniger genau kennen und meine Unarten zu ertragen weniger geneigt sind, als Ihr mit dem Strom Eurer Liebe, der allen Schmutz hinwegspült. Daß der Onkel mich nicht kennt, wird mir zur Gewißheit durch seine ernsthafte Kritik, meines völlig harmlos gemeinten Ausdruckes ‚Kaffe mit Zuckerkrume'! — Daß ich weit entfernt davon bin, so kleinlichen Äüsserlichkeiten irgendwie Gewicht beizulegen, das Euch noch versichern zu müssen, würde mir wahrhaft sauer werden. Auch irrt sich der Onkel, wenn er voraussetzt, daß ich meinen Zustand unerträglich prosaisch finde. Poetisches

Leben ist nur da, aber auch überall da, wo es Einer hinträgt. Bitte, sagt dem Ohm, das sei eine der paradoxen Ansichten seines hochmütigen Neffen, der sehr bedauert, ihm auch nur einen Augenblick lang Kopfschmerzen gemacht zu haben. Das für die Zukunft zu vermeiden steht ganz bei Euch. Wenn Ihr meine Briefe in fremde Hände gebt, ohne sie gehörig zu kommentiren, so stehe ich für nichts. —

‚— Hochmütig! — hohen Mutes nach dem Höchsten zu streben; unbekümmert um die kleinlichen Sorgen und Thorheiten der Welt, den sicheren Schatz im Busen, der Sonne, der Ewigkeit sich entgegenzuringen; lachend den Menschen zuzuschauen, wie sie um nichts, um eitlen schnöden Tand sich mühen, sich quälen, sich ankläffen und beissen; den Fuß dagegen auf reinere Höhen zu setzen: ihn zu hüten, daß er nicht auch hinabsinke in den Pestpfuhl der Jämmerlichkeit: wenn das Hochmut ist, so kann ich mich freilich von diesem unverbesserlichen Karakterfehler nicht freisprechen. Bitte, sagt das dem demütigen Ohm. — Ulys Vater stelle ich anbei mit freundlichem Danke den wohlmeinenden Brief meines jugendlichen guten Freundes, seines hoffnungsvollen Sohnes, wieder zu. Ich lasse ihn bitten, seinem Uly zu sagen, Freund Sigfrid habe gar kein wichtigeres Streben, als das, noch einmal recht ordentlich ‚den grossen Herrn zu spielen', das heißt, ein Mann zu werden, der seinen Platz im Leben ausfüllt, so gut er kann. — Euch, Ihr Lieben, aber bitte ich, lacht Euch recht satt über die Dummheiten Eures fröhlichen Dorfschulmeisters.'

Dieser Handel erhielt noch eine Nachfuge. Sigfrid nämlich empfing einen Erguß der väterlichen Liebe, welcher an demselben Tage der Post übergeben war, da die Anklagen abgeendet worden. Die Absendung wurde nunmehr als eine Übereilung erklärt, die aber sofort reparirt werden sollte. Das geschieht denn in versöhnlichster Weise: die Anklage der Mutter Ulys habe sich bei näherer Untersuchung als lediglich Befürchtung herausgestellt. Sigfrid möge dem urteilslosen jungen Menschen seine Äusserungen verzeihen, da nach besonderer Rücksprache mit Karl es klar geworden, daß Herr Volker seinen Schüler zu

jener Beurteilung veranlaßt haben werde, wol um ungünstigen Meinungen von Seiten der Eltern Ulys zuvorzukommen. — Die Vergleichung der in drückender Armut verlebten Kindheit des Oheims mit des Neffen Verhältnissen müsse diesen zum Danke gegen den Schöpfer erwärmen, der ihn so glücklich geführt habe. ‚Diese Stimmung aber‘ — setzt der Vater hinzu — ‚magst Du wohl nöthig haben. Denn auch ich habe aus Deinem Briefe eine Unzufriedenheit herausgelesen, die mir nicht gefallen wollte.‘

Erkannte aus dieser Äusserung der Sohn, wie schwer auch den Nächststehenden es falle, seine Lage und ihre erste überraschende Wirkung zu verstehen; so schien es ihm ein folgender Satz des väterlichen Schreibens unzweifelhaft zu machen, daß man noch immer die Hoffnung nähre, der Hartgeprüfte werde sich endlich bewogen fühlen, der Kunst freiwillig zu entsagen. Der Vater nämlich gab ihm den Rat, seine Stellung als einen Scheideweg zwischen zwei Laufbahnen zu betrachten, und wollte ihn verpflichten, vorzugsweise das Lehrerfach als das wichtigere mit Ernst und Eifer zu pflegen. —

Sigfrid glaubte indessen einen Beweis ablegen zu sollen, daß er seinen Anteil der Schuld, die den jähen Bruch mit Volker herbeiführte, bereue. Er schrieb einen versöhnlichen Brief an Volker und tat damit den ersten Schritt zur Verkleisterung des Bruches, ein Schritt, gegen den sein Ehrgefühl sich lange gesträubt. Volker aber wies die zur Versöhnung dargereichte Hand schroff zurück. Die Form des Antrages habe ihm mißfallen — ließ er Uly schreiben. Dieser berichtete, Volker habe erst lange sich bitten lassen, bevor er sich entschloß, das Siegel zu erbrechen. Dann setzt der naive Berichterstatter wieder völlig umgewandten Sinnes hinzu: ‚Daß Volker in dieser Angelegenheit seine Eitelkeit bloßstellt, läßt sich nicht leugnen. Am liebsten sähe er's, daß Du auf den Knieen nach Leipzig gerutscht kämest, den Saum seines Kleides küßtest und demütiglichst um Verzeihung bätest. Er bemüht sich noch immer, mich zu überreden, daß Du moralisch total vernichtet seist. Das kann ihm allerdings nicht gelingen. Mich dünkt, die Ge-

schichte wird mit der Zeit etwas langweilig; ich würde Dir rathen, sie wenigstens vorlaüfig auf sich beruhen zu lassen.'

Diesem guten Rate folgte Sigfrid gern, obwol das Bewußtsein ihn beunruhigte, daß seine dankbaren Gesinnungen dem Widerstande eines feindseligen Andenkens von Seiten seines früheren Lehrers andauernd begegneten.

* *
*

Die Herbstferien regten den Wunsch auf, in die Heimat zu eilen, wo man sich sammeln und mit Lehrmitteln aus des Bruders Bücherschatz für den Winter sich ausrüsten möchte. Die Erlaubniß dazu ward von dem Amtmanne ohne Mühe erreicht und die vierzehntägige Frist freien Aufathmens im Kreise der Lieben erquickte und kräftigte Leib und Seele nach allen den stürmischen Ereignissen, die im Laufe eines Vierteljahres so massenhaft, wie die Wasserstürze eines Wolkenbruches, auf den Lebensweg herniedergeprasselt waren, seine Spur völlig verlegt und bis zur Unkenntlichkeit verwaschen hatten.

Die letzten Reste des Mißbehagens, welches durch den mitgeteilten Briefwechsel hervorgerufen worden, zerstreute persönliche Aussprache und der in alter liebevoller Offenherzigkeit erneuerte Verkehr. Auch der verehrte Oheim schien den Zwischenfall ausgleichen zu wollen, da er von Berlin aus — wohin militärische Dienstgeschäfte ihn führten — den Neffen, von dessen Abwesenheit er nicht unterrichtet war, während derselben nach Kaput durch einen Besuch zu erfreuen kam.

Wiederholt bildete in dem Familienkreise den Stoff der Erörterung die Frage, wie es nur möglich gewesen sei, ohne Empfehlungen und Zeugnisse eine Stellung zu erlangen, wie sie nicht nur nicht begehrt worden, sondern mit dem Wortlaute des von Karl verfaßten Zeitungsgesuches — welches der Versorgungsagentur übergeben ward — in geradem Widerspruche zu stehen schien. Der gleichlautende Entwurf, der sich in Karls Briefmappe vorfand, hieß so:

‚Ein junger Musiker, der auf Wunsch Zeugnisse über seine Leistungen aufzuweisen hat, sucht eine Stellung als Musiklehrer in einer Stadt oder Familie. Nöthigenfalls kann er auch in Elementarwissenschaften Unterricht an Kinder ertheilen, da er ein Gymnasium bis einschließlich Prima besucht hat.‘

Das Rätsel sollte sich bald genug auflösen, wie auf ein solches Gesuch eine Hauslehrerstelle ohne Musikunterricht habe gefunden werden können. —

Mit nützlichen Büchern ausgestattet — unter denen zu eignem Studium auch die Ästhetik von Hegel sich befand — verließ nach Verlauf glücklich verlebter vierzehn Tage der Kaputer Hauslehrer wieder das Elternhaus. Die aufrichtigsten Vorsätze, und der nach Berlin zurückkehrende Bruder, begleiteten ihn. —

Von klarer Herbstluft begünstigt, legten die Reisenden den Weg von Potsdam nach dem Dorfe zu Fuß zurück. Die im hellen milden Sonnenglanz vorteilhaft hervortretenden Schönheiten des Havelthales, mit mannichfaltigen malerischen Ansichten des jenseitigen Ufers brachten eine glückliche Stimmung hervor. Die darauf beruhende Milde der Beurteilung und Karls Wunsch, den Verhältnissen die bestmöglichen Seiten der Anschauung abzugewinnen, um sie seinem Bruder und den fernen Lieben anziehend darstellen zu können, mochten die Grundlage der von seinem Besuche in Kaput empfangenen, nach Berlin mitgenommenen Eindrücke bilden, die sich in dem folgenden Briefe abspiegeln. Vielleicht — wer weiß? — würden bei regnerischem, düsteren Herbstwetter die Grundzüge der Schilderung einen merklich unterschiedenen Farbenton erhalten haben.

‚Das Dorf Kaput‘ — so schreibt Karl nach seiner Rückkehr von Berlin aus an die Eltern — ‚liegt dicht gedrängt auf einer Landzunge der Havel und bietet eine höchst anmuthige Mischung von gemütlichen (!) Strohdächern, freundlichen Ziegeldächern und weißem Mauerwerk, das durch Gebüsch, womit das ganze Dorf erfüllt ist, warm hindurchschimmert. Auch Masten und Wimpel in der Havel fehlen nicht zur Belebung des Bildes. — Nahe vor dem Dorfe ist auf einem

Hügel eine Rasenbank errichtet, von wo aus man links das Dorf, rechts die Havel und im Hintergrunde Potsdam aufs Trefflichste übersehen kann. — Wir treten ins Dorf ein: Nach einigen hügeligen Straßen, von kleinen Häusern gebildet, die mehr oder weniger wohlhäbig zwischen Weinstöcken hervorblicken, an der freundlich unter schönen Bäumen gelegenen Kirche vorüber: treten wir in die Hauptstraße des Ortes ein, die fast einer Stadt angehören könnte, Lindenstraße genannt; denn zu ihren beiden Seiten zieht sich eine Allee von hohen dichtbelaubten Linden und Kastanien hin, gerade und breit. Sie führt auf den Eingang zum Schloßgarten, resp. dem Schlosse zu. Sie macht einen hübschen Eindruck mit ihren niedlichen, in der besten Form geradlinig gebauten Häuschen zu beiden Seiten. Noch eine Wendung nach links und wir stehen vor einem Thore, das eine weitgedehnte Mauer durchbricht. Diese Mauer umgibt die Pachtung des Amtmannes Stier, das Wohnhaus mitsammt dem ganzen dazu gehörigen Grund und Boden. Durch das Thor gelangen wir auf einen viereckigen Hofraum, der von drei Flügeln des mit Stroh gedeckten Hauses umgeben ist, in seiner Mitte die bekannte Grube. — Aus der ersten Thür links tritt uns eine Dame von ziemlicher Grösse, einem Anflug von Korpulenz, brünett, mit blossem Kopfe, sehr freundlich entgegen, nicht ohne städtische Manieren und mit recht wohlgebildetem Gesichte. Aus einer zweiten Thür links — der Stallthür — springen vier Kinder hervor, hängen sich an Sigfrid und wissen vor Freude sich nicht zu lassen. Die beiden ältesten Knaben zeichnen sich durch ihr Äußeres aus. Der älteste, Hildebrand, hat ein interessantes, intelligentes, fast aristokratisches Gesicht. Der zweite, Hadubrand, ein kräftiger, starker, großer Junge, größer als der etwas feine Älteste, hat auch ein recht offenes und ansprechendes Äußere. Der dritte Sohn, Udo, der etwas schielt, wenn er befangen ist, und Hildegard, die Tochter, sind fast zu lebhafte Kinder. Der Eindruck, den das Haus macht, ist nicht schlimmer noch besser, als der eines gewöhnlichen Bauernhauses auf unserer Geest. Auch das Innere leistet nicht mehr, als das Äußere verspricht. —

Wie man es der Erscheinung der Frau Amtmann ansehen kann, so zeigt auch ihr Zimmer, daß sie nicht die Sauberste ist. Sofa, Nähtisch und Kommode fehlen zwar nicht, sind aber etwas desolat. Ein zufälliger Blick in eine geöffnete Schublade zeigt einen etwas polterkammerartigen Inhalt. Der sehr große Thonofen hat das Zimmer fast zu warm geheizt. — Wir verweilen einen Augenblick, da meldet ein Sohn die Ankunft des Amtmannes. Sigfrid eilte ihm auf den Hof entgegen, wird äußerst herzlich begrüßt und tritt Arm in Arm mit ihm ins Zimmer. Der Amtmann heißt mich willkommen fast mit hofmännischem Anstande; wie er denn mit Schnauzbärtchen, Brille, hoher Stirn und schmächtiger Statur etwas Aristokratisches an sich hat. Man sieht es ihm an, daß er es gewohnt war, in größeren Verhältnissen zu leben. Das Stiersche Ehepaar mag ein ganz stattliches gewesen sein. Sie äußern, Sigfrid noch nicht erwartet zu haben, da auf einer so weiten Reise Abhaltungen von einigen Tagen oft nicht zu vermeiden seien. Es wird Bier und Butterbrot aufgetragen. Die ganze Familie nimmt am Frühstück Theil. Gegenstand des Gespräches bildet unter Anderem namentlich der Besuch des Onkels, der auf Alle einen begreiflichen, bedeutenden Eindruck gemacht hat. Besonders hatte es ihnen auch gefallen, daß und wie es dem Onkel gelungen sei, die Kinder glauben zu machen, er komme statt Sigfrids als ihr Lehrer und wisse die Sache viel besser anzufangen als dieser: er lehre z. B. Latein ohne Vokabeln u. s. w. ‚Du bist doch sonst so schlau, Hildebrand' — rief der Vater — ‚wie konntest Du so dumm sein, das zu glauben!' — Schon hier tritt die eigenthümliche Art der Erziehung hervor: Hildebrand wird von den Übrigen unverkennbar abgesondert. Die Andern werden mit inconsequenter Strenge und mit zu vielem Detail erzogen. Es wird — so zu sagen — unausgesetzt an den Kindern überhaupt herumerzogen, und das Bedenklichste dabei ist, daß die Eltern im Beisein der Kinder sich über ihre Erziehungsmaßregeln in Verhandlungen einlassen und sich mitunter lebhaft widersprechen. Dem Allen gegenüber wird es Sigfrids größte Sorge sein müssen, sich bei den Kindern die

unbedingte Autorität zu verschaffen, welche die Eltern sich selbst verdorben haben, wie die zuweilen hervortretende Unbändigkeit der Kinder bewies. — Nach dem Frühstück führt Sigfrid mich nach seinem Wohnhause im Garten. Dieser enthält Obstbäume, Weinstöcke und Anlagen. Unmittelbar daran stoßen Äcker mit Gemüse, Getreide und ‚Ertoffeln', die schon zum größten Theile ‚gebuddelt' sind. Das Ganze ist hügelig. Die bedeutendste Höhe bietet einen herrlichen Überblick über Dorf und Gegend bis Potsdam. Vom Garten aus bemerkte ich auch das langgestreckte einstöckige weiße Haus des ‚alten Herrn' Oberjägers mit der Lilienenkelin: die ich leider beide nicht sah. — Sigfrid führt mich in sein Wohn- und Schulzimmer, neben welchem das kleinere Schlafzimmer liegt. Ersteres hat etwa die Größe unserer kleinen Frühstücksstube. Es ist reinlich gemalt mit Schablone. Die Sonne scheint munter herein. Allerdings fehlt es ihm aber an allem und jedem Komfort, das ist nicht zu leugnen: Schwarze Schultafel; hölzerne Stühle, wie sie sonst in der Küche zu finden; zwei Tische, in dünner grüner Tünche wie die Stühle: — voilà tout! — Hier hat Sigfrid also rechte Gelegenheit zu zeigen, wie stark sein inneres Leben ist und wie sehr dasselbe es vermag, ihn über solche Äußerlichkeiten hinwegzuheben. — Wir spazieren im Garten. Der Amtmann holt uns zum Essen. Dasselbe ist vortrefflich. Es gibt Gelegenheit, die angedeutete Erziehungsweise zu beobachten. Nach Tische gibt Sigfrid dem Amtmann ein paar sehr feine ‚Ziehjarren' — wie der Amtmann spricht — die jener ihm aus Bremen mitgebracht hat. Wir bleiben sitzen und es kommt eine behagliche warme Unterhaltung zu Stande. — Ich benutze einen Augenblick, wo Sigfrid abwesend ist, um die Rede auf seine Anstellung ohne Zeugnisse und ohne Musikunterricht zu bringen, was uns so sehr aufgefallen sei. Ich äußere, sie würden wol manchmal Nachsicht mit Sigfrids Leistungen haben müssen, da dieses Amt ihm so ganz neu sei. Ich unterlasse es nicht, ihn aufs Nachdrücklichste zu empfehlen und die Überzeugung auszusprechen, daß er mit allem Ernst und Eifer den Pflichten seiner Stellung obliegen werde.

„Das hat Ihr Herr Onkel auch gesagt" — antwortet der Amtmann und erklärt, es sei ihnen besonders um einen jungen Mann zu thun gewesen, der Gemüth habe und gemüthliches Familienleben liebe. Sigfrid scheine diesem Wunsche zu genügen.

‚Ich fragte, ob er Sigfrid genommen, weil etwa kein Anderer dagewesen sei.

„Nein! — Es meldeten sich noch zwei Kandidaten. Ich hatte aber schon mit dem Versorgungsagenten den Verkehr eröffnet, nachdem ich dessen Annonce in der Zeitung gelesen. Ich dachte mir, der junge Mann habe soeben Prima verlassen und wisse nun in dieser schlimmen Zeit nicht wohin. Ich hielt dafür, er wisse aus unmittelbarster Erfahrung, wie es mit dem Unterrichte zugienge; stehe noch mitten in dem gemüthlichen Tone des Familienlebens seines Vaterhauses; werde auch mit seinen Ansprüchen billig sein und so für Erziehung und Unterricht meiner Kinder besser taugen, als ein von der Universität soeben gekommener Kandidat, die doch manchmal etwas Hochnäsiges an sich haben. Auch hatten wir schon lange einen musikalischen Lehrer gesucht; denn die Musik trägt — namentlich im Winter — doch sehr zur Gemüthlichkeit bei. Früher haben sich wohl schon ein Dutzend gemeldet, aber alle unmusikalisch. Schon hatten wir es aufgegeben, einen musikalischen zu finden, als ich die Anzeige las. Nach Zeugnissen habe ich gar nicht gefragt. Der Letzte, den ich nach neun Tagen fortjagte, hatte die brillantesten Atteste und zwar einen ganzen Stoß von allen möglichen Professoren, Grafen und Herren. — Ohnehin hieß es ja in der Anzeige, Ihr Bruder könne die vorzüglichsten Zeugnisse aufweisen."

‚Sie entschuldigen' — bemerkte ich — ‚nur von musikalischen Zeugnissen war die Rede.'

„Nicht doch!" .

‚Gewiß! — denn ich selbst bin Verfasser des Inserates und weiß dasselbe fast noch auswendig.' —

„Erlauben Sie! — Ich habe zufällig eine genaue Abschrift davon hier:

„Ein junger Mann" — so lautet es —, „der ein Gym-

nasium bis einschließlich Prima besucht und eine vollständige musikalische Bildung durchgemacht hat, sucht eine Stelle als Erzieher und Musiklehrer. Die vorzüglichsten Zeugnisse können aufgezeigt werden." —

‚Ich wies nun nach, das Versorgungsbüreau habe so büreaukratisch verfahren, das Original geradezu auf den Kopf zu stellen; anstatt Musiklehrer und nebenbei Erzieher habe es gedruckt Erzieher und nebenbei Musiklehrer; anstatt musikalischer Zeugnisse habe es nur im Allgemeinen ‚die vorzüglichsten Zeugnisse' versprochen. So waren wir denn allesammt angeführt. Diese Entdeckung steckte Allen ein helles Licht auf: denn auch der Familie war Manches unklar gewesen. Sie haben Sigfrids schlecht verhehltes Erstaunen bemerkt, als ihm die Stelle angetragen sei. Auch habe man ihm deutlich angesehen, daß er anfangs vor dem Unterrichte sich gescheut habe: nun aber lösete sich Alles in große Heiterkeit auf. Ich erzählte die Beweggründe der Wahl dieser Laufbahn. Sie hatten noch gar nicht gewußt, daß Sigfrid eigentlich ausschließlich Musiker sei. In seinem Beisein und unter seiner Bestätigung wiederholte ich meine Überzeugung, daß er seinem jetzigen Berufe mit allem Eifer obliegen werde. Auch konnte ich nicht umhin auszusprechen, welchen großen Dienst sie durch seine Anstellung uns und ihm geleistet. Worauf später unter vier Augen der Amtmann mir die Versicherung gab, daß sie bis jetzt recht gut mit ihm zufrieden wären und an ihm ihren Mann gefunden zu haben glaubten. — Beim Kaffe wurde die Unterhaltung über allerlei Dinge fortgesetzt, ohne daß die ‚Ertoffeln' an die Reihe gekommen wären. Auch über Politisches ließ sich mit Stier recht wohl reden. Überhaupt hat er wie auch sie Bildung genug — davon bin ich überzeugt —, um sie den Winter durch an manche geistige Genüsse zu fesseln. Er mag Feind vom Lesen und Steifsitzen sein, aber ich zweifle nicht, daß er sich gern eine gute Geschichte — wenn man ihn gespannt darauf zu machen weiß — wird vorlesen lassen. Von ihr gar nicht zu reden. Mit ihr wird sich sogar schöngeisteln lassen, wenn man ihrer Berliner Bildung ein wenig schmeichelt. Dabei

haben sie beide den Eindruck herzlicher, gemüthlicher und wohlwollender Leute auf mich gemacht. Freilich haben sie mir wohl ihre Sonntagsseite herausgekehrt und ihre Erziehungsweise mag nicht ihre einzige schwache Seite sein. Nun wohl! — so wird Sigfrid sie studiren und sich ihnen möglichst zu accommodiren suchen. — Aber ganz gewiß ist es nichts weniger als ein Opfer zu nennen, das er seiner Kunst brächte, ein Jahr und länger mit diesen Leuten unter einem Dache zu leben; von der großen Nähe Potsdams und Berlins, wie von der herrlichen Gegend ganz abgesehen. Mit dieser Überzeugung wurde ich herzlich entlassen, gebeten oft wiederzukommen, und Sigfrid begleitete mich gegen Abend nach Potsdam.' — —

Die Entpuppung des Hauslehrers als Musiker und dazu die Entdeckung, daß diesem und den Seinigen ein grosser Dienst mit der Anstellung geleistet worden, wie der Bruder selbst es mit anerkennenswertem Freimut bekannt hatte: das beides konnte nicht eben dazu beitragen, das Verkehrsverhältniß im Hause des Amtmannes für den nunmehr zu doppeltem und dreifachem Danke Verpflichteten angenehmer zu gestalten, als es bisher gewesen. Aber auch der Stützpunkt, ward durch des Bruders optimistisch gefärbten, doch wohlgemeinten Bericht sehr wankend gemacht, der Stützpunkt den Sigfrid in der verständnißvollen Teilnehmung der Seinigen nach wie vor suchen zu dürfen glaubte. War er doch mit seinem ganzen herzlichen Trostbedürfnisse — von aussen her — einzig und allein auf jenen eingehenden Anteil beschränkt! — Wie es mit dem inneren Halte beschaffen war, nachdem er die Trostesspenden seiner Kunst wie verbotene Früchte zu geniessen nur spärlich die Musse fand — das ist unschwer zu erraten.

Er ahnte den Inhalt des mitgeteilten Berichtes, da die Briefe der Seinigen bald nach Karls Besuch in Kaput erfüllt waren mit den beredtesten Vorstellungen der glücklichen Lage, in welche ein gütiges Geschick wider Erwarten den bevorzugten Sohn und Bruder versetzte, als er gewürdigt wurde, eine so überaus behagliche und lohnende Stellung zu bekleiden.

‚Wir freuen uns recht' — schrieb die Schwester —, ‚daß

wir so viel Anziehendes über Deine Verhältnisse erfuhren, und statt Dich früher zu beklagen, möchten wir Dich jetzt nur beneiden. Zu unser Aller Erstaunen hören wir, daß Alles ganz anders dort ist, als wir es uns bisher vorstellten. Nicht allein die Örtlichkeit, sondern auch die Leute erscheinen uns jetzt fast nur anziehend und liebenswerth. Wie ist es doch möglich, daß Du uns so wenig Vortheilhaftes davon schriebst, schreibst und erzähltest, da wir ja so oft über diese Dinge sprachen! — Gewiß fühltest Du Dich Deiner Sinne kaum mächtig, da Du wie vom Wirbelwinde aus dem interessanten Dresdener Leben in jenen entlegenen Winkel gerissen wurdest. Durch Karl und uns wirst Du hoffentlich, aus der Betäubung aufgerüttelt, zum neuen Leben wieder erwacht sein und die Reize und das Glück mit vollen Zügen genießen, das Dir ja als Mittelpunkt, um den sich Alles dreht, so reichlich dargeboten wird.' —

Das war die sprechende Wirkung jenes rosenfarbenen Berichtes auf die heimatlichen Lieben, die darnach sehr berechtigt schienen, Sigfrids Darstellung der Zustände für vorurteilsvoll, ja von Undank nicht frei zu halten.

Zur Rechtfertigung des unfreiwilligen Urhebers solcher demütigenden Beurteilung muß es bestätigt werden, daß jener die Zustände in seinem ausführlichen Schreiben völlig wahrheitsgemäß so schilderte, wie sie ihm seiner Auffassung nach, als fernstehendem Sonntagsgast, unter dem Einflusse guten Wetters von innen und aussen, wirklich erschienen. Welchen Einfluß auch andrerseits diese zufälligen Nebenumstände auf jene Menschen zu üben vermochten, die ihre Laune lenken liessen von günstigem Wetter für die Kartoffelernte; wie auf die Amtmannsleute ferner der frische bedeutende Eindruck des Oheims bestimmend zusammenwirken mochte mit ihrem Wunsche, dem Neffen eines solchen Mannes — der ausserdem die für das preussische Bewußtsein so bestechende Eigenschaft besaß, eine hervorragende militärische Stellung zu bekleiden: das konnte Karl bei seinem flüchtigen Besuche nicht in Anschlag bringen, obwol er ausdrücklich einraümte, die Leute möchten ‚ihre Sonntagsseite‘ ihm geflissentlich gezeigt haben. Sigfrid hatte ihn wol zu

dieser Vermutung hingeleitet. Denn ihm entgieng es nicht, daß der sogenannte ‚gemütliche‘ Verkehrston, der ihm so überaus unbequem war, dem Bruder gegenüber jener Umgangsform gewichen war, welche das Bestreben kund gibt, alltägliche Schwächen und innere Unsicherheit mit dem Scheine eines vorteilhaften, ja vornehmen Betragens zu überglänzen. Sigfrid bemühte sich, dem Bruder diese Entdeckung glaubhaft zu machen. Karl aber wünschte gar nicht, enttaüscht zu werden, und trug so jene hell beleuchteten Eindrücke als Ernte heim, um das gewonnene Gedankenmehl zu dem schmackhaften Gebäcke zu verarbeiten, das den Seinigen die Sinne berauschte. Sigfrids redliches Bestreben, mit seinem Schicksale sich möglichst auszusöhnen, wurde auf diese Weise immer wieder gestört und je länger desto schwerer zu ertragen.

Der Vater sprach nunmehr offener die Hoffnung aus, daß der glücklich gefundene Weg zu dem erwünschten Ziele einer Schullehrerlaufbahn führen werde, die denn ein bescheidenes, aber sicheres Loos in Aussicht stellte, wie es unter den obwaltenden Umständen die Kunst seines Erachtens dem Sohne nie zu gewähren vermöge. In den Briefen des Vaters ist nicht selten eine dahinweisende Andeutung enthalten, wie auch schon oben eine solche mitgeteilt ist. Es scheint, als habe der Sohn allmählich vertraut gemacht werden sollen mit der Vorstellung eines Lehrkursus an einem Schullehrerseminar, wo man ja allenfalls im günstigsten Glücksfalle sich emporschwingen könne bis zu der Stellung eines Dorforganisten oder gar Seminarmusiklehrers, Ämter, welche an sich obendrein rein musikalischer Natur und schon von manchem tüchtigen Meister der Töne bekleidet worden seien. — Sigfrid verschmähte es nicht, diese angeregten Fragen ernstlich zu erwägen, und sprach sich darüber etwa vier Wochen nach Karls erstem Besuche in seinem grünen Buche aus:

‚Die Bohnen sind enthülset — oder ‚gepahlt‘‘ — schreibt er. — ‚Sonst — wenn Besuch oder lästige Nebendinge nur für kurze Zeit mich abriefen vom Rande der heiligen Quelle, die ich mit meinen bescheidenen Kränzen, voll seliger Schwel-

gerei umwand —: wie schmollte ich da über die unwillkommene Störung des hohen Genusses meines stillen Glückes! — Und jetzt? — Nach sechsstündiger Hauslehrerarbeit, anstatt durch einen flüchtigen Trunk aus jener heiligen Flut Vergessen zu trinken, jetzt muß ich Bohnen pahlen! — Risum teneatis, amici! — Doch nein! — wie widrig auch das Geschick sei, was nützt das ohnmächtige Schmollen? Damit wird es nicht freundlicher und geneigter gemacht. Darf ich doch die Bohnen, die ich essen soll, selbst enthülsen helfen! — Ich habe es ja erreicht, was ich suchte auf diesem rollenden Balle — hier oder dort — selbst über dem Ozean: Speise und Trank, die ich mir selbst, wie mühsam es auch sei, erwerben dürfe! — Ja! — ich habe noch überschwänglich viel mehr gefunden; zu Speise und Trank noch Schlafrock und Pantoffeln! — Und nun ich euch erreicht, nun schelte ich, daß ihr das lodernde Feuer im Herzen mir dämpft; daß ihr despotische Tyrannen des lautersten Strebens; daß ihr fühllose Spötter seid des Schönen — des einzig erstrebenswerten Besitzes, den das trügerische Leben als bleibenden Gewinn uns vorgaukelt; daß ihr jene Riesenkraft bändigt und jämmerlich lähmt, welche den Menschen über das Dasein, über sich selbst emporschnellt zu den ewigen Sternen, wo die Wohnungen unsterblicher Götter ihn willkommen heissen.

,Speise und Trank, Schlafrock und Pantoffeln — nach euch habe ich geschmachtet und geseufzt in meines Kleinmutes drangvoller Verblendung; euch mußte ich finden in meines blinden Glückes höhnendem Unglück! — — Was klage ich denn? — Stehe ich doch gebietend am Rande der ‚Mergelgrube', die mir reichlichen Mörtel liefert für ein ‚anständiges Lebensgebaüde!' — Fahre ich doch mit spießbürgerlicher Behaglichkeit und Sicherheit dahin auf den Schienen einer ‚respektabelen Karriere!' — Ist die strafbare Unzufriedenheit mit dem ungesucht Gefundenen etwa das verhaltene Ringen nach noch höheren Zielen — etwa nach einem Kochofen, nach einer ehelichen Köchin, nach einer leibeigenen Propaganda, an der ich das gewohnte Geschäft des Erziehens fortsetzen könnte —

etwa als Dorforganist, oder gar als Musiklehrer an einem Schulmeisterseminar? — Wie würden mein lieber Vater und der teure Freund und Bruder sich freuen! — Fast benebelt die Sinne der Schwindel, auf solcher Lebenshöhe mich zu traümen: tags die interessante Arbeit, pädagogiebeflissenen Bauersöhnen notdürftige Begriffe vom Dreiklang und Septimenakkorde beizubringen; abends bei der dampfenden ‚Ertoffelschüssel' die Erholung, im Kreise der Familie Bohnen zu pahlen; dort eine ungewaschene Hand, da ein ungewaschenes Maul züchtigend, worüber meine seelenvolle Gattin als zärtliche Mutter gebürlich mich ausschmollte! — Und an schwungvollen Begebenheiten, am Geburtstage der Hausmutter, meiner ehrsamen Gattin, komponirte ich ihr ein neues Stück, etwa eine Aria mit Guitarre und obligater Flöte, welche Stimme der Leistung meines dreizehnjährigen Erstgeborenen angepaßt sein müßte. — Welch reizendes Luthersches Genregemälde des Erdenglückes! — Doch was spotte ich? — Wäre denn eine solche Zukunft, ein so glückliches, wenn auch bescheidenes Loos wirklich so beklagenswert? — Lockte mich nur nicht die himmlische Gestalt, die so beweglich ernst den Finger erhebt und nach oben — immer nach oben deutet! — Hätte nur nicht erst vor wenigen Tagen das holde Kind zu Leipzig in ihrem Briefe mich so dringend beschworen: ‚bleibe, ach! — bleibe nur Deiner Kunst getreu und laß den Mut nicht sinken!' — Was würde das holde Kind von mir denken müssen, wenn ich dieses Vertrauen taüschte; den Mut so tief sinken liesse, daß ich mich undankbar den Armen der schönen Kunst entwände! — Ja! — noch fühle ich die Arme der deutschen Muse mich umranken. Und dennoch muß ich mich mit Gewalt festklammern, um den Platz an ihrem Herzen nicht zu verlieren. Denn an meinem Fuße hängt eine Zentnerlast, welche mich mit aller Macht nach unten, immer nach unten zieht. — Werde ich ihrem Gewicht noch lange Widerstand entgegenzusetzen haben? — Ach! — Wann kommt der Tag, wo der Retter erscheint, der die unerträgliche Last mit scharfem Schnitte löset!? —'

Da die Amtmannsleute nun wußten, daß ihr neuer Haus=

lehrer gar nicht beabsichtigt habe, als solcher zu fungiren, sondern mit seinen Bestrebungen einer Lebensrichtung zugekehrt sei, die diesen überaus praktischen Leuten völlig unverständlich erschien, da sie denn die Zwecke vagabundirender Seiltänzer, Komödianten und Leierkästner nicht sonderlich zu unterscheiden wußten von den höheren Aufgaben eines Künstlers: so konnte solche Entdeckung nicht ohne Folgen bleiben für die Stellung, die sie von nun an mit wachsender Offenheit dem Pseudo-Hauslehrer gaben. — In der Frau des Amtmannes lebte von ihrer Jugend her obendrein ein schlecht verhehlter Groll gegen alles, was Kunst und Künstler hieß. Sie hatte es sich wol leichter gedacht, als es ihr gewährt war, eine berühmte und gefeierte Sängerin zu werden, wie man sie damals unter den Gliedern der königlichen Hofoper in Berlin bewunderte. Daß dies ihr nicht gelungen, maß sie dem Unglücke bei, frühzeitig noch vor Beginn ernster Gesangstudien die Stimme verloren zu haben. Darauf entsagte sie nicht allein diesen so hochhangenden Trauben, sondern rümpfte auch verächtlich die Nase über Jeden, der sich einbildete, solche saure Frucht wohlschmeckend genug zu finden, um an ihren Genuß die hingebende Arbeit des ganzen Lebens zu setzen. So ließ sie sich denn mit den Träbern genügen, indem sie die Behaglichkeit des Familienlebens zu erhöhen suchte durch die oben angedeutete Art eines höchst untergeordneten Klavierspieles ‚ohne Polkwitze'. Zu dieser Höhe der Leistungen hoffte sie auch ihre Kinder befähigen zu können, denen gleichwol alle Spuren natürlicher musikalischer Voraussetzung mangelten. Dessenungeachtet begann — um die Anwesenheit des hauslehrerischen Musikers praktisch auszunutzen — alsbald der Musikunterricht zunächst der beiden ältesten Knaben.

‚Mit grosser Selbstgefälligkeit' — so meldet Sigfrid ironisch seinen Eltern — ‚bemerke ich, wie meine glänzenden edukativen Talente je mehr und mehr sich entfalten, und nicht ohne Stolz schaue ich hinab auf die hungrige Schar meiner geliebten Zöglinge, welche wie Kletten an mir hangen, um mir die Bissen der Schulweisheit aus dem Munde zu reissen. Hildebrand und

Hadubrand — nach mir die gelehrtesten Einwohner dieser anmutigen Landschaft, der ein eigener Prediger leider fehlt — sind heute in die Vorhallen des Kunsttempels von mir mit erstaunlichem Erfolge eingeführt worden. Ihr seltenes musikalisches Talent trat sogleich hervor, da sie nicht nur ohne Mühe begriffen, daß die Potsdamer Bundeslade, die mir zur Fröhnung meines musikalischen Lasters dient, aus sechsmal wiederkehrendem Wechsel von zwei und drei nebeneinander liegenden schwarzen Holzklötzchen, sogenannten Tasten, bestehe; sondern auch daß die sechs Oktaven einen gewissen Unterschied der Klangbestimmtheit erkennen lassen, wenn man die schwarzen und weissen Klötzchen abwärts drückt. Meine Schüler konnten dies im allgemeinen sofort zugeben, so weit das ‚Grobe' und ‚Feine' der Tonhöhe nicht zweifelhaft schien. Innerhalb einer und derselben Oktave beharrten sie jedoch bei der Überzeugung, daß hier alles ‚egal' klinge und der angebliche Unterschied des Gröberen und Feineren notwendig auf einem Irrtum, auf einer Halluzination ihres mit kranken Ohren behafteten Lehrers beruhen müsse. Möglich, daß diese kindlichen Gemüter Recht haben. Denn es wird mir immer deutlicher, daß ich das luftige Glück meines Lebens an ein Phantom kettete, welches ebenso zerrinnen kann, wie die Einbildung, daß einige Luftstöße mehr oder weniger verschieden auf das Trommelfell des Ohres wirken. Es ist eine wahre Tollheit auf solche trügerisch windige Basis das Glück des Lebens bauen zu wollen!'

An den Bruder in Berlin schrieb er über den Verkehr im Hause ohne alle Ironie. Man kann in diesem Briefe eine Beleuchtung finden der Meinung Karls, daß der Amtmann und seine Gattin manchem geistigen Genuß sehr wohl Geschmack abgewinnen würden. ‚Mit ihr wird sich sogar schöngeisteln lassen' — so drückte Karl sich aus. Zu dieser Ansicht mag es denn schwerlich einen jäheren Gegensatz geben, als er hier geschildert wird:

‚Der Amtmann und seine Frau' — so berichtet Sigfrid — ‚zeigen sich mir in jüngster Zeit als ausgemachte Feinde alles Schönen und seiner höchsten Vertreter. Heute Abend äusserten

sie übereinstimmend — was an sich selten ist —, einen Künstler nur zu sehen sei ihnen schon ein geradezu widerlicher Anblick. — Ob mit oder ohne Anzüglichkeit, das ist denn doch stark! — Ebenso bemüht der Amtmann sich, das Heiligste, was ich auf Erden kenne, lächerlich zu machen, indem er die Kunst mit dreister Frivolität in den Koth tritt. Und sie — die geistreiche Frau — gieng neulich noch weiter. Meinen Vorschlag, an den langen Winterabenden etwas vorzulesen — etwa ein Drama von Goethe oder Shakspere —, wies sie mit aufwallendem sittlichen Zorn zurück und rief keifend: ‚Für die ganzen Goetheschen Werke gebe ich nicht einen roten Sechser und für den Shakspereschen ‚Jux' — vulgo s. v. Dreck — keinen Dreier; det schmuzige Zeug dulde ich überhaupt nicht in meinem Hause!' — Deutlicher kann man nicht sein. Seitdem hat sie mir nur ein kaltes, prüdes, ja demütigendes Benehmen zu fühlen gegeben, was so viel bedeutet als, nun habe sie erkannt, wessen Geistes Kind ich sei. Ich muß dies und die abgeschmacktesten Schmähungen einstecken und obendrein mich dabei geberden, als stehe ich hier vor einer Meinungsverschiedenheit, die ich ebensowenig zu widerlegen berechtigt, als mir anzueignen Willens sei. Dürfte ich reden, wie es mir ums Herz ist, so würde das zur Erleichterung meiner Lage wesentlich beitragen. Aber ich muß zu alldem gar noch gute Miene machen und ihnen vorlügen, daß zum ungetrübten Lebensgenusse mir gar nichts Erdenkbares abgehe. Merkten sie meine Unzufriedenheit, so würde das den Zustand bis zur vollendeten Unerträglichkeit nur steigern können. Aber auch mir selbst lüge ich vor, daß die Unterweisung und Erziehung der Kinder ein dankbares Geschäft sei, dem man notwendig Freude und Genugtuung abgewinnen müsse. Ich lüge mir vor, daß die Aussicht auf dereinstige Früchte solcher Säemannsarbeit den Eifer sporne, daß der Vorschmack des selbst verdienten einstigen Lohnes dem Bewußtsein reichliche Freiheit gebe, die Bitterkeit der rauhen Schale zu überzuckern. Wie oft und eindringlich ich mir auch täglich in diesem Sinne ins Gewissen rede: täglich nach Beendung meiner Lehrpflichten seufze ich tief auf, wie ein Last=

träger, der den letzten Kornsack die Leiter hinangetragen. Der ist dann für heute wenigstens mit seiner schweren Tagesarbeit fertig. Nicht so ich. Für mich beginnen dann die lästigen Unterhaltungen, ungesalzenen Witze und Schraubereien, die ich mit erlogener Teilnahme anhören, belachen, erwidern oder einstecken muß, was nach den angedeuteten Beispielen nicht immer leicht fällt, manchmal sogar ganz unmöglich erscheint. — Nur als eine Aussprache, die mir einige augenblickliche Erleichterung gewährt, sollst Du, lieber Bruder, diese Eröffnungen auffassen. Ich bitte Dich auch, sie als ganz vertrauliche Mitteilungen zwischen Dir und mir zu betrachten. Denn ich mache mir täglich die Notwendigkeit klar, aus Rücksicht auf Vaters Verhältnisse bis zum Ausgange dieses Winters wenigstens die unnatürlichen Zustände zu ertragen, falls nicht eine unverhoffte Verbesserung meines Loses sich plötzlich darbieten sollte.' —

Wie Sigfrids aufs Ideale gerichtete und höchst reizbare Natur die schroffen Gegensätze seiner Umgebung andauernd zu ertragen vermochte, das erklärt sich aus dem Umstande, daß den regelmässigen Verlauf des lästigen Einerlei periodisch oder gelegentlich wiederkehrende Unterbrechungen erleichterten. Jeden Sonntag wanderte er nach Potsdam, um dort mit dem von Berlin herübereilenden Bruder zusammenzutreffen. In einer Fensternische des geraümigen Wartesaales des Bahnhofgebaüdes pflegten dort die Brüder sich einer gemeinsamen, fortschreitenden Arbeit zu widmen, nachdem das jüngsterlebte besprochen war. Karl mochte den Wunsch hegen, seinen Bruder durch eine zusammenhangende künstlerische Tätigkeit über die grossen Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage hinübertragen zu helfen. Er hatte es deshalb erreicht, den Anteil des Musikers für einen antiken Opernstoff zu gewinnen, der dem Herodot entlehnt war. Die Moira, welche wie ein Fluch auf dem Geschlechte des Kroisos lastet, und in der tragischen Geschichte seines Sohnes Atys hereinbricht, der durch des Gastfreundes Adrastos Jagdspeer unverschuldet den verheissenen Tod erleiden muß: das war der Gegenstand wiederholter Verhandlungen in jener Fensternische zu Potsdam. Sollte dieser Stoff, dessen Grundzüge

unbestritten anziehend und anregend genug waren, sich zu einem Opernbuche geeignet erweisen, so erforderte die einfache Erzälung des Herodot Umgestaltungen und frei zu erfindende Zutaten in genügender Menge, um für längere Zeit und haüfige Begegnungen der Brüder in Potsdam reichlichen Denkstoff darzubieten, bis die Vorbereitungen hinreichend gefördert waren, um das Szenarium zu skizziren. Diese Arbeiten halfen über manche schwere Stunde hinweg.

Auch die Erwägung der Mittel, eine musikalische Stellung zu gewinnen, erleichterten etwas den Druck der gegenwärtigen. Man dachte durch ein Gesuch in musikalischen Fachblättern den erwünschten Erfolg zu erreichen. Doch widerstrebte Sigfrid diesem Auskunftsmittel, das ihn ja in die Lage gebracht habe, welcher er zu entrinnen hoffte. ‚Vom Regen in die Traufe' — fürchtete er — möge ein ähnlicher Versuch ihn wol leicht bringen können. — Sicherer erschien ihm immer noch der Ausweg, vermittelst einer veröffentlichten musikalischen Arbeit sich eine tatsächliche Empfehlung zu verschaffen, mit welcher ein Anspruch auf eine erträgliche Stellung möchte begründet werden können.

Es war trotz der spärlichen Musse manches Neue fertig geworden, namentlich ein Heft Gesangduette in kanonischen Formen mit Klavierbegleitung. Die Texte, Spruchdichtungen und Distichen von Goethe, schienen eine solche gebundene Schreibart zu rechtfertigen. Das erste Stück des Heftes spiegelt den ententschlossenen Mut wieder, vor den Widerwärtigkeiten nicht zurückzubeben, welche auf der eisigen Bahn dem Kühnen entgegenstarren:

‚Muthig über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Du nicht vorgegraben Dir siehst,
Mache Dir selber die Bahn.
Krachts gleich, brichts doch nicht;
Brichts gleich, brichts nicht mit Dir.'

Sigfrid hatte das Heft mit nach der Heimat genommen, als er dort die vierzehntägigen Herbstferien zubrachte. Man redete ihm daselbst den Mut ein, dies Heft, das durch Form

und Inhalt ohne Zweifel seinen Verfasser bei einsichtsvolleren Künstlern und Kunstfreunden empfehlen werde — als erstes Werk dem Drucke zu übermitteln. Der freundliche Anteil, den Robert Franz in Halle wiederholt Sigfrids Bestrebungen widmete, bot sich ermunternd genug dar, jenem befreundeten Tonmeister die kanonischen Duette und den Plan ihrer Veröffentlichung zur Beurteilung vorzulegen. — Nach Kaput zurückgekehrt, ward die Sendung alsbald nach Halle abgesendet. — Franz war freundlich genug, auf eine Antwort nicht lange warten zu lassen. — So viel als es der vertrauliche Inhalt erlaubt, soll aus diesem und seinen nunmehr haüfiger erfolgenden wertvollen Briefen hier Raum finden:

‚Die Nachricht‘ — schreibt Franz —, ‚daß Sie Leipzig verlassen hätten, um eine Hauslehrer=Condition anzunehmen, überraschte mich nicht wenig. Sie können denken, wie verwundert ich drein schaute! So plötzlich hatte ich mir solch einen Schritt nicht im Traume einfallen lassen. Freilich — wenn man alle Umstände reiflich in Erwägung zieht, blieb Ihnen im Moment kaum etwas Anderes übrig, um Ihre Existenz einigermaßen zu sichern. Aber gräßlich ists und bleibts!!! — — — —

‚Ich war neulich drüben in Leipzig, dem neuen Kunstathen, und machte mit — einem der Großkonstabler der dortigen Musik eine kleine Promenade. Bei einer passenden Gelegenheit frug ich, ob er als Musiktribun mir die Motive wohl angeben könnte, die Sie veranlaßt hätten, Leipzig so eilig von hinten anzusehen? — Denken Sie, er hörte Ihren Namen zum Ersten Mal aussprechen! — J! — da schlage doch ein heiliges Donnerwetter drein, schrie ich entrüstet. Der junge Mann ist länger in Leipzig als Sie selber, und es hat noch nie Jemand seiner Erwähnung gethan?! — Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, mit Ihnen in meiner Weise zu renommiren, um einen recht herzhaften Contrast zu erzielen. — Ich expektorirte mich ein Gelindes über die jämmerliche Cliquenwirthschaft, die sich selbstgefällig in die enge Toga einhüllt, und sich damit vor allen störenden Einflüssen zu sichern glaubt. Die weiteren

Mittheilungen von Ihrer C-dur=Sonate nahm er anfangs ungläubig auf. — Auf meine determinirte Versicherung hin, daß Ihre Sachen einer unzweifelhaften Berücksichtigung werth wären, machte er Concessionen und sprach den Wunsch aus, in Rede stehendes Opus gern einmal sehen zu wollen. Ich sagte es zu und bitte Sie hiermit, die Sonate recht bald an mich zu senden, daß ich sie vorlegen kann. — Möglich, daß es Ihnen von Nutzen ist, aber ebenso möglich freilich das Gegentheil. Wer möchte das verbürgen? — Nun zu Ihrem bestimmten Anliegen: ich habe Ihre Duette ohne Vorurtheil, recht unbefangen durchgenommen. Ich finde es bedenklich, dieselben als Erstling dem Publicum vorzuführen. Die Leute wollen zu Anfang in die Rippen gestoßen sein, sollen Sie sich interessiren. Einen solchen Rippenstoß verabreichen Sie mit diesen Duetten nicht! — Einmal die Texte! — Die Hälfte davon ist wohl sicherlich aus dem Papierkorb Vater Goethes hervorgegangen. Ich bitte Sie, kann es etwas Unklareres und zugleich Komischeres geben, als das erste Spruchgedicht: Krachts gleich, brichts doch nicht? — Und schwülstig reflectirt sind sie alle, daß Einem die Zähne dabei lang werden möchten, das müssen Sie einräumen! — Was die musikalische Behandlung anlangt, so ist dieselbe voll Liebe und Hingebung; ob aber in der Weise einschlagend, wie Sie glauben, sehr zu bezweifeln. Ich bitte Sie, verwechseln Sie das Interesse Einzelner nicht mit dem Interesse Vieler, auf die Sie doch nothwendig speculiren müssen, um Ihre Zukunft einzuleiten. Einzelne, die man näher kennt, urtheilen meist persönlich und schließen von der liebenswürdigen Individualität des Schöpfers gern auf das Product. Also täuschen Sie sich im momentanen Erfolg nicht; der hilft zu nichts. Das Publicum ist viel zu hartköpfig, um sich beim ersten Schritte Nüsse zu knacken bemüssigt zu finden. Dem muß man schlau in die Flanken kommen, und dann mags Kopfnüsse regnen, links und rechts: ich bin für je mehr je lieber. — Doch daß wir uns nicht mißverstehen: ich halte die Duette im Einzelnen für sehr gelungen, im Ganzen jedoch für zu absichtlich und dem Verständniß des Publicums zu fern gerückt. Im Kanon selbst ist nicht immer die fort=

schreitende Nothwendigkeit, die eine Stimme bongré malgré mit der andern fortreißt. Im Gegentheil: man muß den Faden manchmal suchen. — Sie sehen, ich bin offen und gerade heraus. Sie werden mir darum nicht abhold sein, denn Sie wissen ja, daß ich Sie hochachte und liebe. Sie haben bessere und wirksamere Stücke geschrieben: setzen Sie Alles daran, Ihre Sonate durchzubringen und wenn Sie das Geld dazu borgen müßten. Jedoch das sind Redensarten! — Wenn Sie darauf bestehen, daß die Duette edirt werden, so bin ich gern bereit, Ihren Wünschen nachzukommen. Bis Sie mir dies aber nicht noch einmal und kategorisch erklären, bin ich so frei, sie in meiner Verwahrung zu behalten. Schreiben Sie mir recht bald und nehmen Sie so viel Objectives als möglich aus meinem subjectiven Urtheil.

Immer Ihr Franz.‘

Solcher ungeheuchelte Anteil; solche offenherzige Beurteilung auf der Grundlage anerkennender Würdigung konnte von Seiten eines so ausgezeichneten Mannes und Meisters nicht anders auf den einsamen, unsicheren und erregbaren Verschlagenen wirken als im hohen Grade ermutigend und tröstend. Mit dankbarer Begeisterung ergriff er die hülfreiche Hand, die so unverhofft in seinem jämmerlichen Zustande sich ihm entgegenstreckte, um sich willig von derselben leiten zu lassen. — Von der Herausgabe der Duette sah er ohne Kummer ab, wiewol er sich in seinem Briefe an Franz die Bemerkung nicht versagen konnte, daß dessen Urteil über die Goetheschen Dichtungen sehr hart, ja unduldsam klänge. Mit dem Briefe sandte er die verlangte C-dur-Sonate nach Halle und legte daneben noch die letzte Arbeit dieser Form, welche in Leipzig entstanden war, bei. Es war das die obenbezeichnete Sonate in d-moll, die sich auf Ida und seine stillen Leiden bezog. Ursprünglich aus vier Sätzen bestehend, deren letzter das Motto ‚Nur frivol!‘ — in dem bestimmten Sinne eines Sieges des Humors über das Sentimentale — trug, erschien später dieser Gegensatz gegen die ersten schmerzlich bewegten Sätze zu schroff. Zur Vermittelung desselben schob er vor dem vierten, letzten Satze einen neuen

ein, der rein rhythmisch gedacht und durchgeführt war — gleichsam den Übergang des Sentimentalen zum frischen Entschlusse, zum Humor bildend. Franz faßte diese Bedeutung der beiden letzten Sätze nicht auf, da er für seine Beurteilung füglich keinen anderen als rein objektiven Maßstab zur Verfügung hatte und die inneren, durchaus persönlichen Vorgänge unmöglich zu würdigen vermochte, die den ideellen Gehalt der fünf fortschreitenden Sätze bildeten.

Zuvor berichtet Franz, daß er hinsichtlich des beabsichtigten ‚Feldzugsplans' in Bezug auf die C-dur-Sonate bei näherer Überlegung sich überzeugt halten müsse, der Erfolg werde gleich einem Schlag ins Wasser ausfallen. Er bringt einen anderen ‚Schlachtplan' zur Sprache, der den jungen Autor im Falle des Gelingens auf einen Höhepunkt stellen werde, welcher die gewöhnlichen Maßstäbe von vornherein auszuschliessen verspreche. — Es sei bei diesem Anlasse sogleich bemerkt, daß Kränklichlichkeit einer für die Ausführung dieses Planes entscheidenden Persönlichkeit und andere widerstrebende Gründe den in Aussicht genommenen Erfolg nach einer geraumen Zeit vergeblichen Harrens vereitelten. — Dann spricht Franz ausführlicher über die beiden eingesandten Klaviersonaten:

‚Ich habe Ihre Compositionen zu wiederholten Malen und stets — bis auf Einiges — mit gesteigertem Interesse vorgenommen. Namentlich ist der zweite Satz der d-moll-Sonate von unbeschreiblichem Reiz und athmet einen liebenswürdigen Schmerz, wie ich es in der Weise noch kaum vorgefunden. Auch im dritten Satze sind die Gegensätze von vortrefflicher Wirkung und erregen unwiderstehlich die entschiedenste Theilnahme. Wenn beide Sätze auf meinen sehr objectiv schauenden und hörenden Schwager tiefen Eindruck gemacht haben, so können Sie sich über einen solchen Erfolg, im vollsten Ernst sei es gesagt, nur gratuliren. Unbegreiflich aber ist mir die vorletzte Nummer, die mir weder schön erfunden noch edel ausgeführt zu sein scheint. Jedenfalls ist der Rhythmus das einzige Beherzigenswerthe. Den behalten Sie bei. — Sollte er nicht überhaupt die Veranlassung dieser ganzen Nummer gewesen

sein? — Auch der letzte Satz will mir nicht recht munden — warum? — darüber bin ich mir selbst nicht klar: — Jedenfalls kann ‚frivoler Humor' nie das Resultat von Nr. 1 bis 3 sein, was doch in psychologischer Hinsicht nach meinem Dafürhalten sehr in Rücksicht zu nehmen sein dürfte. Vor der Hand ignorire ich ihn ebenso gut wie den vorletzten. Für die anderen aber gehe ich ins Feuer mit Haut und Haaren und will meine Lanze einlegen, so lange ich noch einen Splitter in der Hand habe! —

‚Und nun noch Einiges über die ältere Sonate (in C-dur): Zwei Grundübel darf ich Ihnen (Sie wissen, ich meine es ehrlich) nicht verschweigen. Im ersten Satze gilt es dem Modulationsgange des Anfangs und allen seinen Wiederholungen! Spielen Sie einmal recht kaltblütig das Schumannsche Lied: ‚Ich grolle nicht!' und beobachten Sie die Geistesverwandtschaft! — Ich habe nichts dagegen, sich einer Modulationsgruppe zu bemächtigen; denn die wird, sobald sie irgend einer producirte, Gemeingut: allein gerügt muß es unter allen Umständen werden, wenn dieselbe hier wie dort musicalische Pointe wird. Eine ähnliche Ansicht habe ich vom Finale und von der 3/8 a-moll-Partie des zweiten Satzes. Erinnern beide nicht stark an das Finale des Schumannschen Quintetts? — — Man darf seinen Gegnern keine Waffen in die Hände geben, die es ihnen leicht machen, mit schlagendem Erfolg einen billigen Sieg zu erfechten. Meine Auseinandersetzung bezieht sich indessen mehr auf Ihre musicalische Zukunft als Vergangenheit. Seien Sie rücksichtslos hart gegen Sich und Sie erweisen Sich einen größeren Dienst, als durch falsch angebrachte Nachgibigkeit. Verstehen Sie mich recht: ich stelle meine Beurtheilung auf die mir mögliche höchste Stufe und habe sonst für das Privatleben einen großen Beutel voll Toleranz, trotz Ihrer Gegenmeinung. Sie wie ich streben nach Wahrheit in der lautersten Form, und die ist ohne eine rücksichtslose Ehrlichkeit undenkbar.'

So sehr diese und die folgenden Briefe auch geeignet waren, den beglückten Empfänger auf sich selbst aufmerksam zu machen,

so sehr sie auch wie warme Sonnenstralen das kalte Dunkel erhellten: sie kamen — wie es nicht anders geschehen konnte — vereinzelt und durch wochenlange Pausen getrennt, und vermochten nicht, das Empfindliche der widerstrebenden Zustände aufzuheben, wenn sie dasselbe auch wohltuend zeitweise unterbrachen.

Andererseits aber hoben sie auch den Gegensatz deutlicher hervor, in welchem das idealische künstlerische Streben und Bewußtsein der derben Wirklichkeit einer völlig fremdartigen Lebenssphäre sich gegenübergestellt sah durch die halb freiwillig, halb aufgedrungen übernommene Pflicht, in dieser Umgebung zu leben und den sonderbarsten Anforderungen einer wunderlichen Wirksamkeit zu genügen. — Die stets willfährige Hoffnungsseligkeit von früher war auf ein vorüberrauschendes Auflodern eingeschränkt. Von den drei Lebensmächten des Glaubens, Hoffens und Liebens, waren in den heftigen vorhergegangenen Stürmen die beiden ersten, eine nach der anderen, verloren gegangen. — Auch auf einen erwünschten Erfolg der Schritte, die Robert Franz getan hatte und ferner in Aussicht stellte, setzte Sigfrid nicht mehr die Hoffnung, wie erwünscht auch das Gelingen ihm sein mußte. Als er den Seinen die Absendung jener kanonischen Duette meldete, bemerkte er unter anderem:

‚Während ich das Heft einsiegelte, fühlte ich unverhofft ein unsanftes Kneipen am linken Ohrläppchen, das mich fast laut aufkreischen machte. Erschrocken wandte ich den Kopf und siehe da: der verwünschte kleine Kobold — ich habe Euch von Leipzig aus wol einmal von ihm geschrieben — saß richtig wieder auf meiner Schulter. Ich patschte nach ihm — aber kaum wich er aus, kauerte nur in seiner hockenden Stellung sich unter den Rockkragen und grinsete mich mit seinen breiten dünnen Lippen kichernd an, rollte seine schiefgeschlitzten grünen Katzenaugen in ihren triefigen Höhlen und bewegte seine langen, am dünnbehaarten Kopfe emporgespitzten Ohren unheimlich drohend hin und her. Ihr kennt ihn ja: es ist eben der Kobold, welcher als verneinendes Fragezeichen sich immer hinter meine wichtigsten Lebenspläne drängte; jener Kobold, welcher das blühende Kind

im grünen Frühlingskleide unablässig bekriegte und verfolgte, wo es mit seinem belebenden Blicke sich mir nahte: es ist der Teufel, den Ihr den Zweifel nennt. — Er hat mich viel seltener belogen, als seine schmeichlerische liebliche Feindin, die trügerische Hoffnung. Daher habe ich wol Ursache zu fürchten, daß er auch über den Wunsch, die Kanons zur Welt zu fördern, soeben seinen teuflischen Segen gegrinset habe. Die altersgraue Matrone, die Mutter Zeit, welche zwei so ungleiche Kinder, wie Hoffnung und Zweifel, der Welt schenkte, hat noch viel anderes als dies zu verantworten. Mag sie zusehen, was Franz mit den Duetten anzufangen weiß. Ich habe mich zu bescheiden.' —

Die Eltern giengen mit Mutzusprüchen auf die zweifelmütige Stimmung ein; der Vater, indem er versicherte, daß er eine innige Freundschaft geschlossen habe mit der Frau Base Zuversicht. ‚Diese alte Person verstehe es, ihn bei jeder Gelegenheit aufzumuntern und so lange zu zupfen und zu zerren, bis er, endlich nachgebend, gutmütig zu dem Treiben kopfnicke.' Die Mutter, indem sie schrieb: ‚Arbeite nur frisch darauf los an Deinem Eichentische. Ist er doch mit der Farbe der Hoffnung übertüncht, der selbst ein grinsender Kobold nichts anhaben kann. Du bist gut und rein und arbeitest im Schutze Deines allmächtigen und gütigen Vaters im Himmel, um mit der ganzen Kraft Deines Wesens ein Ziel zu verfolgen, darauf Du nur zu deutlich von Ihm hingewiesen bist.' —

Der Hinweis auf den himmlischen Schutz stand nun freilich im grellen Gegensatze zu der Leere des Herzens an Glaubensinhalt, und so mochten dem wenig Getrösteten der Mutter moralische Zugeständnisse eines guten und reinen Wesens wol in seinen Augen sich in Vorwürfe verkehren, die es ihm zum Bewußtsein brachten, wie sehr er das mütterliche Vertrauen taüsche. Er kannte ja keine andere Form der Moralität, als sich möglichst glücklich, das heißt, sittlich und künstlerisch befriedigt zu fühlen. Und damit sah es immer bedenklicher aus, je mehr die freilich nicht leichte Anfechtung andauernd auf sein inneres Gleichgewicht einwirkte und dasselbe in gesteigertes Schwanken

versetzte. Alle seit früher Jugend ausgerungenen Kämpfe hatten sich stets auf das rein persönliche Gebiet beschränkt, das vom eignen Willen behauptet oder verloren gegeben werden konnte. Stets hatte um diese Alternative der freien Selbstbestimmung sich der Widerstreit zwischen Wahn und Wahrheit, Neigung und Zwang, Vorsatz und Ausführung, Hoffnung und Ent- taüschung bewegt.

Nun aber war der selbstgenugsame Ringer oder ‚Klimmer' in eine Sackgasse geraten, mußte ein gut Teil seines Willens an die unerwünschteste Pflichterfüllung und an die unberechenbare Willkür launischer Leute, in deren Sold er stand, unweigerlich gefangen geben; konnte nicht mehr tun und lassen, was ihm gut dünkte; ja, er durfte sein Widerstreben!, sein trotziges und verzagtes Herz nicht einmal blicken lassen, um die Zustände nicht zu verschlimmern. Selbst die unwürdigsten Lästerungen der Kunst mit Stillschweigen zu ertragen, wurde ihm nicht ge- stattet. Man schalt auf dergleichen ‚verstriezelte junge Narren, die wie Nachtwächter dasäßen und wie stumme Hunde das Maul nicht aufmachten, wenn man mit ihnen rede'. Das ge- schah seitens des Amtmannes im Beisein der Kinder, die dann Grund genug hatten, über das verzweifelte Gesicht ihres ‚an- geraücherten' Hauslehrers zu kichern und laut zu lachen! — Derselbe fand obendrein kein Mittel, die Kinder, mit denen die Eltern im Bunde ihn zum Spaßmacher wider Willen miß- brauchten, auf das Ungebürliche ihres beiderseitigen Betragens zurechtweisend aufmerksam, oder gar seiner schmerzlich verhaltenen Entrüstung ihnen gegenüber Luft zu machen. Unter diesem Drucke raümte die frühere Neigung, über sich und seine Inner- lichkeit zu philosophiren, dem einzigen Gedanken das Feld, so bald wie möglich aus dieser aufreibenden und sittlich nicht gefahrlosen Lage zu entkommen, da denn die fortwährende Gereiztheit bei zuläßigen Gelegenheiten oft in so dämonischen Formen sich ent- lud, daß er sich vor sich selbst zu fürchten begann.

Dies trat wiederholt in Szenen hervor, die innerhalb der Schulstube spielten. Der Amtmann triumfirte, daß es mit der ‚liebevollen' Methode bei der Erziehung der Kinder nun

doch nicht sein Bewenden behalten habe, wie sein unerfahrener Hauslehrer sich dessen so hoch und sicher vermessen hatte. Schon nach kaum zwei Monaten war es unter der Einwirkung steter Nörgeleien mit der liebevollen Geduld bereits so weit zu Ende, daß Unterricht und Schulzucht der verschiedenartigen acht Kinder ohne die nachdrückliche Unterstützung eines schwunghaften Erziehungsinstrumentes nicht mehr fördern wollte.

Aber auch in Erfindung neuer Strafakte leistete die Fantasie des gequälten Schulmeisters ganz ungewöhnliches. Einmal ertappte er eins der kleinen Mädchen auf einer Unwahrheit, die sie ihm für ihr zartes Alter mit allzugeübter Gewandtheit vorgebracht zu haben schien. Solcher ‚sittlichen Verkommenheit‘ dieses jungen Kindes — eines Mädchens — gegenüber, mochte nun der Stab Wehe nicht anwendbar sein. Nur empfindliche Beschämung — meinte der neue Pädagog — könne in solchem Falle verschlagen. Er rückte deshalb einen Stuhl vor die Schultische, daß derselbe frei dastand; stellte die kleine Lügnerin darauf und hieß sie mit zu beiden Seiten langausgestreckten Armen während des Unterrichtes fast eine Stunde lang die Folter ertragen. Den Kindern aber erzälte er gleichzeitig von der schimpflichen Prangerstrafe, die über ehrlose Missetäter vormals verhängt worden sei, und wie das Volk seinen Abscheu gegen die vermittelst des Halseisens an den Pranger Gefesselten in höhnischen Reden und beschimpfenden Tätlichkeiten auszulassen die Freiheit genossen habe. — Waren dergleichen fanatische Strafakte auch grausam, wirkten sie doch sichtlich günstig und besser, als es unzeitige Milde oder halbe Maßregeln vermocht hätten.

Bedenklicher erschienen Szenen des mit vulkanischer Gewalt zuweilen hervorbrechenden Jähzornes, der denn mit den Schuldigen die Unschuldigen gleichermaßen traf. Nicht vereinzelt gab es Beispiele solcher Ausbrüche blinder Wut, die, wie Sturmwind unter das Herbstlaub, nach allen Seiten in die versammelte Schulgesellschaft dreintobte und sie zur Stube hinauswirbelte, daß die Ausgetriebenen entsetzt flohen, so weit sie konnten, ohne auch nur den verängsteten Blick rückwärts zu

kehren. — Einmal sogar geschah das kaum Glaubliche, daß der vor leidenschaftlicher Gereiztheit seiner Sinne nicht mehr mächtige Zuchtmeister einen der Jungen bei den Schultern packte, ihn mit Kraft von seinem Sitze emporschnellte und, als führte er eine Birkenrute, links und rechts mit dieser lebendigen Prügelmaschine auf die anderen einhieb, bis sie in entsetzter Flucht brüllend und heulend das Lokal geraümt und das Weite suchten. Als er mit dem halb bewußtlosen — Prügelknaben sich allein sah, entdeckte er, daß derselbe am Kopfe und aus der Nase blutete. Der heilsame Schreck gab die ruhige Besonnenheit zurück. Sigfrid machte sich heftige Vorwürfe und war glücklich genug, beim Abwaschen des Blutes sich zu überzeugen, daß eine ernstliche Verletzung seines Opfers nicht stattgefunden. — Wie die Eltern über solche fremdartigen Handlungen denken mochten, das war nicht zu erraten, da über diese nie gesprochen wurde. Die Gereiztheit wurde mehr und mehr zur dauernden Gemütsverfassung. Ihre Steigerung zu gemeinschädlichen vorbeschriebenen Ausbrüchen förderten körperliche Einflüsse. Der Winter trat frühzeitig mit seltener Heftigkeit der Kälte ein, die auf dem Lande viel empfindlicher wirken mochte, als in der Stadt. Fußhoher Schnee, dessen Decke eine glatte eisige Kruste bildete, erschwerte die der Gesundheit so nötige Bewegung in frischer freier Luft. Nächtliche Stürme mit reichlichem Schneefall drangen ein durch alle Fugen der Fenster und Thüren des leichtgebauten Schulhauses, das Sigfrid bewohnte. Dem kalten und unwirtlichen Winterwetter verdankte er es, daß der frühere Plan, die beiden ältesten Knaben in seinem Schlafgemache mit ihm zusammen schlafen zu lassen, aufgegeben wurde, da die Eltern es für bedenklich hielten, die Gesundheit ihrer Söhne jenen schädlichen Einflüssen auszusetzen. Es sei in Erinnerung gebracht, daß jenes Schulhaus ganz frei und allem Wetter preisgegeben lag in beträchtlicher Entfernung von anderen menschlichen Wohnungen. Die Mauern waren frisch, mit salpeterhaltigem Mörtel erbaut und nicht stärker, als es die Wände eines gewöhnlichen ländlichen Treibhauses für edlere Gemüse zu sein pflegen. Ein Kachelofen, der im Schulzimmer stand,

wurde nur ein Mal am Tage, früh morgens, mit Holz und sandigem lockeren Torf geheizt. Nur bei sehr gesteigertem Froste ward die Heizung zuweilen mittags erneuert.

Um neun Uhr abends suchte die Familie die Nachtruhe. Dann erst gehörte Sigfrid sich selbst, seiner Kunst und seinem lebhafter denn je unterhaltenen Briefverkehr. Aus dem oft überheizten Wohnzimmer der Familie mußte er in die finstere, kalte Winternacht hinaus, über den Hof bis zur Durchgangspforte, welche Hof- und Wirtschaftsgebaüde vom Garten und den Ackerfeldern trennte. Er hatte diese Pforte auf- und zuzuschliessen und den langen, verschneiten Gartenpfad zu durchwaten, um endlich das Schulhaus zu erreichen. Hier kam er in völlig ausgekältete Raüme. Gleichwol begrüßte er die schöne Einsamkeit, welche sie ihm ungestört eröffneten — ein Tempel der Freiheit, in welchem ein frommer wandermüder Pilger ausruht, um seine Andacht zu verrichten. Der Befreite setzte sich dann an sein geliebtes Klavier, um sich in freien Herzensergüssen oder in Bachschen und Gluckschen Werken, die er damals zum besonderen Studium erlesen, zu vertiefen und im Lethestrom der Töne sich durch Vergessen der herben Wirklichkeit über dieselbe zu erheben. Oder er saß an einem der grünen Tische und schrieb traurige Briefe und Noten, so lange, bis die vor Kälte lahmen Finger den Dienst der Feder versagten oder endlich die Müdigkeit ihn zur späten Nachtstunde in das Bett trieb. Da man ihm Feuerungsmaterial für den Abend zu bewilligen nicht gemeint war, so hatte er manchmal Gelegenheit gefunden, dürres Reisig zu sammeln, das er denn im Ofen mühsam entzündete, da das feuchte Holz schwer brannte. Um die Flamme zu entfachen benutzte er alles Material beschriebenen Notenpapieres, das ihm entbehrlich schien: Skizzen, Entwürfe, Studien und auch manches vollendetere Musikstück mußte als Heizungsstoff in den Ofen wandern, das dürre Reisig brennen zu machen. Oft stand er vor den Flammen und schaute wehmütig dem Zerstörungswerke seiner geistigen Arbeit zu. Hatte sie doch jetzt wenigstens den praktischen Erfolg, die erstarrten Finger flüchtig zu erwärmen. Oder er machte mit Bitterkeit

die Beobachtung, wie schwer es sei, mit der in den flammenden Blättern sich verzehrenden Herzensglut, welche in dem Geschriebenen gebrannt hatte — das dürre Reisig zu entzünden. Fieng einer der mark- und saftlosen Äste Feuer, so begrüßte er dies Ereigniß mit freudiger Rührung. Das dürre Reisig erschien ihm wie das Publikum, das durch die brennende Musik in Flammen geriete. — —

Sein Bett stand in der schmalen Kammer mit zwei Seiten, unter denen das Kopfende, hart an der Wand beziehungsweise am Fenster. Die Mauern gleißten in einer dichten Eisdecke, die sich auch über den benachbarten Teil der Bettkissen erstreckte. Dieses hartgefrorene Lager nun nahm den Ermüdeten auf. Während der Körper im Fieberfroste zitterte, glühte ihm vor innerer Erregung der Kopf, wenn er sich auf das ungastliche Lager streckte. Allmählich thauten die mit salpetriger Feuchtigkeit durchzogenen hartgefrorenen Kissen auf und verwandelten das Gefrorene in Wasser. So lag er in unruhigem Halbschlafe, bis um sechs Uhr morgens das Pochen am Fensterladen draussen ihn dringend zum Aufstehen nötigte. Erhitzt sprang er auf, bekleidete sich aufs notdürftigste, um dem Dienstmädchen das Haus aufzuschliessen, damit die Schulstube gereinigt und der Ofen geheizt werde. Als aber die Frau Amtmann ihm bedeutete, daß man das Mädchen bei der eisigen Morgenkälte im tiefen Schnee nicht warten lassen dürfe, so blieb ihm keine Wal, als ohne den Schutz wärmender Bekleidung durch die Schulstube auf den mit Fliesen gepflasterten Vorraum zu eilen und das draussen ungeduldig wartende Mädchen einzulassen — oft genug mit ihr auch den grimmigen Schneesturm, der ihm in das vor Fieberhitze triefende Gesicht schlug. — Durch Sturm und Schnee durchwatete er den gedehnten Weg nach dem Wohnhause, um dort am erwärmten Ofen und Frühstück neue Kräfte für das Tagewerk zu sammeln. Bis um acht Uhr morgens die Kinder den Schulweg entlang eilten, war derselbe sorgsam vom hohen Schnee gesaübert worden.

* * *

Nur die Fülle jugendlicher Körperkraft vermochte solchen Unbillen Widerstand genug entgegenzusetzen, um nicht zu erliegen. Doch hatten dieselben einen Krankheitsstoff entwickelt, der bald seine Wirkung offenbarte und noch Jahre lang sich fühlbar machte. Indessen in den Briefen wird das Schwere der aüsseren Dinge nicht berührt. Die Gegenstände der Klagen beschränken sich lediglich auf Hemmnisse der Kunstpflege. Gleichwol beruhten diese ebenso sehr, wenn nicht tiefer, in den die Gesundheit und Laune untergrabenden Einflüssen, als in der fremdartigen Pflichterfüllung und den lästigen Verkehrsverhältnissen.

Mit wahrer Angst fühlte der Geplagte eine Quelle versiegen, aus der er stets reichlichen Trost und Mut geschöpft hatte. Die schaffende Fantasie versagte ihm zu Zeiten den Dienst. Was sollte werden, wenn ein solcher Verlust ihm dauernd bevorstand? — Was blieb ihm dann noch übrig, um seiner Kunst zu dienen und vermittelst ihres Dienstes sich eine erwünschte Zukunft zu sichern? — Sein ganzes Lebensgebaüde zerfiel in Trümmer: — beruhte doch das brockfällige System des abstrakten Glücksbegriffes lediglich auf immer freierer Entfaltung der Schöpferkraft! Schaudernd sah er in das Leere, welches seinen gähnenden Abgrund ihm drohend öffnete.

‚Zum ersten Male in meinem Leben‘ — schreibt er dem Bruder — ‚habe ich eine völlig musikalische Impotenz erfahren. Ich bin unfähig, nur einen Vers an dem Operntext zu drechseln. Ja, in diesem Augenblicke bin ich so verängstigt, ruhelos und geistig unfrei, daß ich meine Gedanken gewaltsam zusammenraffen muß, um nur einen leidlichen Briefstil zu produziren. Wenn ich nicht den Grund dieser beängstigenden Erscheinung kennte, würde ich ein Opfer der Verzweiflung werden. Es gibt für mich nur eine Rettung. Ich muß mich sobald wie möglich — am liebsten schon zu Neujahr — dieser lähmenden austrocknenden Folterkammer entziehen. Findest Du solchen Wunsch gerecht, so bitte ich Dich inständig, beweise das durch Veröffentlichung des besprochenen Gesuches in Musikzeitungen. Zwar will ich Deinen, wahrscheinlich erfolgenden Gegengründen

mein Ohr nicht verschliessen; was aber vermögen vernünftige Reden über ein geknicktes Gemüt! — Du schriebst mir einmal, mein ganzes Wesen stecke im Gemütsleben. Nun, dann muß es auch Nahrung finden, die es vor dem Hungertode sichert. Sonst verkümmert es. In Amerika wäre diese Anwartschaft weniger drohend gewesen, als hier. Gemütlosigkeit der Umgebung ist leichter zu ertragen, wenn man wenigstens von Zeit zu Zeit sich in sich selbst nach Bedürfniß zurückziehen kann. Aber schon das Verlangen, mich einmal recht zu erwärmen, nötigt mich, das Wohngemach aufzusuchen und dadurch zugleich die Gesellschaft dieser armen Menschen zu erleiden, die fortgesetzt von Gemütlichkeit schwatzen und in ihrem ganzen Bau keinen Funken von Liebe verspüren lassen. Was aber kann schneller und sicherer alle Produktivität vernichten — frage ich — als solcher stete Zwang des Unerträglichen im Vereine widerwärtiger Pflichterfüllung, gegenüber dem Ringen des Geistes nach immer vollendeterer Befreiung von den Fesseln des materiellen Scheines? — Mit unaussprechlicher Sehnsucht harre ich Deinen Briefen entgegen, wie jedem anderen Grusse aus der zivilisirten Welt. In der Beleuchtung dieser Streiflichter der Erquickung erscheint mir gar die gegenwärtige Misere zuweilen erträglich und ich bilde mir dann ein, glücklich zu sein.' —

‚Wenn Du in Spanien lebtest' — antwortete der Bruder —, ‚so würdest Du ohne Zweifel zu den Exaltados zählen. Du schäumst etwas zu leicht, fast wie das Berliner Weißbier, wenn man das kleinste Stück Zucker hineinwirft. Das, was in uns schäumt, ist das Gemüth, und ich glaube, Dir mit Recht einmal geschrieben zu haben, Du steckest mitten darin. So weiß ich sehr wohl, daß ich — bei dem es nie so sehr geschäumt hat und dessen geringer Schaum durch langes Stehen fast geschwunden ist — Dir gegenüber immer halb im Unrecht bin, wenn ich Dir Rathschläge ertheile. Ich gebe sie natürlich nach dem Maßstab meiner Individualität. Jeder macht es so, da sich keiner der seinigen ganz entäußern und in die fremde nur in beschränktem Maße sich hineinversetzen kann.'

Die Sorge um ein Nachlassen der Schöpferkraft teilt der Bruder nicht und beruft sich dabei auf die anerkennenden Briefe von Robert Franz. Bis zum Ausgang des Winters müsse notwendig ausgeharrt werden, doch sei es ratsam, schon jetzt Schritte zur Anbahnung einer musikalischen Stellung zu tun. Ein Verleger möge zu diesem Zwecke gesucht und ein Antrag in musikalischen und Theater-Zeitungen veröffentlicht werden. Ein solcher wird zur Beurteilung dem Briefe im Entwurf beigelegt. Nach mancherlei unausführbaren Vorschlägen, durch offene Erklärungen und dergleichen die Verkehrszustände im Hause zu verbessern, verweiset der Verfasser des Briefes auf sein eigenes dunkeles Schicksal im Hinblick auf seine leidende Verlobte. ‚Ich kann mir‘ — sagte er — ‚durch nichts eine Zukunft schaffen, welche helle wäre, während bei Dir jeder Morgen den Sonnenaufgang eines erfreulicheren Geschickes näher führt. — Denke noch lieber an Hugo, was der durchgemacht hat und noch durchmacht. Und Gefühl hat der wahrlich auch. Nur ernstlich wollen und einsehen, daß es muß: so geht's!‘ —

Die gesteigerte Aufregung trat nach und nach auch in den Briefen unverhaltener als bisher hervor. Die Erwiderung des brüderlichen wohlgemeinten Schreibens lautet so:

‚Wenn Du Zucker hineinwirfst — ja! dann schaümt das Weißbier lustig auf, wogt erquickend die Kehle hinab und der Geist steigt beseligend in das trunkene Haupt empor. Wirfst Du aber statt des Zuckers Koth hinein, dann wirbelt es zwar erst recht und sucht dem fesselnden Gefäß zu entkommen — doch machtlos sinkt es über dem schmutzigen Elemente in sich zusammen und jede Lippe schließt sich mit Ekel zu vor dem Sudelgebraü. Koth — oder meinetwegen auch ‚Ertoffeln’ — Wasserrüben — Pah! — Wozu die Bilder? — Ich bin — was ich gern gestände — durch Deinen Brief keineswegs überzeugt worden, ein Esel zu sein. Deine herzliche Teilnahme bürgt mir dafür, daß ich in Deiner brüderlichen Freundschaft warm und sicher gebettet sei. Dennoch — doch halt! — Du hast ja ganz Recht — jawol — jetzt fällt mirs ein: wenn ich wirklich zu den Exaltados gehöre, dann bin ich freilich ein aus-

gemachter Esel. Denn los exaltados — so habe ich erst vorgestern gelesen — son asinos todos todititos. — Aber da das Unglück nun einmal so groß ist, so möchte ich auch nichts Anderes sein, als wozu es mich gestempelt. Was mich schon oft grenzenlos elend machte, das ist ja eben der Schmerz, daß man mir nicht erlauben will, so zu sein, wie ich nun leider einmal zu sein verurteilt worden; daß die Leute mit den klügsten, schärfsten Instrumenten auf mich hereinschneiden und stechen, um den Baum, in dessen Schatten ich mich ganz wohl befinde, mir zu verstümmeln oder gar zu entwurzeln — diesen Baum, in dessen Zweigen es girrt und schwirrt und Vögel singen — freilich jetzt nur noch piepsende Spatzen, dazwischen ein verlorener Klagelaut, wie Nachtigallseufzer; diesen Baum, dessen Krone ich hinaufwölben möchte bis in den Himmel hinein, wo er Früchte treiben kann — leuchtende Früchte — vielleicht hell wie die ewigen Sterne! — Tollkühner Thor! — Auf den keimenden Knospen und Blüten liegt bleischwer die starre Eisdecke meines Schulmeisterelends — ha! und die eiserne Zwangsjacke der Notwendigkeit schnürt mein schwülstiges Nichts noch winziger zusammen. — Jawol, Dorfschulmeister Bakel, Deine Produktivität ist eine echte — vielleicht bist Du gar ein Originalgenie. — Denn ich bin ja erstaunlich produktiv: produzire ich doch den ganzen Tag aus freier Faust hehre Schulweisheit und gute Lehren und abends deklamire ich Dir meinen eingebildeten Kummer so schwunghaft vor! — So lache doch über einen Narren, der alles, alles vom verschwenderischen Schicksale empfangen; alles, darnach Tausende sich vergeblich mühen und abhetzen von Pol zu Pol; alles, was zu den Requisiten eines anständigen Lebensgenusses unentbehrlich ist. O lache, lache doch! — Schilt mich einen undankbaren! — Gewiß — ich verdiene es! Reiß mir die Augenlider auseinander, daß ich meines ohnmächtigen Lamentos Nichtigkeit sehe und es mit vernünftigem Fußtritt zermalme. Du sagst wieder und wieder, ich sei ein Exaltado. Du hast sicher Recht dazu. Aber laß mich bleiben, was ich ohne meine Schuld bin. — Hilf mir nur! Hilf, daß ich nicht vollends zusammen=

breche; hilf mich von dem Schulmeisterkittel befreien, der meine Brust mit bleiernen Klammern zusammenpreßt und mit ironischer Sicherheit meine widerringenden Glieder zu zerknicken droht. —

„Du gibst mir einen gewaltig schweren Maßstab an die Hand, vermittelst dessen ich mich überzeugen soll von der Grundlosigkeit meiner Unzufriedenheit: Dein entsetzliches Unglück stellst Du meinen nichtssagenden Widerwärtigkeiten gegenüber. Kennte ich nicht die liebevolle Absicht, so möchte ich fast glauben, Du wolltest mit Deinem harten Geschicke über mich triumfiren. — Verzeih das bittere Wort! — Mein geliebter Bruder, ahnst Du denn gar nicht, wie groß der Summand ist, den Dein Mißgeschick in der Summe des meinigen ausmacht? — Auch Hugos landwirtschaftliche Mühsale hältst Du mir vor. Aber wie paßt der Vergleich? — Hugo befindet sich in einer Stellung, welche er aus freier Neigung trotz Mutters Widerstreben selbst gewält hat. Nun wandelt er die Bahn naturnotwendiger Entwicklung — jeden Stein auf seinem Wege meilenweit vorhersehend — und das trostreiche Endziel unverrückt vor Augen behaltend. Wol erträgt er mannhaft die augenblicklichen Strapatzen des ungewohnten. Manche Wunden mögen auch Rohheit und Brutalität seinem zartfühlenden Herzen geschlagen haben. Aber niemand hat die Thränen gezält, die der liebe Junge wol in seinem einsamen Bette geweint haben mag. Daß er nicht davon spricht, macht seinem Karakter gewiß Ehre. — Kannst Du aber im Ernst seinen sicheren durchsichtigen Bildungsgang mit Zuständen vergleichen, welche durch nichts Anderes das Ertragen derselben rechtfertigen, als durch die sittliche Notwendigkeit, sie sobald wie möglich abzuschütteln? — Ich klage nicht — auch nicht gegen Dich, meinen Freund und Bruder. Ich bitte Dich nur, mir die Hand zu reichen, an der ich mich aus dem erstickenden Sumpfe herausretten könne. Da Du nun dessen Dich weigerst und mir klar zu machen suchst, daß so warm und weich, wie ich in diesem Sumpfe sitze, ich es noch eine lange Weile sehr wohl aushalten werde: so frage ich mich, was aus mir werden müßte, wenn ich still säße, mich nicht rührte, nicht um Hülfe riefe. — Nenne

mir, wenn Du kannst, einen Künstler — nicht Maler, noch Dichter — nein! — einen Musiker — aber er muß ein exaltirter Esel sein, wie ich — nenne mir nur einen einzigen, der seine goldene Leier einpacken mußte in die baürische grobe Sackleinwand des Dorfschulmeistertums und dabei Gleichgültigkeit gegen seine Leier genug zur Verfügung hatte, um sich gemütlich zu trösten oder, wie Du sagst, sich in sich zusammenzufassen. Schon einmal gabst Du mir denselben Rat. — Damals! — Damals erhielt mein Herz einen gewaltigen Stoß, der die Seelenkräfte auseinandersprengte. Damals war es Zeit, sie mit der Handhabe der Vernunft wieder zusammenzufassen und mit gesteigerter Anstrengung sie in den Dienst der Kunst hineinzuretten. — Aber jetzt? — Nicht allein meine gegenwärtige Umgebung — nein, das ganze Leben, wie ich es bis jetzt anschauen und empfinden gelernt, steht mir als ein fremdartiges, drohendes Ungeheuer gegenüber, vor dessen Krallen mich nichts schützen mag, als das Heiligtum, der Tempel, der Altar der Kunst. Alles was ich bin und habe, gehört ihr einzig und ganz an. Nun sehe ich mich von dem Zugang zu dem Heiligtum unverhofft zurückgerissen; sehe mich verurteilt zu unersprießlichen Frohndiensten: und je mehr ich mich innerlich zusammenraffe, desto lauter schreien alle meine gebundenen Lebensgeister nach Rettung — nach Hülfe. — Ach! jeden Abend, wenn ich das träge Lager suche, muß ich mir schaudernd zurufen: diem perdidi! — Die nächste Nacht wieder — die folgende wieder und wieder das beängstigende selbige Wiegenlied, und dazwischen raunen Kobolde: die Kunst ist lang; das Leben ist kurz — kurz, sehr kurz! — Kannst Du mir sagen, wie oft ich noch Zeit habe, das erbauliche Nachtlied mir vorzusingen? —

‚Hätte Natur mich zum Schulmeister gestempelt, da würde ich mich auch sogar mit den Leuten hier ohne grosse Mühe einrichten und meine Zustände mit Humor betrachten können, wie Du es mir anempfiehlst. Leider aber bin ich nicht ausgerüstet mit der amphibialischen Eigenschaft, abwechselnd im reinen Äther und im Sumpfe meine einseitigen Naturgaben zu ent-

falten und mich dort wie hier glücklich zu fühlen. In Folge dieses Mangels mag es geschehen sein, das ich den status quo unerträglich finde. Gib mir daher die Hoffnung — wenigstens die Hoffnung, daß ich bald oder doch zu Neujahr aus demselben erledigt werde. Inserire zu dem Zwecke das Gesuch. Streiche aber — um alles in der Welt bitte ich Dich — den Passus, der vom Unterrichten in Realdisziplinen handelt. Mein ganzes Wesen zog sich wie bei Krampfzuständen der Übelkeit zusammen, als ich das Wort nur las.'

So lange die musikalische Ader an frischem leichtfliessenden Blute keinen Mangel litt, war der innere Widerstand gegen die zwingenden Verhältnisse dem vernünftigen Willen stets unterworfen worden. Über die Angst der eingetretenen Dürre jedoch vermochte weder Vernunft noch Zuspruch der Lieben Herr zu werden. Der Vater bemühte sich ebenfalls ohne Erfolg, die nachgelassene Produktivität auf vorübergehende Einwirkungen zurückzuführen, von denen das Produktionsvermögen nicht notwendig berührt werde. Da auf fernere Unterstützung seinerseits nicht zu hoffen sei, müsse der Mut zusammengerafft werden, bis zu einer Umgestaltung der Verhältnisse auszuharren.

,Dein liebebedürftiges Herz' — schreibt der Vater — ,findet bei Karls Nähe in seiner Theilnahme ja stets ein treues Echo und in Zweifeln und Bedenklichkeiten einen bereitwilligen Rathgeber. — Wie schön ist es doch, daß Ihr in so inniger brüderlicher Freundschaft verbunden seid. O erhaltet sie Euch für's ganze Leben, als ein Vermächtniß aus dem Elternhause, als ein Kleinod, welches Euch durch keine Widerwärtigkeit verkümmert werden dürfe!' —

,Ich sage Dir' — beteuert Karl —, ,ich halte viel von Dir, mein Junge, und — Gott weiß es! — an mir soll es nicht fehlen, um zu bewähren, was Vater über unsere Freundschaft äußert. — Halte einstweilen aus! Folge ohne überflüssige Reflexionen Deinem Genius; schreibe getrost nieder, was er Dir eingibt. Und wenn Dir im Moment nichts einfällt, so übe Dich in der Form der Fuge, die doch offenbar von

allen die objektivste ist, da sie rein aus sich selbst herausgestaltet sein will. Das Fugenmachen nach der allerstrengsten Schulform, die keinen Ton einläßt, der sich nicht völlig legitimiren könnte, muß — wie ich denke — bedeutend fördern. Die freie Bewegung wird sich schon wieder einstellen. Ja, durch die lange Übung in der strengsten reinen Form und Regel muß sie zur anderen Natur werden und Deine Gedanken werden schon bei der Geburt dieses Kleid tragen. Bis dahin betrachte Dich nur als Schüler Deiner Kunst und lege an Deine Selbstbeurtheilung nicht den Maßstab vollendeter Leistungen der Meister: Es springen heutzutage keine gewappneten Jungfrauen mehr aus Zeus' Haupte; zuerst sind sie alle — Wickelkinder.'

Eine Anzal Klavierfugen mit Vorspielen waren bereits fertig geworden. Aber jetzt stockte es auch in dieser Richtung mit der musikalischen Erfindung, die denn auch bei der strengsten Form tätiger sein muß, als der Bruder zu vermuten schien. Um nur irgend etwas zu unternehmen, hatte Sigfrid an Schumann geschrieben, vorzugsweise um von ihm ein Zeugniß zu erlangen, auf welches man die Hoffnung bauen konnte, eine musikalische, schmerzlich herbeigesehnte Stellung zu erhalten. Schumann erklärte sich bereit, ein solches Zeugniß zu erteilen. Doch zog er vor, mit der Niederschrift desselben zu warten, bis eine sichere Aussicht sich darböte. Die Fassung des zu Bezeugenden möchte sonst zu allgemein ausfallen.

Von diesem Schumannschen Briefe hat sich nur ein Teil in Abschrift erhalten. Der Wortlaut des Schlusses folgt hier:

‚Zu Ihrer neuen Stellung wünsche ich Ihnen Glück. — Bleibt Ihnen Zeit, sich dabei in der Musik fort und fort zu bilden, so ist sie noch die schlimmste nicht. Vor Allem behalten Sie Freude an Ihren Bestrebungen, an der Kunst überhaupt, und es soll mir lieb sein, wenn Sie mir von Zeit zu Zeit davon Beweis geben.' —

‚Als ich den Schumannschen Brief gelesen' — meldet der Kaputer dem Bruder —, ‚traümte ich mich lebhaft zurück in die Stimmung des Primaners an jenem siebenten September,

wo das erste entscheidende Schreiben aus Dresden eintraf. Doch nicht lange war mir selbstvergessende Versenkung in traumselige Erinnerungen vergönnt: der ironische Zufall — recht als wollte er mich nachdrücklich an die trostlose Gegenwart gemahnen — warf mir ein Buch auf den Cerro meines empfindlichsten Hühnerauges. Ich hob das Marterwerkzeug wetternd auf —: es war Kühners Schulgrammatik! — Sie fiel von der Kommode, die von meinen aus Leipzig endlich angelangten Effekten vollgepackt lag. Ich habe die Kiste wieder eingepackt, teils aus Mangel an Platz, teils aber auf das Geheiß — ich möchte sagen — der fixen Idee, das Verpacken müsse nun doch bald vor sich gehen. — Wie sehr ich mir auch Mühe gebe, Deinem Rate zu folgen; wie überzeugend ich mir auch vorlüge, meine Stellung fange schon an, ganz tolerabel zu werden, ja, sie könne sich am Ende noch aimabel gestalten: der aufdringliche Gedanke des Einpackens und Abreisens läßt mich nicht zum Genuß meines Glückes gelangen. ‚Vor allen Dingen behalten Sie Freude an Ihren Bestrebungen' — schreibt Schumann. Ihm sind seine Bestrebungen die Lebensluft, in der allein er athmen kann. Dennoch scheint er sich die Möglichkeit vorgestellt zu haben, unter Verhältnissen wie den meinigen den Athem zu verlieren. — Ja, wenn man sich spalten, auf der einen Seite ganz Schulmeister und gehorsamer Jabruder — auf der anderen aber echter freier Jünger der Kunst sein könnte! — Jedoch der geistige Organismus ist noch minder teilbar als der körperliche: ohne Hand kannst Du immer noch ein ganzer Mann sein, wie die Menschheit ihn brauchen mag: nicht aber ohne Freiheit des Geistes. Ein Torstenson kann mit gelähmten Gliedern sogar unsterbliche Heldenkronen und Grafentitel erwerben; aber was kann ein gelähmter und verkrüppelter Geist der Kunst für Dienste leisten? — Dennoch muß ich mich der Notwendigkeit fügen. Denn sie spricht entscheidender als das lauteste Schreien des hülflos flehenden Herzens. O mein lieber Karl, soll ich Dir schildern, welche Angst mich anpackt bei dem Gedanken, daß ich wol ein Opfer desjenigen Schicksales werden müsse, dem — wie

Schumann in seinem Briefe sagte — mittellose Talente so oft zum Raube werden? — Der Anblick des Medusenhauptes konnte nicht erstarrender wirken, als es jener Gedanke tut.' —

So aufrichtig er sich auch bestreben mochte, den Eltern seine wahre Stimmung zu verhehlen, so brauchte man nicht eben sehr geschickt zu sein in der Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, um die Wahrheit aus seinen aufgeregten Schriftsätzen herauszufinden. Wenn er versicherte, er halte seine Stellung für ein grosses unverdientes Glück; er fühle sich sehr wohl und behaglich im Dunstkreise des Kuhstalles und der Kälber, namentlich wenn er als deren Hirt sie abends heimgehütet: so scheint ihn das Bedürfniß zu übermannen, unmittelbar darauf von der Anstrengung der Unwahrheit sich wieder zu erholen. Die Fantasie wirft ihm irgend ein Bild zu, das er mit satten Farben ausmalt, um durch dieselben seine Stimmung klarer durchscheinen zu lassen, als einfache Darstellung der Tatsachen sie hätte veranschaulichen mögen.

Folgende Episode eines langen Briefes an die Eltern, der seiner ganzen Anlage nach aus der Absicht zu beschwichtigen und zu taüschen hervorgegangen zu sein scheint, möge beispielsweise das Gesagte verdeutlichen:

,Mein wildes, oft störriges Roß zog ich mittlerweile in den Stall, um der Seligkeit meines idyllischen Stilllebens recht unbehelligt froh zu werden. Doch lockt es mich in müssigen Augenblicken mit der Kraft einer alten lieben Gewohnheit immer wieder zu dem edelen Thiere hin. Aber wie ich ihm auch den schlanken Hals klopfe und streichle — der Pegasus läßt mutlos die Ohren hängen — seine Schwingen sinken herab, als wären sie von Blei, und sein kluges Auge sieht mich mitleidig an. Ich kenne noch die Sprache dieses Auges. Der Blick sagt: Besteige mich nicht — besteige mich nimmermehr, armer verblendeter Kuhhirt; — wir haben uns in einander getaüscht, uns gegenseitig verkannt. Nimm den Strickstrumpf und hüte deine Kälber. — Und wenn der kluge Blick des geflügelten Rosses so hart mich abweiset — dann entladen sich die Wolken der Scham über meinen alten Fehler falschen Ehr=

geizes, es fängt an zu regnen und der Regen schlägt mir ans Augenfenster, daß ich ringsum nichts mehr deutlich erkennen kann. — Ja, ich muß es Euch beichten, wie in solchen Momenten der Hochmutsteufel sein Wesen mit mir hat und mich schilt: Pfui über dich! — Einst tummeltest du den Pegasus über Stock und Block, durch Distel und Dorn: Jetzt vertändelst du die Zeit in idyllischem Schäferspiel wie ein begeisterter Leser der Vossischen Luise. — Pfui über dich! — Wo ist der hohe Schwung deiner Schwärmerei für die freie Kunst? — wo das lichte Ziel deiner Begeisterung? — Bist du so engbrüstig worden, daß du nur noch athmen kannst in den Dunstkreisen des Kuhstalles? — Pfui, pfui über dich! — So raunt der Hochmutsteufel. Und ich leihe ihm so gern mein lüsternes Ohr! — Ihr kennt ja meinen erbärmlichen Mangel an Stetigkeit und anhaltsamer Ausdauer. — Aber ich kann es nicht verhindern, daß mir solche Lockstimmen zu Kopfe steigen: der Boden wankt mir unter den Füßen — ich fange an, mir die Augen blind zu lugen; zu spähen nach einem Loche, daraus ich mit dem scharrenden Renner entschlüpfen möchte, giengs auch durch Sumpf, Moor und Felsengeklüft; versänke, stürzte ich gleich; bräche ich selbst Hals und Bein, wenn keine sichere Straße sich erreichen ließe: — nur fort — fort von diesem Ort der Schmach, sittlichen Elendes, geistigen und leiblichen Unterganges! Dann schleicht die Ungeduld heran und wispert: du hast recht, vollkommen recht: schlimmer als hier wirst du es nirgends finden; ärgerem, als du entfliehen möchtest, kannst du nie wieder begegnen. Aber ein versteinernder, frostig kalter Blick der gestrengen Herrin Vernunft vertreibt das ganze Spukgezücht der Hölle. Ein Stoßseufzer stürmts aus der Brust; und beruhigt glätte ich Furchen und Falten auf Stirn und Wangen; verzerre den Mund zu wohlwollendem Lächeln; nehme in die Rechte den Hirtenstab, alias Prügel; trete so wohlgerüstet wieder unter meine Herde und freue mich an ihren graziösen Sprüngen, wenn sie sich satt gefressen haben an dem Futter, das ich mit unweigerlich arbeitenden Backenknochen ihnen fürsorglich vorkaüe. — Das Geschäft geht bis jetzt gut

und ich werde es fortsetzen, bis ich es nicht länger lassen oder — nicht länger ertragen kann. Wie soll es aber später einmal mit einem kühnen Fluge wieder werden? — Glaubt Ihr nicht auch, das Selbstgefühl könne am Ende doch Schaden leiden, wenn es noch lange so fortdauert. — O weh! — Jetzt erst merke ich, daß ich soeben auf dem Rücken meines gelangweilten Flügelrosses saß und es wieder zu erzwungenen Sprüngen anspornte. Vom Selbstgefühle darf ich dem klugen Gaul nichts erzälen; dann wird er sofort falsch. So auch jetzt. Ich erwähnte nur das leidige Wort: da bockte er — warf mich ab und ich liege wieder behaglich in der Rinne des Kuhstalles.' —

Die Sorge um das Nachlassen der Produktivität im Verein mit körperlichem Mißbehagen steigerte sich in bedenklichem Grade. Mit ihr wäre auch die letzte Stütze verloren gegangen, die dem inneren Leben noch einen gebrechlichen Anhalt bot. Durch diese Basis einer Zukunft hielt sich lediglich auch das System der Welt- und Lebensansicht bisher noch notdürftig aufrecht. Im Schaffen selbst lag eben das Glück, die Befriedigung, nach der das entleerte Herz so ängstlich suchte. Daß aber die Sprünge seines eingefangenen Pegasus eckig und unschön gerieten, lag zum nicht geringen Teile wol an dem Studium Bachs und Glucks, dem der Verstossene sich — angeregt durch eine Aufführung der Gluckschen Oper Armida in Berlin — eifrig widmete, soweit Muse und kränkelnde Stimmung das zuließ. Die durch Franz und Karl aufgereizte Reflexion und Selbstkritik kam hinzu. Er verglich seine Arbeiten — trotz des Bruders weisem Rate — unwillkürlich mit dem vollendeten Stile jener beiden Großmeister. In dieser Beleuchtung fielen sie denn seiner ehrlichen Meinung nach kläglich genug aus. Und da dieses scheinbare Zurücktreten der Frische und des leichten Flusses der Gedanken und ihrer Ausgestaltung gegen die frühere naive Hingebung an die Arbeitslust immer empfindlicher wahrzunehmen war, so wurde der natürliche Grund nicht in einem Wachstum künstlerischen Urteils erkannt, das dem formalen Können vorauseilte — sondern schlechthin in dem Abnehmen

des künstlerischen Vermögens überhaupt. Es beruhte dasselbe eben in Selbsttaüschung. Diese aber war kräftig genug, um genau so wie die erschütternde Wahrheit selbst zu wirken. Das heißt, die Überzeugung befestigte sich mehr und mehr, mit dem Schaffen gehe es ein Mal für alle Mal zu Ende. — Schlimmeres — mochte es nun wahr sein oder nicht — konnte denn dieser so ausschließlich nach der einen Seite hingedrängten Natur nicht begegnen. Die Beunruhigung deswegen nahm mehr und mehr überhand. Sie aüsserte sich sowol in zurückhaltender Verschlossenheit der Amtmannsfamilie gegenüber, welche die Ursache eines solchen Betragens durchaus nicht begriff und sehr zum Nachteile des verdrossenen, jähzornigen Hauslehrers auslegte, als auch in der eigenen Unsicherheit, die ihm den Blick in die Zukunft immer tiefer verhüllte.

Wie die Luft, so duldet auch das sittliche Bewußtsein des Menschen — er müßte denn sein Herz im Materialismus verloren und versteinert haben — keinen leeren Raum.

Der horror vacui bemächtigte sich nunmehr auch des nach einem festeren Lebensinhalt verzweifelnd Ringenden. Die Kunst hatte bisher ihm allen anderen Inhalt ersetzen müssen. Das Wesen der Kunst faßte er rein persönlich, als Betätigung des Schaffensdranges. Nun entdeckte er plötzlich, daß weder dieser Drang noch seine Betätigung im Bereiche seiner Willensanstrengung liege — ja derselben sich hartnäckig zu widersetzen vermöge. Hatte er sich ehedem manchmal gewundert, warum sein Bruder Karl, der vortreffliche Klavierspieler — warum nicht alle Leute von musikalischer Bildung — aus ihrem eignen Inneren heraus schaffend tätig wären, so fühlte er jetzt, daß es nicht jedem, ja ihm selbst auch nicht jeder Zeit gegeben sei, zu produziren — sogar nicht, trotz eifrigsten Bestrebens und erlernten dazu erforderlichen Geschickes. Die Besonderheit der Befähigung ward ihm klar. Und noch mehr! Er ward inne, daß selbst diese nicht genüge; daß sie als ein leeres Gefäß erscheine, wenn sie nicht mit flüssigem Gedankenstoffe erfüllt werde. Woher aber kämen die Gedanken? — Bald drängen sie stromweise ein, daß man ihrer sich kaum er-

wehren könne, bald sei alles angestrengteste Bemühen völlig erfolglos, auch nur die Spur solchen eigensinnigen Stoffes wieder zu entdecken. — Liegt die Ursache etwa im körperlichen Befinden? — so fragte der Verängstigte sich. — Nein! — Denn während der schmerzvollen Zeit des Fußleidens in Leipzig war er gedankenreicher als je zuvor. — Wie oft auch hatten musikalische Einfälle, fast ihn überrumpelnd wie Diebe in der Nacht, sich so dringend eingestellt, daß er den Mittagstisch versaümte — von irgend einer anderen lieben Arbeit abließ — selbst heftigen Kopfschmerz darüber vergaß; und nicht müde wurde, bis sie auf dem Papiere standen! — Wenn aber die Gedanken unabhängig von körperlichen Einflüssen, selbst unabhängig von unserem Willen zuströmen, oder aber sich auf keine Weise herbeiziehen lassen: was sind sie denn? — Sind sie eine für sich seiende Substanz, die sich aus dem Ganzen einer übersinnlichen Ideenwelt partiell loslöset und sich dem individuellen Menschengeiste unter besonderen Voraussetzungen geheimnißvoll vermählt, um sich durch Vermittelung geistiger Zeugung im Kunstwerke mit der Materie zu verbinden; sie in sinnlich wahrnehmbare, mit ewigem Inhalte erfüllte Geistleiber zu verdichten? —

So und ähnlich zergrübelte sich der leidende Kopf über das Wesen des Gedankenstoffes. Je länger er grübelte, desto tiefer überzeugte er sich, daß es sich allerdings um etwas gegebenes Unmeßbares handle, dem er auf keine willkürliche Weise beizukommen vermöge. Man müsse eben warten, ob und bis das Geheimnißvolle dem individuellen Geiste sich offenbaren, dem künstlerischen Vermögen sich unterordnen möge. Gegebenes ohne Geber? — Das schien widersinnig. Wo aber ist der Geber? — Wer hat die Gedankensubstanz zu verschenken? — Niemand vermochte diese Frage zu beantworten. Aber vielleicht läßt er sich durch das Schreien des Herzens bewegen, aus seiner Fülle wieder zu spenden wie früher, wo er ungebeten so freigebig war. — Doch wie soll das Herz zu ihm rufen? — kennt es doch seinen Namen nicht. — —

Und das Herz rief anfangs schüchtern; alsdann bestimmter und lauter und dringender. Und es nannte den Namen des

Geheimnißvollen: Gott! — Wochenlang rief dieses glaubensleere Herz in seiner Angst der Verzweiflung zu dem Geber der Gedanken und nannte ihn Gott ..... Aber es schien, als hörte der nicht: — der ja zwar der Inbegriff des seligsten Friedens und höchster Glückseligkeit wäre, aber zugleich die absolute Ruhe und so unbeugsam, wie die aus seinem unveränderlichen Wesen hervorgegangenen Naturgesetze — wie sollte der hören können? — Oder könnte er es, wie sollte er es wollen, wenn ein Atom der Schöpfung sich mit besonderem Anliegen an ihn wandte? — Diesmal war die Not mächtiger, als die klügsten Zweifel. Das Herz ließ sich durch keine vernünftige Zusprache derselben beschwichtigen: — es flehte, rief, schrie lauter und lauter zu dem Unbegreiflichen. Und es wußte seine Ehrfurcht vor ihm nicht würdiger kundzugeben, als durch den Namen Gott. — Dies Flehen vermittelte eine unsichtbare trostreiche Gemeinschaft, die dem Herzen des Verlassenen wohltat; wie sehr die Vernunft sich auch bemühte, ihn zu überreden, es sei eitle Einbildung: das wohltuende trostreiche Gefühl war kein Wahn und ließ sich nicht hinwegvernünfteln. Und Seufzer auf Seufzer quollen in einsamen Stunden und auf dem nächtlichen Lager aus tiefster Brust hervor. Sie hatten immer denselben Inhalt: Gott möge ihn vor dem Verluste seines einzigen Lebenssterns bewahren und ihm den Trost verleihen, seine Kunst durch neubelebtes Strömen des Gedankenquells betätigen zu können.

Es war an einem stürmischen Novembertage. Nachmittags klärte die Luft sich auf: der Sturm beruhigte sein Ungestüm. Täglich pflegte der Hauslehrer trotz der eisigen Kälte, die ihm wehtat und sehr verhaßt war — auf den sogenannten Weinberg hinauszuwandeln, wo er mit sich und seinen Gedanken — wie er es so dringend begehrte — eine Zeit lang allein sein durfte. Er schaute von hier aus sehnsüchtig ins Weite, als müsse ihm unverhofft etwas begegnen, was Rettung brächte. Er kehrte nicht eher unter die Menschen zurück, bis er den Pfiff der Lokomotive vernommen und den Zug der Eisenbahn, der um diese Stunde am Wildpark anlangte, über die Havel-

brücke donnern hörte. Vielleicht brachte der Zug dieses Mal endlich einen Brief, dessen unerwarteter Inhalt ihn aus seinem Elend erlösete . . . .

An diesem Novembernachmittage lenkte sich die Aufmerksamkeit auf eine eigentümliche Wolkenbildung in wunderbarer Abendbeleuchtung. Der Himmel, im ganzen klar und tiefblau, glich einer gekehrten Tenne. Der Wind hatte, wie die Reiser eines Besens, langgestreckte dünne Wolkenstreifen gebildet, welche in regelmässigen Abständen parallel neben einander lagen und wie ein Gürtel das blaue Himmelsgewölbe umspannten. Die westliche Sonne brach ihr Licht in diesen Windstreifen mit mattgoldenen Tinten. Der Beobachter glaubte ein ordentliches System, wie mit mächtigem Rastral gezogener Notenlinien zu erkennen. Dieses Bild aber gewann beträchtlich an Ähnlichkeit durch kleinere und grössere rundliche Wölkchen in rosenfarbenem Lichte, die auf und zwischen jenen parallelen Windlinien verteilt sich vorfanden, gleich Noten auf dem Linienplan.

In Betrachtung dieser wundervollen Wolkengebilde versunken, gewannen die verschiedenartig gestalteten Rosen musikalisches Leben für den Beschauer. Er meinte ein Motiv im synkopirten Rhythmus zu lesen, das lebhafter und lebhafter in ihm wieder klang. Durch Ergänzung des F-Schlüssels verlieh er der zuckenden Bewegung sogar eine bestimmte Tonalität: die von a-moll. Er zog Taktstriche und fand auch das Zeitmaß geregelt. — Kaum merkte er, wie eisig kalte Schauer seine Glieder durchrieselten. — Der Anblick bannte ihn an die Stelle, wo er stand; — er war der Umgebung und der Wirklichkeit im musikalischen Schauen völlig entrückt und kam erst wieder zu sich, nachdem die Dämmerung das Bild ausgelöscht und eine Stimme ganz in der Nähe seinen Namen rief und lachend hinzufügte: ‚Na! wo stecken Sie denn wieder? — Heute müssen Sie sich ohne Kaffe behelfen — wir haben ihn alle ausjedrunken; wer nicht kommt zu rechter Zeit, übe sich in Mässigkeit — oder wie das Sprüchwort heißt.‘ —

Es war der Amtmann. — Die Erscheinung dieses Mannes war dem Entrückten so widerstrebend, daß er sich krank meldete

auch für den Abend, und mit kurzem Grusse dem Schulhause zueilte. Der Amtmann sah dem verwunderlichen Gebaren kopfschüttelnd nach und versuchte nicht, es zu verhindern.

Sigfrid schloß die Hausthür hinter sich zu und schrieb hastig nieder, was in ihm vernehmlich klang. Wie nie zuvor, stellte ein zusammenhangender musikalischer Satz als vollendetes Ganze in seiner Fantasie sich dar. Er wußte nicht, wie spät es sei, als das ernsthafte Largo mit fliegender Feder auf dem Papier vollends entworfen war. Sogleich gieng er an einen bewegten folgenden Satz, der das synkopirte Motiv in neuer Beleuchtung trostvollen Lebensmutes ausklingen ließ. Sein körperlicher Zustand, anfangs leidenschaftlich gespannt, erschöpfte sich allmählich unter der anhaltenden geistigen Anstrengung fast bis zur Ohnmacht. Allein bevor der zweite Satz ebenfalls bis zum Schlußakkorde skizzirt war, suchte der von Fieberfrost und abwechselnder Hitze Geschüttelte das Lager nicht auf.

Am folgenden Morgen fühlte er sich wirklich krank, was er tags vorher nur zu seiner Entschuldigung vorgegeben hatte. Gleichwol mußte er um sechs Uhr das Dienstmädchen einlassen. Es war ihm die Anstrengung selten so sauer geworden. Sein Kopf brannte vor Schmerz und war wüst, wie nach einem beängstigenden Traume. Aber die gestern niedergeschriebenen Säze bezeugten, daß er nicht geträumt habe. Mühsam erteilte er die Schulstunden. Das ohnmächtige Gefühl ließ nicht nach. Es steigerte sich je länger desto mehr.

Da fiel ein Blick auf seine Hände, deren Farbe ihm sehr verändert erschien. Er betrachtete sich im Spiegel, und siehe da! — Die Gesichtsfarbe, selbst das Weiß der Augen zeigte einen mattgelben Ton, ähnlich dem der Notenlinien, die er gestern am Himmelsplan erschaute. Es vergieng Tag auf Tag, ohne daß diese wunderliche Erscheinung wich. Der gelbe Ton ward nur tiefer und das krankhafte Mißbehagen beunruhigender. Selbst auf den Drang, die beiden so sonderbar zustande gekommenen Musiksätze durch zwei notwendig erscheinende folgende zu einem viersätzigen zyklischen Stücke abzurunden, wirkte das körperliche Befinden hemmend ein.

Endlich beschloß der Kranke, den Amtmann zu Rate zu ziehen, der in der landwirtschaftlichen Praxis sich manche medizinische Erfahrung angeeignet. Mit unveränderter Heiterkeit erklärte der Mann:

‚Dat Sie die Jelbsucht haben, det habe ich schonst seit acht Dagen jewußt. Und wenn Sie nich den Doktor nehmen, dann werden Sie wol an der Schwarzsucht draufjehn; denn die is in den meisten Fällen unheilbar und tötlich. Dat haben wir dazumal jesehn, wie die Magd bei meinem Nachbar Pieseke daran krepirte und auch der Dagelöhnerbengel bei meinem Nachbar Pufahl.‘ —

Das waren denn wenig tröstliche Aussichten. Aber sie brachten doch das Gute, daß der Kranke nach Berlin gehen durfte, um dort in der Nähe des Bruders unter der Pflege des Professors Dr. Mitscherlich sich körperlich und geistig für die Zeit mehrer Wochen von den Krankheitsstoffen zu befreien, die er in Kaput angesammelt hatte.

3.

Winters Endschaft.

Der Amtmann hatte sich nicht getaüscht. Professor Mitscherlich stellte ein kurzes Verhör mit dem Kranken an: Ergelbung, Appetitlosigkeit, unruhiger Schlaf, album graecum — alle Symptome der Gelbsucht fanden sich bestens vor. ‚Dem Dinge werden wir zunächst mit nux vomica zu Leibe gehen‘ — sagte der joviale Arzt. Der Kranke hatte die Genugthuung, sich zu überzeugen, daß seine allgemeine Konstitution dem berühmten Heilkünstler keine Sorge mache. Das Quantum seiner Arzneigaben war frei von jedem Verdacht einer Koketterie mit homöopathischer Schonung. — Wol trostreich — aber verzweifelt angreifend! —

Krankheiten sind zumeist nicht beliebt. Aber es gibt Lebensverhältnisse, die ihnen die Gehässigkeit nehmen, sie gar als erwünschte Wohltaten erscheinen lassen können.

Die Gelbsucht, nachdem das Stadium der nux vomica — das erste des ärztlichen Angriffsplanes — überstanden war, hatte wenig Lästiges für den Leidenden. Im Gegenteil! In fieberfreien Stunden, die sich schnell vermehrten, genoß er in vollen Zügen die längentbehrte Freiheit, die der langsame Verlauf der Krankheit auf glückliche drei Wochen ausdehnte.

Während dieser Zeit wohnte er mit seinem Bruder zu=

sammen und nahm Teil an dem anziehenden Verkehre, den dieser in Kreisen jüngerer Gelehrter und Künstler, wie in der ihm befreundeten Familie des Arztes unterhielt. Die haüslichen Mussestunden waren zum guten Teil gemeinsamen Studien gewidmet, deren Stoff neuere Sprachen, namentlich das Italienische, und die Hegelsche Ästhetik bildete. Karl war erfinderisch in mancherlei überraschenden Mitteln, die Schlußketten der Dialektik jenes tiefen Denkers in sinnlich anschaubarer Form zu zergliedern, sie dem Begriffsvermögen des weniger geübten Bruders zu übermitteln. Die ‚absolute Idee' figurirte in solchem logischen Zergliederungsverfahren manchmal in der Gestalt sehr begreiflicher Objekte, als etwa eines Schwefelhölzchens, Schlüssels oder in anderen mnemotechnischen Hülfssurrogaten und Instrumenten der Denkoperation.

Auch die Lust an musikalischer Arbeit erwachte aufs Neue mit gesteigertem Schwung. Die beiden in Kaput skizzirten Stücke, deren synkopirtes Hauptmotiv wie aus den Wolken gefallen war, schienen dem Verfasser einer Ergänzung zu bedürfen. Es fehlte zum Ganzen Anfang und Schluß — zwei bewegte Sätze. Was in Kaput nicht möglich schien, das gelang jetzt: der erste Satz in D-dur wurde nunmehr fliessend entworfen und mit den beiden folgenden hintereinander ausgearbeitet.

In diesem belebenden glücklichen Zustande, der durch Konzerte, Theater, Weihnachtsausstellungen einen reichen Wechsel anregender Eindrücke darbot, verlief die Krankheit nur zu schnell für den Leidenden. Die Gelbheit als solche bot Sigfrid und Anderen Stoff genug zu Belustigungen und scherzhaften Vergleichen. In diesem Sinne auch berichtet er an die Lieben:

‚Ihr solltet mich nur sehen: Gelb an Augen, Wangen, Nase, Händen und Füssen, besorge ich fast, von Trödeljuden und Dieben als Goldbarren in den Schmelztiegel geschleppt zu werden. Die Berliner bleiben auf der Gasse stehen und halten mich für eine Art ambulirender Weihnachtsausstellung. In dem prachtvollen Krollschen Lokale wich man mir scheu aus. Man wähnte wol, ich sei eine der pappenen vergoldeten Götterstatüen,

die, die, ihren ornamentalen Standpunkt nicht begreifend, vom Sockel entwischt, nun in Frack und Hosen incognito unter den Menschen wandelte, um ohne Eintrittsgeld, auf Weise der übelberüchtigten ‚Nassauer', sich die Weihnachtsausstellung anzuschauen. — Ach! wie gern hätte ich die Himmlischen angefleht, herniederzusteigen aus ihrem papierenen Himmelsgewölbe und von den steinpappenen Kronleuchtern; wären sie nur fähig gewesen, ihre ewige Kraft in meine schwachen Glieder zu giessen — namentlich Apoll mit seiner goldenen Leier. O nur einen Funken Deiner unsterblichen Kunst, göttlicher, nie alternder Jüngling! — Zürne mir nicht, daß ich mich so hoch vermessen, zu glauben, du habest die Flammen entzündet, die in meinem Herzen loheten — da doch ein halbes Jahr lang wehender konträrer Wind dem erborgten Feuer zu mächtig ward und es gar auszulöschen drohte. Seit ich den vergoldeten Götterjüngling bei Kroll so sehnsüchtig angeschaut, da flackerte es wieder lustig auf. Vielleicht — wer weiß? — hat er sich meiner Not erbarmt.' —

Nach drei Wochen kehrte der Kranke in die alten Verhältnisse zurück, deren Widerwärtigkeiten durch die Eindrücke des Aufenthaltes in Berlin so sehr in Hintergrund gedrängt worden, daß er sie bald vergessen hatte. Als genesen konnte ihn der Arzt keineswegs aus der Kur entlassen. Aber im Kampfe mit dessen Vorhaltungen siegte des Hauslehrers Pflichtgefühl. Ausgerüstet mit Arzneimitteln und strengen Vorschriften, betreffend die Nahrung, körperliche Bewegung im Freien und Erhaltung gleichmässiger heiterer Laune: so trat er in die Obliegenheiten seines Amtes zu Kaput wieder ein.

Die Beobachtung der ärztlichen Vorschriften stieß nun freilich gar bald auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Der Amtmann zog sie ins Lächerliche und nannte jede Äüsserung eines gehegten Bedenkens ‚Pimpelei', deren ein junger Mann sich billig schämen müsse. Wagte der Leidende — eingedenk der diätetischen Verhaltungsmaßregeln — einmal die Frage, was diese oder jene Schüssel des Mittagstisches für Zutaten enthalte, so erklärte der Amtmann lakonisch, es sei ‚was zu essen'. — So ver-

gieng fast kein Tag, ohne daß Diätfehler wider Willen begangen werden mußten.

Die körperliche Bewegung im Freien wurde durch Witterungsverhältnisse, Glatteis, Schneestürme oft gestört. An solchen Tagen, wo selbst angestrengtes Fortschaufeln des Schnees untunlich war, arbeitete dann der Kranke innerhalb der Wände des Schulhauses zu einsamer nächtlicher Stunde sich auf die wunderlichste Weise ab. Wie ein sogenanntes Cartesianisches Teufelchen in der verschlossenen Wasserflasche hüpfte, tanzte, sprang, tobte er umher, um sich darnach schweißtriefend in die an der Wand festgefrorenen Kissen des Bettes zu legen und am folgenden Morgen zu der festgesetzten Zeit mit vorgeschriebener Eilfertigkeit auf den Hausflur zu stürzen, damit das wartende Dienstmädchen ins Haus gelange. — ‚Vor allen Dingen hüten Sie sich vor Erkältungen‘ — hatte der Arzt eingeschärft. Dieses Verbot wurde denn zur reinen Ironie. —

Auch ‚gemütliche Affektionen‘ sollten vermieden, gleichmässige heitere Laune bewahrt werden. Aber Schulstunden und die geschraubte Unterhaltung im Wohnzimmer vereinigten sich, um auch diesem ärztlichen Rate jeden Boden der Befolgung zu entziehen.

So konnte die Genesung nicht nur keine Fortschritte machen, sondern trat mehr und mehr zurück, ohne daß der Leidende seinem körperlichen Befinden besondere Beachtung widmete. Desto empfindlicher berührten ihn die Rückwirkungen auf seine geistige und gemütliche Verfassung. Er vertiefte sich zwar mit Liebe und Nutzen in Bach und Gluck, allein mit dem Schaffen aus eigner Fülle fieng es bald wieder an zu hapern, wie vordem. Der Mut der Selbstschätzung sank in fieberhaft angekränkelten Stimmungsmomenten sogar bis zu ganz ernst gemeinter Erwägung der Frage herab, ob man in der absonderlichen Wendung, die den Lebensweg kreuzte, nicht etwas Höheres anzuerkennen habe, als eine ‚eigensinnige Laune des Schicksals‘. — Die Möglichkeit einer bestimmend auf die Gestaltung menschlicher Lebensverhältnisse einwirkenden unbekannten Macht mußten selbst alle zur Herrschaft gelangten Zweifel unangefochten stehen

lassen. — Da nun auch des Vaters Wünsche sich dem deutlich dargebotenen Hinweise jener Schicksalsmacht auf eine lehrhafte Laufbahn zu verbünden schienen, so wurde eine solche zuweilen als die drohende Lösung aller beängstigenden Fragen in Betracht gezogen.

‚Seit ich mit Karl und anderen gebildeten Menschen nicht mehr zusammenleben durfte‘ — heißt es in einem Kaputer Schreiben an die Eltern —, ‚habe ich recht oft mit Ernst an meine Zukunft gedacht. Ich bin zu der Ansicht gelangt, daß ich meine hochfliegenden Pläne wol etwas werde herabspannen müssen. Da das Geschick mich offenbar auf das Schulfach hindrängt, so möchte es wol geraten erscheinen, vielleicht einen Lehrkursus auf einem Schullehrerseminar zu absolviren — wenn der Himmel mich nur vor der Krankheit beschützen wird, von der noch Keiner genesen ist, vor der Verzweiflung. Nur wird es mir nicht leicht werden, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ich der Kunst entsagen soll. Ich habe leider die Beobachtung gemacht, daß ich diesem Gedanken nicht nachhängen darf, ohne daß es auf mein körperliches Befinden eine Rückwirkung aüssert. Mein Kopf wird davon so heiß, so schwer und voll, als müßte er zerspringen; die Augenlider brennen mit trockener Hitze, oder werden in weichmütigeren Augenblicken feucht. — Karl hat mich seit unserer Trennung schon ein paarmal besucht. Das letzte Mal, am vergangenen Sonntag, den er mir wieder zum frohen Feste machte, sprachen wir viel über jenes Thema. Da trat die angedeutete körperliche Wirkung so deutlich hervor, daß er sie bemerkte. Er aüsserte die Meinung, ich habe das Fieber. Gewiß, was mir den Kopf erglühen machte, war das Fieber jenes beängstigenden Gedankens. Karl überzeugte mich jedoch aufs Neue, daß es undankbar und eigensinnig von mir sei, in meiner angenehmen Stellung mich fort und fort unglücklich und unzufrieden zu fühlen. Da es ihm bei seinen Besuchen hier zuweilen ganz gut gefällt und schon deshalb meine Stellung ihm angenehm scheint, so war er ja sehr berechtigt, mir solchen Vorwurf zu machen. Ich werde fortan auch ruhig sein. Verzeiht mir nur

das ewige Klagen. Diese Jeremiade soll hoffentlich die letzte sein. Aber es ist nicht ganz leicht, sich bekennen zu müssen, daß man ein von der menschlichen Gesellschaft abgelöstes unbrauchbares Glied sei, geboren, um den liebevollsten Eltern und Geschwistern das Leben zu verbittern durch Sorgen, Angst und Zweifel. Könnte ich nur dieses herzliche Drängen nach Musik loswerden; dieses fruchtlose Grübeln und Denken: Alles stünde besser. Aber freilich! dann wäre Euer Sigfrid ein noch ärmeres unnützeres Geschöpf, und Ihr müßtet Euch seiner gar schämen! Ach! Wer löset diese bangen Fragen und Widersprüche! — Ich hatte einen Augenblick die Absicht, sechs vierstimmige Gesänge hierbei folgen zu lassen, bei deren Ausarbeitung ich mir wieder selbstgefällig Beifall zunickte. Doch jetzt, da sie fertig vor mir liegen in ihrer schülerhaften Nacktheit und Dürre, kann ich zur Absendung mich nicht entschliessen. Sie sind des Postportos nicht wert. — Sollte mein Mißtrauen gegen die produktive Kraft sich später als Irrtum erweisen, und je noch etwas Besseres entstehen, so müßt Ihr Euch bis dahin vertrösten. Trotz dieses Mißtrauens denke ich noch zuweilen daran, es wäre doch schön, eine musikalische Wirksamkeit erlangen zu können. In diesem Sinne aüsserte ich mich neulich gegen Karl. Da besorgte er, ich würde den Mühen und Unannehmlichkeiten einer solchen Tätigkeit noch viel weniger die Spitze zu bieten vermögen, als den weit geringeren meiner gegenwärtigen Stellung, die ungleich bequemer und sorgloser sei, als die musikalische Karriere. Das ist mir gewaltig durch den Sinn gegangen; und wenn das störende Kopfweh und der Brand in den Augen nicht wäre, so könnte ich am Ende nichts Besseres thun, um bequem und sorglos durch dieses schöne Leben zu kommen, als Schulmeister zu werden.‘ —

Die Unzufriedenheit mit den erreichten Leistungen gaben den Angehörigen Grund zu mancherlei Bedenklichkeiten. Man glaubte darin einen künstlerischen Ehrgeiz erkennen zu sollen, der das Maß bescheidenen Strebens zu weit überschritte.

‚Welche Sorge habe ich um Dich getragen‘ — sagt die liebevolle Mutter einmal — ‚und mit welcher Sehnsucht der

Nachricht von Deiner Genesung entgegengeharrt! — Nun ist sie da. — Dank sei dem Vater dort oben, der Dich gerade zur Zeit Deiner Noth zu Deinem lieben Bruder führte! Bei ihm wirst Du die Pflege der Mutter nicht vermißt haben; denn ihm kann ich es in aufmerksamer Fürsorge bei weitem nicht gleichthun. Dafür habe ich sprechende Beweise genug. Du solltest Dich nun der wieder erlangten Gesundheit freuen. Dein letzter Brief aber sieht nicht wie Freude aus und ich schließe daraus, daß die wohlthuende Macht des Gesundheitsgefühles noch nicht völlig bei Dir eingekehrt sei. Gehe täglich bei jeder Witterung ins Freie, das stärkt und setzt frisches Blut. Da arbeitest Du besser und Alles erscheint Dir freundlicher, was in der eingeschlossenen Stubenluft ein düsteres Ansehn hat. — Eine von der Sonne hellbeleuchtete Winterlandschaft sieht sich eben nicht schlecht an und man gewinnt die Überzeugung, daß auch darin die Hand eines geübten Meisters waltet, der nicht auf grünes Laub und bunte Farben beschränkt ist, seine Wiesen, Flüsse und Wälder zu schmücken, sondern die schlummernde Erde mit blendend weißem Schnee verhüllt und die Äste und Zweige mit Krystall behängt, den die strahlende Wintersonne in funkelnde Diamanten verwandelt. Im Anschauen der Pracht versunken bleibt der einsame Spaziergänger stehen, wird willenlos von dem Anblicke gefesselt und wenn der Wind die funkelnden Krystallglocken zusammentreibt, so schweben die Töne des melodischen Geläutes vor seiner Fantasie, reihen sich aneinander in lieblichem Zusammenhange und formen sich endlich in seiner Seele zu einem Tonkunstwerke aus, welches Herz und Sinne erwärmt und erquickt. — So ist es mir zu Sinne, wenn ich eine glitzernde Winterlandschaft betrachte, und ich muß nur bedauern, daß ich das Kunstwerk nicht festhalten und in Tönen darstellen kann, wie es Dir gegeben ist. Die befriedigende Darstellung der Gedanken gelingt nun zwar wol nicht einen Tag so gut, wie den anderen. Aber sag einmal, haben denn Deine großen Meister, Bach, Gluck, Beethoven, Schumann, und wie sie heißen mögen, die großen Werke, durch welche sie ihre unsterblichen Namen erworben haben, gleich am Anfange

geschrieben? — Ich kenne ihre Geschichten nicht so genau, aber ich habe doch gehört oder gelesen, daß sie manche lang durchdachten und eifrig ausgearbeiteten Werke endlich wieder vernichtet haben, weil sie ihnen nicht genügen wollten. — Und weiter: haben jene großen Männer als zweiundzwanzigjährige Jünglinge ohne alle Widerwärtigkeiten und fruchtlose Bemühungen für ihre Arbeiten, wie gehaltreich und werthvoll sie auch waren, sogleich Verleger gefunden? — Ich weiß es zwar nicht, muß es aber bezweifeln. — Hand aufs Herz! — Was willst denn Du eigentlich, mein hochfahrender Jüngling? — Willst Du noch höher hinaus als jene großen Meister? — Thu's nicht, wolle nicht zu hoch steigen, Du fällst dann auch nicht zu tief herunter. Die Leiter, welche Du erklimmen willst, ist morsch; deßhalb steige vorsichtig hinan, aber mit Muth. Und fällst Du einmal herunter, so trällere vergnügt ein Liedchen und fange wohlgemuth von Neuem an. Die gemachten Erfahrungen werden Dir dabei zu gut kommen. — Du stehest in der Kraft der Jugend: Raffe Dich auf und sieh Deinem Geschick kühn und entschlossen ins Auge! — Als Muster empfehle ich Dir Deinen Vater, der immer noch Rath zu schaffen weiß, wie schwer es auch falle; der nie den Kopf verliert, noch den Muth, sondern mit ruhiger Überlegung und heiterem Sinne seinen Antheil steiniges Land pflügt, das ihm der Herr des Hauses zum Beackern anvertraut hat.' —

So herzlich und anteilvoll die Briefe der Seinigen, in der Hauptsache enthielten sie nicht nur nicht den Trost des Bedürftigen, sondern fügten den vorhandenen inneren und aüsseren Schwierigkeiten der Lage nur die neue hinzu, die ihm aus mangelndem Verständniß und Würdigung dessen erwuchs, was seinen eigentlichen Lebenszweck bildete. Man begriff es nicht, oder wollte es nicht eingestehen, daß die Kunstentwicklung der Freiheit und Musse bedürfe; daß dieselbe unter dem Drucke andersartiger Pflichten erlahmen und verkümmern müsse; daß endlich die Kunstübung die einzige Lebensform sei, in welcher der Hauslehrer wider Willen sich mit seinen Naturgaben, Kräften und Neigungen ins Gleichgewicht zu setzen, sich wohl

und befriedigt zu finden vermöge. Ausserhalb der Sphäre seiner Kunst war ihm das Leben gleichgültig und wäre wol auf die Dauer unerträglich geworden. Sein gegenwärtiger Zustand aber wurde obendrein noch beträchtlich schwerer durch die immer klarer auf ihn eindringende Sorge, daß er die Zeit verliere, wo die Elasticität der Natur noch ausreiche, um die Lücken der unvollendeten künstlerischen Ausbildung zu ergänzen.

Er schrieb an Franz einen herzbrechenden Brief solchen Inhaltes und bat ihn zugleich, die Leipziger C-dur-Sonate zur Veröffentlichung einem Verleger nunmehr empfehlen zu wollen, damit er endlich Hoffnung schöpfen dürfe, mit Hülfe eines solchen öffentlichen Zeugnisses seiner Leistung aus dem Elende befreit zu werden, in welchem er fast verschmachte und mit der Zeit völlig austrocknen werde.

‚Der Zustand‘ — antwortete Franz —, ‚in welchem Sie, nach Ihrem letzten Briefe zu urtheilen, stecken, scheint eben kein beneidenswerther zu sein. Überrascht hat er mich keineswegs, denn das ließ sich, ohne Prophet zu sein, voraus sagen. — Sie mit Ihrer Natur — Hauslehrer in der Mark! Es ist gar kein Sinn und Verstand darin! Eher Steine klopfen und Sand karren! — Ich gebe zu, daß Ihr damaliger Entschluß ein Akt der Nothwendigkeit war, aber behaupte dennoch, daß jedes andere Auskunftsmittel, wo sie nur einigermaßen im Zusammenhang mit der Kunst blieben, ein besseres gewesen wäre. Machen sie sich so bald als möglich von Ihren Verbindlichkeiten los und reichen Sie der hohen Braut, die Sie treulos verließen, die Hand; sie wird sich jeden Kuß in Ehren gefallen lassen! Denken Sie daran, daß Verhältnisse auch die vollsten Herzen und tüchtigsten Köpfe demoralisiren und daß es an sich selbst sündigen heißt, wenn man seine Anlagen in Bahnen drängt, die in eine Sackgasse auslaufen. Das führt mich denn von selbst auf Ihren Vorschlag hin. Ich billige ihn vollkommen und werde mein Möglichstes thun, um die Sache zu betreiben. Jedoch ein Versprechen muß ich haben: Sie müssen sich meine Censurscheere gefallen lassen, welche Lust hat, in den Dimensionen Ihrer Sonate zu knistern und zu

zischen. Die Sonate muß gekürzt werden in Ihrem wie in der Kunst Interesse: in Ihrem Interesse, weil das Publikum hartherzig genug ist, in die Länge und Breite ausgeführte Expositionen neuer Ankömmlinge auf das Aeußerste zu ignoriren, und man erst Legitimationen von Opus 1 bis 20 nöthig hat, bevor es sich bemüßigt findet, längere Reisen anzutreten! — Im Interesse der Kunst, weil Sie Manches zweimal sagen — was nie gut ist. — Sie lernen mich wieder von einer unbarmherzigen Seite kennen, aber auf meine Gefahr hin, folgen Sie mir. Und nun noch ein Wort, das ich auszusprechen wage, auch wenn Sie darüber böse werden! Sie haben einen Fehler, der, wenn er sich weiter ausbildet, Ihrem Fortkommen unendliche Hindernisse in den Weg legen wird: er besteht in einem jähen Subjectivismus, der, weil er ausschließlich Subjectivismus ist, nicht immer das rein Menschliche, Allgemeine zu seiner Voraussetzung hat. Sie vertrauen Ihrer Natur und Stimmung blindlings. Etwas mehr Hellenisches! — Sie werden sichs erwerben und ein ganzer Mann sein. Man muß das Ich stets am Allgemeinen messen, nicht umgekehrt — dann ist innere und äußere Schönheit das nothwendige Resultat. Verzeihen Sie meinen Schulmeisterton — es sind bitter erkaufte Erfahrungen, die ich niedergeschrieben habe; wer weiß, ob mich nicht derselbe Schuh noch häufig drückt! — Dann sind wir Leidensgefährten und können uns gegenseitig trösten. — Schreiben Sie mir recht bald wieder, und nehmen Sie mir den einen Passus nicht übel. Hören Sie!' —

Das Verständniß, welches Franz für die Lage des ‚Hauslehrers in der Mark' kundgab, verwertete dieser unverzüglich als Zeugniß für die Wahrheit alles dessen, was von Seiten der Seinigen bisher als Ausdruck unbegründeten Kleinmutes irrtümlich aufgefaßt worden sein mochte. Er schrieb an Karl, stellte ihm die Gefahren seiner Stellung eindringlichst noch einmal vor und nahm dabei Bezug auf den Inhalt des Briefes von Robert Franz. Karls Antwort lautete folgendermaßen:

‚Ich zittre fast vor Freude über die Möglichkeit, Dir diesen

Brief zu schreiben: — Es bedurfte Deiner beiden letzten Zuschriften nicht, um mich zu überzeugen, daß längeres Bleiben in Deinen jetzigen Verhältnissen von den nachtheiligsten Folgen für Dich würde werden können. Mein letzter Besuch hat mich zur Gewißheit gebracht; ja auch darüber, daß Du bei Deinem bedenklichen Gesundheitszustande selbst einer musikalischen Stellung die gehörige Frische nicht würdest entgegentragen können. Zuvor müßtest Du Dich geistig und körperlich restauriren. Darnach wirst Du jede beliebige musikalische Verbindlichkeit getrost übernehmen können, zumal wenn Dir Muße wird, Deine unterbrochenen Studien zu vollenden und Dich auch praktisch durch Spielen und Hören weiter auszubilden. Diese Überzeugung, von der ich nach meiner Rückkehr von Kaput durchdrungen war, gab mir einen Brief an Vater ein, welcher endlich auf die dringende Bitte hinauslief: Dir jedenfalls einen Aufenthalt in einer größeren Stadt von einem Viertel- oder halben Jahr möglich zu machen. Es stehe zu befürchten, daß Du unter den gegenwärtigen Mißverhältnissen ernstlich erkranken und dann doch auf Hülfe angewiesen sein werdest. — Dieser Grund schlägt auch alles Sträuben von Deiner Seite, dem Vater nicht lästig fallen zu wollen u. dgl., zu Boden. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. — Ich nannte Dresden und Berlin. Dieses freilich mit Schwanken, da ich fürchtete, wir möchten uns gegenseitig hemmen in unseren Studien. Doch bei einiger Überlegung ergaben sich Wege, wie dem vorzubeugen sei, indem wir nämlich etwas entfernt von einander wohnen u. s. f. — Soeben läuft nun das Antwortschreiben ein. Meine Vorschläge werden angenommen; das Ende Deines Elendes ist nahe. Vater meint, bis Ostern müssest Du auf dem Posten bleiben. Siehst Du die Thunlichkeit, Stiers ohne Remplaçant mitten im Semester zu verlassen? — Bist Du überzeugt, daß der fernere Aufenthalt bis Ostern Deine Gesundheit vollends untergraben werde? — Das sind nun die beiden Hauptfragen, welche Du nach objektiver Prüfung mir bald beantworten mußt. Wie dem aber auch sei, Ostern wirst Du jedenfalls hier wohnen. Denn daß die

hohe Polizei Schwierigkeiten machen werde, fürchte ich jetzt nicht mehr. Ich glaube doch, daß Du nirgendwo so viel wirst profitiren können, als in Berlin. Und mir gratulire ich nicht wenig zu dieser Aussicht: ich vermisse doch recht oft eine intime Seele, in welche ich mein Herz ausschütten möchte, ohne die Besorgniß zu hegen, daß sie jetzt lieber von anderen Dingen reden hörte — oder gar auf Widerstand zu stoßen. — Es wäre gar zu hübsch, wenn Du Deinen Aufenthalt hier für längere Zeit sichern könntest. — Für Deine Quartette *) danke ich. Ich halte sie allerdings des Postportos sehr werth. Und mein kritisches Gewissen, dem Du sie auf Gnade und Ungnade überlieferst, ist — so gering ich selbst dasselbe auch anschlage — sehr wohl damit zufriedengestellt. Ich glaube den Einfluß Gluckscher Studien — wohl verstanden keine Nachahmungen oder gar Reminiscenzen — darin zu entdecken und halte sie für ein liebenswürdiges Stück Arbeit. Ich werde die Sachen kopiren und dann nach Hause schicken, wo man sie ausdrücklich wünscht.' —

Sigfrid an Karl.

,Lieber Herzensbruder! — Dir verdanke ich das Alles, Dir ganz allein! Denn ohne Dein Handeln wäre ich in diesem Augenblicke noch ebenso hoffnungslos, als vor kaum einer Stunde, da ich mir eben am Klavier die Grillen zu vertrommeln suchte. Es wollte diesmal gar nicht gelingen. Da kam Dein Brief, leuchtete wie ein Blitzstral in meine Nacht hernieder und schlug mit seinem Glanz das Lumpenpack in die tollste Flucht. — Wann ist Ostern? — Ostern — das heilige Fest der Auferstehung von den Toten — auch meiner Auferstehung aus dem märkischen Schulmeistergrabe! —

,Ha! wie will ich triumfiren,
Wenn sie ihn zum Richtplatz führen,
Und die Kehle schnüren zu . . . .

nämlich die Kehle des gelben Bakels! — Schreibe mir genau —

---

*) Vergl. S. 104.

ich besitze keinen Kalender — wann Ostern ist, daß ich bis dahin Tage und Stunden zälen kann. Ob ich es so lange aushalten werde? — Warum nicht? — Sehe ich doch das Ende und dazu ein nahes vor mir! — Ach! — Ein neues verjüngtes Blut fühle ich in den Adern rinnen; Natur verklärt sich mir im Hauche des jungen Lenzes; der Winter ist zu Ende! — Alles, Alles wird nun wieder neu und gut! — Dieses Warten ins Ungewisse, ‚Meilenhafte' — wie Franz sagt — das drückte mich darnieder und machte den Blick am Boden kriechen, daß er unmächtig war, sich freudig emporzurichten. Wäre nur der Amtmann da, daß ichs ihm sagen könnte — noch heute! — Leider muß ich bis morgen warten.'

Derselbe an ‚die Lieben'.

‚Versetzt Euch in die Seele eines armen Sünders, der sein verlorenes Leben mit jedem Stückchen trockenen Brotes dem schreckensvollen Augenblicke entgegenfristet, da der Schlüssel in der eisernen Pforte der Zelle rasselt und der Richter, die verhängnißvolle Papierrolle in der Hand, eintritt, um sie mit blassen Mienen zu entrollen und dem schon Halbgestorbenen das Todesurteil Silbe für Silbe langsam vorzulesen. Horch! — der Schlüssel rasselt — die Thür geht auf — der Richter erscheint mit der Rolle: aber sein Angesicht ist freundlich und mild, seine Stimme nicht dumpf, sondern hell und sein Wort verkündet — statt Tod und Verdammniß — Gnade, Leben und Freiheit! — In meinen Gliedern nagte der Giftzahn der Furcht, — wenn auch nicht vor dem Sterben — doch vor einer schleichenden Krankheit, welche durch hoffnungsloses Sichhinschleppen in den widrigsten Zuständen schreckensvolle Fortschritte machte. Nun zeigen Eure Briefe mir das nahe Ende meiner langen tötlichen Kerkerhaft und flößen mir wieder Mut ein zu leben; schenken mir Freiheit und Kunst wieder! Wer beschreibt den freudigen Eindruck Eurer lieben Zeilen — namentlich des unmittelbaren Ergusses des warmen mütterlichen Herzens, dieses edelen, frommen, gotterfüllten Dichterherzens meiner teuren, unschätzbaren Mutter! — Wie erhebt schöner

Stolz im Hinblicke auf solche. Eltern die Herzen beglückter Kinder! — Ja, mit einem Schlage bin ich wieder der Alte: alle Pulse hüpfen und springen; meine Füsse zappeln; meine Lebensgeister wirbeln im tollen Ringelreigen: — wartet ein Weilchen, daß ich wie ehedem Eure Briefe auf den grünen, durch sie geweihten, Eichentisch ausbreite und meinen vergessenen heiligen ‚Veitstanz' um die teuern Blätter mit Andacht herumtanze. — [Hierneben findet sich die Szene in Federzeichnung verdeutlicht.]

— — — — ‚So! — Nun bin ich befriedigt und illustrire nach Möglichkeit die feierliche Zeremonie. — Jetzt zur Beantwortung Eurer Fragen.

‚Die Kosten eines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Berlin werden sich nicht zu hoch belaufen. Näheres werdet Ihr durch Karl erfahren haben, dem ich einen Entwurf des Voranschlages zustellte. — Ich mache hier in Geldsachen eine tüchtige Schule durch, da ich gewöhnlich ohne einen Groschen in der Tasche mich behelfen muß. Herr Stier klagt stets über Geldmangel. Eine auf seinen Wunsch von mir verfaßte Annonce wegen seiner Walbedenken, die Karl in mehre Blätter inserirte und die ziemlich erhebliche Auslage dafür übernahm, hat Herr Stier trotz deutlicher Ermunterungen immer noch nicht berichtigt. Von den in Aussicht gestellten hundert Thalern Gehalt ist bis jetzt gar keine Rede weiter gewesen. Doch seit ich merkte, wie diese Sachen stehen, habe ich mich auf andere Weise schadlos zu halten gesucht.

‚Einigemal habe ich ihm kleine Summen für Bestreitung meiner Reisen nach Berlin abgezwackt; auch meine Klaviermiete, das Postporto für meinen lebhaften Briefwechsel — der ihm ein Dorn im Auge ist — und die Ausgaben für kleine Bedürfnisse habe ich ihn berichtigen lassen, und da ich ihm nichts zurückgab, so wird über diese Dinge nicht weiter gesprochen. Seitdem er hinter diese Methode gekommen, hat sich eine Art diplomatischer Fehde zwischen ihm und mir angesponnen, die es mir sehr erschwert, eine Forderung an die rechte Schmiede zu bringen. Er merkt jede solche Absicht mit bewunderns-

wertem Takte voraus und weiß mir — geschmeidig wie ein Aal — jedesmal sicher zu entschlüpfen. Diese Gewandtheit kommt mir als Erfolg langjähriger Übung vor. — Wie jämmerlich und nüchtern ist doch die Prosa der alltäglichen Wirklichkeit! Auch dem eisernsten Fleisse des ehrlichen und höchsten Strebens setzt sie oft unüberwindliche Schranken. — So meldet auch Franz, die Absicht, meine beiden Klaviersonaten in einem einflußreichen Leipziger Musikzirkel zu Gehör zu bringen, sei nach erfolgter Genesung der Frau F. endlich an dem guten Willen, oder vielmehr an der Renitenz, des zu diesem Zwecke ausersehenen Klavierhusaren gescheitert. ‚Wer kann solch krummes Holz gerade biegen!' — ruft Franz aus. — Daß Du das neue Opfer bringen willst, lieber Vater, zur Veröffentlichung der C-dur-Sonate einen Geldbeitrag zu leisten, habe ich Franz sogleich geschrieben. Er hat auch schon geantwortet: ‚Mit dem Verleger' — so schreibt der herrliche Mann — ‚habe ich gesprochen, und der ist bereit, die Sonate, wenn Sie die Hälfte der Druckkosten tragen wollen, zu veröffentlichen. Ihr Antheil möchte, nach einer oberflächlichen Berechnung, ungefähr 35—40 Thlr. betragen. Schreiben Sie mir in dieser Angelegenheit Positives und Definitives, damit ich das Weitere zu veranlassen im Stande bin. Wenden sie sich an Niemand anders mehr, denn Sie können mir glauben, Sie werden wenig Erfolg haben. Übrigens stellt der Verleger Ihnen anheim, ob Sie die Hälfte der abzuziehenden Exemplare selbst zum Verkaufe übernehmen, oder sie ihm — natürlich gegen Abrechnung — in Commission geben wollen. Wenn das Stück also geht, so büßen Sie gar nichts bei dem Handel ein.' —

‚Franz macht eine beträchtliche Abkürzung der Arbeit zur Bedingung. Nicht ohne Selbstüberwindung konnte ich dazu meine Einwilligung geben. Diese Sonate ist einmal mein Schmerzenskind! — Ich habe sie seiner Zensur ganz überlassen. Könnte ich selbst doch die Schere nicht daranlegen, ohne daß bei jedem Schnitte mir das Herz blutete! Ihr hehren Meister der Kunst! Wie schwer ist der Weg zu den elyseischen Gefilden, von wo Ihr herniederleuchtet als ewige Ideale der

Wahrheit! Haben euch beim Emporklimmen nie Dornen zerfleischt und brennender Schmerz nie euren stolzen Mut versengt? — Ja, Du hast recht, geliebte Mutter: es ist eine schwankende Leiter, die ich langsam und behutsam zu ersteigen habe. Wohl kann bei dem steten Schwanken einmal Schwindel das Haupt erfassen. Gebe nur der Himmel, daß ich nicht hinabstürze in die uralte Nacht, auf deren sumpfigem Boden der Fuß der Leiter ruht! — Die gefahrvollste Stelle liegt ja nun hoffentlich bald hinter mir und ich darf siegesfroh auf das Überwundene zurückschauen!' —

Karl an dieselben.

,Aus Sigfrids beifolgendem Briefe erseht Ihr, wie viel Grund ich hatte zu den Vorschlägen, deren Erfüllung ihm nun gesichert ist. Ich bin überzeugt, schon die bloße Aussicht darauf kurirt den Kranken. Er steckt merkwürdig voll Gemüt: nicht blos im Herzen, wo es hingehört, sondern auch wo andere Leute den Verstand und Willen haben, sitzt es ihm; ja sogar im Magen und den übrigen Theilen des Leibes scheint es sein Wesen zu treiben. Gebe Gott, daß ihm hier in Berlin eine der zahllosen Musikstellen zufalle, die ihm einen längeren Aufenthalt sichern könnte. Meinerseits werde ich Alles dazu beitragen, was mir möglich ist. Doch werde ich mich wol auf Rathschläge beschränkt sehen, da ich durchaus keine musikalischen Verbindungen angeknüpft habe. Er kommt mir sehr erwünscht. Ich rechne mit Sicherheit darauf, den Sommer mit ihm zusammen zu verleben, da die Aussicht, dennoch nach Athen zu gehen, mir wieder ferner rückt. — Ob für seinen hiesigen Aufenthalt die Polizei besondere Zeugnisse fordert, will ich in Erfahrung zu bringen suchen. Bis Ostern ist dazu ja noch Zeit genug, und früher wird er doch nicht loskommen können.' —

Aus dem grünen Buch.

Im Februar 1850.

,Ein neues Jahr — ein neuer Mut! — Zwar tobt der Wintersturm meiner Schulmeistermisere noch in den Anfang des neuen Jahrzehnts herein. Aber der Wind sprang um. Sein

Wehen bläht wieder die Segel der jungen Hoffnung und treibt den Nachen, der einen so bedenklichen Leck bekommen, geradesweges dem schönen Anlegehafen entgegen. Hinter mir liegen schon die Riffe und Klippen, an denen Fahrzeug und Leier zu zerschellen drohten — und mein Lotse ist mein teurer Bruder, mein brüderlicher Freund, — hoiho! — Noch geht die See hohl — noch rollt das Schiff — noch peitscht der Sturm meinen Nordwester und schlägt den Salzschaum mir ins Gesicht: aber bald ists getan! — Vor mir liegt der ‚faste Wall'. — Mit breiten, erstaunten Maülern gaffen sie meiner Flucht nach, die Klabotermännchen und Kobolde, die mich gequält und gepeinigt mit Angst und Not, mit Ärger und Gelbsucht — ja mit der Verzweiflung an meinem guten Rechte, der Kunst mein Leben widmen zu dürfen — ihr, der Engelsbotin jener Glorreichen, Verklärten, die mir zum Troste gesandt, daß mein eigenes Ich durch ihr himmlisches Bild hindurchscheine in immer neuen Formen und Gestalten austönender Wahrheit; in wechselvoller Verdichtung des einen unwandelbaren Ideales. So weit hatte teuflische Zweifelsmacht mich entmutigt, daß ich an meiner Fähigkeit zu scheitern fürchtete, mich der Jüngerschaft der Kunst würdig zeigen zu können; — daß ich krankhafte Ermattung mit Unvermögen, das Ringen nach dem Höchsten mit der Lüge kläglicher Eitelkeit verwechselte. — Diese Augenverblendung und satanische Gaukelei hat ein Ende! — Ich durchschaute das dämonische Spiel und erhob mich mit neuerwachtem Mute, mit gerechtem Stolze über die Hölle, über mich selbst, aufwärts dringend mit verjüngten Schwingen zum Absoluten, zum Himmel, zur Vorsehung — zu Gott. Reue und heisses Dankgefühl trieb mich, mit kühnem Finger an Edens goldene Pforten zu pochen; — Dankgefühl gegen jene geheimnißvolle Urkraft, die mit schöpferischem Hauche das Feuer in meiner Brust entfachte, daß es sich singend und klingend aufs Neue ergoß und mir Antwort gab auf die Lebensfrage: Ist diese Flamme von Dir, verhüllter Lebensspender? — oder ist sie eitle erlogene Begeisterung, ein Höllenfunke, der mich mit schmeichlerischem Scheine betrügt? — Aber Gott, die Idee, die Vor=

sehung, das Schicksal — kurz die verborgene Urkraft hat mir geantwortet mit Himmelszeichen und Taten: — die Antwort klingt mit verständlicher Simme wieder und klingt fort und fort in der heute vollendeten Arbeit, die mich mit dem Himmel wunderbar verbindet. Mit dieser D-dur-Sonate beginnt in mir ein neuer, frischkräftiger Frühling — von neuem athme ich die Luft des jungen Lebens und neuentflammt winkst Du mir zum angespanntesten Eifer, mein hohes unentreißbares Ideal!' —

In dieser Stimmung schrieb er den Eltern, er fühle einen niegeahnten Mut, eine schwellende elastische Kraft in der Brust, wie sie ihn nie zuvor belebte. ‚Mir ist, als wäre mein ganzes vergangenes Leben nur ein Traumbild, als beginne erst jetzt meine Lebenskraft ihre Wirksamkeit zu aüssern. Nie habe ich leichter gearbeitet als in dieser merkwürdigen Zeit und selten so viel Ursache gehabt als jetzt, mit dem Gearbeiteten zufrieden zu sein. War ich jüngst noch so verzagt und kleinmütig, so kann ich im Hinblicke auf die letzte Sonate Dir die Hoffnung machen, liebster Vater, daß — wenn ich so stolz sprechen darf — es der Altar der Kunst ist, auf den Du neue Opfer niederlegen willst, und daß es nicht meine, sondern die Schuld unbeugsamer widerstrebender Verhältnisse sein wird, wenn die Zukunft dieses Vertrauen dennoch taüschen sollte. Gewinne ich in Berlin nur einigen Ankergrund, so wird alles gut gehen. Die Stützen meines Zutrauens nach aussen sind freilich fast sämtlich hinfällig geworden. Denn Schumann, der ausschließlich mit sich selbst beschäftigt ist und sich immer mehr auf sich selbst einschränkt, kann in dieser Richtung nicht als Faktor in die Berechnung gezogen werden. Dagegen klammere ich mich fest an Robert Franz. Viel Selbsterkenntniß schon bin ich ihm schuldig geworden — mehr noch werde ich ihm voraussichtlich zu danken haben. — Eure Sorgen wegen einer schlechten Aufnahme meines ersten zu veröffentlichenden Werkes teile ich nicht. Vorzugsweise dürft ihr nicht besorgen, daß Herr Volker mir hemmend entgegenwirken werde. Ist er auch ein weniges boshaft und schadenfroh, so halte ich ihn doch in

musikalischen Dingen für zu aufrichtig, um ihm gewissenlose Ungerechtigkeiten zuzutrauen. Ausser ihm aber kenne ich bis jetzt wenig Rezensenten, die sich über den Nullpunkt erhöben. Die meisten haben nichts im Kopfe als einen Haufen unermüdlich wiedergedroschenen Strohes. Dazu freilich leiden sie an Blähungen, die sauer oder süss ihrem Munde entströmen, jenachdem ihnen Einer am meisten gilt oder — wer weiss es? — am meisten bietet! — Freilich das Publikum, welches die Tageskritiken für Orakelsprüche und bare Münze hält, ist ebenso einflussreich für die Verbreitung eines neuen Werkes, als es leichtglaübig und im Grossen und Ganzen urteilslos ist. Ach! gäbe es doch eine ehrliche, sachgemässe Kritik, von der man lernen könnte. Die Aufrichtigsten sind so leicht ihrer schönen Aufgabe müde; erkennen den Ernst, die Verantwortlichkeit ihres Einflusses so selten. Andere glauben ihrer Pflicht genügt zu haben, wenn sie einige geistreiche Einfälle zu Papier gebracht, in denen sie zwar süss lächelnd und selbstgefällig sich bespiegeln können, aber weder dem Autor, noch dem Publikum und am allerwenigsten der Kunst einen Dienst damit leisten. — Die Schreier der gewöhnlichen landlaüfigen Sorte sind mir indessen vollends gleichgültig; so gleichgültig, als wenn ein Schaf ‚bäh' sagt. Es gibt bekanntlich Banditen, die einen harmlosen Wanderer unverhofft überfallen, ausplündern und am Ende totschlagen. Gegen solche Möglichkeit kann sich niemand schützen. Deshalb fürchtet man sie nicht — oder fürchtet man sie, so verbittert man sich vielleicht grundlos die ganze Reise. So ängstigt Euch nicht, Ihr Lieben, vor den Wegelagerern — wollt' ich sagen — vor den Herren Rezensenten. Überlassen wir alles der Leitung des freundlichen Geschickes, das mich schon in so vielen Kämpfen und Fährlichkeiten hat siegreich bestehen lassen, und hoffen wir, dass es auch in Zukunft alles erwünscht hinausführen werde.'

Über die Sonate, deren Schlussatz unter dem neubelebenden Eindruck der Aussicht auf baldige Erlösung rasch entstanden war, aüsserte auch Karl den Eltern seine Freude. Er erkenne darin einen ersichtlichen Fortschritt zu grösserer Klarheit, zur

sicheren Beherrschung der ausgeführten Sonatenform, überhaupt zur Erhebung über den Stoff: Fortschritte, welche — wie der Beurteiler meint — offenbar zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigen. ‚Aber freilich‘ — fährt er fort — ‚Sigfrid ist eine höchst eigentümliche Natur, zart und weich. Er muß mit Schonung behandelt und darf den Stürmen nur allmählich ausgesetzt werden. Vorlaüfig gedeiht allein im Schutze seine Muse und ihr wie ihm müssen wir denselben gewähren, so lange wir es vermögen. Ist es aus mit unserem Vermögen, und hat er sich dann noch nicht selbst gedeckt, sich nicht in eine gesicherte Stellung gebracht, dann ist es allerdings schlimm. Aber ich hoffe, es ist doch mit unserem Vermögen zunächst noch nicht aus. Ich sage absichtlich: mit unserem: denn es ist mein fester Vorsatz, lieber selbst zu entbehren, ja nöthigen Falles meine Studien zu unterbrechen, als ihn verkümmern zu sehen. Ein poetisches Gemüth kann wahrlich nach uns Prosaikern nicht bemessen werden. Sollte das Unglück es wollen, daß unsere Kräfte nicht zureichten, ihn auf die ruhige Höhe gesicherten Lebens zu heben, daß es schiene, als habe er seinen Beruf verfehlt, so läge die Schuld nicht an seiner Wahl: es wäre ihm in jeder anderen Laufbahn ebenso ergangen, und da ihm andere weniger oder gar nicht zusagen, in diesen noch viel eher. Ich fürchte aber nicht, daß es dahin kommen werde. Es steckt in ihm offenbar ein gesunder guter Kern, der, so hoffe ich, uns Allen aus dem Hause mitgegeben ist. Sigfrid hat Grundsätze, das ist keine Frage. Diese in Verbindnng mit seinen Gaben werden ihn auf guter Bahn erhalten, die zur Höhe des Zieles leitet.‘ —

Die unter so besonderen Umständen und denkwürdigen inneren und aüsseren Lebenswandlungen vollendete neue Klaviersonate in D-dur wurde nunmehr zur Veröffentlichung als erstes Werk bestimmt, anstatt der älteren Leipziger Arbeit derselben Gattung, gegen deren Kürzung, so weit sie lediglich durch aüssere Beweggründe geboten erschien, der junge Autor sich straübte, nicht anders, als ob ihm ein Bein, ein Arm oder sonst ein gesunder Körperteil amputirt werden solle.

Karl nahm gern die Zueignung des ersten Werkes seines Bruders an. Karl hatte ihm die erste Anregung gegeben, über die naturnotwendige Wal seines Berufes zur Klarheit zu gelangen, in welchem er sich durch heftige aüssere und innere Kämpfe nunmehr so weit gefördert sah, daß er im Begriff stand, ein Zeugniß für die Richtigkeit seiner Wal vor der Öffentlichkeit abzulegen. Durch die Zueignung wollte er die dankbaren Gesinnungen kundgeben, die ihn so fest und innig seinem brüderlichen Freunde und Ratgeber verbanden. Karl dankte für die Widmung und sandte die Handschrift der Sonate nach Halle an Robert Franz, der sehr freundlich sich bereit erklärt hatte, die Arbeit vor dem Stich noch einer genauen Prüfung zu unterwerfen, um demnächst alles Weitere zu veranlassen.

In der Erwartung der Antwort aus Halle vergiengen die letzten Wochen in Kaput schleichend und langsam genug.

‚Selbst die Gewißheit‘ — sagt das grüne Buch —, ‚aus diesem lebendigen Grabe frischen Lebens bald erlöset zu werden, vermag mich nicht immer zu trösten über das lebendige Eingemauertsein. Aber dann flüchte ich zu Dir, mein liebes Büchlein, angetan mit dem Kleide der Hoffnung, das mich so oft schon vom lastenden Drucke der Gefühle befreite. Du zeigst mir das Licht, dessen Schein mir voranleuchtet auf reinere Bahn, wenn ich den Weg zu verlieren fürchte. Du sagst mir, warum so viele eitle Hoffnungen getaüscht werden mußten; warum ich endlich durch ihre treulosen Irrlichter in diese sumpfige Niederung hinabgelockt worden. Wenn ich die Strasse zurückschaue bis zu jenem verhängnißvollen dreizehnten Juni: wie viel habe ich loslassen müssen, wie unaussprechlich viel! — Wie hat so oft das Ungestüm des Herzens sich der Geduld gefangen geben müssen. Und warum das alles? — Daß ich mich selbst finden, auf mich selbst mich besinnen und würdiger werden möchte zum Dienste deren, welcher ich mein Leben verlobt habe.‘ —

Bei der Aufkündigung hatte der Amtmann mit Ruhe erwidert, er habe das längst erwartet. Der Hauslehrer sei ihm

indessen nur zuvorgekommen. Ein Schulamtskandidat erster Klasse — wie Herr Stier mit Zufriedenheit hervorhob — habe sich bereit erklärt, Ostern in das Amt einzutreten, das ein solcher denn wol besser verwalten werde, als ein junger Mann, der den Kopf voll luftiger Künstlermarotten habe und sich dadurch ungeschickt mache für die Erfüllung ernsthafter Lehrer- und Erzieherpflichten. ‚Sie sehn mir ja weiter nichts an' — fügte der Pächter hinzu —, ‚aber det will ich Ihnen doch noch bekennen, daß Ihr Herr Onkel auch der Ansicht ist, Ihre Musikgrillen würden Ihnen über kurz oder lang noch einmal eklig am Rücken runterlaufen. — Na! — mir kann des ejahl sind.'

— Ähnliche Offenheiten der Leute mußte der Geplagte sich von nun an täglich gefallen lassen. Dazu gehörte auch, ausser der Verdächtigung des Oheims, eine beleidigende Anklage des Bruders Karl. — Bekanntlich hatte das Berliner Versorgungsgeschäft die von Karl zur Veröffentlichung eingereichte Gesuchsanzeige dergestalt verändert, daß der Ausdruck völlig umgekehrten Sinn erhielt. Die Pächtersleute erklärten ihrem Hauslehrer nunmehr unbedenklich, es sei das ein schlaues Manöver Karls gewesen, um den brotlosen Bruder unterzubringen. Die Versorgungsanstalt habe er eben nur vorgeschoben.

Auf solche unwürdige Anschuldigungen war denn wenig zu erwidern. Zu den Annehmlichkeiten des täglichen Lebens gehörten sie aber freilich nicht.

Indessen ließ der Hauslehrer die Leute reden und tun, was ihnen beliebte.

Der älteste Knabe versaümte drei Wochen lang die Unterrichtsstunden unter dem Vorwande seiner Kränklichkeit. Gleichwol spielte er während des Unterrichtes im Garten unmittelbar unter den Fenstern des Schulzimmers umher und suchte auf die drinnen sitzenden Kinder und ihre Achtsamkeit störend einzuwirken. — Der Lehrer ließ sich aber nicht herbei, dem Jungen hemmend entgegenzutreten. Er wollte ihm und seinen schadenfrohen Eltern das Vergnügen nicht verursachen, ihren Zweck zu erreichen. Ihr Zweck war offenbar kein anderer,

als dem gleichgültig gewordenen Schulmeister Ärger zu bereiten, ihn zum Zorn zu reizen.

Vierzehn Tage vor Palmarum gab Jenny Lind in Berlin ein Konzert. Karl forderte den Kaputer, der diese unvergleichliche Gesangskünstlerin zu hören nie Gelegenheit gehabt hatte, auf, seine Verpflichtungen zu lösen und zu dem angekündigten Konzerte nach Berlin zu eilen. Er sei es sich als Musiker schuldig, ein solches Gesangsphänomen zu hören. Dann aber noch wieder nach Kaput auf vierzehn Tage zurückzukehren, das werde niemand — auch der Amtmann nicht — für nötig halten. Die Versuchung war sehr verlockend. Allein der Gewissenhafte widerstand derselben siegreich. Vielleicht unterstützte solche Gewissenhaftigkeit auch seine Abneigung, dem Amtmanne Dank schuldig zu werden. Nachdem er, vom Gesange Jenny Linds aufs aüsserste berauscht, einige glückliche Stunden in Berlin verlebt hatte, kehrte er nach Kaput noch einmal wieder zurück, um die Hefen des Schulmeisterkelches bis zum Grunde zu leeren.

Kaum einige Tage nach der Rückkehr meldete Karl abermals eine bevorstehende musikalische Begebenheit, die Aufführung der Matthäus-Passion von J. Seb. Bach durch die Berliner Singakademie. Am Mittwoch vor Palmsonntag sollte die Aufführung stattfinden. Dieses Werk wirkte ungleich stärker auf das Verlangen als Jenny Lind.

Sigfrid hatte es bis jetzt nie gehört.

Karl zweifelte durchaus nicht, daß der Bruder zu der Aufführung nun endlich nach Berlin kommen werde, um dort zunächst sich haüslich einzurichten. Für eine Eintrittskarte zur Passionsmusik wollte er Sorge tragen. Vielleicht könne man sich schon frühzeitig genug einfinden, um die am Dienstag Abend stattfindende Generalprobe zu hören. —

Am Sonnabend vor dem Palmsonntage fand der Unterricht sein natürlich begrenztes Ende. Die Stunden an drei Tagen, Donnerstag, Freitag und Sonnabend, welche ausfallen mußten, wenn der Unterricht schon am Mittwoch geschlossen werden würde, erbot der Lehrer sich an den vorher-

gehenden Tagen zum größten Teil auf Abschlag zu geben. Er stellte dem Pächter vor, daß er so seine Verbindlichkeiten richtig innehalte. Der Amtmann aber war anderer Meinung.

‚Daß ich meine Kinder soll abstrapaziren lassen, det liegt nich drin‘ — bemerkte er mit unerschütterlicher jovialer Laune. — ‚Übrigens wenn Sie eher jehn wollen, als bis Sie Ihren Kontrakt erfüllt haben, so mag Ihnen det wol keine Skrupeln machen. Sie wissen wol nicht einmal, wie man so wat nennt. Jehn Sie aber meinetwegen, wann Sie wollen. Ich will Sie nich aufhalten. Nur Ihre Sachen bleiben bis zur letzten Stunde hier, verstehn Sie. Denn meinen Wagen jeb' ich Ihnen nich früher, als bis wir Beide mit einander fertig sind. Und wenn Sie sich etwa fremder Hülfsmittel bedienen wollten, so können Sie darüber janz ruhig sein, daß ich durchaus nicht verpflichtet bin, auch nur eine Minute vor Ferienanfang zu erlauben, dat selbst man blos ein Nagel von Ihren Stiefeln aus meinem Hause kommt, ausser die Sie anhaben, wenn Sie etwa ohne Ihre Sachen davonloofen sollten.‘

Die Deutlichkeit dieser scherzhaften Erklärung ließ zwar nichts zu wünschen übrig. Allein der Gefangene von Kaput fühlte sich wie von einer drückenden Angst befallen bei dem Gedanken, die Aufführung des Bachschen Werkes könne ihm entgehen, lediglich wegen einer schadenfrohen Laune des Mannes, dessen Wesen ihm so schwer wie bei dieser Veranlassung kaum je zuvor zu ertragen gewesen war. Ein brieflicher Hülferuf wurde gen Berlin entsendet. Mit wachsendem Ungestüm ward die erbetene Intervention Karls von Tag zu Tag erwartet. — Am Mittwoch morgen, dem Tage der Aufführung, selbst am Nachmittage noch konnte der ersehnte Brief aus Berlin eintreffen. Aber als beide Poststunden verliefen, ohne diese Hoffnung zu erfüllen, so lenkte der Enttaüschte alle Aufmerksamkeit auf die Frage, was der Grund des völlig ungewohnten Verstummens sein könne, zumal Karl es selbst kurz vorher noch ausgesprochen hatte, daß er so lebhaften Anteil nehme

an des Bruders rechtzeitigem Eintreffen in Berlin, als ob es ihn selbst aus den widerwärtigsten Verhältnissen erlöse. — Die Erwägung der Ursachen, die Karls Antwort zurückgehalten haben konnten, half nun zwar über Ungeduld und Verdruß hinweg. Das Schwere der letzten Tage in den verhaßten Verhältnissen zu erleichtern, waren sie jedoch nicht sonderlich geeignet.

‚Heute morjen werden Sie also ihre letzten vier Stunden jeben' — bedeutete der Amtmann beim Frühstück am Sonnabend seinem Hauslehrer. Dies geschah. Der Unterricht wurde bis mittags zwölf Uhr fortgesetzt und schloß mit Erteilung eines zusammengefaßten Urteils, des Auszuges aus den am Schluß jeder Woche regelmässig notirten Zeugnissen über die Leistungen der Kinder. Diesen Aktus beendeten bewegliche Abschiedsworte. — Trotz vereinzelter Wutausbrüche ihres Lehrers zeigten die Kinder diesem, wenn sie mit ihm allein waren, eine Anhänglichkeit, die ihm wohltat. Er hatte sich stets angelegen sein lassen, die Liebesbedürftigkeit der jungen Herzen zu pflegen und sie mit unnachsichtiger Gerechtigkeit zu loben und zu tadeln. So konnte er von der kleinen Schar scheiden ohne den Vorwurf, ihren verwilderten Zustand verschlimmert zu haben.

Am Sonnabend Nachmittag hoffte er nun, der Amtmann werde ihm seinen Wagen zur Verfügung stellen. Das geschah aber keinesweges. ‚Die Pferde haben keine Zeit' — hieß es. —

Am Morgen des Palmsonntages führte der Amtmann den Reisefertigen in den ‚Saal', wie bei seiner Ankunft. Er schrieb ihm ein anerkennendes Zeugniß, und rechnete den Betrag heraus, der nach Abzug der geleisteten kleinen Auslagen am Gehalt erübrigte. Der Rest für fast volle sieben Monate belief sich auf etwa fünf Thaler.

Der Wagen fuhr erst nachmittags vor. Die Abschiedsszene war nicht ohne Herzlichkeit, und namentlich entliessen die Kinder den Scheidenden mit aufrichtiger Betrübniß. —

Sonnenschein und Frühling begleiteten den Befreiten auf seiner Fahrt. Aber zu einer hellaufspringenden Freude des Herzens ließ es die beunruhigende Frage nicht kommen, was den Bruder nur am Schreiben verhindert haben möge. —

4.

Überraschungen.

Je weniger erwartet, desto lebhafter die Freude: das galt in Sigfrids Familienkreise als Grundsatz. Man liebte fröhliche Überraschungen. Der aus dem Kaputer Elende Befreite wollte unverhofft bei seinem Bruder eintreten. Deshalb ließ er sein Gepäck auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin zurück und eilte zu Fuß nach Karls Wohnung, um diesen durch eine vorfahrende Droschke nicht vorzubereiten. Im Schatten der Treppe lag die Thür. Er pochte in ungewöhlichem Takte an dieselbe. Sein Herz pochte fast ebenso laut vor freudiger Erregung. — Drinnen vernahm er das Geraüsch eines leise gerückten Stuhles. Das war seltsam. — Karls Bewegung hätte sich anders angekündigt. — Die Thür blieb verschlossen. — An der anderen Seite der Treppe neben dem Saalfenster war der Eingang zur Wohnung des Hauswirtes, des Barbiers Krätzig, gelegen. Der Erwartungsvolle, der schon jetzt — anstatt zu überraschen — sich selbst überrascht fühlte, bemerkte, daß jene Thür sich leise und ohne das bekannte Glockensignal öffne. Eine robuste weibliche Gestalt, die er nie zuvor in dem Hause bemerkt, trat ihm entgegen. Ein Tuch hatte sie um das gerötete Gesicht gehüllt, fast wie er es öfter bei der Pächterin in Kaput gesehen

hatte. Das Weib hieß den Fremden, als ob sie ihn erwartet habe, mit ängstlichen Geberden und hastigen Winken sich ruhig verhalten und ihr folgen. Dies wirkte völlig sinnverwirrend.

‚Ich habe mich wol in der Hausnummer geirrt‘ — sagte er mit gedämpftem Tone — ‚der Rasör Krätzig‘. . . .

„Kommen Sie nur“ — flüsterte das unheimliche Weib —, „es ist hier richtig — Ihr Herr Bruder“ — sie unterbrach sich — Thränen und verhaltenes Schluchzen erstickten ihre Stimme.

Sie führte den Erschrockenen in die Wohnstube der kleinen Familie. Hier saß Frau Krätzig, ihre Pflegetochter und ein fremder Mann — sämtlich in Trauerkleidern — die beiden Frauenzimmer in Thränen gebadet.

‚Ist er tot?‘ — stammelte Sigfrid, starr vor Entsetzen.

„Es möchte wol besser für ihn sein, als so“ — entgegnete die unbekannte Person mit einer Geberde, die nur zu deutlich verriet, daß ihr der Kranke an Störung der geistigen Gesundheit zu leiden scheine.

Die Trauerkleider bezogen sich auf einen Todesfall in der Krätzigschen Familie. Der Fremde, welcher vor einigen Tagen die Trauerpost überbracht hatte, war ein Verwandter der Frau und machte eben seinen Abschiedsbesuch. Nach einigen Minuten entfernte er sich. Der Eindruck dieser wunderlich zusammentreffenden Umstände lähmte Sigfrids Lebensgeister. Er bebte an allen Gliedern. Es waren Augenblicke namenloser Angst. — Nach erhaltener Aufklärung bestand er darauf, den Kranken zu sehen. — Diesem Wunsche widersetzte sich aufs entschiedenste das fremde Weib, eine Wärterin der Charité.

‚Er wird Sie gar nicht erkennen‘ — sagte sie. ‚Der Arzt hat es streng untersagt, Sie zu dem Kranken zu führen.‘ —

Der Arzt! — Er allein konnte zuverlässige Auskunft geben. Mit athemloser Hast eilte der Besorgnißvolle zum Professor Mitscherlich. Auch die Angst verleiht den Füssen Flügel. Die frische fröhliche Laune, vermöge deren der beliebte Heilkünstler seinen Kranken Mut einzuflößen wußte, zeigte er auch dem Gesunden, der vor Erregung kaum Worte fand. Doch kämpfte

dieser mit angestrengter Willenskraft seine heftige Erschütterung siegreich nieder und drang auf eine unverstellte Erklärung der Wahrheit. ‚Ich bin auf das Schlimmste gefaßt‘ — beteuerte er. Nun zuckte der Arzt bedenklich die Achsel, zog die Augenbrauen empor und bekannte mit ernstem Tone, durch den sein Mitgefühl weich hindurchklang, daß der nervöse Zustand des Leidenden leider nicht gefahrlos sei, zumal wenn er nicht mit jeglicher Gemütserregung verschont werde. ‚Die Erlaubniß, ihn zu sehen, gebe ich Ihnen nur unter der Bedingung, daß er selbst den Wunsch aüssert‘ — fügte der Professor hinzu. —

Mit dieser wenig tröstlichen Eröffnung eilte Sigfrid wieder zurück nach der Wohnung der Kranken. Herr Krätzig, ein biederer Bürgersmann, war inzwischen nach Hause gekommen. Er übernahm den Auftrag, den Leidenden auf die Anwesenheit des Bruders vorsichtig aufmerksam zu machen. In kürzester Frist brachte er die Nachricht zurück, die mit den eignen Worten des Kranken dahin lautete, der Bruder möge sich nicht unterstehen, sich blicken oder vernehmen zu lassen. Nichts konnte den Karakter der Krankheit deutlicher bezeichnen, als diese schroff ablehnende Antwort.

Die Einzelheiten, welche man schonungslos aus dem Verlaufe des Leidens mitteilte, vermochten kaum noch den Schmerz zu steigern, der des tief Bekümmerten sich bemächtigt hatte. Die Wärterin erschien nur zu oft in der Krätzigschen Wohnstube, um mit ihren Besorgnissen und Beobachtungen das zerschlagene Herz noch mehr zu martern. Es schien fast, als sehe sie das nahe Ende ihres Pflegebefohlenen voraus. Derselbe hätte in einem ihr diktirten ‚letzten Willen‘ ihr eine namhafte Geldsumme vermacht, die sie durch vorzügliche Leistungen als approbirte Krankenpflegerin auch reichlich verdient habe, wie sie selbstzufrieden wiederholte, so oft es tunlich war. ‚Wenn sie erst so weit sind, daß sie ihr Testament diktiren, denn dauert et nich lange mehr: ich kenne das‘ — versicherte sie mit einem Erguß wohlerwogener Krokodilsthränen, die ihre beabsichtigte Wirkung freilich verfehlten.

Es war inzwischen spät geworden. Für die Nacht von

dem geliebten Gegenstande der schweren Sorge sich trennen zu müssen, das war eine unerträgliche Vorstellung. Die braven Leute luden — trotz ihrer beengten Haüslichkeit — den Fremden ein, die Nacht dazubleiben. Der Alkoven, welchen Karl als Schlafraum zu benutzen pflegte, stand leer. Das Krankenlager war in dem darangrenzenden luftigeren Wohnzimmer des Patienten aufgeschlagen worden. Sigfrid nahm die Einladung dankbar an. Er bewegte sich in dem Alkoven, der mit der Krätzigschen Wohnung durch einen schmalen Zugang verbunden war, aufs behutsamste. Durch die verschleierten Glasscheiben konnte er die Wärterin beim düstern Schein der Nachtlampe am Krankenbette sitzen sehen. Als wäre sie versteinert, so regungslos verhielt sie sich, wie der Kranke, während einer geraumen Zeit gespannter Beobachtung.

Da unter solchen Umständen Müdigkeit die gesteigerte Erregung des Gemütes endlich überwand, so suchte der Trostlose zu später Nachtstunde endlich das für ihn bereitete Lager in der unmittelbaren Nähe des teueren Kranken. Der Schlaf entrückte ihn zwar körperlich der herben Wirklichkeit. Seine Seele und Einbildungskraft blieben aber in der aufgeregtesten Tätigkeit. Er schlief sehr unruhig.

Nicht lange mochte er gelegen haben, da fühlte er sich kräftig am Arm gefaßt und gerüttelt. Er öffnete die Augen. Die widerwärtige Gestalt der Wärterin stand an seinem Bette.

‚Wenn Sie nicht so laut wären‘ — sagte sie leise —, ‚dann hätte ich geglaubt, Sie wären tot: so fest schliefen Sie.‘ —

„Was solls?“ — fragte der nun völlig Erwachte verdrossen.

‚Ihr Herr Bruder läßt Ihnen sagen‘ — entgegnete sie —, ‚Sie sollen augenblicklich Sich entfernen. Sie stören ihn durch Ihren lauten Schlaf. Er mag Sie überhaupt nicht in seiner Nähe wissen. Das beängstigt ihn.‘ —

„Ich werde mich ruhig verhalten“ — versicherte der Ratlose.

Das Weib aber bestand darauf, daß er sich entferne. — Es war etwa zwischen eins und zwei Uhr in der Nacht.

‚Wohin soll ich gehen?' — fragte er sich selbst. Da erleuchtete ihn ein Gedanke. Er drückte der Wärterin ein Geldstück in die Hand und bat sie, dem Bruder zu sagen, sein Wunsch sei erfüllt worden. Dieses Mittel bewährte auch in tiefer Nacht seine unfehlbare Wirkung.

Die Wärterin richtete vernehmlich ihren Auftrag buchstäblich aus. Der Kranke sagte mit schwacher Stimme: es ist gut. — Der im Alkoven aber kleidete sich leise an und setzte sich auf die hölzerne Schwelle der Bettstelle, fest entschlossen, sich wach zu erhalten. — —

Wenn die Seelenkräfte und ihr Gebieter, der vernünftige Wille, ein lediglichès Produkt der Nerventätigkeit wären, so würden sie der Gewalt körperlicher Abspannung und Ermüdung notwendig erliegen müssen. Zu dieser Einsicht gelangte er in dem qualvollen Kampfe seines Entschlusses wider die dringende Neigung zum Schlafe. Mit welcher Sehnsucht hatte er der Stunde der Erlösung aus dem verzweiflungsvollen Banne der Zustände in Kaput entgegengeseufzt. Und als die Stunde nun endlich geschlagen, da hemmte ein drückendes unbestimmtes Gefühl sein Herz, vor Freude hoch aufzuspringen, wie es sonst so leicht uud bei weit geringern Veranlassungen zu tun pflegte. War das eine Vorahnung des entsetzlichen Zustandes, in welchem sein geliebter Bruder diesen Augenblick neben ihm schmachtete? — Was ist denn eine Vorahnung ihrem eigentlichen Wesen nach? — Bewußtsein ist sie nicht: unbewußtes Erkennen dessen, was die Sinne später als Wahrheit bestätigen. Die Seele, die Einbildungskraft löset sich selbständig auf Augenblicke los vom Banne des Körpers, ja von der Botmässigkeit des Willens und der Vernunft.

Sie schwebt ins Weite und erspäht das Künftige, um den nervösen Organismus der Leiblichkeit schonend vorbereitet zu haben, wenn er an die Stätte der Erschütterung langsamer folgend gelangt ist. Wer vermöchte solche selbständige Bewegungsfähigkeit der geistigen Kraft in ihrer Vereinzelung zu bezweifeln? — Wie oft hatte sie in Sigfrids kurzem Erdenwallen sich auch schon erprobt! —

Er erinnerte sich in der nächtlichen Stille, daß Karl kurz vor dem Ende des Schulmeisterelendes, wiederholten Bitten nachgebend, seine musikalischen Gaben auf den Versuch gerichtet hatte, ein Musikstück selbständig zu erfinden. Es war ein liedförmiger Satz zu Stande gekommen, den er nach Kaput sandte mit dem Anheimgeben, Variationen über dieses Thema zu schreiben. Der strengwissenschaftlichen Richtung Karls lag das künstlerische Schaffen sonst fern, so daß in der Beleuchtung nachfolgender Nervenkrankheit nunmehr jene schöpferische Tat als Vorbote oder Symptom einer veränderten Wechselwirkung unter den einzelnen Faktoren des geistigen Organismus erscheinen mochte.

Im Kampf gegen den leiblichen Krankheitsstoff hatte die ungewohnte Anspannung der Willenskraft den ganzen geistigen Apparat gesteigert zu erhöhter Tätigkeit, und Potenzen oder geistige Muskeln, die zu ruhen pflegten, in mitwirkende Bewegung gesetzt: so erklärte sich der Grübelnde jenen schöpferischen Akt des Bruders. —

Es schien ihm immer mehr unbezweifelbar zu sein, daß die bisherige materialistische Anschauung des Wesens der menschlichen Seele unhaltbar, daß sie nichts Besseres sei, als eine Selbsttaüschung, die ebenso sehr auf gedankenloser Unerfahrenheit, als auf dem thörichten Wahne eitler Selbstgenugsamkeit beruhe. Dagegen führten die gegenwärtigen und frühere Erfahrungen und Beobachtungen zu der Einsicht, daß der Geist ohne substanzielle Selbständigkeit und Freiheit der Bewegung, sowol als ganzes, wie in der Vereinzelung seiner organischen Funktionen, schlechthin nicht wirksam sein könne. Das aber sei gleichbedeutend mit einem Nichtsein, von dessen Gegensatz doch jeder denkende Mensch täglich den hundertfältigen Tatbeweis erfahre, sowol in seinen eigenen geistigen Kundgebungen, als in der Auswirkung fremden Seelenlebens. Bestätigt werde solche substanzielle Autonomie der Psyche durch den oft unerklärlichen Wechsel der Unabhängigkeit vom Einflusse der mit ihr verwachsenen Materie und der Gebundenheit an dieselbe. Sei die Seele nichts als eine notwendige Wirkung körperlicher Ur=

sachen, so könne solcher Wechsel nicht stattfinden. Die Gebundenheit müsse sich folgerichtig dem Wohl- oder Übelbefinden des Leibes entsprechend aüssern, während sie diesem doch oft entgegenwirke.

Die Wärterin hatte erzält, der Kranke beschäftige sich in Gedanken mit einer Lustspieldichtung. Er bestätigte diese Tatsache und wußte nach seiner Genesung noch den ganzen Verlauf, dessen Gegenstand eine pikante philologische Kontroverse betraf, fliessend auseinanderzusetzen. Andere Augenblicke traten in der Entwicklung des Nervenleidens ein, wo er nicht fähig war, die nächstliegenden Gegenstände mit ihren gewohnten Begriffen zu verbinden; sie richtig zu bezeichnen; die Zeitfolge zu unterscheiden; sich bekannter Personen zu erinnern u. s. f. In dem Augenblicke, da Sigfrid mit solchen Gedanken beschäftigt in Karls Nähe saß, würde es dem Leidenden heftige Gemütsbewegungen zugezogen haben, wenn er von der Nähe des ihm so liebevoll verbundenen Bruders das Bewußtsein gehabt hätte. Da er dieses beunruhigende Bewußtsein nicht besaß, beschäftigte ihn wahrscheinlich die Entwicklung jenes philologischen Lustspieles. Denn er ließ zuweilen ein heiteres Auflachen durch die nächtliche Ruhe vernehmen. So war sein Geist selbst in der körperlichen Gebundenheit frei genug, um auf ganz aüsserliche Gegenstände lebhaften Anteils die Gedanken zu richten: — die gelehrte Tochter eines Professors in Bonn reicht endlich Demjenigen ihre vielumworbene Hand, der ihre und ihres Vaters Auffassung einer gewissen bei Plato vorkommenden Sprachform aus Überzeugung teilt. Das war der Gegenstand, welcher den Gedankengang des kranken Gelehrten Tage lang auf sich zog und seine Bildungskraft erhitzte, während das Urteilsvermögen nicht fähig war, Gegenwart und Vergangenheit zu trennen und die einfachsten Dinge zu unterscheiden. —

Andererseits hatte Sigfrid in der Heilanstalt bei Leipzig Gemütsleidende gesehen und mit ihnen verkehrt, die körperlich sich der kräftigsten Gesundheit erfreuten und seelisch eine entsetzliche Verwirrung verrieten.

Das alles trat lebhaft in sein Vorstellungsvermögen und

regte ihn zu einer ernsten Prüfung seines inneren sittlichen Zustandes auf, so daß es ihm nicht schwer wurde, der Schlafsucht, die ihn dringend anfocht, Herr zu bleiben.

Die Überzeugung, die Seele sei eine für sich seiende Substanz, erschütterte die Grundfesten seiner bisherigen Lebens- und Weltansicht so sehr, daß er in dieser Nacht völlig mit ihr brach. Wankend geworden war sie schon öfter. Am merklichsten geschah das, als er nach anhaltendem Suchen und Flehen aus dem Bann der Gedankendürre befreit worden durch das wunderbare Wolkengebilde, in welchem er jenes musikalische Motiv entdeckte, daraus die nun zum Drucke bestimmte Sonate nach und nach sich entwickelt hatte.

Unzweifelhaft schien ihm der logische Schluß festzustehen, daß die Substanz des Geistes — so unbegreiflich sie sei — frei sein müsse von irdischer Materialität, da sie die Willkür bewähre, unabhängig von dem Körper ihre organische Gebundenheit an denselben gelegentlich zu lösen und die Wechselwirkung einseitig aufzugeben. Die Erfahrung lehre, daß der Geist mit einem anderen Maße zu messen sei, als der Körper. Dieser sei seiner Natur nach durchaus sinnlich, jener übersinnlich: Hier liege ein tiefbegründeter wesentlicher Gegensatz vor, der sich fortgesetzt geltend mache in einem sittlichen Kampfe des einen Faktors der Menschlichkeit wider den anderen. Das Sinnliche gehöre aber der Endlichkeit. Folglich könne der Geist seinem Wesen nach nur in der Freiheit von der Endlichkeit gedacht werden.

Der Geist ist unendlich — die Seele unsterblich — trotz aller Gegengründe der Spekulation: das war das vorzüglichste Ergebniß der aufgereizten Gedankenarbeit dieser durchwachten Nacht.

Im weiteren Verlaufe drängte sich die Frage auf, woher die unsterbliche, an die Endlichkeit nicht gebundene Seele stamme; wie sie in die Leiblichkeit hineingerate, wie sie mit deren Organisation verbunden und von ihr wieder getrennt vorgestellt werden möge. — Auf dergleichen Fragen mußte er denn jede befriedigende Antwort sich schuldig bleiben. Doch führten sie seine Ahnung aufs Neue zu einem übersinnlichen Urquell alles

geistigen Seins hin, der notwendig mehr sein müsse, als ein See, in den die menschlichen Seelenausflüsse und Bächlein einst münden, oder als ein Berg, dem sie entspringen möchten. Mit heisser Begier stattete der Philosoph, welcher der unheildrohenden Krankheit seines vielgeliebten Bruders so rat- und hülflos gegenüberstand, jenen Urquell mit einer selbstbestimmenden Willensmacht aus, die fähig sein möchte, auf übersinnliche Weise hülfreich und heilend einzugreifen und sich geneigt finden liesse, inbrünstigen Bitten in diesem Sinne Gehör zu schenken.

Erhub sich aber dieser unmittelbare Drang des Herzens bis zu bewußter Gewißheit? — Keinesweges. — Es blieb das alles im Bereiche der Wünsche, die man fromme nennt. Das Forschen darnach versagte jede unzweifelhafte Erkenntniß. — Die Frage nach dem Zweck des Universums beschränkte ihre Lösung auf das Zweckmässige rein menschlichen Tuns und Lassens. Unbeschadet eines höheren Seins und seiner übernatürlichen Zwecke erübrigte also endlich nichts mehr, als alle solche Fragen einstweilen gleichgültig auf sich beruhen zu lassen; in dem Verhältniß zu Welt und Menschen sich alles dessen zu enthalten, was anderen und dem eignen Wohl Nachteile bereiten, dagegen alles das zu tun, was Nutzen, Freude und Wohlbefinden seiner selbst und anderer befördern möge.

Aus dem Raupengespinnst des erstarrten Ichs entpuppte sich in dieser beschaulichen Nacht die Blindschleiche des Indifferentismus. Derselbe anerkannte deistische Voraussetzungen, vermöge deren das Ich sich menschlich verallgemeinerte. Vom Leugnen der übersinnlichen Persönlichkeit bis zur Gleichgültigkeit gegen eine solche und alle mit ihrem Dasein verbundenen Konsequenzen, das bedeutete den Schritt von einem Wahn zum anderen. War es ein Fortschritt zur Wahrheit? — Schwerlich: Wahn ist Wahn. Der mit dem Ich erfüllte, von ihm allein zehrende, nach ihm alles messende Subjektivismus fand in seinen Idealen sittliche Anhaltpunkte, die dem ganzen Wesen Inhalt verliehen; mochte derselbe auch durch rein persönliche Schrollen und Schlacken verunreinigt und getrübt geblieben sein. Der Indifferentismus nun gibt das Ich als Maß aller

Dinge auf; er entsagt dem subjektiven Ideal: das allgemein Menschliche soll ihm entscheidend über dem Ich stehen. — Aber was ist das ‚allgemein Menschliche‘? Wie soll es namentlich auf die Kunstleistung des Einzelnen bestimmenden Einfluß geltend machen, da es keine Völkerästhetik gibt, wie man in Wahrheit von einem Völkerrechte sprechen kann? — So wird das Maß des rein Menschlichen denn mehr oder minder auf das Fürguthalten des Subjektes zurückführen — aber auf das seiner persönlichen Ideale entleerte Subjekt. — Und was den sittlichen Gehalt der indifferenten Richtung des Seelenlebens angeht, so wird derselbe, am Maßstab des Allgemeingültigen gemessen, herabsinken zu einem saft- und kraftlosen philisterhaften Pharisäismus, der sich lediglich auf den Grund dürrer Gesetzlichkeit und flacher Moralprinzipien stützt und alle Kundgebungen höherer Freiheit sorgfältig fern hält, oder in ihnen Rückfälle zum überwundenen Standpunkt des ‚schrollenhaften Subjektivismus‘ wittert. — —

In Kunst und Leben des Musikers treten fortan Erscheinungen genug hervor, welche eben nur verständlich werden durch die veränderte geistige Richtung, deren Grund in jener schlaflosen Nacht gelegt worden war. Wie aber diese Natur den starren Egoismus ergriffen und überwunden hatte, so steht zu hoffen, daß sie nicht in das Leere völlig versinken werde, welches in Folge erschütternder Eindrücke ihr inneres Leben einstweilen darstellt. —

* * *

Erst nach mehren Tagen erklärte der Arzt es für statthaft, den Kranken auf einen Augenblick zu sehen — nur zu sehen, ohne ein Wort an ihn zu richten. Die Genesung schritt langsam fort. Vier ganze Wochen verflossen, bevor die Brüder gemeinsame Spazirfahrten unternehmen durften. Den längsten Teil dieser Zeit hatte Sigfrid die Pflege übernommen, da denn die fatale Krankenwärterin entlassen worden war. Auf Rat des Arztes las er dem Genesenden die ‚Jobsiade‘,

Nikolai's ‚Kantor von Fichtenhagen' und dergleichen leichte Waare vor.

Inzwischen ermietete er sich eine Wohnung so nahe der Krätzigschen, als sie eben zu finden war. Auch knüpfte er einige Bekanntschaften an, zu denen Fuld und Robert Franz die Wege eröffneten. Indessen war die Weitlaüfigkeit Berlins dem Verkehre keinesweges förderlich — noch weniger, als es Dresden ihm gewesen. So gab es denn manche Stunden, wo dieser Mangel, verbunden mit der Sorge um Karls Gesundheit, schwer drückte. Sobald der Zustand des Kranken es erlaubte, beeilte sich der Vereinsamte Schritte zur Wiederaufnahme seiner Studien zu tun.

Orgel, Klavier und Gesangstudien wollte er ausser den theoretischen mit Eifer wieder aufnehmen. Die Pflege Karls fesselte ihn jedoch während der Tagesstunden zunächst noch dergestalt, daß er vorlaüfig darauf beschränkt blieb, nur den theoretischen Kursus einzuleiten, indem er für diesen Zweck den vielberühmten und vielbescholtenen Professor der Musik an der Berliner Hochschule, Dr. Adolph Bernhard Marx, zu gewinnen hoffte. —

Robert Franz, der in Folge seiner eigenen Entwicklung die Ansicht vertrat, lediglich durch das autodidaktische Studium der Meisterwerke könnten Strebsame sich die Pforten zur künstlerischen Vollendung erschliessen, aüsserte sich über das Lehrbuch von Marx zwar nicht sehr ermutigend für den Kunstjünger, aber seiner gesunden Eigenart gemäß so anschaulich, daß ein Auszug des betreffenden Schreibens dem Leser nicht unwillkommen sein wird. —

Franz schreibt zunächst über die Gefahren, die er mit einem Aufenthalte des jüngeren Freundes in Berlin, dem modernen ‚Babel', sich verbunden denkt.

‚Man ist dort weniger durch Plattheiten, wie sie Leipzig wohl bot, geschützt' — so fährt er fort. — ‚Daß man in Berlin von mir einige Notiz nimmt, ist mir lieb zu hören: meine Ansichten über die dortigen Kunstverhältnisse stützen sich lediglich auf das, was ich aus der Berliner Musikzeitung herausgelesen

und gefühlt habe. Im Stillen habe ich selbst manchmal gedacht, so jämmerlich kanns denn doch nicht sein! — Daß Sie in Berlin Orgel-, Klavier- und Singstunden nehmen wollen, ist nach meiner Ansicht ganz vernünftig, und sicherlich kann man in diesen Fächern dort viel profitiren. Weniger will es mir einleuchten, warum Sie den Kursus bei Marx zu absolviren gedenken. Was soll Ihnen das helfen? Ich kann mir kaum denken, daß, ein Schüler von Marx zu sein, in abstracto viel nützen sollte. Der Mann macht Musik wie nach dem bekannten Kinderspiel — mit Zahlen. Seinen Vortrag weiß er in ein glattes, mystisches Gewand einzukleiden, hinter dem aber kein Leben in warmen Pulsen ruht, sondern nur ein skelettartiges Phantom. Er redet viel von organischer Bildung und Entwicklung, mir aber erscheint alles wie verknöcherter Mechanismus. Vielleicht ist mein Urtheil über ihn zu hart, ich kann mir aber nicht helfen: auf mich macht sein Buch den Eindruck, als wäre es von einem ‚Professor der höheren Magie' geschrieben: ‚Sehen Sie, meine Herren, in diesem Kästchen ist nichts — überzeugen Sie sich selbst; jetzt schlage ich mit diesem einfachen Stäbchen darauf — schauen Sie her — hier ist ein Bund Stroh! — Ich schlage nur so leicht hin mit meinem Stäbchen wieder darauf — weg ist das Bund Stroh und Sie finden einen Haufen — Sand. Auch den escamotirt er wieder weg; nie ist er jedoch im Stande, aus Stroh und Sand — Gold zu machen! — Wie soll der ein Verständniß für die modern romantische Musik haben! — Ich bin wirklich neugierig, wie er Ihre Sachen aufnehmen wird. Gehen Sie seine Compositionslehre von oben bis unten durch, überall finden Sie, daß er mit Beethoven abschließt*)! — Von dem Aroma, welches seit Schubert Baum wie Blüthe der Kunst ausströmt, scheint er keine Ahnung zu haben. Schumann wird nirgends

---

*) Hiezu diene als Erlaüterung, daß die erste Ausgabe der Compositionslehre 1837, also 10 Jahre nach Beethovens Tode, erschien, wo Schumann und Chopin noch wenig Verbreitung gefunden hatten und noch weniger von jüngeren Romantikern die Rede sein konnte.

erwähnt; Schubert gehört zu den namenlosen Grössen*); Chopin nennt er nur, wenn von Tastenkünstlern die Rede ist. Auf dem Gebiete des Liedes ist ihm der Beethovensche Liederkreis ‚An die ferne Geliebte' die höchste Stufe der Entwicklung. Alles Andere sind vapeurs oder Nürnberger Spielwaare. — Den Beethovenschen Liederkreis hoch in Ehren! — Der schießt aber höchstens Bresche in den alten Kram, gibt höchstens ferne Andeutungen von dem, was noch kommen kann und wirklich gekommen ist. So sind aber die Leute: nur Autoritätsmenschen, keine Spur von persönlicher Anschauung und Sicherheit! — Immer schwatzt und plaudert das von künstlerischer Begeisterung und Hingebung und treibt doch nur einen Götzendienst mit historischen Namen und Würden. — Thun Sie übrigens, was Sie nicht lassen können: man muß sich überall versuchen, um zu einem selbständigen Urtheil zu gelangen. Lassen Sie sich nur nicht benebeln, das ist unter allen Umständen gefährlich!'

Folgendes, das Berichten Sigfrids entlehnt ist, schließt sich an vorstehendes Brieffragment unmittelbar an:

‚Mit dem festen Vorsatze, von den gewinnenden Eigenschaften und der vielgerühmten Wohlredenheit des Kunstgelehrten mich nicht ‚benebeln' zu lassen, stand ich mit dem Hute in der Hand bald in seinem Arbeitszimmer, das durch breite weitgeöffnete Flügelthüren mit dem Empfangraume kommunizirt. In dem Thürrahmen erschien nach kurzer Zeit die kleine, rundliche, graue Gestalt eines Männchens, das in seiner nachlässigen fast schlottrigen Körperhaltung und der grauen haüslichen Hülle eher einem Hausgnomen glich, als dem königlichen Professor Dr. A. B. Marx. Er bewegte sich schlürfend und fast unhörbar, aber erstaunlich hurtig und blickte mich mit zwei grossen blauen klugen Augen sehr gewinnend und freundlich an. Dabei benahm er sich mit so bequemer Natürlichkeit, daß meine respektvolle Beklommenheit sogleich einem ungezwungenen Zutrauen Raum gab, indem ich ihm kurz meinen Wunsch begründete,

---

*) Seine Lieder wurden durch die Bearbeitung Liszts erst in den vierziger Jahren allgemeiner bekannt.

die Lehre von der Fuge und die Vollendung meiner theoretischen Vorbildung seiner bewährten Leitung überantworten zu dürfen. Ich hatte einige musikalische Manuscripte mitgebracht, darunter ein Heft Fugen mit Präludien, die meist in Dresden und Kaput entstanden waren, so wohl oder übel, als mir das nach meinem damaligen Verständniß der gedrungenen Form gelingen mochte. Der kleine wunderliche Mann mit den leuchtenden Augensternen griff hastig nach den Fugen. ‚Daß Sie sich unvorbereitet an diese Form gewagt haben, das zeugt von originaler Kraft' — sagte er freundlich ermutigend. Es entstand eine ‚Kunstpause', während deren er die Arbeiten, wie es schien, mit Aufmerksamkeit teilweise las. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt. Als er mit der Übersicht fertig war, hüpfte er mit elastischer Geschwindigkeit von diesem zu mir aufs Sofa, ohne unterweges die sitzende Haltung verlassen zu haben. Er glich einem Gummiball. Nun begann eine höchst anziehende Plauderei, die er eröffnete mit der Erklärung seiner Bereitwilligkeit, meine Studien zu leiten. Nach seiner Einsicht in meine Bildungsbedürfnisse scheine es ihm notwendig, daß ich mich nicht zersplittere; mich vor der Hand auf Aneignung des Wissens und Geschickes im Satze beschränke und von praktischen Fertigkeiten vorlaüfig nur das Klavierspiel pflege. Damit kam er meinen Wünschen zuvor. Hierauf kennzeichnete er seine Lehrweise als eine den Stoff nicht in den Lernenden hineintragende, sondern die schlummmernden Keime des Wissens in seinem Bewußtsein klärende, aus ihm herauswickelnde. ‚Ich mache es mit den Schülern, die befähigt genug dazu sind, wie Sokrates' — sagte er —; ‚durch Fragen, Schlußoperationen — auch gelegentlich durch Trugschlüsse — führe ich sie zur Erkenntniß des Irrtums wie der Wahrheit'. — Erschrocken fragte ich, ob er seine Schüler für Sophisten zu halten pflegte. ‚Das kommt ganz auf ihr Verhalten an' — entgegnete er lachend. — Wir verständigten uns leicht des weiteren. — Einige Tage später, nachdem ich eine aufgetragene Probearbeit zu seiner Zufriedenheit geleistet, begann der Unterricht. Zur Einleitung in di[e] Fugen und zugleich zur Einführung in seine Lehrweise gieng e[r]

aus von der sogenannten freien Polyphonie und den verschiedenen Formen der Choralfiguration. Ich saß neben meinem grauen kleinen Professor traulich an seinem Schreibtisch. Er führte die Feder und regte mich an, ihm zu diktiren, was dem vorliegenden künstlerischen Zwecke als nächstgelegenes am besten dienen möchte. Dabei kamen denn manche Grundbegriffe des Satzes zur Sprache, die, so einfach und einleuchtend sie sein mochten, mir gleichwol ganz neue Gesichtskreise erschlossen. Durch ein völlig systematisch entwickeltes Lehrgebaüde musikalischer Logik und Syntax, wie ich ähnlichem nie zuvor nahegetreten war, gewann ich bald ein vorteilhaft verändertes Verhältniß zu der reinen Form des musikalisch Schönen. Was früher trockene Regeln und Verbote nicht zu erreichen vermochten, das wurde durch die lebendige Einsicht in den inneren Zusammenhang mir zur Notwendigkeit. Mit einem treffenden Worte wußte Marx über unverstandenes aufzuklären, wie der Blitzstral die nächtliche Gegend erhellt. In solchem einleuchtenden Sinne z. B. lehrte er die Fruchtbarkeit des Begriffes verstehen und verwerten, welchen er, in mir ganz neuer Ausdehnung, mit dem Ausdrucke des musikalischen ‚Motives' verband. Er kennzeichnete das Wesen des Motives als Gedankenkeim, als Trieb, aus dessen eigenster Art und Kraft heraus das Kunstwerk als einheitliches Ganzes — wie der Baum aus dem Kern — sich organisch zu entwickeln habe. So lange das einmal ergriffene Motiv noch gestaltungsfähig sich erweisen mochte, ließ er keinen neuen Gedankenstoff zu. ‚Warum geben Sie Ihr Motiv auf?' — so fragte er. — ‚Wenn Sie selbst so geringen Anteil daran nehmen, wie sollen Fremde sich dafür erwärmen? — Ist das treu und redlich und — dankbar gehandelt, wenn Sie mit einem empfangenen Gedanken so verschwenderisch Haus halten? — Liegt darin der Wert der Kunstübung, daß man den Hörer mit den faulen Eiern unausgebrüteter Gedankenkeime überschüttet? — Oder — welcher Haushälter ist höher zu schätzen, derjenige, welcher täglich hundert Thaler bedarf, oder derjenige, welcher ganz dasselbe mit zehn Silbergroschen bestreitet?' — Er zeigte sich unerschöpflich in Empfehlungen des edelen Maßes

und der Selbstbeschränkung; nur dadurch bewähre sich der Meister. Und dann wies er die Wahrheit an Beispielen in Musterwerken reichlich nach. So wurde denn der motivische Stoff erfunden nicht nach Maßgabe eines beliebigen Einfalles, sondern nach Grundsätzen künstlerischer Erwägung des Zweckmässigen. Wenn das Beschlossene — ein Ersonnenes, nicht Erhaschtes — zu Papier gebracht war, erinnerte der Lehrende jedes Mal an die nunmehr zu beobachtende Selbstbeschränkung. Er begrenzte das Gebiet reiner Erfindung durch zwei Striche und schrieb dazu ‚nil novi!' — Jenseits dieser Worte — das wollte er damit bezeichnen — begann die organische Entwicklung der Gedanken lediglich in Gebundenheit an den festgestellten motivischen Inhalt. — Stets drang er darauf, möglichst flüchtig, das heißt, schnell zu entwerfen von Anfang bis zum Ende, um der Gefahr zweifelnder Grübelei zu entgehen. ‚Der Zweifel ist der Teufel', schrieb er wiederholt — bei solchen Gelegenheiten oder bei kleinmütigen Anwandlungen des Verzagens an der erforderlichen Kraft und Fähigkeit — in das Heft und wußte durch dieses Mittel und sein frisches, doch gedankenvolles Wesen den Mut fröhlich zu machen, ohne jemals das ideale Streben zu beeinträchtigen oder den darauf gerichteten sittlichen Ernst zu verletzen. —

‚Einem solchen Führer mit Feuereifer zu folgen, das wurde mir nicht schwer. Und ich ließ mich auch dadurch nicht stören, daß mitunter im Verlauf der gemeinschaftlichen Arbeit der Schein hervortrat, als tue das auf rein verständigem Wege Niedergeschriebene dem gesunden Musikohr unnötigen Zwang an. Zuweilen platzte ich mit der Frage heraus: ‚Aber, Herr Professor, wie klingt Ihnen denn das?' — Er wußte mich dann zu beschwichtigen, indem er auf die strenge Folgerichtigkeit verwies, vor Verzärtelung des Ohres und vor Verweichlichung des Karakters warnte. Doch gelang es ihm nicht immer, mich zu überzeugen, und er ließ es sich einigemal gefallen, daß ich einer völlig klanglosen, oder das Ohr verletzenden Wendung durch einen Verbesserungsantrag Ausdruck verlieh, ohne der ‚strengen Folgerichtigkeit' Abbruch zu tun. Oft fiel mir bei

derartigen Anlässen der Brief von Franz ein, in welchem er von dem ‚Aroma' der neueren Musik spricht, für welches sein zartbesaiteter Sinn ein so innigfeines Verständniß besitzt. Es ist wahr: frei von jeglichem mechanischen Hantiren ist die Lehrweise meines Professors nicht. Vielleicht wäre sie es völlig, wenn die Lehrgabe dieses gedankenreichen klaren Kopfes mehr, als es der Fall zu sein scheint, getragen und ins Gleichgewicht gesetzt wäre durch eine rein musikalische Persönlichkeit. Jener bedeutend hervortretenden Seite seines Wesens gegenüber kann auch ich nicht umhin, — wie viele andere — seine rein musikalischen Fähigkeiten für zurückstehend, ja für unerheblich zu halten. Und daraus erklären sich mir auch die oft maßlosen und unbilligen Verdammungsurteile über einen Mann, dessen Verdienste zu würdigen jene ungerechten Richter ebenso oft durch Unwissenheit als Hochmut gehindert werden mögen.' —

So weit dieser Gegenstand, dem Raum gegönnt worden, weil er eine Lehrmethode beleuchtet, welche für die tonkünstlerische Erziehung mit der fortschreitenden Zeit wachsend an Bedeutung gewonnen hat und gleichwol noch, nach wie vor, erbitterte Widersacher — mehr, als man erwarten sollte — findet, die den Einfluß, den Marx auf die Jugend übte und in seinen Werken noch stets übt, teils anzweifeln, teils für verderblich halten. So kann er sich denn auch tröstend mit Sokrates vergleichen, wie er es lehrend tun zu dürfen glaubte. —

Auf dem düsteren Hintergrunde des letzten durchseufzten Winters und der bitteren vorhergegangenen Erfahrungen mochte es kaum einen Zustand geben, der für den wieder zu sich selbst zurückgelangten Kunstjünger glücklicher ausgestaltet sein konnte. Der tägliche Verkehr mit dem wiedergenesenden Bruder, welcher sich nach ärztlichem Verbote ernster anstrengender Studien zu enthalten hatte, war ein Glück, wie es ausserhalb des Elternhauses sich nirgendwo hätte finden lassen. Täglich musizirten die Brüder zusammen bis zum Mittagsmahle, das sie im Kreise jüngerer Gelehrter — zumeist Historiker, welche unter Pertz' Leitung die Monumenta Germaniae bearbeiteten — zu späterer Nachmittagsstunde einnahmen. Der Abend wurde der Oper,

Konzerten oder gemeinsamen Studien gewidmet, oder auch im Vereine tonkünstlerischer Freunde zugebracht. Der Verkehr mit diesen blieb zumeist auf die Abendstunden beschränkt, da das großstädtische Treiben Berlins ein Zusammentreffen im Laufe des Tages nur selten vergünstigte.

Heitere Stunden verlebte man zuweilen unter den ‚Gelehrten des Kladderadatsch‘, vor denen durch jugendfrische sprudelnde Laune Wilhelm Scholz sich vorzugsweise beliebt zu machen verstand. Die Musiker dagegen zeigten vielfach — wie auch Jünger anderer Künste — ein übermüdetes altkluges Wesen, das seine höchste Befriedigung suchte im süssen Nichtstun, dem ‚dolce far niente‘, und sich schützte gegen geistige und gemütliche Erregungen durch den Grundsatz, dem blasirten nil admirari zu huldigen, nichts zu bewundern, für nichts mehr warm zu fühlen.

Sigfrid stand noch keineswegs fest genug auf eigenen Füssen, um diese Einflüsse ohne Nachteil auf sich wirken zu lassen. Das Rennen der Menschen auf den Strassen; die Gleichgültigkeit, mit der einer den anderen an sich vorüberhasten sah; die Fühllosigkeit und Härte, mit der man über Personen und Dinge urteilte: dieses Treiben drohte seine Eigenliebe zu erheben über die Liebe zu den Menschen, ja endlich wol auch über die Liebe zur Kunst. Mit Hindeutung auf den dichten Menschenstrom, der sich an freundlichen Tagen dem Thiergarten entgegenwälzte, fragte der Neuling einmal einen Berliner Freund: ‚Was kostet bei Euch das Dutzend von jener Fleischwaare? — Wie viele von ihnen kommen auf ein Loth?‘ — So gieng ihm die Wertschätzung des Einzelnen in dem Volksgewühl verloren auf Kosten demütiger Selbsterkenntniß. —

Er war der Gefahren, die ihn bedrohten, sich keinesweges klar bewußt. Um so empfindlicher berührte ihn deswegen ein unverhoffter Zwischenfall, der ihn nach kaum sechs Wochen seines Aufenthaltes in Berlin — zugleich mit den übelen, freilich auch allen glücklich wirkenden Beziehungen zu Karl, einigen bedeutenderen seiner Freunde und zu Marx — plötzlich entzog.

Wieder waren es politische Zustände und ihre Wirkungen, welche sich hemmend in die Lebensbahn drängten und derselben abermals eine überraschende Wendung gaben.

Noch nicht zu lange hatte die Gegenrevolution sich kräftiger wider die Bewegungen des Umsturzes erhoben. Sie feierte gleichsam den blauen Montag ihres Siegesrausches. Auf den Bahnhöfen wurden die Reisenden durch aufgestellte Soldaten empfangen. Das neugeschaffene Institut der Konstabler ward von der noch erregten Bevölkerung mit Mißtrauen und scheelen Blicken betrachtet. — Die Bürgerwehr war vor kurzem aufgelöst und angehalten worden, alle Waffen abzuliefern. — Vorzügliche Aufmerksamkeit richtete die Sicherheitsbehörde auf die Fremden.

Deshalb hatte Karl in mehreren Briefen die Absicht geäussert, zu erkunden, ob der Bruder sich mit besonders rechtfertigenden Papieren zu versehen habe.

‚Bis Ostern ist ja noch Zeit genug dazu‘ — schrieb er damals. Und er wartete, bis es zu spät geworden.

Sigfrid wurde aus Berlin verwiesen, weil seine ‚Papiere‘ Verdacht erregten. Als Grund seines Aufenthaltes in Berlin hatte er, durch die Umstände gezwungen, die Pflege des erkrankten Bruders geltend gemacht. Dies geschah auf den Rat Mitscherlichs, der die Aussage durch ein ärztliches Zeugniß beglaubigte. In Folge desselben wurde eine auf vier Wochen gültige Aufenthaltskarte bereitwilligst ausgehändigt.

Nach Ablauf dieser Frist wünschte Sigfrid den Aufenthaltsschein verlängert zu erhalten. Als Zweck führte er nunmehr seine Studien an. In seinem fünf Jahre alten heimatlichen Regierungspasse war er als studiosus philosophiae bezeichnet. Man verwies ihn deshalb mit seinem Wunsche an das Universitätsgericht. Die Erklärung, er sei Musiker, Schüler des Professors Marx; die unstäte Lebensweise; die vielen Reisen nach Städten, welche durch revolutionäre Bewegungen hervorragten, wie der Paß durch die ‚Visa‘ verschiedener Polizeibehörden auswies; diese Umstände verglichen mit den scheinbar widersprechenden Gründen des Aufenthaltes in Berlin: das

mochte denn wol zusammenwirken, um der mißtrauischen Sicherheitsbehörde den jungen Mann, mit dem trotzigen Ausdrucke und langen struppigen Locken, verdächtig erscheinen zu lassen. — Auch das Universitätsgericht weigerte sich, ihn aus Anlaß der vorgezeigten Papiere unter die Zal der akademischen Bürger aufzunehmen. Marx erließ obendrein ein fulminantes Schreiben an das Polizeipräsidium, dem der Herr von Hinkeldey vorstand. Marx berief sich als königlicher Professor auf das Recht, junge Künstler an sich zu ziehen, um sie 'zu bilden. Wahrscheinlich gab dieser dringende Brief eines nicht unverdächtigen Politikers und für die Jugend einflußreichen Mannes den Ausschlag: denn kaum einige Tage nach Einsendung des Schreibens ward der durch endlose Zitazionen und Laufereien ermüdete Inkulpat zu einem höheren Beamteten der Polizei beschieden, der damals viel von sich reden machte. Es war der Oberst Kaiser.

Seine Amtsstube lag in einem der bekannten Polizeigebaüde am Molkenmarkte. Hier drängten sich zalreiche Menschen zu dem vielbeschäftigten mächtigen Manne, neben welchem Sigfrid, die Entscheidung seiner nächsten Zukunft zu erwarten, geduldig am Fenster stand. Er beobachtete die straffe Kürze, mit der in wenigen Augenblicken ein Geschäft nach dem anderen erledigt wurde. — Unter anderen trat ein junger wohlaussehender Mann unangemeldet in den Raum; er wurde vom Oberst Kaiser als ‚lieber Herr Graf‘ angeredet und aufs herzlichste begrüßt. Aus der kurzen Verhandlung wegen eines Vetters, der in Berlin zu ‚bumm[illegible]ünsche, wurde klar, daß der junge Graf, der Protektor des Vetters, als Assessor bei der Polizeiverwaltung beschäftigt sei. ‚Ich habe das Erforderliche gleich aufgesetzt, um Herrn Oberst die Mühe zu ersparen, da doch wol Bedenken gegen meinen leiblichen Vetter nicht erhoben werden‘: — so sagte er und legte ein Papier zur Unterschrift vor. Der Oberst nahm ohne weiteres die Feder und während er seinen Namenszug schrieb, fragte er lächelnd: ‚der Vetter ist doch gut?‘ — „Na ob!“ erwiderte lakonisch der andere und empfahl sich mit der entscheidenden Unterschrift.

‚Sagte doch auch für mich jemand gut‘ — seufzte Sigfrid

halblaut. Der Oberst blickte seitwärts zu ihm hinüber und nach einer Weile erhob er sich von seinem drehbaren Sitz am Schreibpult und wandte sich zu ihm. Mit knappen Worten setzte er die oben mitgeteilten Verdachtgründe auseinander und erklärte: ‚Man hält Sie für einen der vielen Emissäre mißliebiger Genossenschaften, die staatsgefährliche Gesinnungen verbreiten unter einer unverdächtigen Maske. Deshalb werden Sie Berlin und den preußischen Staat binnen vierundzwanzig Stunden quittiren, um sich innerhalb der schwarzweissen Grenzpfähle nie wieder betreten zu lassen?‘ — Trotz der Härte dieser Worte und der prüfenden Blicke, welche sie begleiteten, unterschied sich dieser höhere Beamte von denen, die man vorher schon kennen gelernt, durch das gewinnende Wesen teilnahmsvoller Form, welches Zutrauen erweckt. Solchergestalt ermutigt antwortete der Verurteilte mit Offenheit: er verbreitete sich über die Schwierigkeiten, welche durch die unsicheren Zustände jedem ernstlich Bestrebten bereitet würden; daß auch die Polizei mit denselben zu kämpfen habe, begreife er vollkommen, und es könne nicht fehlen, daß ihre strengen Maßregeln, wie die leidige Notwendigkeit sie gebiete, mit den Schuldigen zuweilen auch einen Unschuldigen treffen.

‚Ich glaube persönlich gern an Ihre Makellosigkeit‘ — entgegnete Oberst Kaiser —, ‚allein Ihre Ausweisung, einen Präsidialbeschluß, kann ich nicht rückgängig machen. Wollen Sie Ihre künstlerischen Studien in Berlin vollenden, so verschaffen Sie sich genügende Legitimationspapiere und melden sich nach etwa einem halben Jahre bei mir — verstehen Sie, bei mir und keinem Anderen. Es tut mir leid, daß ich das Werkzeug sein muß, welches Ihre Hoffnungen, die Sie auf Ihren hiesigen Aufenthalt gesetzt hatten, scheitern macht.‘ — Das war die entscheidende Zwiesprache, die damit endete, daß der Oberst dem Verbannten den schriftlichen Ausweisungsbefehl behändigte. Aus demselben war zu ersehen, daß jeder Konstabler und Gensdarm das Recht hatte, den Ausgewiesenen zu verhaften und ‚per Schub‘ über die Grenze zu befördern, wenn er nach Verlauf der Tagesfrist sich nicht schon entfernt hätte.

Wohin aber? — Ausserhalb der schwarzweissen Grenzen stand die ganze Welt der freien Wal offen. Nach langem Schwanken wurden die Brüder endlich darüber einig, daß Weimar, wo Liszt lebte, diejenige Stadt sein möge, welche den künstlerischen Zwecken die erwünschteste Förderung zu versprechen scheine. — Nach einer halb durchschwärmten Nacht verließ Sigfrid Berlin, ausgerüstet mit einem empfehlenden Schreiben an Liszt von Seiten eines ihm befreundeten Musikers. —

Er hoffte, mindestens sechs Monate hier neue Kräfte zu sammeln, vielleicht gar den bleibenden Wirkungskreis zu finden, nach welchem er so lange schon sehnsüchtig ausschaute — und nach sechs Wochen ward er unverhofft ein Opfer der Nachwirkungen politischer Zustände, die ihn bisher stets als Ideale freier Bewegung begeistert. — Jetzt erkannte er in jenem Ideale den Fiebertraum eines wüsten Wahns, der wie damals, wo der Traum Gestalt zu gewinnen schien, Sigfrids persönlichen Lebenszwecken überall hemmend entgegenwirkte.

5.

Auf dem Horn.

Abermals sah der Ausgetriebene auf gescheiterte Hoffnungen zurück, als er am frühen Morgen der preussischen Hauptstadt schweren Herzens den Rücken wandte. Die Vollendung seiner theoretischen Ausbildung, welche unter des Professors Marx bewährter Leitung bereits einen guten Fortgang gewonnen hatte, war und blieb gleichwol zunächst noch immer eine offene Frage. Seit er Leipzig verlassen, sah er sich zu einer haltlosen Lebensweise verurteilt, deren Unstätigkeit, verbunden mit Enttaüschungen und herben Eindrücken mannichfacher Art, nicht ohne Einfluß auf sein Gemüt bleiben konnte. Dem subjektiven Idealismus, dem Egoismus des rein persönlichen Ideales, hatte er seit jener durchwachten Nacht entsagt. Auf spekulativem Wege war seine Erkenntniß dem Dasein eines Unendlichen näher getreten, das sich nicht in die Schranken des abstrakten absoluten Glücksbegriffes, dem er vorher huldigte, einengen oder zu einer bloßen Idee verflüchtigen ließ. Durch persönliche, in sein Leben sehr wirksam eingreifende Erfahrungen glaubte er Beweise für das Dasein übersinnlicher Mächte erhalten zu haben. Die Wesenheit derselben aber blieb ihm gleichgültig, weil er sich gestehen mußte, durch die angestrengtesten Bemühungen des spekulativen Vermögens nähere Einsicht

in die undurchdringliche Tiefe solcher Fragen doch nicht erlangen zu können. So lange nun die klare Erkenntniß sich ihm entzöge, wollte er zwar seinen menschlichen und künstlerischen Pflichten nach Kräften genügen, aber weder vorwärts noch zurück schauen; weder fürchten, noch hoffen oder, wie er das von jetzt an nannte: sich keine Illusionen machen.

Mit solchen Entschlüssen bereitete er sich recht passend vor für das Leben in den Kreisen, die sich ihm nun bald eröffneten. Sein Reiseziel war Weimar.

In Halle verweilte er einige Tage im Hause seines hülfreichen Freundes Robert Franz, der ihn mit herzlicher Freundlichkeit bei sich aufnahm. Die Sonatenfrage war immer noch unerledigt geblieben. Sigfrid wünschte die Kaputer Arbeit in D-dur als erstes Werk veröffentlicht zu sehen, während Franz der Leipziger (C-dur) den Vorzug geben zu sollen meinte. Nach Berlin schrieb dieser: ‚Die in C-dur hat den Vorzug einer bestimmteren Form, die in D-dur den einer gedrängteren Kürze. Überlege ich Alles, so glaube ich, Sie richten mit jener mehr aus, als mit der anderen. Jedenfalls entspricht sie mehr den historischen Bedingungen der Sonatenform, vornehmlich hinsichts des specifischen Gehalts der Gedanken in ihrer Entwicklung. Von der D-dur-Sonate kann man das weniger behaupten; die verschiedenen Sätze ermangeln der inneren Verbindung im höheren Sinne des Wortes. Damit soll nun keineswegs ein Zweifel gegen die Berechtigung der einzelnen Nummern ausgesprochen sein. Im Gegentheil finde ich überall eine Fülle von Poesie und liebenswürdiger Hingebung; freilich auch Manches, was ich nicht begreife. Wären wir gleich beisammen, da ließe sich das leicht erledigen.‘ —

Das geschah nun in den Tagen des Zusammenseins, so weit das zu Erledigende sich auf eine kritische Durchsicht der genannten Arbeit bezog. Die C-dur-Sonate und diejenige, welche Idas Andenken geweiht war, befanden sich noch immer zu Leipzig in den Händen des Klavierspielers, an dessen Gleichgültigkeit der Plan gescheitert war, auf welchen Franz für seinen jungen Freund Hoffnung bauen zu dürfen glaubte. So

mußte die zur Herausgabe bestimmende Entscheidung der Wal denn auch jetzt noch auf sich beruhen bleiben.

Am Klavier übten die beiden Musiker wechselsweise über ihre Arbeiten die unnachsichtigste Kritik, die für den jüngeren nur sehr lehrreich sein konnte, wie auch der Verkehr mit dem beredten tiefsinnigen Meister es war. Die täglichen Spazirgänge mit demselben nach Krauses Kaffegarten und die gemeinsam verlebten Abende im Vereine anderer anregender Männer boten willkommene Gelegenheiten der Aussprache reichlich dar. Nie verlor sich die Unterhaltung in der Gegenwart von Robert Franz auf Gebiete untergeordneter Materien. Der Anteil für ideale Bestrebungen war ihm stets in frischer Lebendigkeit gegenwärtig und so zur Natur geworden, daß der hallische Akzent, mit dem er die gewältesten Ausdrücke oft schwungreich aussprach, nicht nur nicht störte, sondern von seinem unverstellten Wesen unzertrennlich erschien. Franz stellte in sich den echt deutschen Meister der Kunst dar und erinnerte in seiner hohen, mit einfachstem bürgerlichen Sinn und schlichtester gesellschaftlicher Form verbundenen Begeisterung für das wahrhaft Ideale, welches den Gegenstand seiner unerschütterlichen Überzeugung bildete, an diese Seiten des Karakters und Wesens eines Johann Sebastian Bach, mit dessen Namen der Name Robert Franz durch seine spätere Bearbeitung Bachscher Werke aufs innigste sich vermählt hat; — eine Ehe, in welcher Franz das weibliche Prinzip vertritt, insofern er nicht allein sein eignes Wesen ganz an den Bachschen Geist hingibt, sondern auch mir weitoffnem Herzen und feinsinnigem durchdringenden Geschicke die, nur dem zarten Verständniß liebevollsten Eingehens sich erschliessenden Tiefen beleuchtet, welche oft verhüllt erscheinen vom Schleier einer uns verloren gegangenen Ausdrucksform der Notation. —

Die unverstellten Lebens- und Verkehrsformen des Mannes, seine originalen Eigentümlichkeiten schienen manchem oberflächlichen Beurteiler einen schroffen Gegensatz zu bilden mit der warm empfundenen tiefinnigen Zartheit, die seine Musik auszeichnet. So mußte er das Loos ideal gerichteter Geister

teilen, von der Gedankenlosigkeit des grossen Haufens unverstanden zu bleiben. Aber zu dem Unverstand, der es nicht begriff, wie ein so schlichter Mann — der seinen Widerwillen gegen jede in der Kunstwelt eingerissene gauklerische Ostentation nicht nur offen zur Schau trug, sondern auch leidenschaftlich aussprach — Kunstwerke von zweifelloser Originalität, Feinfühligkeit und genialischer Lebensfülle zu schaffen vermöge, gesellte sich haüfig genug die Verleumdung. Auf unglaublich alberne, abgeschmackte Weise suchte man nach plausibeln Erklärungsgründen der Entstehung jener zarten und vollendeten Meisterschöpfungen. Da man es für unmöglich hielt, daß Franz ihr selbständiger Verfasser sein könne, so zog die rationalistische Weisheit der Unglaübigen es vor, sich unsterblich lächerlich zu machen, indem sie für ihren kopflosen Zweifelmut sogar somnambulistische Ohrenbläserei als mitwirkende genetische Macht ins Treffen führte! — ‚Da hört denn doch Alles auf!' — meinte Franz dazu. —*)

Das gastfreundliche Haus durchzog eine stille herzliche Eintracht und liebevolle Verpflichtuug ohne allen demonstrativen Überschwang. Die Frau Marie hatte Idas besondere Zuneigung besessen. Sigfrids Beziehung zu diesem Hause war also nicht *allein* durch die Kunst vermittelt. Man fühlte solche Gegenseitigkeit, ohne sie sonderlich zur Aussprache zu bringen. —

Die innige Wärme, welche Franz seinen Kindern in Mussestunden widmete, gewährte Beobachtenden oft schöne wohltuende Augenblicke. Das Töchterchen wußte mehre der naiveren kleinen Lieder des Vaters mit ihrer beweglichen Kinderstimme zu singen. Der Vater saß am Klavier, das Lieschen stand zwischen seinen Knieen und sang zu seiner sanften Begleitung:

‚Blümlein im Garten,
Schaut euch doch um;
Steht nicht so traurig,

---

*) Vergl. auch 4. Buch: ‚Aus den Fugen'.

Steht nicht so stumm!
Denn wißt, was ich weiß und sah:
Lieschen ist da — ist da!' —

Statt ‚Liebchen' des Originales sang das Kind zum Entzücken der Eltern ‚Lieschen'. —

Nach kurzem, an dankbaren Erinnerungen reichen Aufenthalte in Halle setzte der aus Preussen Verbannte die Reise nach Weimar, seinem Endziele, fort. Als er zum erstenmal diese kunstsinnige Stadt besuchte, hatte er Aufnahme bei einem Landsmanne gefunden. Derselbe war inzwischen in die Heimat zurückgekehrt. Seitdem gab es hier keinen Menschen, den der Ankömmling als Bekannten hätte begrüssen können. Aber auch diesen Mangel hatte Robert Franz fürsorglich gemildert, indem er dem Reisenden ein Empfehlungsschreiben an einen in Weimar weilenden Bühnensänger zu verschaffen wußte. Dieser begrüßte den kaum Eingetroffenen mit ungeheuchelter Freundlichkeit. Franz hatte bei einem früheren Zusammentreffen mit dem Sänger viel von seinem jüngeren Freunde erzält und Teilnahme für ihn zu erregen verstanden. Der Sänger, ein jugendlicher Baritonist, schwang sich in keiner Oper zu gleicher Höhe seiner Begeisterung empor, als in dem damals noch mit allen Reizen bestechender Neuheit glänzenden Tannhaüser von Richard Wagner. Jener pflegte die Partie des Biterolf zu singen. Er glaubte, in diesem Bühnenkarakter den Höhepunkt seines dramatischen Vermögens zu erreichen. Schon in der ersten Stunde des Zusammenseins der jungen Leute erfuhr Sigfrid den beredten Ausdruck dieser Vorliebe seines neues Bekannten. Seitdem nannte er ihn Biterolf.

Die nächste Sorge war es nun, eine Wohnung zu finden, deren Lage die Neigung zu stiller Arbeitsamkeit in angenehmer Umgebung begünstigen möchte. ‚Von allen Privatwohnungen der Art' — sagte Biterolf — ‚gibt es kaum noch eine zweite, die Ihren Wünschen mehr gemäß sein dürfte, als die auf dem Horn gelegene. Dieselbe steht eben leer. So lange ich sie kenne, war sie stets von jungen Musikern bewohnt. Der letzte Inhaber heißt Wettig, ein sehr lieber Freund von mir, der

gegenwärtig zu Erfurt als Musikdirektor am dortigen Sommertheater arbeitet.‘

Noch bevor der erste Tag seines Weimarischen Aufenthaltes sich dem Ende zuneigte, war Sigfrid als Wettigs Nachfolger bereits in die bezeichnete Wohnung eingezogen. Dieselbe lag im ersten Stockwerk des Hauses auf dem Horn. Das ‚Horn‘ heißt die von der Thalniederung der Ilm gebildete Hügelkette, welche sich begrenzend links dem Parke entlang zieht. Sigfrid sah von seinen Fenstern aus auf Goethes Garten und Sommerhaus hinab und überschaute ein ausgedehntes Stück der anmutigen Parkanlagen. Ein Fußsteig führte vom Kamme des Horns durch Goethes Garten in diese unmittelbar hinein. Kaum konnte es für den kreuz und quer Umhergetriebenen einen erwünschteren Aufenthalt geben. Besonders anziehend aber ward ihm derselbe durch eine Erinnerung, welche sich profetisch mit seiner gegenwärtigen Wohnung verknüpfte. Es wurde ihm nämlich alsbald klar, daß jenes Haus, welches bei seinem ersten Besuche in Weimar ihm wegen der schönen Umgebung auffiel, dasselbe sei, in welchem er jetzt wohnte. Sein Landsmann erzälte schon damals, daß dort oben ein junger Musiker lebe. Darauf aüsserte Sigfrid den Wunsch, der nunmehr zur Wirklichkeit geworden war.

Eigentümer des behaglichen Hauses war ein in Ruhestand versetzter würdiger Priester der Thalia, der auf seinen Kunstfahrten dem Leben im nördlichen Deutschland näher getreten war. Dieser Umstand und die muntere Familie des Mannes fügten sich der Anknüpfung jener Erinnerung an die neuen haüslichen Verhältnisse freundlich hinzu, um den nunmehrigen Hausgenossen bald dem Banne derjenigen beengenden Eindrücke zu entheben, welche fremde Menschen und Umgebungen auf sein Gemütsleben leicht hervorzubringen pflegten. Alsbald hatte er sich aufs zusagendste eingerichtet.

Konnte den befriedigenden Zustand etwas stören, so war es höchstens das eintönige Geschrei von Pfauen, deren melancholisches ohrenzerreissendes Klagen an schönen Tagen über den Park in die geöffneten Fenster herüberdrang und stundenlang

die Nerven reizte. — Man begriff jetzt, warum grundloses, albernes Winseln vom heimatlichen Idiom mit dem Ausdruck ‚pauen‘ bezeichnet werde. Wie oft hatte die Großmutter ausgerufen: ‚Ach, Junge, laß das Pauen!‘ — oder: ‚Paue mir die Ohren nicht voll!‘ — Das ewige Gepaue im Park von Weimar wurde zu Zeiten wahrhaft lästig. — Die arme selige Großmutter! — Welche Plage hatte man ihr oft unnütz bereitet! — Gleichwol war und blieb diese so glücklich gefundene Wohnung auf dem Horn anmutend.

Weniger begünstigte das Glück den ersten Versuch, Franz Lißt kennen zu lernen. Der berühmte Heros des Klavieres bewerkstelligte eben seine Übersiedelung vom Gasthofe ‚Zum Erbprinzen‘ nach dem ‚Schlosse‘ Altenburg. So blieb der Zugang zu ihm für Fremde einige Tage lang unerreichbar.

Diese Tage waren den Bemühungen gewidmet, den Aufenthalt in Weimar nützlichen Zwecken weiterer künstlerischer Entwickelung dienstbar zu machen. Die in Berlin unerreicht gebliebene Absicht, Vorstudien künftigen Gesangunterrichtes zu treiben und als Orgelspieler sich zu vervollkommnen, stieß auch hier auf unerwartete Schwierigkeiten.

Der Gesangmeister, an den der Lernbegierige sich mit seinem Gesuche wendete, war selbst einer der hervorragendsten Sänger der Weimarschen Bühne. Derselbe wies die Bitte ab mit der Erklärung, daß man Gesangunterricht mit gutem Erfolge nicht anders erteilen könne, als wenn man selbst ein praktisch erfahrener Sänger sei. Der junge Musiker raümte diese Voraussetzung bereitwilligst ein, meinte aber, daß die praktische Erfahrung nicht notwendig gebunden sei an eigene Begabung mit erforderlichen Stimmmitteln; ein Mangel, der sich sehr wohl ersetzen lasse durch den allgemeinen Tonsinn und künstlerische Einsichten. — Diese Gegengründe fanden indessen kein Gehör. Dagegen ermutigte Lißt später den Zurückgewiesenen. ‚Ich bin auch nicht Sänger‘ — tröstete er —, ‚habe auch à-peu-près gar keinen Ton in der Kehle; die Leute laufen davon, wenn ich singe; enfin: ich gebe leçons im Gesang, wie es ein guter Musiker macht. Studiren Sie fleißig l'art du chant

par Garcia fils ou par Duprez — nachdem werden Sie eben so gut Gesangunterricht geben können, als jeder Bühnensänger, ja peut-être bessern — croyez-moi — bessern: — leçon et leçon c'est selon!'

Mit der Anstrengung, sein Orgelspiel weiter auszubilden, hatte der Kunstjünger ähnlichen Mißerfolg. Der in weiten Kreisen bekannte Organist Professor Toepfer, auf dessen Unterweisung er die Hoffnung setzte, wich derartigen Ansprüchen beharrlich aus. Um zu ihm zu gelangen, bedurfte es einer besonderen List, da der Sonderling sich nicht nur in seinem Hause verschlossen hielt, sondern auch den Zugang des Gartens, in welchem jenes lag, Keinem gern öffnete. Man folgte ihm deshalb auf der Ferse, wenn er nach beendetem Kirchendienste mit unglaublicher Schnelligkeit über die Strasse schlüpfte, um nach Hause zu eilen. Er glich dann einer Nadel, die vom Magnet angezogen wird. Den Augenblick, wo er die Gartenpforte aufschloß, hatte man zu benutzen, um ihn anzureden mit der Bitte, ihm ein Anliegen vortragen zu dürfen.

Diesen Angriffsplan, den Biterolf als einen durch Überlieferung erprobten empfahl, führte sein folgsamer neuer Freund durch. Er eilte, so schnell die Füsse ihn trugen, hinter dem kleinen vielbegehrten Manne her und erreichte ihn athemlos, während jener an dem Schlosse der Gartenpforte beschäftigt war. Der Bittende konnte nur mühsam sein Gesuch vortragen. Die Athemlosigkeit schien dasselbe zu unterstützen: — es lag nahe, sie als respektvolle Beklommenheit aufzufassen. Herr Toepfer bat leutselig, zu folgen, indem er die geöffnete Gartenpforte verriegelte, durch den Garten zur Hausthüre eilte, mit dem Schlüssel öffnete, und hinter sich und seinem Gaste zweimal wieder umschloß. — Doch hatte leider das bis hieher geglückte Verfahren einen weiter zum Ziel führenden Erfolg keineswegs. Herr Toepfer verweigerte standhaft die Vergünstigung, seine ehrwürdige Kirchenorgel als Studieninstrument herabzuwürdigen.

,Lassen Sie Sich nicht ein Pedal bauen' — sagte er —,

das Sie unter Ihren Flügel stellen können, so wird aus der Sache nichts werden.‘ —

Dabei blieb es. Und auch Liszts wiederholte spätere Fürsprache vermochte den Entschluß des Organisten nicht umzustimmen.

Nach diesen beiden Seiten seiner praktischen Zwecke sah Sigfrid den Aufenthalt in Weimar als verfehlt an. Er setzte nunmehr alle Hoffnung auf den Einfluß Liszts, von welchem er Förderung allgemein künstlerischer Anschauungen, genußreiche Vertiefung derselben, Erweiterung des individuellen Gesichtskreises und dergleichen bedeutende Einwirkungen mehr erwarten zu dürfen sich schmeichelte.

In verschiedenen Schriftstücken finden sich Mitteilungen über diesen Gegenstand. Aus denselben setzt der folgende Bericht sich zusammen:

‚Ermutigt durch die vorteilhaftesten Schilderungen der Persönlichkeit des berühmten Mannes, stieg ich beherzt die Stufen hinauf, welche zum Schlosse Altenburg führen. Ein Diener in einfacher bürgerlicher Kleidung meldete mich. In einem grossen eleganten Empfangsraume blieb ich mit wachsender Spannung einige Minuten allein. Als ich endlich im angrenzenden Gemache rasche Schritte nahen hörte, ergriff mich wieder das befangene Gefühl, welches mir nie erspart wird, wenn ich unbekannten bedeutenden Eindrücken entgegensehe. Jede Spur dieser lästigen Empfindung aber wich der überaus freundlichen unzeremoniösen Form der Begrüssung, mit welcher Liszt jetzt zu mir trat, mir die Hand reichte und mich zu sich auf das Sofa zog. Ich überreichte ihm den Berliner Brief von Franz Kroll. Mit ersichtlicher Freude nahm er ihn entgegen und rief während des raschen Durchlesens der französisch geschriebenen Zeilen wiederholt: ‚Dieser Freund Kroll hat noch die liebenswerte Eigenschaft, sehr gute Briefe zu schreiben.’ — Die Anrede lautete: Mon cher, mon grand ami! — Das ist wol der Kurialstil des Schlosses Altenburg.

‚Nachdem ich Sie aus Ihrer C-dur-Sonate à-peu-près kenne’ — sagte Liszt mit munterem Scherz —, ‚so werden Sie

Raucher sein — jeder gute Musiker ist Raucher.' — Die Zigarre vermittelte den Karakter ungenirter Vertraulichkeit der Unterhaltung, die Liszt mit sprudelndem Redestrom belebte. Er sprach von der schon erwähnten Sonate, der ich einen so überaus liebenswürdigen Brief verdanke. ‚Sie wünschten damals meine Empfehlung' — aüsserte er —; ‚allein es ist eine verantwortliche Sache, einen Unbekannten zu empfehlen; ich habe es früher oft getan — zu oft — zu oft! Man hat mich elend getaüscht. Enfin: ich empfehle niemand mehr, den ich nicht kenne. Junge Leute gefallen sich in Illusionen — man wird vorsichtiger plus tard — leider oft genug tróp tard — ja! ja! trop tard.' — Es mochten traurige Erinnerungen sein, welche solche Bekenntnisse aus dem Born reicher Erfahrung ihm abmüssigten.

‚Er fragte, ob ich in Weimar Bekannte habe. Mein Name sei dem Herrn von B.=M. nicht unbekannt, antwortete ich; derselbe sei vor Jahren meinem elterlichen Hause befreundet gewesen. —

‚Ah! sehr gut!' — rief Liszt. — ‚Herr von B. protegirt meine Wenigkeit — ja, ich darf sagen, er ist mein Freund — j'ai l'honneur. Herr von B. ist ein großartiges personnage für Weimar — ich werde für Sie bei ihm preveniren. Überhaupt disponiren Sie über meine Wenigkeit; — ich vermag zwar nicht viel — aber disponiren Sie, wenn ich à-peu-près nützlich sein kann. Sie müssen sich hier gut placiren: — was haben Sie vor? — was beabsichtigen Sie? — Womit kann ich Ihnen dienen? — Disponiren Sie ganz über mich.' —

‚Er bestimmte sogleich eine Stunde, in welcher er mich dem Herrn von B. vorstellen wollte. Das geschah gestern. Herr von B. begrüßte mich aufs herzlichste als ‚Sohn seines alten lieben Freundes.' Er erbot sich sehr wohlwollend zur Vermittelung, falls ich wünschen sollte, nach Berlin zurückkehren zu dürfen. Im Übrigen aber fand er sich von beklagenswerten Familienerlebnissen zu sehr gehemmt, um anderweitige Unternehmungen für jetzt zu begünstigen. —

‚Vorgestern hatte ich die Ehre, Liszts Einladung zum

diner zu folgen. Er speiset noch in dem Gasthafe zum Erbprinzen, wo er früher auch wohnte. Leider traf ich erst nach der Suppe ein. Gleichwol hatte Liszt mir einen Platz neben sich reservirt. Eine zalreiche Gesellschaft gruppirt sich um den Mittelpunkt, den Liszts imposante Persönlichkeit mit Naturnotwendigkeit darstellt. —

‚Meine Verspätung zur Tafel war mir sehr peinlich. Liszt bemerkte es. ‚Wo wohnen Sie denn?' — fragte er. — ‚Auf dem Horn?! — Das erklärt alles: — der lange Weg entschuldigt Euer Saümen. — Auf dem Horn! Da bleibt tout-à-fait nichts übrig, als auf einem Maulthier zu Ihnen zu rennen, wenn man Sie sehen will. Kommen Sie lieber auf die Altenburg zu mir. Wer auf dem Horn wohnt, muß sich die Strafe gefallen lassen, täglich auf die Altenburg zu kommen — comprenez-vous?'

‚Auch als Wirt entwickelte der seltene Mann seine glänzende Liebenswürdigkeit in einer zuvorkommenden Fürsorge, die schwerlich zu übertreffen ist. —

‚Nach aufgehobener Tafel wurde stehenden Fusses der Kaffe genommen. Unter den Musikern befand sich einer, der mich durch seine behagliche Persönlichkeit anzog. Er schreibt sehr viel und steht zu Liszt in einem Verhältnisse etwa wie zum Professor dessen Famulus. Dieser nun war freundlich genug, mir mitzuteilen, daß Liszt wiederholt von meiner Sonate gesprochen, ihm dieselbe auch gespielt habe. ‚Nur zweierlei erinnere ich dagegen' — setzte jener hinzu: ‚Erstlich ist das Stück orchestral gehalten — man fühlt es heraus, daß Sie nicht Klavierspieler sind; und dann gehen Sie zu verschwenderisch um mit der Erfindung. Sie vergeuden Ihre Gedanken. Aus Ihrem ersten Satze mache ich Ihnen drei ganze Sonaten, wenn es nötig ist. Denken Sie an die Zukunft. Halten Sie Haus mit ihrer Fantasie. Die bleibt nicht immer so gefällig, wie sie zu Zeiten in der Jugend ist. Lassen Sie die Form für sich komponiren. Sie werden es bald genug dankbar erkennen, wie dehnbar die Form einen winzigen Gedanken machen kann.' —

‚Diese Grundsätze befremdeten mich. Daß ich eine derartige Verschwendung treiben soll, ist mir noch nie eingefallen und niemand hat mich darauf hingewiesen. Die Fantasie habe ich mir demnach also vorzustellen etwa wie einen mit Wein gefüllten Schlauch. Ich schütte daraus vorsichtig einen Tropfen aufs Notenpapier und wische das edle Fluidum über eine möglichst große Fläche der Blätter. Der dünne Überzug stellt dann die Sonate dar. So kann der Schlauch eine lange Weile vorhalten. Giesse ich zu viel und zu oft von seinem Inhalte aus, so hört die Möglichkeit eines Tages auf. Der Schlauch ist leer. Ich will den Schlauch künftig nur gerafft austraüfeln, damit er nicht früher erschöpft ist, als meine Neigung: das ist eine billige Rücksicht, die Herr Zehrmann in Berlin, der mir so vorzügliches und preiswürdiges Notenpapier liefert, mit Recht von mir fordern kann. Zehrmann und der Famulus sollen mit mir zufrieden sein. —

‚Man erzälte, daß die Mitglieder dieses Kreises sich verpflichtet haben, einen Salon wechselweise bereit zu halten, wo man innerhalb der Zeit nach dem Mittagsessen bis abends einen Mittelpunkt zwangloser geselliger Vereinigung finden möge. Der Wechsel in den Haüsern habe periodisch statt. Die Reihe ist eben an Herrn Hofschauspieler Winterberger. Nach dem Kaffe begab sich die ganze Gesellschaft mit wenigen Ausnahmen dahin. Der geraümige Salon machte sofort den Karakter seiner musikalischen Bestimmung bemerkbar. Ein Orgelpositiv, Flügel, Notenpulte, Violinen und Violoncelle in Kasten: das sah sehr behaglich aus. Unter den Fenstern war eine Erhöhung angebracht. Tisch und Stühle fanden Platz darauf. Zigarren, Glasflaschen mit Cognac und Wasser gefüllt waren zur Erfrischung aufgestellt. Neben dem Salon befand sich ein kleinerer Raum, wo Kartenspieltische hergerichtet waren. In dieses Zimmer zogen einige der Herrn sich sogleich zurück. Liszt forderte mich zu einer Partie Whist auf. — Das setzte mich in Verlegenheit. ‚Sie kennen das geistreiche Spiel doch?' — fragte er, als ich unschlüssig zögerte. — Kein Einwand schreckte ihn zurück — ich mußte spielen. Das Glück war mir wenigstens

hold genug, mich zu Liszts Partner zu machen. Wie viel Jahre mochten vergangen sein, daß ich eine Karte zum letztenmal berührte! Meine Mitspieler übten sich täglich. — Bei jedem meiner Fehler bemerkte Liszt beschönigend: ‚Whist ist ein schweres Spiel — ja, ja! — ein schweres Spiel!' — Diese oft wiederholte Phrase kursirt jetzt bei jeder Gelegenheit, wo einer sich ungeschickt benimmt, als Scheidemünze; ein solcher muß das geflügelte Wort sich gefallen lassen: Whist ist ein schweres Spiel! — Als ich die Karten zu verteilen hatte, verschlug ich mich zum Unglück. Das war denn für die geübten Spieler ein Verbrechen, welches ihnen den Spaß vollends verdarb. Liszt war so freundlich, mich ferneren Verlegenheiten zu entziehen. Er erhob sich nach dem erster Robber unter dem rettenden Vorwande, ein Geschäft bei Hofe zu besorgen. Bevor er sich entfernte, forderte er mich zu meinem nicht geringen Schreck auf, meine Sonate oder etwas Anderes zu spielen. Glücklicherweise bestand er nicht auf diesem Ansinnen, ihm und dieser kritischen Gesellschaft etwas vortragen zu sollen.

‚Liszt gieng wirklich zu Hofe bei heftigem Regenwetter — in grauen Unterkleidern, schwarzem Sammeträckchen und — ohne Regenschirm. ‚Ich werde à-peu-près in einer halben Stunde zurück sein' — sagte er. Als er fort war, forderte Herr Winterberger mich auf, die erwähnte Sonate herbeizuholen. Er versicherte, Liszt werde sie spielen.

‚Ihr könnt begreifen, wie diese Aussicht meine Füsse beflügelte. Der Weg ist weit. Allein ich war zu rechter Zeit wieder da und legte die Handschriften der Leipziger und Kaputer Arbeit auf den Flügel. Liszt war kaum zurückgekommen. Man machte ihn aufmerksam auf die Musikalien. Alsobald legte er die Leipziger Sonate auf, zündete sich eine frische Zigarre an und setzte sich aufs bequemste an den Flügel — wie Walter von der Vogelweide ‚das Bein gedeckt mit Beine', — nämlich den rechten Fuß aufs linke Knie gestützt. — Niemals hatte ich ihn je zuvor spielen hören. Das erste Mal spielte er mir mein eignes Machwerk! — Und wie las er die verkritzelte Handschrift, die nicht besser aussieht, als es ein viel=

gefeilter Entwurf zu tun pflegt! — Für diesen wunderbaren Mann gibt es am Klavier nichts, was andere Sterbliche Schwierigkeiten nennen. Ihr irrt Euch, wenn Ihr meint, er habe nur meine Noten gespielt. Er erklärte vielmehr die Sonate für die Skizze einer Sinfonie und spielte sie so, als habe er eine Partitur für grosses Orchester vor sich. Nicht nur an Klangfülle bereicherte er das Stück, sondern erweiterte zugleich auch die Form des Satzes im Sinne einer Sinfonie größten Stiles. Dabei ließ er die Zigarre, nachdem die meinige längst kalt geworden, nicht ausgehen; machte, ohne sich zu unterbrechen, bald die linke, bald die rechte Hand frei, um die Asche abzustreifen; und zog den rechten Fuß nur vom linken Knie, um die Füsse in dieser behaglichen Lage einmal zu vertauschen. Obendrein unterhielt er sich fast ununterbrochen mit mir über Satzbau, Instrumentirung und einschlagende Fragen; oder wandte sich zur Abwechselung an ‚Szascha' (Alexander) Winterberger, der mit am Flügel saß, um ihn auf Einzelheiten aufmerksam zu machen, die zuweilen erst auf der rechten Seite des Notenheftes folgten, während die zauberischen Finger noch beschäftigt waren mit dem, was auf der linken Seite geschrieben stand. — So führte er die ganze C-dur-Sonate durch und nahm alsbald auch die in D-dur vor. Diese war ihm völlig fremd. Er blätterte darin und erklärte sie für ein ‚dankbareres Klavierwerk'. Beim Vortrag brachte er jedoch so manche lehrreiche Veränderungen hinein, daß ich begriff, wie viel noch geschehen könne, um die Dankbarkeit der Klavierspieler damit zu erwerben. Das Motiv des letzten Satzes, welches sich von Anfang bis zu Ende unterbrochen hindurchrankt, führte er auch in unbequemen Handlagen mit einer Harmonieenfülle durch, welche meine Absicht erst wahrhaft zur Erscheinung brachte. — Ich hatte mich bisher beruhigt bei einer nüchternen mageren Ausdrucksweise, die nur als Andeutung dessen gelten konnte, was ich sagen wollte. Vergebens suchte ich das Bessere zu entdecken. Bevor aber Liszt noch einen Ton jenes Satzes spielte, erkannte er schon den Mangel, ergriff das Wahre und sagte neckisch: ‚Warum spielen Sie denn mit Ihren eignen

Kindern Versteckens? — Wir wollen sie schon aus dem Busch holen — ja! ja! — Whist ist ein schweres Spiel!' — So kam denn das Hauptthema voll und gesättigt zur Erscheinung und ich habe in diesem Sinne den ganzen Satz sofort umgearbeitet.

‚Als Liszt fertig war, trieb es mich unwiderstehlich, ihn mit Leidenschaft zu umarmen. Niemand wunderte sich darüber, er selbst auch nicht. —

‚Dieser denkwürdige Nachmittag hat auch die Folge gehabt, daß die Kaputer Arbeit zur Herausgabe als erstes Werk den Vorzug erhält vor jener Leipziger. Die ist kein eigentliches Klavierstück. Liszt hat mich davon jetzt überzeugt, daß mit der erforderlichen Ausführung eine leidliche Sinfonie daraus werden könne. Und das soll hier meine nächste Arbeit sein, sobald jenes Opus 1 druckfertig gemacht ist. In Folge der von Franz gegen die Einheit der Sätze gerichteten Bedenken wird wol der Titel verändert werden, etwa: Vier Romanzen — oder dergleichen; — ‚nous verrons', sagt Liszt.' —

Auf die durch Liszt endlich herbeigeführte Wal des zu veröffentlichenden Werkes übte auch Franz entscheidend mit ein. Er hatte die C-dur-Sonate nach langem Warten kaum von Leipzig zurückerhalten, als er sie noch einmal prüfte und seine Bedenken alsbald mitteilte. Er schreibt:

‚Ich habe Ihre C-dur-Sonate zu verschiedenen Malen genau vorgenommen und zwar mit eiskaltem Rüstzeug: es handelt sich um Ihr erstes Eintreten in die Welt und da muß man nüchternen Auges nach links und nach rechts schauen! Mein Hauptbedenken betrifft die Stimmung, in der das Werk entstanden ist. Sie haben zu jener Zeit mit beiden Füßen in der Entwickelung gestanden, die mit Schumann im unmittelbarsten Zusammenhang sich befindet: nicht nur daß Sie durch ihn fühlen und empfinden, ist es bei solchem Abhängigkeitsverhältniß auch unausbleiblich, dies und jenes ohne Reflexion sich anzueignen. Ihre Natur hatte in jener Zeit nicht Ruhe und Frist, sich zu setzen, zu verarbeiten und zu paralysiren. So ist es gekommen, das Eigenes und Fremdes hart neben

einander steht ohne Vermittelung und Durchdringung. Konnte dies Ihre Absicht sein? Ich glaube kaum — es war eine nothwendige Phase Ihres Lebens, die aber überwunden werden mußte, um zur vollen Selbständigkeit zu gelangen. — — Was ist da nun zu machen? — Vergegenwärtigen wir uns Ihre Situation, dann läßt sich möglicherweise ein Gesichtspunkt gewinnen. Sie wollen für Ihr zukünftiges Auftreten eine Basis schaffen, die dem Publicum Ihnen gegenüber einen Halt gibt. Dieser Halt muß sich jedoch als fest bewähren. Sie haben in Ihrer ganzen Natur keine Mittel, den Leuten zu schmeicheln, ihnen Honig in den Mund zu streichen: was Sie bieten können, ist dem gewöhnlichen Gaumen herbe, schwer verdauliche Speise. Das Publicum fühlt sich stets mehr oder weniger unangenehm berührt, wenn es Jemand wagt, die Zugeständnisse, die es zu fordern gewohnt ist, ihm zu versagen: das hängt mit der natürlichen Trägheit der Massen zusammen; verschuldet haben es auch die vielen feilen Künstler!

‚Sie stoßen also von vornherein auf Vorurtheil, dem nur die mindeste Nahrung gereicht zu werden braucht, um Sie vollständig fallen zu lassen. Und diese Nahrung werden die Herren Recensenten den Leuten hohnlächelnd in den Mund schieben — täuschen Sie sich nicht darüber. Je leichter Sie nun erwähnter Gesellschaft es machen, um so mehr fällt die Schuld auf Sie zurück! Was fragt das Gesindel nach Poesie, wenn es sich rächen kann! — Ich erinnere Sie an . . . r mit seinen Fantasiestücken. Der hatte den Herren noch gar nicht einmal solche Waffen in die Hand gegeben, als Sie dies in der C-dur-Sonate thun: man sagte nur einfach: die Sachen sind Producte aus Schumann, sind inwendig und auswendig vollendet — haben aber keine Spannkraft, beweisen, daß der Componist Alles gegeben hat, was er geben konnte! — Schnell hatte das Publicum einen Gesichtspunkt; es fand sich mit der . . . rschen Muse ab — hat bis auf den heutigen Tag derselben hartnäckig den Rücken gewiesen! Ich will mich nun in keiner Weise zum Schildknappen . . . r's aufwerfen — allein in unserer dürftigen Zeit sollte man so rücksichtslos nicht zu Werke gehen, es

würde Weniges der Beachtung werth bleiben. Aber wundern sollte es mich keinen Augenblick, wenn es auch Schumann selbst so erginge, wenn dieselben Leute, die Jahre lang Hosiannah in der Höh' geschrieen, plötzlich die Bannbulle mit schmieriger Faust gegen ihn schleuderten! Darüber sind wir ja lange einig! — Warum ich das Alles sage? — Ich glaube, die Nutzanwendung liegt sehr nahe! Stehen Sie sich mit jenen Herren gut, so werden die Sie loben, so lange wie es das Publicum zugibt; stehen Sie sich schlecht mit ihnen, dann haben Sie auf keine Milde und Nachsicht zu rechnen: jede Blöße wird man entdecken, sie mit scharfer Brille aufsuchen und rücksichtslos das Verdammungsurtheil aussprechen. Schwerlich wird das Publicum sich als Rächer aufwerfen; man wird vielmehr hochnäsig Ihre Anmaßung, den Leuten Zumuthungen gestellt zu haben, die sie incommodiren, zurückweisen, und Sie erreichen mit allen Opfern nicht das Geringste als — Vergessenheit. Noch haben Sie Zeit, sich Alles reiflich zu überlegen; noch können Sie sich darüber entscheiden, ob es nicht besser ist, Ihrer Persönlichkeit Zeit zu lassen, sich vollständig abzuklären. Sie haben in dem letzten Jahre auf diesem Wege eine große Strecke zurückgelegt — wollen Sie nicht warten, bis Sie muthig Ihr eigenes Banner in die Hand nehmen und dasselbe allen Lumpen und Nachteulen um den Kopf schlagen können?! — Wenn ich's wäre, ich thäte es — doch ein Jeder hat sich selbst zu entscheiden, weil er seines Glückes Schmied ist. — Ich möchte nicht gern, daß Sie meine gutgemeinten Worte mißverständen, wozu die Herbe derselben es leicht kommen lassen könnte. Ihre Freundlichkeit möge die richtige Mitte herausnehmen. Daß Sie nicht empfindlich sein werden, kann ich wohl im Voraus behaupten, denn Sie müssen ja aus jeder Zeile herauslesen, daß ich überall — natürlich von meinem Standpunkte aus — nur Ihr Interesse im Auge habe. Antworten Sie mir recht bald und ausführlich Alles, was Ihr musikalisches Treiben angeht: man lernt immer Einer vom Andern und es ist mir allemal ein Hochgenuß, von Ihnen einen Brief zu bekommen.'

Die Ermunterung, alles auf das musikalische Treiben Bezügliche zu schreiben, wurde im Verein mit der Sonatenangelegenheit Veranlassung zu folgender neuen Auslassung des selbstlosen Freundes in Halle:

‚Für Ihren Zweck müssen Sie etwas ‚Schnetteretteng' machen und dazu brauchen Sie unter allen Umständen einen Namen, der Ihrem Werke als Herold vorauszieht, es mit dem nöthigen Gepränge der staunenden Menge stolz übergibt. Bitten Sie Liszt, daß er die Dedication annimmt: einem Klavierwerke kann dies nur von großem Nutzen sein. Mit Ihrem Bruder können Sie sich bald einigen: Sie widmen ihm ein späteres Werk und finden sich so mit Ihrem Herzensbedürfnisse ab; er wird sicherlich Ihre Erfolge mehr im Auge haben, als seine Wünsche! — Mein Vorschlag ist ein rein äußerlicher Gesichtspunkt, aber ich meine, das Publicum will auch schon auf dem Titel etwas haben, woran es sich halten kann.

‚Ich komme jetzt auf eine zweite Äußerlichkeit, die aber sehr leicht in eine Innerlichkeit umschlagen kann. Ich meine das Abschreiben, das freilich nicht mechanische, wohl aber das besonnene, mit einer gewissen ruhigen Freudigkeit ins Werk gesetzte Copiren eines Productes. Ich gebe gern zu, daß ich in diesem Punkte etwas Pedant bin; will aber diesen Titel gern hinnehmen, wenn er solchen Lohn bringt, wie er mir schon gebracht hat. Sie scheinen an dies Geschäft mit großem Widerwillen zu gehen — mir ist es stets ein Sonntagsvergnügen: ich wüßte den Fall nicht, wo ich solche Arbeit schon bereut hätte. Ich für mein Theil fühle das dringende Bedürfniß, meine Gedanken, wenn sie mir überhaupt zusagen, auch nach außen hin in einer reinlichen blanken Form zu wissen — die größte griechische Schönheit in einem schmutzigen Kleide — das kann man sich gar nicht denken! — Ich versichere Sie, daß ich durchschnittlich jede Composition 10—12 Mal geschrieben habe, bevor sie das geworden ist, was daraus zu machen war. Es ist ja viel mehr Verstandesarbeit in einer Composition, die mit der vollsten Nüchternheit ins Werk zu setzen ist, als es ‚gottbegeisterte' Künstler zugeben mögen!

Sehen Sie Bach, Mozart, Beethoven an; welche Harmonie, welches schöne Maß in allen Theilen! das sind ebenso sehr Resultate ruhiger Besonnenheit, als Momente innerster Begeisterung. Eins soll das Andere vollkommen durchdringen bis zur klingenden Harmonie. — An Ihrer Stelle hätte ich mit großer Seelenruhe, sobald ich mich einmal für die D-dur-Sonate entschieden, Satz für Satz abgeschrieben, nicht hastig, sondern langsam und bedächtig — ich lasse mich hängen: im Detail wäre eine Menge anders und besser geworden!

‚Es gehört eine viel größere Energie dazu, mit reifer Absicht zu säumen, als in wilder Hast auf einen Gegenstand loszujagen! —

‚Das führt mich denn von selbst auf einige allgemeine Betrachtungen, die ich Ihnen nicht schenken kann; Sie haben meine theilweise Mentorschaft einmal acceptirt, nun müssen Sie sich dieselbe auch gefallen lassen: In Ihrem Briefe hat sich wieder eine gute Portion Niedergeschlagenheit abgelagert. Im Ganzen genommen wundere ich mich nicht eben darüber: wer heißt Ihnen, die Existenz und den Halt so sehr an andere Leute knüpfen! — Im Allgemeinen habe ich die Schwäche an Ihnen herausgefühlt, Ihr Geschick viel zu viel von dem Verhalten Anderer zu Ihnen abhängig zu machen. Sie schließen sich immer an irgend eine Autorität und lassen sich unter deren Fittig nehmen. Wie oft Sie schon angeführt sind — ich brauche das kaum zu erwähnen! — Selbst ist der Mann, sobald er aus den Kinderschuhen herausgetreten ist! —

‚In jeder Menschennatur liegt ein Mikrokosmus, der sich als kleine, aber ganze Welt in die große äußere zu stellen hat. Immer von Innen nach Außen gearbeitet, dann kann es nicht fehlen.

‚Als ob es denn ein so großes Unglück wäre, wenn Herr so und so Ihnen keinen Gesangunterricht geben will! — Als ob die Welt keinen Ersatz dafür böte, wenn Herr Töpfer als doppelter Organist fungirt und keine Zeit hat, sich mit Ihnen privatim einzulassen! Lassen Sie doch die Kerle laufen — was die Ihnen sagen können, das werden Sie schon aus sich

selbst herausfinden und organischer, da gebe ich Ihnen mein Wort darauf! — An Ihrer Stelle machte ich es folgendermaßen: ich gäbe die Sonate in Druck; wartete aber nicht auf ihr Erscheinen im Buchhandel, sondern nähme a tempo das Geld, worüber ich verfügen könnte; suchte mir eine Stadt aus, wo ich als Lehrer gleich willkommen geheißen wäre; lebte von meinen Mitteln so lange anständig, als ich nicht im Stande wäre, vom Verdienst allein existiren zu können: über kurz oder lang erwerben Sie so viel, als Sie zum Leben gebrauchen; bilden sich selbständig in den verschiedenen Zweigen des Unterrichtes; behalten noch Zeit genug zum Weiterstudiren übrig; laufen alle Sonntage in die Kirche und lösen den dankbaren Organisten ab; schaffen sich damit die nöthige praktische Fertigkeit und Geistesgegenwart: lange kann es nicht dauern, so schwingen Sie auch den Tactirstock, erst wider Willen des seitherigen Dirigenten, dann zu dessen voller Genugthuung — haben Sie sich in all diesen Punkten sicher gestellt, dann können Sie gehen, wohin Sie wollen, Sie werden überall in kurzer Zeit gute Carrière machen. Nur die Erwartungen anfangs nicht zu hoch gestimmt und mit Wenigem vorlieb genommen — wirds dann mehr als man hoffte, desto besser! —

‚Soeben habe ich etwas in Ihrer Sonate herumgelesen: es lassen sich da an allen Ecken und Enden Änderungen anbringen, die das Werk nur heben können — das feine Aroma gehört auch dazu, wenn es auch viele Leute nicht gleich riechen! Kommen Sie nach Halle herüber, dann können wir es am Klavier mit einander durchnehmen, uns streiten, bis wir einig sind. In Weimar wird Ihnen hierüber Keiner etwas sagen: Liszt faßt nur die weiten Züge auf, das Detail interessirt ihn weniger.

‚Wenn es sich um feine Fältchen der Empfindung handelt, muß man auch mit feinen Nadeln nähen! Von dieser Ansicht lasse ich mich nicht abbringen.

‚Es ist kurios: an meinen Sachen haben Sie mit schnellem und richtigem Blick Schwächen aufgefunden, die ich zugeben mußte, Schwächen, die viel weniger zu Tage lagen, als ich

sie Ihnen an Ihrem eigenem Werke nachweisen kann. Mit wenigen Strichen läßt sich übrigens Alles in die Richte bringen. Kommen Sie sobald als möglich, daß Sie endlich zum Entschluß gelangen können.' —

Sigfrid nahm die Einladung an und berichtete über seinen Aufenthalt in Halle von Weimar aus an Karl:

,In Halle wurde ich in gewohnter herzlicher Weise empfangen, und meine D-dur-Sonate (deren Titel mit einem anderen vertauscht werden soll, unter welchem Robert Franz die Widmung des Werkes sich wird gefallen lassen) war alsbald der Gegenstand der detaillirtesten Prüfung und Feile. Nie habe ich einen Kunstgenossen kennen gelernt, der im Streben nach dem Wahren in der lautersten Form Robert Franz an die Seite gestellt werden könnte. Sein kritischer Scharfblick, sein peinliches Ohr duldet nicht, daß auch solche Einzelheiten, welche einem Fernstehenden für unbedeutend und gleichgültig gelten mögen, dem Ebenmaß, natürlichen Flusse und Wohllaut entgegenwirken. Stundenlang saßen wir oft um eines einzigen Tones willen, der versteckt den schönen Verlauf des Ganzen hemmte, zusammen am Klavier und Franz beruhigte sich nicht eher, als bis der Übelstand entdeckt und beseitigt war. Manchmal wurden auch andere Autoritäten zu Rate gezogen, so daß sich ein förmlicher Gerichtshof zu bilden schien, der denn das entscheidende Votum vereinbarte. In Folge des Erkenntnisses, das jener Gerichtshof über meine Arbeit abgab, habe ich dieselbe nach der letzten Revision noch einmal sauber kopirt, worauf das Stück dann endlich approbirt wurde. Darauf fuhr ich, von Franz begleitet, nach Leipzig, um dem Verleger das Manuscript zu offeriren. Meine Erwartungen waren keinesweges sehr gehobene. Ich zweifelte kaum, daß ich auf neue Schwierigkeiten stoßen würde. — Wie schwer ist der Schritt gemacht, der aus dem Verborgenen ins Öffentliche führt; wie steil der Weg zu dieser hohen Schwelle! — Den Verleger fand ich hinter dem bekannten Ladentische in seiner stereotypischen Tätigkeit mit Sortiren seiner langen Kontozettel beschäftigt. Franz hatte mich zu ihm begleitet. Im Herzen sehr kleinmütig, aber mit

dem erzwungenen Tone bramarbasirender Gleichgültigkeit, wie er bei Geschäftsleuten gebraüchlich ist, bot ich mein armes Manuscript dem Musikkrämer an. Derselbe sortirte seine Kontozettel ungestört weiter, indem er erklärte, daß er bereit sei, das Stück zu drucken, wenn ich die Hälfte der Kosten tragen wolle. Gegen die C-dur=Sonate stellen sich — wie eine oberflächliche Schätzung ergab — die halben Kosten auf 20 Thaler; also die Hälfte. Mit innerster Erregung schlug ich ein. Der Handschlag galt statt schriftlichen Kontraktes. Auf Mitgewinn verzichtete ich gegen das Versprechen des Ehrenmannes, in Zukunft mehr von mir zu drucken, wenn der Erfolg es lohnen sollte. Der Stich, welcher schon nächste Woche beginnt, wird in drei bis vier Wochen beendet sein. Dann erfolgt die Korrektur und etwa acht Tage später die Versendung. Hoffentlich kann ich die Lieben zu Vaters Geburtstag mit einem Exemplar dieses ersten Werkes überraschen.‘

‚Das wird ein Jubel sein‘ — schrieb Karl —, ‚ich wollt', ich wäre dabei!‘ —

* *
*

Das Leben in Weimar war reich an mannichfaltigen Eindrücken und befriedigendem Verkehr. Die Familie des Hauswirtes auf dem Horn zog den jungen Musiker gern in ihren haüslichen Kreis und eröffnete ihm hier wie in dem anmutigen Garten der Gesellschaft ‚Erholung‘ manche anregende Bekanntschaft. — Vertrautere freundschaftliche Aussprache gewährte der Umgang mit dem Sänger Biterolf und einem karaktervollen armen Maler, der durch ehrwürdiges Streben nach dem Kunstideal entschiedenen Anteil erregte. — Sigfrid ersetzte in diesem Freundestrifolium die Stelle des fernen Karl Wettig, der seit kurzem am Sommertheater in Erfurt als Musikdirektor fungirte. —

Trotz dieser angenehmen Verhältnisse mußte der Aufenthalt in Weimar wie ein zweckloser wirken, hätte nicht die an=

ziehende Persönlichkeit Liszts, die Anregung seines Einflusses eine Leere ausgefüllt, welche gleichwol oft genug mit Unbehagen und Gewissensbedenken empfunden wurde.

Einem Briefe Sigfrids sind die folgenden Mitteilungen aus der Geschichte jenes Einflusses entnommen:

,Meine Verehrung für Liszt, diese grosse und liebenswerte Künstlerseele, stieg von Tag zu Tage. So viel als möglich in seiner Nähe zu sein, erschien mir bald als einziger, aber vollgenügender Zweck meines Aufenthaltes in Weimar. Er liess sich meine Annäherung nicht nur gefallen, sondern es schien, als ob er die Gelegenheit gern ergreife, mich auszuzeichnen. Fast täglich gab er mir Beweise seiner Gunst. Oft widmete er sich mir Stunden lang, spielte mir unter vier Augen oder im Beisein auserlesener Zuhörer meine Arbeiten, die ich auf seinen besonderen Wunsch ihm nach einander bringen mußte, und suchte — so oft er Mangel an Selbstvertrauen gewahrte, mir auf alle Weise durch Zuspruch und Anerkennung Mut einzuflössen. Als er meine Leipziger Sonate in d-moll gespielt hatte, sprang er sichtlich angeregt vom Klavier auf, umarmte mich mit ungeheuchelter Wärme und rief aus: ‚Ja, Sie sind eine echt musikalische Individualität! — Sie haben das rechte Maß souveräner Verachtung des Gemeinen und respektabele Ideen. Sie müssen eine Sinfonie schreiben, Ihre ganze Kraft darauf konzentriren. Sie müssen sich losmachen von den engen Grenzen des Klavieres — das ist zu gering für Ihr Vermögen. Schiessen Sie einmal ordentlich los — verstehn Sie — schiessen Sie los mit souveräner Verachtung!'

,Ich glaube, daß ich dieses schmeichelhafte Zutrauen mit einem sehr einfältigen Gesichte beantwortete. Denn ich fühlte eine Leere meines Gemütes, eine Lahmheit meiner Fantasie, die dem guten Willen, Liszts Rat zu befolgen, geradezu Hohn sprach. —

,Er verschaffte mir einen pass-partout für alle Opernaufführungen; liess mich einige Mal teilnehmen an Klavierlektionen, die er erteilte; lud mich ein, zur ersten Aufführung der Genoveva von Schumann ihn als Gast nach Leipzig zu

begleiten und dehnte seine Gastfreundschaft so weit aus, das er mir nicht einmal erlaubte, Zigarren aus meinem Etui zu rauchen. —

‚Wer mit mir reiset' — sagte er scherzend —, ‚muß sich auch gefallen lassen, von meinen schlechten Zigarren zu rauchen.'

‚Einmal vertiefte er sich mit mir in ein Gespräch über konfessionelle Fragen und lockte mir Bekenntnisse ab, die seine Zustimmung fanden, da die formalen Gegensätze beider Konfessionen von denselben nicht berührt wurden. —

‚Ein andermal, als ich wieder mit ihm allein war, fragte er nach sehr praktischen Dingen: ‚Was nehmen Sie ein? — Was geben Sie aus? — Nachdem Sie einige Wochen hier sind, muß ich mich nach Ihren Finanzen erkundigen. — Wie lange können Sie hier bleiben? — Wo und wie gedenken Sie, sich zu placiren?' —

‚Es hätte der Anregung von seiten Robert Franzens kaum bedurft, um mich zu drängen zu dem Entschlusse, Wege zur Einleitung meiner praktischen Wirksamkeit zn suchen. Ich hatte mein Augenmerk auf eine kleine deutsche Residenzstadt gerichtet und stand wegen einer dortigen Tätigkeit als Musiklehrer im Briefverkehr. Als ich Liszt dies meldete, versprach er mir die Mitwirkung seines Einflusses auf jenen Hof, mit dem er intime Beziehungen unterhalte, wie er sagte. Leider konnte ich keinen Gebrauch von seinem gütigen Anerbieten machen, wie sich bald nachher zeigte. —

‚Der Zauber dieses wunderbaren Menschen trat mir vorzugsweise nahe in vereinzelten Momenten, wo ich ihn in weichmütiger Stimmung fand! ‚Glauben Sie nicht' — sagte er bei solchem Anlaß einmal —, ‚daß immer die Sonne auf mein Leben scheint: manchmal fällt auch Thau in der Dämmerung. Und zur Erinnerung an solche Stunden nehmen Sie dies kleine Heft von mir an und gedenken mein dabei.' Er überreichte mir ein Exemplar seiner kürzlich erschienenen ‚Consolations', nachdem er eine Dedication darauf geschrieben.' —

Aus dem grünen Buche ersieht man, wie Sigfrid selbst diesen Verkehr und seinen Einfluß beurteilte:

‚Liszt ist nicht der Mann, einen Trostbedürftigen und Zagenden, wie ich es bin, zu sich emporzuziehen und aufzurichten. Man muß ihn lieben — wie ein Bettler den reichen Almosenspender liebt. Bemüht er sich auch nicht, das Übergewicht seiner gewaltigen Persönlichkeit fühlbar zu machen, es zur Geltung zu bringen, so steht er doch jener gegenseitigen Liebe zu fern, welche ebenso bereitwillig ist zu empfangen als zu geben. Die Grundlage und Voraussetzung der Liebe zu ihm ist Bewunderung. Wer seine Riesengrösse nicht begreift, kann in ihm kaum etwas Anderes erblicken, als eine dämonische Erscheinung mit langem Haar, stechenden grauen Augen, einer Warze auf Stirn und Wange und sieghaft rapiden Fingern, von denen jeder eine Welt für sich zu beherrschen scheint. Wer dagegen, vom Zauber seines Wesens berührt, seinen wahrhaften Wert erkennt und würdigt, der sieht das fleischgewordene Ideal einer grossen karaktervollen Künstlernatur in ihm verwirklicht, in der eine von edeler Humanität erfüllte Seele wirkt, die freigebig ihre wundervollen Gaben überallhin stromweis ausschüttet; hier Glut, dort mildernde Kühle spendet; mit zartfühlendem Scharfsinn dir deine geheimen Wünsche aus den Augen lieset und keine höhere Befriedigung zu kennen scheint, als in einem Kreise dankbarer von ihm Beglückter mit Hingebung und herzlichem Behagen sich nach Laune zu bewegen. Dennoch möchte ich nicht wünschen, andauernd in näherer Beziehung zu ihm zu stehen: Ohne Rettung würde meine Persönlichkeit in der seinigen versinken und verschwinden wie ein Regentropfen im Meere — alle meine Gedanken würden mehr und mehr das Gepräge seiner Ausdrucksweise tragen — endlich würde von mir nichts weiter übrig bleiben, als sein Sklave; sein stummer Diener, der nur eines Wortes mächtig wäre, wie ein Papagei nichts Anderes sagen könnte als: Liszt — Franz Liszt!‘ —

Liszts auffaugende Herrschaft über die in der Entwicklung durch fast weibliche Schmiegsamkeit des Gemütes vielfach gehemmte Natur des jungen Mannes machte ihre Wirkung nur allzubemerkbar. Es war ihm nicht entgangen, daß alle Versuche, neues aus sich zu gewinnen und frei künstlerisch zu ge-

stalten, unter Liszts unbeabsichtigtem Einflusse standen. Die musikalischen Gedanken trugen schon bei ihrer leisesten Lebensregung den typischen Karakter der Lisztschen Ausdrucksweise, gegen welche Sigfrids musikalischer Instinkt sich entschieden straübte. Nur ein Klavierwerk vollendete er in dieser Zeit, mehr aus Troß als innerem Drange. Man reizte ihn auf, indem man Zweifel aüsserte an Sigfrids Vermögen, sich vertraut zu machen mit dem sogenannten brillanten Klavierstile, wie er Liszts Erzeugnissen und Bearbeitungen eigen sei. Dieser Zweifel kränkte den Ehrgeiz und es entstand ein konzertirendes ‚Capriccio brillant', das einige Hoffnungen erwecken mochte, diese Seele bekehrt zu haben. Diese Seele aber erschrak vor der Untreue, deren das ‚brillante' Klavierstück sie anklagte: der Untreue gegen die Grundsäße, welche ihr am Maßstab des Kunstideales als einziger Führer zum Wahren stets gegolten hatten. Und um sich nicht in ähnlicher Weise wieder zu versündigen, ward beschlossen, jede produktive Regung zu unterdrücken, bis etwa diese neue Phase der Entwicklung glücklich überwunden sein möchte. Später erkannte Sigfrid ihre Notwendigkeit: der Lisztsche Einfluß half wesentlich, die Einflüsse der Schumannschen Muse zu paralysiren und die Wege zur späteren Erreichung gereifter Selbständigkeit zu bahnen.

Bis zu diesem Ziele indessen ist noch weit. Die günstigen, ja glänzenden aüsseren Verhältnisse seiner Umgebung schienen des Kunstjüngers Gemütsleben mehr und mehr alles tatsächlichen Inhaltes zu entleeren. Das eitele Bestreben, Manieren und Lebensformen, die er auf der Altenburg vorfand, sich anzueignen, verdunkelte selbst das Licht der Wahrheit in ihm und machte ihn bedenklich unsicher in der Richtung, der er bisher treulich nachgewandelt war. In den gefahrvollen Widerwärtigkeiten, die täglich zu Kaput auf ihn eindrangen, hatte er die klare Erkenntniß seiner höheren Lebensaufgaben keinen Augenblick aus dem Gesichte verloren. Jetzt wo er in Weimar seine Kunst in dem Brillantfeuer der höchsten, fast übermenschlichen Virtuosität der Leistung leuchten sah, ward er geblendet und schwankend in der Schäßung des Wahren. Auf der einen

Seite stand sein musikalischer Instinkt, der, durch bereits erworbene Erfahrungen gereift, ihm sagte, daß die Kunst gebunden sei an Formgesetze organischer Entwicklung; an schönes Ebenmaß der Teile eines Kunsterzeugnisses; an allgemein menschlichen, dem subjektiven Gutachten entsagenden Inhalt. Auf der anderen Seite sah er den Kultus der von Liszt so glanzvoll vertretenen persönlichen Willkür; seine sogenannte souveräne Verachtung des Gemeinen, ein Begriff, den derselbe sehr weit faßte; den er ausdehnte auf die ganze bisherige geschichtliche Entwicklung des musikalischen Stiles, indem er sich bemühte, in seinen Tonschöpfungen alles aufs sorgfältigste zu unterdrücken, oder doch zu verdecken und zu umschreiben, was nur an überlieferte Ausdrucksformen erinnern konnte: durch das Wesen solcher Kunsterzeugnisse, die originales und bizarres hart neben einander stellten, wahrhaften Gemütsgehalt und zeugende Fantasie rein aüsserlichen Klangwirkungen unterordneten, konnten denn selbst klare Köpfe und feste Karaktere, welche unter dem täglichen Einflusse jenes gefeierten Kunstkultus standen, in ihrem Anstreben und Erkennen des Wahren und Schönen sehr wohl schwankend gemacht werden.

Sigfrid verhehlte es sich keinesweges, daß er diesen übermächtigen Einwirkungen sich entziehen müsse, um sich nicht selbst völlig zu verlieren; nicht unrettbar sein Kunstideal, seine Zukunft zum Opfer werden zu sehen jener, der Natur und Wahrheit widerstrebenden Geschmacksrichtung, die man als musikalischen ‚haut goût‘ vornehm bezeichnete.

Nicht nur, daß er die schöpferische Fantasie unter den sengenden Sonnenstralen der Altenburg vertrocknen fühlte, fand er auch nicht einmal mehr den herzlichen Ton, in welchem die Seinigen es gewohnt waren, eingehende Berichte über seine Erlebnisse abgefaßt zu sehen. Die Briefe enthielten nichts, als die Aussprache eines zum größten Teile anempfundenen Pathos, das sich in vornehmen, gesuchten Phrasen von der Natur entfernt hielt und nicht selten in tändelnde Hohlheit und Leere versank. Selbst die aüssere Form der Briefe ward eine auffallend andere. Der karge Inhalt erschien eingerahmt von

überflüssig, unverhältnißmässig breiten weissen Rändern, nicht unähnlich den kurzen Handbillets, die Liszt zum Zwecke gelegentlicher Mitteilungen, Einladungen und dergleichen geselliger Anläße schrieb. In Sigfrids Augen brachten dieselben den Eindruck origineller vornehmer Form hervor. Er war schon nicht mehr weit entfernt von der ihm klar bewußten Gefahr, in Liszt völlig unterzugehen; wie ein leichtes Fahrzeug ohne Ballast von der Flut jenes Ozeans verschlungen zu werden: ein Schicksal, dem so viele junge Talente zum Raube geworden, ohne daß dem Meister deshalb eine Schuld beizumessen wäre. —

Die heimischen Lieben beobachteten die bedenkliche Veränderung nicht ohne Sorge und beschwerten sich endlich über das Inhaltlose der Briefe aus Weimar, welche obendrein seltener als vordem anlangten. Die gerechte Klage rief nichts Besseres hervor als unbilligen Trotz: ‚Wollt Ihr Eure Teilnahme meinen inneren Erlebnissen nicht mehr schenken, recht wohl! — so sperre ich dieselben in ein gewisses grünes Buch und Ihr begnügt Euch künftig mit kronistischer Aufzeichnung der alltäglichen dürren Begebenheiten.‘ — Das war der Inhalt der Antwort, welcher nunmehr eine vermeintlich im Kronistenstil abgefaßte Aufzälung von Tatsachen folgte, deren Eindruck die zurechtweisenden Antwortschreiben aussprechen:

Der Vater entgegnet: ‚Du bist doch ein pudelnärrischer Kerl, wenn Du glaubst, uns damit einen Tort anthun zu können, daß Du uns in regelmäßiger und ausführlicher Verbindung mit Deinen Erlebnissen erhältst und denkst im Stande zu sein, in dürrem Chronistenton zu berichten oder gar Deinen letzten Brief in diesem Stile gehalten zu haben. Eher würde der Maulwurf zum Sänger werden, oder die Nachtigall im Keller residiren, um Mäuse zu fangen, ehe Dir das gelingen könnte. Dein sprudelnder Geist, Deine frische und lebensvolle Fantasie werden sich nie verleugnen lassen und gerade dann emporschnellen, wenn Du sie absichtlich unter dem Daumen zu halten meinst. Eben Dein letzter Brief bestätigt mir diese gute Meinung und er hat uns gerade deshalb so große Befriedigung

gewährt, weil er uns unseren Sohn im Schlafrock und im Bratenrocke zeigt, zugleich aber verräth, wie wohl bestellt unter dem dritten Knopfloche es ist, und welch ein frisches Leben von dorther emporspringt. Wie kannst Du, wunderlicher Musikant, es uns denn auch nur einen Augenblick verdacht haben, daß wir gern an Deiner Hand die Kreuz- und Querwege, welche Du geführt wirst, mit Dir wandeln wollen? — Sind wir doch die Einzigen nächst Dir, die das Ziel Deiner Wünsche in Freude und Schmerz sich nahen oder wieder fern rücken sehen! — Und wie konntest Du, karger Dintenkleckser, es übel nehmen, daß wir den Briefbogen, den Du uns schickst, lieber vollgeschrieben empfangen, als in Form einer Visitenkarte! — Ist es nicht schon schlimm genug, daß wir auf so schmale Diät gesetzt sind und statt des lebendigen Wortes uns mit dem geschriebenen begnügen müssen? — Und Du willst uns die Hungercur noch verschärfen, indem Du uns auf großer weißer Bratenschüssel ein kleines Stück Brot reichst? — Konntest Du Dich wundern, wenn ich darüber knurrig geworden wäre wie ein abgemagerter Hund, nachdem endlich nur homöopathische Döschen erfolgten? — Dein letzter Brief nun hat unserem Heißhunger erquickende Befriedigung gewährt und Du kannst uns nicht mehr erfreuen, als wenn Du fortfährst, in ähnlicher Weise mit Deinem äußeren Leben uns in Zusammenhang zu erhalten?' —

Die Mutter aüssert: ‚Es schlagen hier fünf Herzen, in deren tiefuntersten Gründen fünf ‚grüne Büchlein' wohl verwahrt aufgeschlagen liegen, damit Du Deine Herzensergießungen hinein leiten könnest. Lasse ihnen fortan nur freien Lauf und — zweifle nicht! — sie werden verstanden werden und Deine zartesten Empfindungen werden mitgefühlt von Denen, die in Deinem offenen Vertrauen und Deiner innigen Liebe ihr Glück finden. Dein grünes Büchlein empfängt zwar geduldig Deine Worte; aber es versteht nicht ihren Sinn, noch hat es ein mitfühlendes Herz, welches jetzt bange hämmert, dann leise anklopft, nun wieder hoch aufspringt, jauchzt und vor Freude zittert: so scheint es mir, es könne Dir nur lieb sein, wenn

wir wünschen, jedes Fleckchen weißen Papieres, das Du sendest, mit Deinen Gedanken, Erlebnissen und Mittheilungen erfüllt zu sehen und zwar in der Dir naturgemäßen Weise, die von Herzen kommt und zu Herzen geht.' —

Die folgenden Berichte aus Weimar sind zwar ausführlich genug, allein in allen macht sich eine ungewohnte Kälte, ein auf aüsserlichen Schein gerichtetes Streben bemerkbar, dessen Ursache in den Verkehrsverhältnissen, tiefer aber wol begründet zu sein scheint in der Entleerung des Gemütslebens von idealischem Inhalte. Den verderblichen Einflüssen der Umgebung zu entfliehen und endlich eine lehrreiche Wirksamkeit zu gewinnen, welche zugleich nach langem vergeblichen Suchen zur Selbsterhaltung führen möchte: darauf beschränken sich die Wünsche, welche des jungen Musikers Herz dürftig genug ausfüllten. In welcher Weise diese Bestrebungen endlich zum Ziele führten, erfährt man durch einen langen Brief, der ganz den Karakter einer stilistischen Studie trägt. Der Brief zerfällt in vier ausführliche Teile, deren Inhalt je einen der gebraüchlichen Sätze einer Sonate vergegenwärtigen soll und auch durch die üblichen Titel, als ,Allegro', ,Scherzo', ,Adagio' und ,Finale' diese wunderliche Absicht ausdrücklich bestätigt. In den Zusammenhang der laufenden Darstellung gehört nur das ,Finale' jener Stilübung, daraus folgender Abriß genügt, um das Erforderliche mitzuteilen:

,Das Finale' — so heißt es — ,soll neue schlagende Gedanken bringen. Wie ist das anzufangen? — Nun, ich glaube, die Nachricht, welche ich in petto habe, wird Euch so neu und überraschend sein, daß Ihr vielleicht argwöhnen möchtet, ich erkiesete Euch zu meinen Düpen. Und dennoch werdet Ihr mir kaum glauben, wenn ich Euch bitte, Eure Briefe künftig — — Privatsekretär bei Liszt — nein! das bin ich nicht geworden. Auch nicht Portier beim Staatenhause in Erfurt. Aber Ihr dürft Eure Briefe nach Erfurt fortan getrost schicken. Denn ich kann Euch unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilen, daß ich — —. Indessen um durch Haüfung der Aposiopesen Eure Geduld nicht länger auf die Probe zu stellen, so laßt

mich denn etwas weiter ausholen, und erzälen, was Ihr längst wißt, daß ich hier mit zwei Freunden, einem Sänger und Maler, recht zusagenden Verkehr pflege. Ehe ich hieher kam, war der dritte im Bunde ein junger Musiker, Namens Karl Wettig, der nun notdürftig durch mich ersetzt wird. Ich bin auch sein Nachfolger in der Wohnung auf dem Horn und werde dieser Tage abermals seinen Platz einnehmen als Musikdirektor am Sommertheater in Erfurt. — Na! nun ist die Bombe geplatzt — hoffentlich, ohne Schaden anzurichten — wenn auch nicht ohne einige aufregende Verwirrung, die Euch vielleicht ganz gelegen ist. — Das Verfahren war das der Überrumpelung; hört! Mein Freund, der Maler, war drüben in Erfurt, um Wettig zu besuchen. Von dort zurückgekehrt, berichtete er, Wettig werde einen anderen ähnlichen Wirkungskreis seinem gegenwärtigen vorziehen und zum ersten Juli kündigen. Hei! — Wie ich zugriff! — Die Sache ward ganz insgeheim zwischen uns verabredet an Ort und Stelle, nämlich in Erfurt. Die Überrumpelung der Theaterdirektion gelang. Wettigs unverhoffte Kündigung setzte sie in jähe Verlegenheit. ‚Nur nicht ängstlich' — tröstete Wettig. ‚Ich habe einen vollgenügenden Ersatzmann' — nebenbei eine sehr gewagte Übertreibung! — Kurz der Kontrakt ward sofort vollzogen und — o Leichtsinn! — ich bin plötzlich unter die Haube der Frau Theaterdirektion gelangt, ohne recht zu wissen, wie das zugegangen und — was peinlicher ist — wie das ferner zugehen wird, was ich da unternommen: eine Stellung, die aus der Ferne betrachtet so viel widerstrebendes, ja gefahrvolles bei sich hat! — Wettig seufzt zwar über die oft unwürdigen Dienste, zu denen die Kunst zu mißbrauchen er willfährig die Hand bieten muß. Allein der Spiegel der Reinheit und tiefsittlichen Ernstes, den sein Wesen zeigt, ist durch halbjähriges Ziehen am Thespiskarren durchaus nicht getrübt worden. Auch sprach er sich lobend über die Komödianten aus; die meisten hielten sich in Grenzen anständigen Betragens, so weit der Hasenfuß, der ihnen aus der Tasche guckt, — eine Folge ihrer wechselvollen Taüscherei — dies zulasse. Ausserdienstlichen

Verkehr mit den Leuten hat Wettig absichtlich vermieden, aus Gründen der notwendigen leicht einzubüssenden Disziplin. Vorzüge dieser Gesellschaft sind es, dass zweimal monatlich regelmässig die Gagen gezalt werden; dass die Mitglieder mit der Theaterdirektion feste, nämlich schriftliche Kontrakte abschliessen; dass diese — nämlich die Direktion — Mittel genug besitzt, um eine selbsterrichtete hölzerne und obendrein schuldenfreie Theaterbude ihr eigen zu nennen u. s. w. Endlich ist die Truppe für einen Kreis bestimmter Städte, als Erfurt, Nordhausen, Sondershausen und andere, regelmässig fest angagirt. In Sondershausen gibt es eine vortreffliche fürstliche Musikkapelle, mit deren Hülfe grosse Opern aufgeführt werden können. Dort wird auch meine Gage erhöht, die sich vorlaüfig auf monatlich 20 bis 24 Thaler belaufen wird, je nach Gunst oder Ungunst — des Wetters! — In Erfurt ist das Sommertheater und die Einnahme diesen Einflüssen unterworfen. — Dass ich solchen Schritt getan, ohne Eure Beistimmung vorher mir zu erholen, werdet Ihr mit der Kürze der drängenden Zeit entschuldigen. Sollte Euch die Sache unlieb sein, so bin ich durchaus nicht gebunden, sondern kann laut Theatergesetz aller vierzehn Tage kündigen. Die Rücksicht, meine Selbständigkeit zu wahren; für mich selbst sorgen zu dürfen; in praktischen Dingen Routine zu erwerben, welche mich geschickt mache, grösseren Ansprüchen zu genügen: das hat mich bewogen, den Kontrakt anzunehmen. Nach Verlauf eines halben Jahres schon hoffe ich, mich nach einem würdigeren Wirkungskreise strecken zu dürfen.

‚Als ich Liszt von meinem Engagement erzälte, schloss er mich laut auflachend in die Arme, küsste mich auf beide Wangen und begrüsste mich als ‚Musikdirektor' und ‚Kollegen en plein air!' — Auch versprach er, mich in Erfurt zu besuchen. —

‚Am 16. Juli denkt an mich: da ist mein Debüt mit — und das ist ein guter Schluss vorstehenden Finales meiner Sonatenepistel — mit dem Singspiel: Fröhlich! — ‚Ungeheure Heiterkeit sei meines Lebens Regel' — und die Näselarie:

‚Mein liebes Kind, halt Dir hübsch gerade und echauffir Dir nicht zu sehr' — Grundsätze, welche ich mir bestens merken werde.' —

Die Mutter antwortete auf diese Nachricht u. a.:

‚Mein erster Gedanke, nachdem der stürmische Jubel, welchen Dein letzter Brief aus Weimar hervorgerufen, sich etwas gelegt hatte, richtete sich zu unserem Gotte empor, der alle, alle unsere Wege lenkt und leitet, sie seien noch so dunkel und verworren vor unseren Blicken, und der uns aus dem dunkelsten Labyrinthe endlich wieder an das Sonnenlicht seiner Freundlichkeit herausführt. Bleibe demüthig und schaue in allen Lagen des Lebens zuerst dankend zu Ihm empor, der stets mit Dir war und stets mit Dir bleiben möge!'

6.

Am Thespiskarren.

Erfurt.

Sobald die Theaterdirektion das Bewerbungsgesuch des neuen Musikdirektors angenommen und den Vertrag mit ihm vollzogen hatte, brach dieser von Weimar auf, um nach Erfurt überzusiedeln. Hier fand er bald eine am ‚Fischersand' gelegene zusagende Wohnung, vom Schauplatze seiner künftigen Tätigkeit nicht zu weit entfernt. So glücklich er sich fühlte, endlich einen Wirkungskreis sich erschliessen zu sehen, der ihn wenigstens nicht aus dem Zusammenhang mit der Kunst riß, wie jener in Kaput — ein ungetrübtes Glück war es nicht. Sigfrid machte hohe Ansprüche an seine eigenen Leistungen und verhehlte es sich keineswegs, daß dieselben weit zurückbleiben würden hinter den Anforderungen, welche an den Musikdirektor zu stellen die Leitenden dieser, wenn auch sehr untergeordneten Kunstanstalt völlig berechtigt seien. Sein Selbstvertrauen ward herabgedrückt durch das Bewußtsein so vieler Mängel und Lücken des oft unterbrochenen und unvollendeten Bildungsganges. Mit innerer Unsicherheit zum ersten Male sehr hausbackenen praktischen Pflichten genügen zu sollen, das war eben keine behagliche Vorstellung, zumal das Sängerpersonal wie die dünn besetzte Militärmusikkapelle, welche das Orchester

bildete, grossenteils nicht minder an Unfertigkeit litt und nicht wenige völlig unmusikalische oder talentlose Personen besaß, die ihre Schwäche durch pharisäische Selbstgefälligkeit widerwärtig zu verhüllen pflegten.

Solche Erwägungen beunruhigten den neuen Musikdirektor schon, bevor er noch eigene Anschauungen von seinem Wirkungskreise in der Nähe gewonnen hatte. Er beschleunigte seine Übersiedlung nach Erfurt, um in etwa vierzehntägigem Verkehr mit Wettig dessen Tätigkeit zu beobachten; Belehrung, Ratschläge, nützliche andere Vorteile von diesem sich anzueignen, um, so vorbereitet, nach des Freundes Rücktritt und Abreise dessen Nachfolge nicht vollends fremd antreten zu müssen.

Seinen Freund Wettig, eine offenherzige liebenswerte milde Natur — vormals einer der auserlesenen persönlichen Schüler Mendelssohns und im vollen Besitz umfassender künstlerischer Bildung —, diesen begleitete nun Sigfrid in jede Probe und Aufführung; beutete nach Möglichkeit dessen Bereitschaft aus, sich hülfreich und nützlich zu erweisen; lernte von ihm manchen Kunstgriff und praktischen Grundsatz musikalischer Leitung und belauschte auch die Art seines Verkehres mit den oft so schwierigen Menschen, an deren Spitze er gestellt war.

‚Die Hauptregel ist‘ — unterwies ihn Wettig —, ‚daß der Musikdirektor keine Schwäche zeige. Es gibt nicht Viele, die ihn zu beurteilen fähig wären. Ist er nun auch zartfühlend gegen sein Kunstideal, so darf er sich gleichwol nie die Blösse geben, einzuraümen, er habe an demselben sich einmal versündigt. Der Musikdirektor hat unter allen Umständen Recht und muß Recht behalten, es mag biegen oder brechen. Gibt er nach, so ist es um seine Autorität geschehen und mit ihr alles verloren. — Alle Menschen dürfen einmal irren — der Tivolikapellmeister nicht. Er allein ist unfehlbar wie der liebe Gott.‘ —

Im Munde einer bescheidenen, milden Persönlichkeit, wie sie in Wettig jedem unmittelbar nahe trat, hatten solche absolutistischen Grundsätze Gewicht genug, um nicht ausser Acht gelassen zu werden. Den Gegensatz zur inneren Unsicherheit und

zum Bewußtsein mangelnder aüsserer Geübtheit konnten sie freilich nur schroffer fühlbar machen.

Und nun gar die Eindrücke der ersten Probe, die Sigfrid als Beobachter erlebte! —

Bei hellem, brennenden Sonnenschein, vormittags elf Uhr, unter freiem Himmel stand Wettig an dem Pulte von unbehobeltem Holz vor der hölzernen Theaterbude — zur Linken und Rechten das kleine höchst mangelhafte Orchester auf Schemeln hockend — die Aktörs und Aktricen in nachlässiger Haltung und Kleidung teils auf der Bühne umherlungernd, teils im Garten schlendernd. Die Probirenden machten den Eindruck von Menschen, welche sich in hohem Grade gelangweilt fühlen, indem man sie zur Erfüllung einer leidigen Pflicht nötigt. Ihre Couplets und Opernpotpourris sangen sie mit schläfrigem tonlosen Ausdruck und zum Teil mit völlig versungenen schreiigen Stimmen. Der Zubläser deklamirte noch lauter, als er es in den nachfolgenden Aufführungen vor dem Publikum zu tun pflegte. Die Rollen waren schlecht gelernt. Haüfig mußte der Regissör, der mit dem Buche und der Zigarre auf der Bühne saß, nachhelfen:

‚Das haben Sie gar nicht; — das hat ja Fraülein Theodosia.‘

„Warum fällt denn die nicht ein?“ — war die mit ärgerlichem Tone hervorgebrummte Erwiderung des Basses, der sich geirrt hatte, ‚weil er wieder seine Rolle nicht kannte‘, wie der Regissör ihm vorwarf. — —

„Ihr werter Name, Graf Bukskin?“ —

‚Dummes Zeug!‘ — unterbrach der Regissör abermals ärgerlich lachend — ‚Graf Bukskin‘ habe ich doch zu antworten. Wenn Sie wissen, wie jemand heißt, werden Sie ihn doch nicht um seinen Namen bitten?‘ —

Von irgend welcher Aktion und Ordnung war in der Probe, der letzten dieses Stückes, keine Spur zu entdecken. — Das Orchester spielte ohrenzerreissend unrein und unsicher; klanglos verhallten die Töne in der freien Luft — ohne Schallbrechung; sogenannte Einlagen und Sprünge in den Stimmen führten

zu mancherlei bissigen Anmerkungen, welche Einzelne sich gegen Wettig erlaubten. Er beschwichtigte die Unzufriedenen durch milde Freundlichkeit, mit welcher er sie auf ihren eignen Nachteil verwies:

‚Wenn wir uns zanken‘ — sagte er mit liebenswürdiger Ruhe —, ‚dann dauert die Probe so viel länger.‘

Die Wahrheit leuchtete ein und man folgte schweigend, doch ohne Eifer zu zeigen.

Die unbeschäftigten Schauspieler trieben sich während der Probe im Garten umher; einige verspeiseten mit Appetit eine Butterschnitte oder Obst; andere verübten mancherlei Dummheiten, mit denen sie eine Aktrice belästigten, die eifrig ihre Rolle studirte; gelang es, ihr durch plumpe Spässe ein Wort des Unwillens zu entlocken, so erfolgte wieherndes Gelächter, in das zuweilen auch die auf der Bühne Probirenden einstimmten.

‚Ruhig da unten!‘ — rief mehre Male der Regissör dazwischen, ohne sonderlichen Erfolg zu erzielen.

Nicht die sengende Mittagssonne allein war die Ursache, daß dem auf einer der Bänke des Zuschauerraumes sitzenden Beobachter der Schweiß aus allen Poren hervorbrach. — War dies das hohe Ziel seiner künstlerischen Bestrebungen, nach welchem er Jahre lang mit heissem Verlangen und angestrengtem Eifer gerungen und gebangt? —

Der Vater hatte ihm geschrieben: ‚Du befindest Dich unter Menschen, bei welchen in unserem nüchternen praktischen Zeitalter fast allein Poesie und Romantik noch eine Zufluchtstätte finden, und wenn diese auch oft in grotesk fantastischer Auffassung erscheinen und einherschreiten, so läßt sich doch daraus gerade ein Schatz frischen Humors gewinnen, und das Leben wird Dir nach kurzer Zeit schon Seiten erschlossen haben, welche Dir Früchte für alle Zukunft verheißen. Darum halte aus, bis Du Deine Thätigkeit nach allen Richtungen ausgebeutet hast. Zu Deiner weiteren theoretischen Ausbildung wird Dir dann immer später noch Zeit bleiben.‘ —

Poesie und Romantik!! — Der Theaterdirektor bezeichnete selbst sein Unternehmen als sein ‚Geschäft‘! — Der

zweite Paragraph der gedruckten Theaterordnung begann: ‚Bei einer wirklichen Krankheit, welche sich das Mitglied in meinem Geschäfte zugezogen‘ — u. s. f. — Und den Stempel des Geschäftes trug nicht nur das ganze Unternehmen, sondern auch die Einzelnen betrachteten ihre ‚Dienstleistungen‘, wie § 18 der Theaterordnung sich ausdrückt, lediglich als bezalte Arbeit, die man verrichtete, weil man sich dem Geschäfte einmal verkauft hatte. Sonderliche Unbequemlichkeiten und Plagen, wie sie anderen Lebensstellungen und Tätigkeiten eigen sind, brachte das Theatergeschäft nicht viele mit sich. Reich machte es zwar auch nicht. Aber man verdiente doch genug, um zu leben und gewöhnlich ganz vergnüglich zu leben. Auf solchen sittlichen Grundlagen war denn freilich von Poesie und Romantik ebenso wenig zu entdecken, als von künstlerischem Bewußtsein oder gar Begeisterung für ein höheres Ideal, als dasjenige materiellsten Lebensgenusses. Mit landlaüfigen witzlosen Redensarten, welche den Possen und Couplets entlehnt waren, spotteten diese Vertreter modernen Vagabundentums jede Regung des Bewußtseins ihrer sittenverderblichen und den Geschmack des Publikums untergrabenden Tätigkeit leichtsinnig hinweg.

‚Ob Christian oder Itzig,
's Geschäft bringts 'mal so mit sich‘ —

sagten sie; oder:

‚Was gemacht werden kann, wird gemacht‘. —

In solcher Gesellschaft denke man sich nun den jugendlichen Idealisten, und man wird die Eindrücke, welche seine ersten Beobachtungen auf ihn machten, sich unschwer vergegenwärtigen können. Kaum begreift man es, daß er dem leicht zu durchschauenden widerwärtigen Treiben nicht unverzüglich den Rücken kehrte und dem ersten Antriebe folgte, weit, weit hinwegzufliehen. Er tat es nicht. Auch ohne des Vaters ausdrücklichen Wunsch hätte er ‚ausgehalten‘ und wäre es auch nur aus dem Grunde geschehen, den Schein karakterlosen Hin- und Herschwankens zu vermeiden. Allein die endlich erlangte Selbständigkeit; das Lehrreiche einer praktischen ersten Wirksamkeit, mochte sie auch mehr widerstrebendes als fesselndes für ihn

haben: diese und andere Erwägungen bestimmten ihn nicht nur zum Ertragen des Demütigenden, sondern beflügelten sogar seinen schwer niedergedrückten Mut. Er fühlte sich wie befreit aus dem Banne der Ungewißheit, und indem er sein Vertrauen setzte auf das nunmehr nahe gerückte Erscheinen seines ersten Werkes in der Öffentlichkeit und zugleich sich reichliche Früchte versprach in Dingen praktischer Kunstpflege als Dirigent, so gab er sich anfangs wieder der ungemessensten Freude hin und schrieb in diesem Sinne an die Eltern:

‚Ich kann Euch das Vergnügen machen, zu gestehen, daß einer Eurer vier grossen Jungen sich glücklicher fühlt, als es seit langer, langer Zeit von ihm zu rühmen war. Du vergleichst, lieber Vater, meine gegenwärtigen Unannehmlichkeiten mit denen, welche in Kaput mich bankrott machten. Du hast Recht: die jetzigen haben viel bedeutendere materielle Schwierigkeiten für mich, als jene. Deshalb fürchtest Du, ich würde mich alsbald aus dieser Situation nach bequemeren Zuständen zurücksehnen. Ich bin aber froh, versichern zu dürfen, daß dies mir sehr unwahrscheinlich vorkommt; die Umstände müßten sich denn wenigstens um 99 Prozent schlimmer entwickeln, als ich es bis jetzt erwarte. In Kaput war ich völlig wie auf den Sand gelaufen, ein trostloser Robinson, der nirgendwo das weisse Segel zu entdecken vermochte, welches ihn hätte wieder flott machen können. Dort lernte ich ja gar nichts anderes, als mich über nichts mehr zu ärgern — über nichts mehr zu freuen — höchstens nur über jenes weisse Segel der endlichen Rettung! — Dort mußte ich zuletzt notwendig Misanthrop werden und hatte als ersten Imbiß die bittersaure gelbe Zitrone jenes Elendes bereits zu kosten bekommen — ihre Farbe hatte sich ja schon sogar über mein ganzes Leben ergossen. — In meiner gegenwärtigen Posizion ist die Sache denn doch sehr verschieden: Ärger gibt es auch hier zwar mehr, als — Kalbfleisch. Aber dieser Ärger verhärtet nicht das Herz, wie stockigen Kohlrabi, gleich jenem unfruchtbaren täglichen Verdruß über meinen Pegasus mit dem Stierrücken im fauligen Stalle zu Kaput. —

‚Ein Romanschreiber würde es kaum wagen, dem Schauplatz jener Erlebnisse den Namen ‚Kaput' zu geben, so treffend und naheliegend ist derselbe! —

‚Der Musikdirektorenärger ist dagegen heilsam, weil er gewandt macht und routinirt: ich verlasse schon jetzt keine Klavier- oder Orchesterprobe, keine Aufführung, ohne etwas gelernt zu haben — ja! wäre es auch nichts weiter, als eine Grobheit, die ein Sänger, eine Soubrette oder ein Orchesterspieler mich gelehrt. Ihr glaubt es kaum, wie nötig es sei, stets eine Blumenlese von Grobheiten bei der Hand zu haben und die passende allemal den Eseln zu appliziren, daß sie Respekt kriegen vor des Musikdirektors ‚feiner Bildung' und Überlegenheit. — Das muß gelernt werden — denn ich bin in dieser Verkehrsform noch ein Stümper — und nirgendwo ist die Gelegenheit dazu günstiger als hier.

‚Dies sind die Lichtseiten meiner Stellung! — Unter den Schattenseiten tritt das jämmerliche Repertoir hervor, welches für die Sommermonate nur nichtswürdige Judenpossen, schlechte Singspiele und Schneiderfarcen umfaßt: Polkamusik und ähnlicher Straßenkehricht: Potpourris, welche duften wie ein zehnjähriger holländischer ‚Päperpott' — NB. ohne Päper; — eine wahre Pandorabüchse — ein hundert Jahre lang nicht geraümter Augiasstall. Aber meine landwirtschaftlichen, in Kaput gesammelten Erfahrungen trösten mich: dieser Dünger macht den Boden mir fruchtbar, auf welchem später mein Weizen einmal blühen mag, wenn er will. Solche Liederspiele oder besser liederlichen Spiele — sind schwieriger zu dirigiren, als eine rechtschaffene Oper mit tüchtigen Mitteln. Man wird hier alert und sicher wie ein Nachtwächter bei Euch nach Einführung der neuen Städteordnung. Wegen des unaufhörlichen abstrusen Tempowechsels der Potpourris; wegen der verschmierten, verklebten und zerrissenen Partituren; wegen der haüfigen Unterbrechung des Gesanges durch Stichwörter, die oft mit drei verschiedenen Farben korrigirt und verkritzelt sind; wegen der haüfigen Einschübe und Auslassungen kann man tausend Irrtümern gar leicht verfallen, von denen schon z. B. das

Übersehen einer, mit schwachem Bleistift angemerkten Fermate genügt, um heillose Verwirrung anzurichten. Ohne den Kopf oben zu erhalten, ohne die prompteste Gegenwart des Geistes und aller Sinne, ohne die derbste Kürze des Verfahrens wird dieser Aufgabe gegenüber auch der genialste Musiker in den ersten 32 Takten bankrott. — So könnte ich noch viel andere Schattenseiten aufdecken, Schattenseiten, die das ethische und kulturhistorische Gebiet betreffen — doch wozu? — Die rein musikalischen Vorteile müssen mir jetzt alles Mangelhafte und Bedenkliche aufwiegen; nämlich praktische Routine nach ebenso viel Richtungen hin, als sie mir bis Dato verschlossen war und zu deren erwünschter Erlangung mein Wirkungskreis mir die Wege eröffnet. Bei meinem Mangel an solchen Fertigkeiten beruhigt es mich einigermaßen, daß der Theaterdirektor, ohne an musikalische Gaben und Urteil irgend welche Ansprüche machen zu können und zu wollen, dennoch für die Ausführung des musikalischen Teiles seiner Darstellungen alle Verantwortung übernimmt. Er bestimmt nach Zeit und Umständen die Anzal der erforderlichen Proben; setzt dieselben an, ohne etwaigen Einspruch des Musikdirektors zu berücksichtigen; muß dafür aber auch mit dem zu Leistenden zufrieden sein, mag es gut oder schlecht geraten. Wettig erzält mir, er habe von jener Seite nie ein Monitum bekommen, wenn die Musik auch skandalös-unvollkommen zu Tage gebracht worden sei. Für einen Anfänger wie mich ist das denn tröstlich genug. Sehr viel wert ist es mir, daß ich, so lange Wettig noch die Leitung in Händen hat, jeder Probe und Aufführung beiwohnen, hie und da einhelfen und so ziemlich erschöpfende Blicke tun darf in das rein Technische meiner Aufgabe. — Was die moralische Klippe betrifft, welche solches Fahrwasser oft gefährlich machen soll, so hat Wettig diese für mich auch bereits umschifft, indem er die Sänger und namentlich die Sängerinnen daran gewöhnt hat, dem Musikdirektor stets drei Schritte vom Leibe zu bleiben; ohne denselben abstossenden Stolz entgegenzusetzen, beobachtet er nämlich im dienstlichen Verkehr — ausserdienstlich kommt es überhaupt zu keinem solchen — stets eine mit artiger

Höflichkeit gepaarte vornehme Feierlichkeit des Betragens, das alle vertraulichen Annäherungen ihrerseits ausschließt und damit zugleich jede Art der Zudringlichkeit, die gar leicht in Flegelei ausartet. Im ganzen machen aber die Leute einen leidlich anständigen Eindruck. Der Regissör, Schwiegersohn der Direktion, kann sogar allenfalls mit einem ‚dandy-lion' rivalisiren, so geschniegelt und fashionable geht er einher. Ohne Zweifel lassen sich der Stellung auch humoristische Seiten abgewinnen. Ich will es versuchen. Denn ohne einen gewissen Galgenhumor wird mir das Ertragen steten inneren Rebellirens gegen den Mißbrauch der schönen Kunst nicht leicht fallen, da ich in musicis bekanntlich anspruchsvoll bin.

‚Der Aufenthalt in Weimar hat in dieser Richtung mich vollends verwöhnt. Das ist mir gestern wieder klar geworden, da Liszt hier war, um sein mir gegebenes Versprechen zu lösen. Ohne jede Begleitung kam er, Wettig und mich zu besuchen. Ich befand mich eben in der entlegenen Wohnung des lieben Freundes. So kostete es Mühe, uns zu finden. Liszt hatte aber auf den weiten staubigen Irrwegen — trotz der heissen Stunde — seine gute Laune glücklicherweise nicht verloren, war vielmehr liebenswürdiger denn je und ließ es sich in unserer Gesellschaft bis zum Abend behagen. Wir mußten ihm den unerquicklichen Schauplatz unserer Wirksamkeit zeigen, der ohne Menschen in greller Sonnenbeleuchtung so öde und ärmlich und langweilig da lag, daß ich mich seiner tief schämte. Liszt mochte diese Regung bemerkt haben. Er ergoß sich in witzigen Vergleichen und wohlwollendem Scherz über diese karikirte Kunstarena und das wüste, untergeordnete Treiben in derselben, daß uns die Sache nur in dem spaßhaftesten Lichte erschien und wir alle Drei in zwerchfellerschütterndes Lachen ausbrachen. — Liszt ist eben mit dem Einstudiren der neuesten Oper von Richard Wagner beschäftigt, die zur Feier des Geburtstages Goethes in Weimar ihre erste Aufführung erleben wird. Sie heißt Lohengrin. Es kostet unglaubliche Anstrengungen, die exorbitanten Ansprüche zu befriedigen, welche Wagner in dieser Riesenoper an Sänger, Orchester, Dirigenten, Maschinisten und

selbst auch an das Publikum machen soll. Raff erzälte mir schon haarstraübende Einzelheiten davon. Eine Baßklarinette — ein nagelneues Instrument — hat Liszt z. B. dazu aus Paris verschrieben und einen vortrefflichen Geiger veranlaßt, mit der Behandlung derselben sich vertraut zu machen. Den Bariton, Herrn von Milde, hat er zu Manuel Garcia geschickt, um durch diesen Gesangmeister ihm die Partie des Telramond, oder wie er heißt, einstudiren zu lassen. — Im Rückblick auf dieses großartige Kunsttreiben beurteilte Liszt nun unsere Tivoliaufgaben. — Da muß man denn wol lachen. Übrigens ladet Liszt alle Musiker von Strebsamkeit zu der Aufführung ein, deren er irgend habhaft werden kann. So bestand er auch eindringlich darauf, daß ich zur Aufführung nach Weimar herüberkommen solle und will es sogar übernehmen, mir den erforderlichen Urlaub von meiner Direktion durch persönliche Verwendung nötigenfalls zu erwirken. Es scheint, daß wir jüngeren Musiker bei Geburt des Wagnerschen fremdartigen Kindes behülflich sein sollen, dem Publikum gegenüber es zu legitimiren. ‚Was gemacht werden kann, soll gemacht werden' — mehr nicht; denn ‚wider das Gewissen zu handeln ist nicht ratsam', wie ich einmal gelesen habe. —

‚Auf alle Fälle freue ich mich, am 28. August wieder einmal mit Liszt persönlich in Berührung zu kommen. Könntet Ihr nur einmal in seiner Nähe sein! — Es ist wunderbar, wie er alles an sein magnetisches Herz zieht und in Sonnenhöhen hinaufwirbelt, in deren Glut man fürchten könnte, sich die Flügel zu versengen. Ich muß fast besorgen, daß die meinigen in jenen Regionen bereits erlahmt sind. Auf Liszts ermutigenden Antrieb begann ich in Weimar, an einer Sinfonie für grosses Orchester zu arbeiten. Allein es wollte nicht nach Wunsch gelingen. Ich habe die Skizzen verworfen und vernichtet und vorerst von jeglichem Produziren ganz abgesehen. Es fehlt mir nicht allein die nötige Musse und geistige Ruhe, sondern ich fühle auch deutlich die Symptome einer Übergangsphase meiner Entwicklung, wo es stets besser ist, den Acker brach zu legen und ihn — wie Hugo das nennt — zu

‚guistfalgen‘*). Schon in Weimar spürte ich das; vermochte oft mit dem besten Willen nicht zu schaffen, ohne das Entstandene alsbald wieder zu vernichten.

‚Ich dachte an Liszt — und kam mir schal und langweilig vor mit allem, was mir einfiel und was ich sonst wol für wert gehalten hätte zu sagen. Ist diese Wirkung in mir erst überwunden, so wird es wol besser gehen. Vielleicht gewinne ich wieder etwas mehr Respekt vor mir selbst, gegenüber der Sorte von Kunst, die man so zu nennen bei der Tivoligesellschaft sich nicht entblödet. —

‚Auf diese Leute schien die vertrauliche Verkehrsweise, deren Liszt Wettig und meine Wenigkeit würdigte, nicht ohne Eindruck zu bleiben. Die Wahrheit ist, daß sie uns von weitem wie scheu beobachteten und die Köpfe zusammensteckten. Auch der hiesige Musikalienhändler K., der sich beim Abendbrote zu uns gesellte, war voller Hochachtung und ersuchte mich submissest um die Gefälligkeit, ihm für sein Sammelwerk ein Orgeltrio zu schreiben. Ich habe das heute morgen sofort getan und ‚grossen Dank‘ dafür geerntet — weiter freilich nichts. Aber er wird es drucken, sobald der passende Raum da ist.‘

Am 15. Juli reisete Wettig ab. Mit Wehmut sah der Zurückbleibende den Freund scheiden. Er hatte eine Stütze in ihm gefunden; an seinem milden Ernst und seiner stillen Sicherheit sich emporgerichtet. Von jetzt an mußte er diese Hülfe missen. Jetzt war er beschränkt auf die eigne Tatkraft, die eigne Gegenwart des Geistes, das eigne taktvolle Benehmen in und ausser dem fremdartigen Dienst und Verkehr. Nachdenklich, schwergeherzt und langsam, bewegte er sich nach seiner Wohnung zurück, nachdem der brausende Wagenzug den geliebten hülfreichen Freund auf dem eisernen Schienenwege hinweggeführt hatte. Die alte Zweifelsucht schlich sich wieder in das zagende Herz. Der Gedanke an seine nunmehr beginnende selbständige Tätigkeit erfüllte ihn mit Mißbehagen, Unmut, ja mit Bitter=

---

*) Fettpflügen — ein Verfahren der Bewirtschaftung schweren Marschbodens.

keit: ‚Habe er denn überhaupt irgend welchen berechtigten Anspruch, die Kunst hoch zu halten? — Was vermöge er für sie zu tun? — Was habe er je für sie tun können?‘ — Und dennoch raunte ihm die Eigenliebe zu, er werde die Kunst, werde sich selbst erniedrigen, indem er im Begriffe stehe, seine künstlerischen Gaben in den Dienst des Gemeinen, Unsittlichen hinabzustellen! —

So erreichte er seine Wohnung. Auf dem Tische lag ein Packet aus Leipzig. Milden Trost, neuen Mut strömte der Inhalt ihm in die Seele: es waren die Korrekturblätter seines Klavierwerkes; des ersten Zeugnisses, mit welchem er seinen künstlerischen Beruf vor der Öffentlichkeit darzutun sich anschickte. Beim Anschauen der Blätter trat ihm das Vergangene lebhaft in die Erinnerung — aber auch in die Zukunft schweiften seine Gedanken.

‚Ich kann Dir keine Beschreibung geben‘ — schrieb er — ‚von dem eigenen Gefühle, das diese vielen schwarzen Augen mir in die Brust gossen. Es war wie eine Freude im Traum, die nicht hell aufjauchzen kann: da standen meine Gedanken in schwarzen Noten gefesselt — wie am Pranger! — gewärtig von jedem Gassenbuben mit Kot besudelt zu werden! — O Gott! — — Wenn jene frostigen Krittler nur einen der warmen Pulsschläge zu fühlen vermöchten, deren tausende dieses kleine Firmament schwarzer Sterne auf das Papier gehämmert; durch den Grabstichel des Stechers in die eherne Tafel gegraben haben! — Aber mögen sie vornehm die Achsel zucken; die kritische Nase prinzipvoll rümpfen; mag der armselige Janhagel mit dickem Blechschädel an diesem meinen partiellen Ich vorüberrennen, ohne es zu beachten: ich weiß, was ich gegeben, ist kein Erzeugniß eitler Selbstgefälligkeit; ich gab was ich empfangen, so gut ich es vermochte; und sollte es sein frühes Grab finden im Staube der Rumpelkammer einer Verlagshandlung, so wird nicht der Unwert, sondern das launenhafte Geschick sein Totengräber sein.‘ —

Der Wunsch, den Vater an dessen nahem Geburtstage mit einem fertigen Exemplar des Werkes zu überraschen, konnte

nicht erfüllt werden, da erst mehre Tage nach diesem Familienfeste die Ausgabe vollendet aus der Presse hervorgieng. Am ersten August traf die Sendung der üblichen Autorexemplare in Erfurt ein. Sigfrid beeilte sich nunmehr, an Robert Franz, dem das Werk gewidmet war, und an den Vater Exemplare gelangen zu lassen. In dieses schrieb er folgende Verse aus Goethes Tasso:

,Wenn Ihr zufrieden seid, so ists vollkommen,
Denn Euch gehört es zu in jedem Sinn. —
Betrachtet' ich den Fleiß, den ich verwendet;
Sah ich die Züge meiner Feder an;
So konnt' ich sagen: dieses Werk ist mein.
Doch seh' ich näher an, was dieser Dichtung
Den innern Werth und Würde gibt;
Erkenn' ich wohl, ich hab' es nur von Euch. — —
Du warst allein, der aus dem engen Leben
Zu einer schönen Freiheit mich erhob;
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freiheit gab, daß meine Seele sich
Zu muthigem Gesang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn, denn Euch gehört es zu.'

Ein begleitender Zettel sagt:

,Hier ist das Versprochene endlich — endlich! Schreiben kann ich heute nichts weiter: ich habe zu viel zu tun, sonst würde ich Euch die Stelle aus Tasso ins Sigfridsche übersetzt haben. So müßt Ihr dieses Geschäft schon selbst besorgen. — Hoiho! — Euer — Brrr! —

,P. S. Grüßt Tante Fischers rechte Schulter!' *)

Aus dem Antwortschreiben der Schwester:

,Du hast jetzt errungen, worauf so lang Dein Streben gerichtet war: Deine Gedanken, die Dir tief aus dem Innersten

---

*) ,Tante Fischer' war Jedermanns ,Tante', die inkarnirte kleinstädtische Klatschsucht. Auf der rechten Schulter trug sie einen Höcker, der das Hexenhafte ihres Wesens recht zum Ausdrucke brachte. Daß Sigfrid bei Übersendung seines ersten Werkes an diese Vertreterin einer engherzigen öffentlichen Meinung dachte, ist begreiflich genug.

Deines Herzens hervorquollen, sie stehen jetzt klar auf dem Papier und wanken nicht mehr; sie halten fest zusammen und werden wie Apostel in alle Welt hinausziehen, um ihrem Herrn und Meister zu dienen. — Ach! mit welcher Freude, mit welchem Jubel haben wir Dein Opus 1 begrüßt! — An einem Sonntagsmorgen gerade ward es uns zu Theil und vom Vater mit vor Erwartung zitternden Händen aus seiner Hülle hervorgezogen. Da lag es in lebendiger Wirklichkeit vor uns — und Dein Name steht mit großen gedruckten Buchstaben darauf! — Die Bahn ist nun gebrochen. Möge der gütige Gott seinen Segen dazu verleihen! — Alle, die hier ein wenig klimpern können, haben freilich ihre schwachen Kräfte daran scheitern sehen. Leider ist Johannes verreiset, sonst hätte er schon tüchtig daran geübt. Dein wohlwollender Freund, der Herr Assessor, Ulys Vater, war da und schien sich sehr für das Werk zu interessiren. Er versuchte sich sogleich daran, doch ließ bald davon ab und meinte, es sei eine Verhöhnung, da er den vorgeschriebenen Tempo's nicht gleich gerecht werden könne; sein Spiel gleiche dem Buchstabiren eines Goetheschen Gedichtes! — Er hat das Heft mitgenommen, um es gehörig zu studiren und dann es zum Besten zu geben. Wäre doch Karl hier. Der bewältigt es gewiß. — Die Worte, die Du auf das Titelblatt geschrieben, preßten mir Thränen aus; so wahr und treffend sind sie, als sprächest Du selbst aus, was Dein Herz bewegt. Deswegen haben wir auch die Übersetzung des Goetheschen ins Sigfridsche keineswegs vermißt.'

Die Mutter aüssert:

‚Möchte der beste Segen des allgütigen Gottes es begleiten, daß die Musik so wohlthuend in die Ohren der Hörer einziehe, als die schönen Worte des Tasso in unsere Herzen eingedrungen sind, welche in Liebe mit dem Deinigen fest verwachsen. All die tausend kleinen schwarzköpfigen Figürchen tanzen aber noch wie stumme Hieroglyphen vor unseren Blicken, da Niemand im Stande war, das Ganze fertig darzustellen. Ach! könntest Du uns doch die fremde Sprache Deiner Seufzer, Gedanken und tiefsten Gefühle verdolmetschen, oder gar Deinen

Liszt uns herschaffen, daß er es uns vorspielte und Du, neben mir sitzend, Aug' in Auge den Kommentar dazu gäbest. Sage dem herrlichen Manne meinen dankbarsten Gruß, worüber er sich nicht wundern wird, wenn er das Herz einer Mutter kennt.' —

Der Vater dankt ‚für dieses theure werthvolle Angebinde'. ‚So bin ich noch nie beschenkt worden' — sagt er. — ‚Eine solche Fülle von Ideen, Wünschen und Plänen, wie das Deine in meinem Herzen kann ein Geschenk kaum jemals aufgeregt haben. Und erst jetzt, da Dein Werk vor mir liegt, erkenne ich es deutlich, welchen entscheidenden Einfluß auf Deine ganze Zukunft zu üben dasselbe bestimmt ist. Möge denn die Vorsehung den Fleiß belohnen, den Du auf die Arbeit verwendet, und Dein Talent gebührende Anerkennung finden. Es wird nun darauf ankommen, daß alle Mittel und Wege, die zur Verbreitung des Werkes beitragen können, ohne Ausnahme angewandt werden, und zu dem Ende wird Deine ausgedehnte Bekanntschaft bestens zu verwerthen sein. Es hängt von dieser Arbeit, der ersten, gar zu viel ab.' —

‚Du scheinst, lieber Vater, zu viel Gewicht zu legen' — erwiderte der Verfasser — ‚auf den unmittelbaren Einfluß für die Gestaltung meiner Zukunft. Ich bitte Euch, lassen wir uns nicht gefangen nehmen von einschmeichelnden Illusionen menschlicher Eitelkeit. Ein erstes Werk wird vom Publikum als Erstlingsprodukt gewöhnlich mit wohlwollender Toleranz hingenommen — vorausgesetzt, daß die sogenannte Kritik es gelobt hat. Im entgegengesetzten Falle berücksichtigt man es gar nicht. Die Zal derer, welche das Gute in der Kunst selbständig zu beurteilen vermögen, ist notwendig eine sehr geringe. Die meisten Spieler und Kaüfer sind meinungslos und müssen auf das Wahre mit der Nase gestossen werden, um es nur zu bemerken. Jene wenigen aber können das Kraut nicht fett machen. So ist denn von einem grösseren Erfolge einer ersten Arbeit überhaupt nur selten einmal die Rede. Einstweilen läßt man sie im Verlagsmagazin zeitigen. Erscheinen nun von demselben Verfasser nach und nach mehr anerkennenswürdige Arbeiten,

so erweitert sich langsam sein Publikum. Endlich kommt wol auch die Zeit für seine früheren vergessenen Werke; ja vielleicht wundert man sich sogar, daß diese so lang unbeachtet bleiben konnten: Also keine Illusionen! — Denn mein Werk kommt den Anforderungen der Gegenwart keineswegs entgegen. Selbst bei Euch, den willigsten mildesten Beurteilern, fürchte ich damit auf Schwierigkeiten nicht nur der Ausführung, sondern auch schnellen Verständnisses zu stossen, und wenn Johannes Euch die Sache sollte mundgerecht machen können, so werde ich ihm meinen ehrerbietigen Seindiener nicht versagen. Deshalb wiederhole ich: keine Illusionen! —

‚Aber auch den Mut nicht verloren, falls dieses spröde Opus nicht gleich zünden sollte. Gelingt es mir einmal, das Publikum mit meiner Musik zu befreunden, so habe ich die zuversichtliche Hoffnung, daß auch mein erstes Werk sich Freunde erwerben, daß es nicht zu Makulatur werden wird. —

‚Daß der Herr Assessor meiner Arbeit die Mühe des Studiums ihrer nicht geringen technischen Schwierigkeiten widmen will, erfüllt mich mit grosser Freude und ich fühle mich geehrt durch das Interesse eines so tüchtigen Musikfreundes.

‚Zur Förderung der Verbreitung aber kann ich meinerseits wenig oder gar nichts tun. Mehre Bekannte habe ich auf die Ausgabe aufmerksam gemacht. Das ist aber auch alles, was mir der Anstand gestattet. Denn Ihr werdet doch nicht wünschen, daß ich — wie es manche machen sollen — Kritiker bezale; selbst eine Kritik über mich schreibe, oder gar etwa als fliegender Buchhändler mit meinem Machwerke hausiren gehe, den Leuten meine Waare wie ein Weinreisender aufdringe; wenn sie ablehnen, trotzdem lediglich ‚zur Ansicht' ein Exemplar liegen lasse und nachher die Rechnung schicke! — Ich könnte einen gewissen Musiker namhaft machen, dem man ein solches Verfahren nachsagt. Genützt hat es ihm in keiner Richtung. So müssen wir diese Sorge der Zukunft anheimgeben und uns keine Illusionen machen, die ja ganz sicher trügen, wie wir so oft schon erfahren haben.'

Karl schreibt einige Wochen später:

‚Liebster Musikant! Ich stehe soeben vom Einstudiren Deines Opus 1 auf, dem ich jetzt jeden zu erübrigenden Augenblick widme. Ich habe die Freude, allmählich auch des letzten Satzes Herr zu werden, und komme dahinter, daß, wenigstens so weit ich sehe, dieser letzte Satz der bedeutendste an Erfindung ist; doch auch dahinter komme ich, daß man erst dahinter kommen muß; aber daß auch die anderen Sätze in ihrer Bedeutung nicht so nackt auf der Hand liegen, sondern daß jene tiefer steckt. Deshalb haben die Musikgelehrten und Pharisäer in der Heimath das Werk nicht goutiren können. Denn es ist Niemand da, der das Ding nach seinem ganzen Umfang durchdränge und es den Anderen verständlich zu machen wüßte. In einem kürzlich eingetroffenen Briefe schreibt unser Vater mir, Johannes spiele das Werk auswendig und habe es neulich in einer kleinen Gesellschaft mit Beifall vorgetragen. Übrigens habe der Assessor dort geflissentlich überall ausgebreitet, es sei ‚gar nichts daran; lauter Schund'. Sein übereilter Vergleich mit einem Goetheschen Gedichte scheint ihm denn schnell genug abhanden gekommen zu sein.

‚‚Ich warte nur' — sagt Vater ergrimmt —, ‚daß der alte Schwätzer mir in den Wurf kommt, um ihm meine Meinung unter die Nase zu reiben.' — Ist das nicht sehr schlimm? — Ich dächte, Du stecktest das Componiren nach solchem Mißerfolg lieber ganz auf. Indessen ohne Scherz! — ich unterstütze Vaters Wunsch, daß doch eine Recension erscheinen möchte, um dem urtheilslosen Geschwätze damit entgegenzutreten. Dagegen theile ich Vaters Annahme durchaus nicht, als ob von einer Recension Dein Ruf, Deine ganze Zukunft abhinge.' —

Sigfrids Wesen straübte sich kräftig gegen das Ansinnen, auf die öffentliche Meinung über seine Arbeit irgend welchen Einfluß geltend machen zu sollen, oder eine Besprechung derselben zu beschleunigen. Er beschränkte sich darauf, vom Verleger in Erfahrung zu bringen, daß die Versendung an die Musikalienhandlungen und Zeitungsredaktionen um mehre Wochen verzögert worden sei. — Bald nach der erfolgten Versendung

zeigte ein gelesenes musikalisches Blatt das Werk unter denjenigen Novitäten an, welche Beachtung zu verdienen schienen. Eine besondere Beleuchtung blieb vorbehalten. — Der Assessor hatte das Blatt, welches jene Anzeige pure brachte, unverzüglich an den Ratsherrn, Sigfrids Vater, gesendet mit der Anmerkung, man sehe leider, daß die Arbeit des Sohnes einer aufmerksameren Beachtung nicht wert gehalten werde. Sollte indessen wider Erwarten eine Rezension erscheinen, so erbitte er sich dieselbe zur Einsicht. Der Ratsherr, welcher unter dem verstimmenden Einfluß eines schmerzhaften hartnäckigen Flechtenübels litt, gab sich keine Mühe, seinen Verdruß über jene schadenfrohe Mitteilung dem alten schwachköpfigen Freunde zu verhehlen und hielt ihm seine Doppelzüngigkeit vor mit der Zusicherung, ihm Rezensionen nur zukommen lassen zu wollen, wenn sie schlecht genug seien, um des Herrn Assessors Beifall finden zu können. Der Briefwechsel spann sich in diesem Sinne weiter fort und endlich verlangte der Assessor Genugtuung.

‚Daß Euch mein Opus zu schaffen machen werde' — schrieb Sigfrid —, ‚habe ich gefürchtet. Nicht aber konnte ich voraussehen, daß eine so leidenschaftliche Fehde zwischen zwei alten Freunden sich anspinnen würde. Also Genugtuung fordern der Herr Assessor von meinem armen geplagten Alterchen? — Hat er denn schon die Waffen bestimmt? — Könntest Du doch ‚ohne Binden und Bandagen losgehen', ich glaube, Du stelltest Dich mit Freuden. Wer wird denn sekundiren? — Etwa Dein Arzt, der Dr. Stein? — Doch nein! — Dessen bist Du gewiß herzlich satt, da er so lange Dein Sekundant mit Binden und Bandagen sein mußte. Aber wie konnte Deinen Gleichmut, liebster Vater, eine völlig gleichgültige Stadtrederei nur dermaßen in Harnisch bringen, daß Du dem guten Assessor, meinem lieben väterlichen Freunde, in optima forma ‚aufbrummtest'? — Du konntest doch voraussetzen, er werde zehntausend Eide schwören, daß er so unschuldig an Deinem Verdrusse sei, wie ein neugeborenes Kind, aber freilich die erlittene Beleidigung ‚blutig zu rächen leider nicht umhin könne'.

Lieb wäre es mir jedoch, den Handel, der so viel Spaßhaftes hat für jeden, der Euch Beide kennt, beilegen zu dürfen, und ich bitte Dich, daß Du mir einen Vermittlungsversuch erlauben wollest, da ich ja der unschuldige Urheber bin.' —

Verständigerweise lehnte der Ratsherr jeden derartigen Versuch ab, durch welchen die Sache nur verwickelter geworden wäre. Wie vorauszusehen, verlief der Hader im Sande ohne weitere Folgen. Und Sigfrids Angehörige fühlten sich vollends beruhigt, als ihnen endlich eine der erschienenen Rezensionen zu Gesichte kam, welche die günstige Meinung über des Sohnes Werk nicht nur bestätigte, sondern ihnen die schönste Hoffnung auf dessen künstlerische Zukunft erregte.

* *
*

Inzwischen war der Tivolikapellmeister bereits als solcher in eifrigster Tätigkeit. Daß dieselbe ihm nach und nach lieber geworden wäre als zu Anfang, ist nicht zu melden. Zu dem inneren Widerstreben gesellte sich noch das Hemmende mangelnder Geübtheit. ‚Mit dem bänglichen Bewußtsein eines Schulbuben, der seine Aufgaben nicht geleistet', — so erzält Sigfrid selbst — ‚gieng ich zögernd in die erste Klavierprobe. Die Partitur des Singspieles ‚Fröhlich' hatte der schielende Theaterdiener gegen acht Uhr morgens mir gebracht mit der Einladung, um neun Uhr Klavierprobe davon zu halten! Die Partitur sah wahrhaft entsetzlich aus: verklebt, verschmiert, zerrissen, unleserlich im höchsten Grade, mit angedeuteten ‚Einlagen', die nicht einlagen, und Stichwörtern, welche gestrichen, durch Punkte wiederhergestellt und endlich durch dazwischen mit mattem Bleistift gekritzelte andere ersetzt waren. An manchen Stellen ward es mir vollends unmöglich, aus den von verschiedenen Handschriften angemerkten ‚Bleibt weg! — Wird gemacht! — Sprung! — Sprung bleibt weg!' und solchen sich aufhebenden Vorschriften, in schwarz, blau, rot, grün, klug zu werden. Doch was half es! — Ich raffte meinen Mut zusammen, nahm

die — auch in der Instrumentirung vielfach umgemodelte — verhängnißvolle Partitur unter den Arm und betrat mit erzwungener Sicherheit — eingedenk der von Wettig erteilten Verhaltungsregeln — den Probesaal, der jenseits der Gera liegt. Der Regissör stellte dem versammelten Theaterpersonal mich flüchtig vor und erklärte zu meinem nicht geringen Schreck, anstatt des ‚Fröhlich' müsse heute ‚Graf Bukskin' gegeben werden. Die Direktion habe mir eine Klavierprobe zu diesem bereits einstudirten Stücke bewilligt, da ich der Aufgabe noch fremd gegenüber stehe. Auch solle nachmittags noch eine Gesamtprobe mit dem Orchester stattfinden. Die Partitur war mir völlig fremd und — obwol etwas neuer als diejenige des ‚Fröhlich' — dennoch in ähnlicher Weise vielfach undeutlich geworden. Es blieb mir nicht einmal Zeit, das Heft flüchtig zu durchblättern. Die Probe begann sogleich. Der Flügel war abgeklappert, stand zu tief in der Stimmung und war durchaus unrein. Ich zitterte an allen Gliedern. Es flimmerte mir vor den Augen. — Mehrmals korrigirte der Regissör in wohlwollender Form meine Tempos. In einem Chore war es, als ich das Blatt umwendete und zwei leere Seiten vor mir sah. Nur Taktstriche standen darauf und über jedem leeren Takte ein Buchstabe. Die Buchstaben bezogen sich zurück auf eine Stelle, die vorher dagewesen und hier zu wiederholen war. Mir war dies ganz neu. Ich hörte auf zu spielen. Der Chor schwieg. — Ängstliche Pause.

‚Nun steht der Karren still' — sagte spöttisch lächelnd der Regissör. — Mein Ansehen stand auf dem Spiele. —

„Von leeren Blättern kann ich nicht spielen" — antwortete ich kurz.

‚Da blättern sie zurück' — belehrte er mich —, ‚es stehen ja zum Überflusse deutlich genug Buchstaben da.'

‚Nach einigem Suchen fand ich die mit denselben Buchstaben bezeichnete Stelle, faßte mich tüchtig zusammen und es gieng leidlich weiter. Ich wurde etwas freier und es gelang mir, auf den Chorgesang selbst aufmerksam zu hören.'

„Der Chor singt unerträglich unrein" — rief ich da=

zwischen, ohne daß durch solchen allgemeinen Tadel die Sache besser geworden wäre.

‚Sie sind ja dazu da, um den Chor zu bilden' — entgegnete der Regissör. ‚Helfen Sie doch den einzelnen Stimmen, die unrein gesungen haben; spielen Sie ihnen ihre Noten vor.'

„Das würde wenig nützen" — verteidigte ich mich — „der Flügel ist ja ohne alle Stimmung. Ich verlange, daß er rein gestimmt wird."

‚Der Regissör versprach es mit der Bemerkung, Herr Wettig habe die Stimmung nicht beanstandet und sei doch ein tüchtiger Dirigent gewesen.

„Wenigstens langmütiger, als ich" — gab ich zurück, um dem Chor gegenüber mich in Respekt zu setzen.

‚So gieng die erste Klavierprobe vorüber. Nachmittags gab es ähnliche Auseinandersetzungen mit dem Vorgeiger des Orchesters, der weniger höflich war als der Regissör. — In der Ouvertüre übersah ich nicht blos eine Fermate, sondern bei dem anhaltenden Wechsel der Bewegung des mosaikartig aus Opern, Tänzen und Liedern zusammengeflickten Potpourris traf ich einige Male nicht das gewohnte Zeitmaß. Die Folge davon war, daß bei dem nächsten Versehen ähnlicher Art das Orchester selbständig spielte, ohne mein Tempo zu beachten. Ich bat mir dringend aus, man möge meinem Taktstab folgen.

‚Da würde schöner Wirrwarr daraus entstehen' — entgegnete der Vorgeiger mit ärgerlichem Lachen. So tief ich mich auch beschämt fühlte, wollte ich doch mein Recht und meine Autorität wahren und fuhr mit Leidenschaft auf den Mann, der unten auf seinem Schemel kauerte, hinein:

„Herr! — Ich bitte mir Respekt aus. Ob Wirrwarr entsteht oder nicht, das geht Sie gar nichts an. Sie haben zu spielen und ich dirigire. Merken Sie sich das!" —

‚Dies fruchtete. — Nach der Probe gesellte ich mich freundlich zu dem Vorgeiger, der, an militärische Disziplin gewöhnt, Musikmeister des Bataillons-Musikcorps war, welches bei den Theatervorstellungen unter meiner Leitung spielte.

„Was würden Sie tun" — fragte ich ihn —, „wenn einer Ihrer Musiker Ihnen im Dienste Vorschriften machen oder gar Ihnen widersprechen wollte. Würde der Freche nicht sofort strengen Arrest bekommen? Ich bin ein unerfahrener junger Dirigent. Aber meine Autorität muß ich hoch halten, sonst geht das Ganze in die Brüche. Es wird nicht lange dauern, dann sollen Versehen, wie soeben, keine mehr vorkommen, zumal wenn Sie und die Direktion mich unterstützen wollen."

‚Der Musikmeister schüttelte mir die Hand und seitdem waren wir im grossen und ganzen gute Freunde, ohne uns eben näher zu kommen ausser Dienst.' —

Sigfrid an Karl:

‚Was liegt mir näher, Dir vorzuschwätzen, als über die Leiden und Freuden — sie gehen ja als unentzweibare Compagnonschaft stets Hand in Hand — des neugebackenen Musikdirektors oder — wie die Leute bei guter Laune mit Dir zuweilen mich nennen — Kapellmeisters mehrer quasi stehender, d. h. stehend ambulirender Theater? — Ich bin in der Tat keinesweges ein gewöhnlicher schlichter Musikdirektor. Du erinnerst Dich, daß ich in meiner gelben Zeit den kühnen Wunsch hegte, Chordirigent oder Korrepetitor an einer Oper zu werden. Das bin ich nun beides, dazu obendrein Musikdirektor und wenn Du willst — sogar Kapellmeister. Du kannst mir deshalb wie Banquo dem ehrgeizigen Macbeth zurufen:

‚Thou hast it now, King, Cawdor, Glamis, all!' —

‚Daß bei so viel diversen Funktionen viel Arbeit und die Summe alles Ärgernisses derselben sich über meinem Haupte entladet, darf niemand Wunder nehmen: 's Geschäft bringts 'mal so mit sich: —

‚Noch eine Funktion habe ich zu allen anderen übernehmen müssen, mit der ich zwar keine Freude, aber Anerkennung und Dank erwerbe: die Sängerbande hat nämlich sehr bald entdeckt, daß ich Noten schreiben kann, und beutet diese meine Kunst nun reichlicher aus, als mir lieb ist. So bin ich denn zum ‚Einlagekomponisten' geworden. Als solcher muß ich so=

genannte Gedichte, Couplets, die sie sich selbst in Masse fabriziren, entweder auf Polkamelodien einrichten, oder diese vielmehr auf jene Couplets; oder aber eigne gassenhauerische Weisen zu den hausbackensten, unsangbarsten Reimereien erfinden, natürlich alles mit Begleitung des Orchesters; das letzte dieser ‚Einlagestücke' begann etwa so:

‚Seh' ich mich ein wenig um
In den vielen Staaten,
Wie man in den Kammern thut
Landeswohl berathen . . . .
Möcht' ich Deputirter sein
Wegen der Diäten' u. s. w.

‚Ist das nicht wahrhaft himmelstürmende Lyrik? — Und solche ‚Poesieen' fliessen meinen ersten Sängern aus dem Ärmel wie der Schweiß, den sie auf den Brettern im künstlerischen Eifer bei 20° Reaumür oft vergiessen. Doch genug davon! —

‚Laß Dir nun ein Bild meiner gegenwärtigen Tagesordnung gefallen: Nachdem ich also morgens um halb sechs Uhr meinen Kaffe mit ungestörtem Behagen geschlürft, beginnt der Kreislauf des Unvermeidlichen mit Durchsicht einer liederlichen Partitur. Dieses fesselnde Studium erleidet unerbittlich eine Störung präcis um dreiviertel auf acht. Pünktlich wie der grausame Tod erscheint ‚Filippo', der krachwadelige Theaterdiener, und ladet mich im Namen der Direktion auf neun Uhr zu dem Vergnügen einer Klavierprobe ein. Wenn der letzte Glockenschlag verhallt, stehe ich im Probesaal und schließe eben die Thür hinter mir. Das beteiligte Personal ist bereits vollständig versammelt. Denn § 6 der (in Giessen gedruckten) Theaterordnung lautet:

‚Wer fünf Minuten nach der angesetzten Zeit nicht bei der Probe erscheint, so daß auf ihn gewartet werden muß, **zahlt** (ist fett gedruckt) 6 Kreuzer, bei zehn Minuten das Doppelte und so von fünf zu fünf Minuten fort.'

‚Du siehst, daß die Disziplin nach nationalökonomischen Prinzipien gehandhabt wird und, wie es scheint, mit gutem Erfolg. Denn der Weise des Altertums sagte schon: das

empfindlichste Glied des menschlichen Leibes, o Sohn, ist — der Geldbeutel.

‚Ohne Vorwort beginnt nun sofort die itio in medias res. Als Chordirektor nehme ich die Chöre vor. Die gehen, wie sie in Anbetracht der Zusammensetzung des Personales eben gehen können — nämlich steinerweichend, Menschen rasend machen könnend. Der § 10 der Theaterordnung wird dies am besten erlaütern. Derselbe besagt wörtlich:

‚Da eine ambulante Direktion, wenn sie rechtlich bestehen und ihre Verpflichtungen erfüllen will, ohnmöglich einen eichenen Chor engagiren kann' — (hölzern ist er dennoch und hart genug) —, ‚so ist ein jedes Mitglied verpflichtet, Chor zu singen . . . . Dem ersten Tenor, Baß, Sängerin, soll es jedoch gestattet sein, hinter der Scene zu singen. (!) — Wer dagegen fehlt, zahlt 5 Gulden Strafe.'

‚Fünf Gulden! — Du kannst denken, wie alle bemüht sind, ‚dagegen nicht zu fehlen'. Ihre musikalischen Fehler sind leider mit Strafen nicht bedroht, insofern der Chordirigent unter denselben zu leiden hat. Wären sie es, müßte für jeden falsch gesungenen Ton jeder auch nur einen halben Kreuzer zalen: welch einträgliches Geschäft für die ‚ambulante Direktion!' — Der Ertrag würde bequem ausreichen, um einen Merker zu besolden, der die Fehler zu zälen hätte, und dennoch einen sehr beträchtlichen Überschuß gewähren.

‚So verwandle ich mich denn oft in den Korrepetitor, der die einzelnen Stimmen einpaukt und zwar nicht allein die Solostimmen, sondern jede einzelne Ripienstimme des Chores, bis einiges Licht die chaotische Finsterniß des allgemeinen muddigen Ton-Urbreies erhellt. Das ist denn der Gipfel des Erreichbaren.

‚Jetzt folgt die Tätigkeit des Musikdirektors, der das Ganze zusammenfaßt; und hernach erst übernimmt der Kapellmeister die Leitung, da denn das Orchester dazu tritt.

‚Dasselbe zält einen Kontrabaß, der in einsamer Majestät für das Fundament des Harmonienstroms zu sorgen hat; vier bis drei erste Geigen; zwei zweite und zuweilen eine Viola;

sämtlich voigtländische Meisterwerke der Geigenarchitektur. Da man im Freien doch nicht allzusehr von der Orchesterwirkung belästigt wird, wäre es Schade, auch noch einen Violoncello zu honoriren. Ferner verfüge ich über eine vollständig vorhandene Flöte und eine C-Klarinette, welche die beiden fehlenden Oboen zu ersetzen die schwierige Mission hat; dagegen sind zwei andere Klarinetten in drei Stimmungen vorhanden und sogar zwei ‚Fa=Götter', wenn man annimmt, daß der zweite Fagott recht wohl durch eine Tenorposaune zu ersetzen sei. Denke Dir diese Wirkung selbst aus. — Zwei Hörner dürfen nicht fehlen; doch ist glücklicherweise nur eine Trompete da. Die zweite Stimme wird zuweilen durch die Pauke vertreten, welche richtig zweifältig besetzt ist, während das Ganze oft höchst einfältig klingt. Obendrein hat der Kontrabassist rote Haare und entsprechende sehr schlechte Manieren; denn er spielt am liebsten offene Saiten, die er nicht rein zu stimmen versteht. Auch findet er es unangemessen, mit den Fingern die dicken Saiten niederdrücken zu sollen. A-moll, G-dur und solche Tonarten die zu seinen Tönen passen, sind deshalb am verständlichsten und auch, wenn der rotborstige Barbar das Greifen vergißt, möglich, da die Modulation meist einfach ist: Grundton, Oberdominante, Unterdominante und zurück.

‚Mit diesen Kräften werden nun Korrektur=, Quartett=, Ensemble= und Generalproben gehalten, nämlich sämtliche in einem Niedersitzen gleichzeitig. Nach allen diesen Proben, die morgens bis zwölf Uhr und nachmittags von zwei bis vier, halb fünf Uhr regelmässig wiederkehren, wenn nicht Lustspiele ohne Musik gegeben werden, soll nun denselben Abend oder an dem folgenden die Aufführung in Szene gehen. Aber wehe! — Ein heftiges Gewitter, das sich in einen feindseligen eifrigen Abendregen verflacht, macht die angekündigte Vorstellung zu Wasser: und hier paßt die Metapher buchstäblich. Da nun ‚alle Vorstellungen bei ungünstiger Witterung immer den nächsten Tag stattfinden', wie jeder Theaterzettel hartnäckig insinuirt, so geht also erst den nächsten Abend die halbvergessene Mühe ihrem Erntesegen entgegen. — Bei uns ist nämlich die ‚Ein=

nahme' die Seele der Kunst. Die Höhe der Einnahme verbürgt allemal den Wert der künstlerischen Leistung. —

‚Endlich nun ist die Witterung günstig. Am Abend findet also die angekündigte Vorstellung statt: Graf Bukskin, mit dem berühmten Schneiderchor, dessen Text — so einfach und erhaben! — die Gesinnungen der Schneiderseele treffend in einem dunkelen Worte ausspricht, das da lautet: ‚Nuckn, Nuckn' und so weiter in infinitum. — Die Orthographie dieses neuen Wortes ist der Partitur genau nachgeschrieben. — Früher hieß es ‚Meck, Meck' — der moderne Schneider oder tailleur singt ‚Nuckn'. Der ritterliche Ziegenbock ist dem Schwein gewichen, wie es den Anschein hat.

‚Um nun den Gegensatz, den ich innerlich dieser Schweinezucht gegenüber aufrecht zu erhalten strebe, auch nach aussen hin vor dem Publikum zu vertreten, so erscheine ich öffentlich vor dem Pulte nie anders, als in ausgesuchter Balltoilette: schwarzer Frack, tadellose weisse Kravatte, neue gelbe Glacéhandschuhe und schwarzer Kastorhut, den ich trotzig auf dem Kopfe behalte auch während der Direktion meiner Nummern, vermittelst eines Szepters, eines Taktirprügels von schwarzgebeiztem Kiefernholze mit weissen Hornspitzen, den ein hiesiger Holzkünstler mir für sechs Silbergroschen gebaut hat. So habe ich die Kunstwerke dramatischer Musik, ‚Graf Bukskin', ‚Berlin bei Nacht', und ‚Die Familie Fliedermüller', dem dankbaren Publiko und hochgeehrten Adel Erfurts bereits vorgeritten und, wenn der Himmel sich herbeilassen will, darüber zu lächeln, wird es morgen ‚Fröhlich'. Gestern und heute habe ich in afrikanischem Sonnenbrande endlich Gesamtprobe von diesem drohenden Singspiele gehalten und zwar trotz meiner bedenklichen Anwandlung rückfälliger Gelbheit, herbeigeführt durch mancherlei Verdruß mit hinzugetretenem intensiven Schnupfen. ‚Berlin bei Nacht' verschnupfte mich. — Während der Aufführung nämlich geschah ein tadelloser Platzregen vom Himmel und er zürnte sehr über die gemißhandelte edle Himmelstochter, die Frau Musika, und über die, so sie mißhandelten, so viel ihrer unter freiem Himmel sassen, bewaffnet mit Marterinstrumenten von

Holz und Messingblech. Diese retteten sich mit ihren Folterwerkzeugen unter das Dach der nahen Saülenhalle. Das Publikum breitete tragbare Schirme über den ganzen Raum, da sie saßen als wie unter einem zusammenhangenden bunten Zelt. Die Bühne des Schauens entzog sich den Blicken hinter der niederrollenden Gardine der Erwartung. Alles rannte, rettete und schützte sich. — Nicht also ich: Ich verließ nicht den Posten des mir anvertrauten Dienstes, der da von mir forderte, des geheimen Zeichens zu harren, welches den Fortgang des unterbrochenen Marterfestes mir von der Bühne her verkünden würde. So durchweichte mich des Himmels Zornflut, der ich im Eifer der Dienstpflicht mich nicht entzog. Nach Beendung des qualvollen Schaufestes aber war ich nicht nur wieder trocken gewesen, sondern von innerer und aüsserer Arbeit allbereits wiederum durchweicht; — vorher kalt, nachher heiß und, als ich die ruhige Wohnstatt erreichte, abermals erkühlt. Schlimmere Folgen haben sich indessen durch wohlgewälte Heilmittel glücklich abwenden lassen.'

Derselbe an die ‚Lieben':

‚Ihr scheint Euch über meine Stellung eine etwas schiefe Ansicht gebildet zu haben, was namentlich auch aus Vaters Anfrage hervorleuchtet, ob ich nicht mitunter selbst auf die Bretter müsse. Das ist nun zwar bisher nicht geschehen. Ich sehe aber nicht ein, warum ich meine Fähigkeiten — vorausgesetzt, daß ich deren habe — nach dieser Seite hin nicht zu entwickeln suchen sollte. Freilich würde ich klein anfangen müssen, etwa mit Rollen, welche bisher gewöhnlich durch den Theaterdiener vortrefflich gegeben worden, ich weiß nicht, soll ich sagen, trotzdem oder weil er sehr ausgebildete X-Beine besitzt und eigentlich Theaterschneider ist, zwei Eigenschaften, durch die er in seinem Bühnenfach eine Naturwahrheit der Darstellung erreicht, die mir sehr nacheiferungswert vorkommt. Ich habe denn auch durch eifriges Studium es dahin gebracht, daß meine Fortschrittsorgane bereits sich einer Richtung anbequemen, welche schon einige Ähnlichkeit mit dem Fußgestell eines Leimtopfes

gewinnt. Die schneidermässigen Manieren und Gesinnungen wird meine schmiegsame rezeptive Natur sich wol auch aneignen, wenn ich noch eine Zeitlang mit dieser geflickten Aftermuse verkehrt haben werde. So hoffe ich meinen Rivalen, den Theaterschneider, endlich verdrängen zu können. Ja vielleicht bringe ich es noch zum Fache des zweiten Liebhabers, wenn ich den Herrn Regissör, der Frau Direktor und der zweiten Liebhaberin etwas Honig in den Mund streiche. Und wer es erst bis zum Korporal gebracht, der steht auf der Staffel zur höchsten Macht.

,Meint Ihr, ich spasse? — O diese Macht, welche die menschliche Zunge, der Arm, die X-Beine, ja jedes Fältchen des Antlizes auf den Brettern, so die Welt bedeuten, auszuüben vermag, ist sie nicht eine unbemeßbare, ungeheure? — Ist sie nicht gewinnend genug, mich ihr dienstbar zu machen, zumal das Schicksal selbst mich dieser Kunst so nahe gestellt hat? — Statt daß ich vom niederen Pulte her nur den Takt markiren darf durch einschläfernd gleichmässige Pendelschwingungen meines Stäbchens für sechs Silbergroschen, wie eine Maschine — könnte ich dann von oben herab donnern und flennen; zarte Herzen edler Jünglinge, verwirrter Jungfrauen, tapfere, todesmutige Leutnantsseelen erschüttern; willenlose Glacéhandschuhe fortreissen in den Sturm rauschenden Beifalls: während meinem hölzernen Szepter nur hölzerne Musikanten mit hölzernen und blechernen Instrumenten folgen — wogegen die Glacéhandschuhe keineswegs hölzerne sind, sondern ausgesucht ledern, ziegenledern! — Ach! wie habe ich gestern meinen braven Buffo beneidet, da er im ‚Fest der Handwerker' als ‚Hähnchen' sich so rauschenden Applaus e r k r ä h t e. — Seht, ich dachte, der erhält diesen ziegenledernen Ausdruck gleichgesinnter begeisterter Überzeugungsgenossen — und du?! —

,Abends ruht der Hobel,
Dann mach' ich mir nobel
Und schmeisse mir in Wichs': —

so sang er. Wie wahr! — Welche Tiefe beobachtender Lebensweisheit legt der Dichter in diese einfachen Worte. Und wie verstand ihn der erfahrene Gesangs-Geschäftreisende! — Zwei

oder drei — ich bin der Anzal nicht ganz gewiß — aber schwere und warme Tropfen der Rührung flossen mir die Wangen herab.

‚O, das Leben! — Ich kann Euch meine Freude nicht beschreiben, daß ich kraft meines Berufes Tag für Tag freies Theater habe, durfte ich auch bisher das Glück noch nicht kosten, das Leben eines Berliner Handwerksburschen in seinen geheimsten Tiefen dem entzückten Publiko und hochgeehrten Adel selbst vor Augen zu malen. — Übrigens trage ich Bedenken, Eure Zustimmung mir zu erbitten, da Hermine schon die Besorgniß äußert, ich möchte nur als Musikdirektor der Gesellschaft in unsere Gegend verschlagen werden. Leider kann ich meiner lieben Schwester den Kummer nicht ersparen, allen Ernstes mitzuteilen, daß es im Plan liegt, für den kommenden Winter sich dem Norden Deutschlands zuzuwenden.‘

Durch die Ironie dieser Neckerei blickt das wahre Gefühl klar genug hervor. Es gelang nicht, dasselbe auf die Dauer zu unterdrücken. Das Bedürfniß nach einer verständnißinnigen Seele drängte den innerlich Darbenden einem jungen Buchhändler entgegen. Er hatte denselben durch Fuld in Leipzig kennen gelernt und freute sich, ihn in Erfurt wiederzufinden. Doch mehr als eine gelegentliche Wohltat vertrauteren Gedankentausches, ohne den Zwang gewaltsamer Selbstverleugnung, konnte diese erneuerte Bekanntschaft gleichwol nicht gewähren.

Mit Freude ergriff der Darbende die dargebotene Veranlassung, ein niedliches Hündchen von einem Italiener zu erkaufen. Derselbe nannte es Febe. Das Thier gewöhnte sich bald an den neuen Herrn und dieser fühlte sich beglückt durch die Nähe eines lebenden Geschöpfes, auf dessen Treue und unverstellte Natur er jederzeit bauen durfte.

Ein warmer Sonnenstral fiel in die Dunkelheit seines Zustandes durch den Besuch Karls, des Bruders und treuesten Freundes. Mit Schmerzen war derselbe erwartet worden. Endlich traf er ein, um freilich nur acht Tage zu verweilen, da er mit Anstrengung der nahen Promotion zustrebte und es

für bedenklich hielt, seine Studien auf längere Zeit zu unterbrechen. Nach seiner Rückkehr nach Berlin schreibt Karl über seinen Besuch in Erfurt:

‚Ein ausführlicher Bericht aus objectiver Beobachtung geschöpft wird Euch erwünscht sein, zumal ich weiß, daß von unserem Musikanten schwer etwas Vollständiges herauszubringen ist. Die Phantasie geht immer mit ihm durch. Hört denn:

‚Er bewohnt für wenig Geld ein hübsches großes Zimmer mit Schlafkammer, ein Quartier, das zur Zeit des Parlaments ein Geheimer Rath, Mitglied des Staatenhauses, inne hatte. Die Wirthin, Wittwe eines Militärstabsarztes, bewies sich äußerst freundlich, da sie gleich nach meiner Ankunft, ohne besonders geäußertes Gesuch, ein zweites Bett für mich in die Kammer stellen ließ und auch sonst sich bemühte, den Aufenthalt behaglich zu machen. Ich kam Mittags an und fand einen liebenswürdigen feingebildeten jungen Herrn bei Sigfrid, dem dieser von seinen Compositionen vorspielte. — Nach Tische gingen wir in ‚Vogels Garten', einen Belustigungsort von erheblicher Ausdehnung innerhalb der Festungswerke.

‚Hier nun befindet sich das Tivolitheater, Sigfrids Wirkungsplatz. Stellt es Euch vor als ein hölzernes Gebäude, das die Bühne bildet, im Hintergrunde Bosquet, welches zuweilen durch Entfernung der Holzwand mit der Bühne in Beziehung gesetzt und beleuchtet wird, wenn Gartenfeste und Waldscenen in einem Stücke vorkommen. Vor der Bühne dehnt sich der Zuschauerraum aus: eine Menge amphitheatralisch aufsteigender unbehobelter Bänke mit tischartiger Erhöhung für Bier, Butterbrot u. dgl., welches die Zuschauer während der Vorstellung genießen. Eine unbehobelte hohe Bretterwand trennt diese Kunstarena von dem übrigen Theil des geräumigen Gartens, wo Nachmittags, ehe die Vorstellungen beginnen, Gartenconcerte gegeben werden und zwar von demselben Regimentsmusikcorps, welches Sigfrids Orchester bildet.

‚Wir beschlossen, dem Concerte beizuwohnen. Die gedruckten Programms versprachen unter Potpourri's und dergleichen

üblichen Stücken eine ‚Idapolka', hinter welchem Titel Sigfrid als Verfasser prunkte. Durch diese Entdeckung ward er sehr aufgebracht; er habe die Polka zwar auf Wunsch des Musikmeisters geschrieben und sie demselben überlassen; habe dem Stücke aber gar keinen Titel gegeben und obendrein sich ernstlich verbeten, als Verfasser öffentlich genannt zu werden. Nun hatte der Unverschämte nicht nur Sigfrids Namen aufs Programm gedruckt, sondern sogar in widerwärtiger Verbindung mit demjenigen der ersten Sängerin, welche der Gekränkte, wie er leidenschaftlich betheuerte, von ganzem Herzen verabscheue. — Wenn man von einer Ironie des Schicksales reden kann, so war hier sicherlich ein Beispiel davon. Übrigens erfuhren wir später, die Polka sei mit vielem Beifall aufgenommen worden. —

‚Während wir dem Concerte zuhörten, kamen mehre Schauspieler an uns heran, welche Sigfrid alle sehr ehrerbietig begrüßten und aufs höflichste von ihm behandelt wurden. Sie hielten sich stets in gewisser anständiger Ferne von ihm, was alle meine Beobachtungen bestätigten. Vielleicht fühlen sie es heraus, daß er anderen Geistes Kind ist als sie.

‚Am Abend war Vorstellung: Doctor Fausts Zauberkäppchen, eine Wiener Zauberposse. Sigfrid bestieg sein Pult. Ich befand mich in eigenthümlicher Aufregung; meinen vielgeliebten Bruder, den ich habe groß werden sehen, auf dessen Schicksal ich einwirken geholfen, nun in einer solchen Wirksamkeit und Stellung zu finden, die gleichwohl, was die Qualität betrifft, als ein erreichtes Ziel seiner Wünsche betrachtet werden muß, mag sie quantitativ auch noch ein wenig besser sich denken lassen. — Er erhob den Tactstock; die Ouvertüre begann. Kein Auge verwandte ich von ihm und gewann zu meiner grossen Freude bald die Überzeugung, daß er der Äußerlichkeiten des Dirigirens, der façon de faire, schon ganz sicher zu sein scheint. Es sieht ganz gut aus, wie er dirigirt; er hat Schwung wie ein alter Kapellmeister. Auch eine gute Dosis Ruhe hat er sich in der kurzen Zeit seiner Praxis bereits angeeignet. Dieselbe verließ ihn keinen Augenblick, selbst in dem bedenklichen

Momente nicht, als die Musikanten bei Gelegenheit eines eingeschobenen Stückes ihre Notenblätter nicht in der richtigen Reihenfolge hatten. Er ließ sie die Geschichte ordnen und und ging dann mit voller Contenance weiter. —

,Das Orchester, sobald es seine militärischen Blechinstrumente mit den Violinen vertauscht, ist unter der Mittelmäßigkeit, doch leidlich geübt im Zusammenspiel. Die Schauspielergesellschaft besteht aus etwa achtzehn Personen. Sie spielen nicht so gut wie die Berliner Hofbühne, aber es gibt einige feste Sänger und Sängerinnen unter ihnen, die leicht lernen und dem Musikdirector das Einstudiren der Stücke wenigstens nicht erschweren. Der Theaterdirector, ein ältlicher, kleiner, dicker und wie es scheint wohlwollender Mann, der nach Directoren=Weise alte komische und gute Väter spielt, ist zu Sigfrids Freude ganz unmusikalisch, betheiligt deshalb sich auch nicht an Musikproben, was zu dem Übelstande führen könnte, daß zwei Directoren zugegen wären. Übrigens hat er seinem Musikdirector für den ersten Monat ‚ungünstiger Witterung halber' nur achtzehn Thaler Gage bewilligen wollen. — Vorläufig, denke ich, ist die Hauptsache, daß Sigfrid diese Übung hat. Auf einige Thaler mehr oder weniger kommt es dabei nicht an. —

,So oft Lustspiel ist, hat Sigfrid nichts zu thun, geht dann auch niemals ins Theater. Daß er selbst gelegentlich auf den Brettern aushelfen müßte, wie er Euch versichert hat, war nur ein Spaß, den er sich mit Herminens Beklemmungen machte.

,Dagegen muß er oft Texte componiren, die ihm sehr zuwider sind, da, wie Ihr wißt, dergleichen Reimereien allen Schwungs und musikalischer Anregung ermangeln. Sigfrid ist aber mit solchen Aufträgen sehr rasch fertig. Ich hielt meinen gewohnten Nachmittagsschlaf. Inzwischen hatte er ein später beifällig aufgenommenes Lied einschließlich der Instrumentirung erdacht und niedergeschrieben. Der Text lautet so:

‚Im heut'gen Geist der neuen Zeiten
Will Keiner scheinen, was er ist,
Viel mehr im Leben zu bedeuten

Betreibt der größte Theil mit List:
Die Viehmagd läßt sich Köchin heißen,
Der Hausknecht nennt sich Inspecteur,
Und wie die Kneipen all' beweisen
Ist wer die Flaschen spült Marqueur.'

‚Während meiner Anwesenheit kam eine ‚Tänzergesellschaft' aus Wien auf Gastrollen, die schlecht genug tanzte, doch ‚Herkules- und Jongleur-Künste' sehr gut ausführte. Balletmusik und ganz gewöhnliche Tanzstücke begleiteten diese Leistungen. Der Theaterdirector bat Sigfrid, die Leitung der untergeordneten Musik zu übernehmen. Dieser suchte auszuweichen. Aber der Director versicherte, er habe der Gesellschaft ‚seinen Musikdirector' nur unter der Bedingung überlassen wollen, daß man nicht, wie es sonst bei solchen Leistungen vorkomme, von der Bühne her das Tempo zu markiren sich unterstehe. Ich stellte Sigfrid vor, es sei für ihn als Vorübung größerer Ballets zu betrachten; er möge sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Endlich ließ er sich bereit finden. Mit heftigem Widerstreben mußte er nun an mehreren Abenden Stunden lang zu Tanzmusik den Tact schlagen nach Maßgabe der Schnelligkeit, mit welcher die Springer ihre Beine bewegten. — Einmal hängte sich ein kräftiger baumlanger Gesell mit den Kniekehlen an ein schlaffes Seil, belud sich, den Kopf nach unten, mit Gewichten, die er mit Händen und Zähnen festhielt und setzte sich so in Schwung nach dem Tacte der Musik. Er kam mit seinen Gewichten — bei der Schwingung nach dem Publicum zu — Sigfrids Kopf jedesmal so nahe, daß dieser ihm ausweichen mußte, um nicht getroffen zu werden. Dies gab denn stets Veranlassung zu allgemeiner Heiterkeit der Zuschauer. — Um sechs Uhr morgens mußte Sigfrid noch zu den regelmäßigen Theaterproben von der Balletmusik Probe halten und zwar im Freien. Obendrein wurden diese Proben übers Knie gebrochen, da die Springerbande ihre Künste und Bewegungen nur oberflächlich andeutete. So war es nicht zu verwundern, daß er in der Aufführung einmal ein Tempo zu langsam nahm, weil er in dem Knäuel, den die Beine der Tänzer eben bildeten,

nicht zu erkennen vermochte, welches Tempo sie haben wollten. Und richtig, trotz der versprochenen Rücksicht auf den Anstand, stampfte Einer der Tanzenden mit dem Fuße den Tact und rief ganz laut dazu: ‚Eins, Zwei, Drei — Eins, Zwei, Drei.'

‚Nach der Vorstellung war Sigfrid noch äußerst zornig und ärgerte sich, daß er seinem ersten Impuls nicht gefolgt sei, dem Vorlauten seinen Tactstock an den Kopf zu werfen. Wild wie er war, wollte er sich sofort beschweren. Ich besänftigte ihn etwas. Am anderen Morgen erhielt er ungesucht eine Ehrenerklärung und dirigirte die Ballets ohne ähnliche Zwischenfälle weiter. ‚Was würden sie zu Hause dazu sagen' — meinte er beschämt —, ‚wenn sie mich im Dienste einer Seiltänzerbande sähen!' — —

‚Mit den Schauspielern bin ich wenig in persönliche Berührung gekommen, und habe Sigfrids Entschließungen in dieser Richtung nicht vorgreifen wollen, um ihn nicht zu stören in dem Verhältnisse, das er zu den Leuten sich zu geben für zweckmäßig erachtet. Übrigens wird es Euch, namentlich Hermine, beruhigen, daß die Prima-Donna nichts weniger ist als hübsch. Aber wäre sie auch ein leibhaftiger Engel, Sigfrid bliebe ihr doch zehn Schritt vom Leibe. Denn so weit ich ihn kenne, steckt ihm noch etwas ganz Anderes im Kopfe und wird so bald nicht schwinden.

‚Von einem besonders hervortretenden Einflusse Liszts habe ich nicht viel bemerken können, nur daß er dessen vollere Aussprache des österreichischen A angenommen hat. Auch scheints, daß er jetzt von seinen Geisteskindern etwas besser denkt als früher, ohne Zweifel nachdem sie von Liszt ihm wiederholt ins rechte Licht gestellt worden sind.' —

So lange der Kunstjünger seiner Tätigkeit noch neue lehrhafte Seiten, namentlich für sein künstlerisches Geschick, abzugewinnen vermochte, kämpfte er mit Entschlossenheit ein Widerstreben nieder, das sich von Anbeginn in ihm geregt hatte. Je mehr er dem schmählichen Treiben der Aftermuse näher trat; je klarer es ihm wurde, auf welcher untergeordneten Stufe

des Geschmackes der grosse Haufe des Theaterpublikums sich befinde, desto mehr straübte sich sein künstlerisches Gewissen gegen einen Dienst, der die reine Kunst herabwürdigte, sie geradezu verspottete wie eine häßliche Verzerrung der Wahrheit und notwendig dahin führen mußte, die wenigen Reste idealeren Bedürfnisses und Verständnisses im Leben des Volkes, der geliebten deutschen Nation, vollends auszutilgen. Dazu mitwirken zu helfen war denn eine höchst verantwortliche Gewissenssache. Der allgemeinere ethische und kulturgeschichtliche Gesichtspunkt mochte es indessen nicht allein und wol auch nicht zunächst sein, unter welchem Sigfrid seine Wirksamkeit beurteilte. Er fürchtete mehr noch für sich und die Integrität seines Wesens nachteilige Folgen und sprach sich in diesem Sinne wiederholt gegen verstehende Freunde aus bei Anlaß trostbedürftiger Stimmungen, die ihn bald nach des Bruders Abreise wieder haüfiger und drückender heimzusuchen begannen. Wettig reichte ihm in zartem Verständnisse oft brieflich die Hand. Fuld faßte seiner Art gemäß die Stellung von Seiten des praktischen Nutzens auf, ähnlich wie der Bruder Karl.

‚Man muß Alles durchprobiren‘ — schrieb der Freund. — ‚Doch sorge, daß Du Dir treu bleibst. Wahre die Heiligkeit unserer schönen Kunst, wie Deinen moralischen Sinn. Beide sind in Deiner Stellung gefährdet. Du weißt, daß ich früher auch ein halbes Jahr lang einer Operngesellschaft als Musikdirector vorstand. Deshalb sind mir Deine Leiden und Freuden nicht unbekannt. Aber wie gesagt: probatum est!‘ —

Robert Franz ließ sich von der Saale her ebenfalls vernehmen: ‚Ihr melancholischer Brief heischt eine schleunige Antwort. Hier ist sie. Ihre trüben Reflexionen verstehe ich nicht recht; vollends unklar ist es mir, warum Sie besorgen, ich werde Ihnen meine Achtung und Freundschaft entziehen. Nach ihrem Briefe scheinen Sie für diese Annahme die Ursache in Ihrer neuen Laufbahn zu suchen. Ich kann Ihnen zwar über dieselbe nichts sagen, sie kann ‚jenachdem‘ ausfallen. Ich für mein Theil würde unter solchen Umständen bankrott; — — von Ihnen nehme ich das nicht an. Mir hat die ganze

Theaterwirthschaft nur Lügnerisches; das mag freilich aus meinen Antipathien gegen das Dramatische überhaupt erklärt werden können. Ich lese lieber ein gutes Bühnenstück, als daß ich es aufgeführt sehe — freue mich lieber an einem Clavierauszug, als an der Darstellung auf den Brettern. Doch das ist eine persönliche Schwäche, die ich nur für mich in Anspruch nehme! — Ich würde als Theatermusikdirector entweder ein Windhund oder ein vollendeter Wüthrich — beides wenig erfreuliche Aussichten!' —

Der Professor A. B. Marx beantwortete die Zusendung eines Exemplares des oben erwähnten ersten gedruckten Werkes wie folgt:

‚Sie haben mir durch Ihren Brief und Ihre Zusendung große Freude gemacht. Während ich bedauerte bei Ihrem unerwartet frühen Scheiden kaum mehr als Wünsche für Ihre Förderung gehabt zu haben, sprechen Sie es aus, daß unser kurzes Zusammensein einen Eindruck hinterlassen, — und beschenken mich mit einem Beweis unverkennbaren Talentes und edlen Dranges in der Kunst, die Ihnen Lebensberuf geworden. Beides, und auch die Wahl Ihrer jetzigen Lebensstellung, kann nicht anders, als meine Theilnahme für Sie erhöhen und den Wunsch zurückrufen, für Ihre Zukunft — wenigstens durch Rath mitzuwirken. — Erwarten Sie jedoch nicht eine Kritik Ihrer Arbeit sammt Rezept zu neuen Dekokten. Wenn Jean Pauls Vult in seinen Flegeljahren brieflich auf der Flöte unterrichten wollte, so liegt mir solches quod deus vult fern. — Was also nun? — Sollen Sie sich wieder einspinnen lassen im klebrigen Netz einer Compositionslehre? — Es wär' allerdings das Sicherste. Aber es geht jetzt nicht. — Nun rath' ich Ihnen das Gegentheil. Sie haben sich in die Praxis hineingestellt und in den Dienst des Volks gegeben. Wohlan! Der Radius führt auch von der Peripherie zum Zentrum. Beginnen Sie das Studium der reinen hohen Kunst unten vor den schmierigen Orchesterlampen. Klagen Sie nicht über die Ihnen aufgebürdete schlechte Musik, sondern machen Sie dergleichen, — schreiben Sie Polka's, Schlemperlieder, liederliche

Märsche und Ouvertüren, um daran Alles zu lernen, was auch dazu gehört, und erst es eben so gut und dann es etwas besser zu machen, als die dermaligen Garten=Vaudeville= und Melodramgötter. Das wird Ihnen Melodik, Eurhythmie, Instrumentenkunde, Erkenntniß des Publicums geben; stellen Sie Sich zu dem hinunter, und wenn Sie's eingefangen, dann verführen Sie's zu Besserm. Heimlich, wie ein Dieb das gestohlene Juwel, halten Sie die Idee der Kunst fest, die Ihnen bei Ihrer Bildung ohnehin nicht mehr entfremdet werden kann. So mögen Sie — nicht unähnlich der Laufbahn Joseph Haydns — aus dem Dienst und dem Träbernmaal sich ein befriedigendes Dasein gewinnen. — Es führen alle Wege zum Himmel oder zur Hölle, wohin wir wollen, wenn wir nur fest wollen. — Glück auf!' —

So dankbar Sigfrid die ermutigende Teilnahme empfinden mochte — mit schönen volltönenden Phrasen, wie der letzten, ließ das stille Leiden eines verletzten sittlichen Bewußtseins sich nicht heilen. Es wird wol kaum einen verwahrloseten Menschen geben, der den festen Entschluß faßte, den Weg zur ‚Hölle' einzuschlagen, den Weg zum sittlichen und leiblichen Untergange; wenn Marx einen bestimmten klaren Begriff mit jenem Ausdruck verband, so konnte nur dieser gemeint sein, wie er sich denn den ‚Himmel' denken mochte als ruhmwürdige Unsterblichkeit, wie hervorragende lautere Karaktere sie sich unter den Menschen durch denkens= und dankenswerte Taten erwerben. Des Tivoli=kapellmeisters fester Wille war ebenso weit entfernt von dem Streben nach diesem Ziele, als nach demjenigen zur Marxschen Hölle. Er folgte blindlings seinem inneren künstlerischen Triebe und war namenlos beglückt, wenn er seinem kräftigen Drange unangefochten und ungehemmt gerecht zu werden vermochte, so daß die Erzeugnisse desselben ihn selbst befriedigten. Oft genug hatten ihn zwar Traüme künftiger Grösse berauscht. Allein niemals waren solche Regungen mächtig genug in ihm geworden, um auf Wesen und Wirken seines Willens bestimmenden Einfluß zu gewinnen. Seit der Zeit seiner in Weimar gesammelten Erfahrungen lächelte er selbst über dergleichen Vorspiegelungen

des aufs Eitele gerichteten Selbstgefühles und hielt sie — wie schon mehrfach angedeutet worden — von sich fern als trügerische Illusionen. Sein Ehrgeiz bestand lediglich in dem redlichen Wunsche, die Kunst heilig, hoch und rein zu erhalten von dem Gemeinen; in diesem Sinne durch Wirken und Wandel ein würdiger Diener der keuschen Muse deutscher Tonkunst zu werden; sich stets als solcher zu bewähren. Mit aller Kraft seines Wollens strebte er diesem Ziele entgegen. In Erreichung desselben erkannte er seinen persönlichen ‚Himmel'. Trotz dieses festen Wollens aber führte ihn der gegenwärtige Zustand unwiderstehlich den Weg entlang, der zu dem entgegengesetzten Pole, der Hölle, mit Sicherheit hinleitete.

Nach kurzer Dienstzeit am Sommertheater erkannte er schon mit Entsetzen die Nähe des Abgrundes, der ihn zu verschlingen, ihm sittlichen und leiblichen Untergang zu bereiten drohte.

„Courage! — ‚Nur frivol!'" — so schrieb er unter den Eindrücken der verzweifeltsten Stimmung in sein grünes Buch. „Wenn ich nichts mehr zu denken, nichts mehr zu hoffen wage, keinen Ausweg der Rettung mehr zu entdecken vermag: dann schreit jener Schmerzensruf des Galgenhumors in mir auf und flickt die zerfahrenen Lebensgeister notdürftig wieder zusammen. Ja! — ich habe es nun erreicht, was ich seit Jahren gesucht und erseufzt: Selbständigkeit im Dienste der Kunst. — Der Kunst? — Nein! — des Publikums, des grossen kopflosen Haufens, der sich überall mehr oder minder gleichbleibt. — ‚Für mich hat die Theaterwirthschaft nur Lügnerisches' — so schreibt Franz. — Ha! Kennte er erst diese! — Er spricht von den höheren Bestrebungen in geordneten Verhältnissen, wo man sich noch schämt, aller Idealität den Rücken zu kehren. Und auch das hat ihm nur Lügnerisches! — Träte er nun erst dem Teufelsspuk nahe, so nahe wie ich es muß — muß! — dem Teufelsspuk, der mich Tag für Tag in Wirklichkeit, Nacht für Nacht im Traume umschwirrt mit Larvengestalten der Orchestersklaven, des Kontrabasses, der seinen roten Bart höhnisch streicht, der eigensinnigen, leichtfertigen Soubrette, in

ihr buntscheckiges schmutziges Tuch gewickelt! Hoffnung, Glück, Friede: Alles flieht vor diesem Lumpengesindel; — bettelarm taumle ich umher — da ist kein Baum, kein Strauch, an welchem ich mich halten und aufrichten könnte — Alles verachtet mich; — wie könnten sie mich noch achten, der so treulos, so gewissenlos zu handeln verurteilt ist! — Selbst mein Hündchen — ein gedankenloses Vieh! — kehrt seine treuen Augen bekümmert und gelangweilt von meiner jämmerlichen Gestalt ab — und wendet sich zum Schlafe — zum Schlafe ohne beängstigende Traüme! — —

‚Die Bande, die mich an das triste Dasein ketten, sind zu fest — unzerbrechlich fest! — Eltern, Geschwister; — schon pochte ich mit kühnem Finger an die Pforte des Tempels, vor welcher tausend Bewerber der hohen himmlischen Braut sich drängen und stossen. —

‚In diesem Augenblicke zu fliehen? — ‚Wie feig! — wie lächerlich!' — Aber wäre es denn in der Tat verwerflicher, als jene Himmlische in den ekelhaften Morast hinabzuziehen, den ich zu durchwaten habe? — Wäre es lächerlicher, als wenn ich demselben schon nach wenigen Wochen auf dem kürzesten Wege mich entzöge, mich und sie zu retten suchte? —

‚Was ist es denn, das ihr Leben nennt? — Wo ist der Urquell jener rätselhaften Kraft; wo der Herd ihres geheimnißvollen Waltens, welches mich drängt, mit Eigensinn mich zwingt, zu sehen, zu hören, zu fühlen — ach, zu fühlen! — bald höchste Wonnen, bald nagenden Schmerz, der in tausend Gestalten sich hineinkrampft in jene empfindlichen Fasern und Zellen, wo der Strom des Athmens lustig entspringt und das helle, nur zu helle Bewußtsein aus sich gebiert und den Willen, den Gebieter dieser ganzen Maschinerie.

‚Den Gebieter! — ha! — Ihr kleinen tätigen Schmiede in Röcklein von rotem Krystall, die ihr so dienstbeflissen die schöpferischen Hämmerlein schwingt — wenn ich euch nun zwinge, eure Arbeit einzustellen, die Hämmerlein still zu halten? — die Macht dazu ist in meine Hand gelegt — Natur selbst bietet mir wunderbar sichere Heilmittel wider diese Krankheit

dar, die von Glücklichen Leben, von Trostlosen Verzweiflung genannt wird. Und der Wille, der Gebieter darf nur einen entscheidenden Wink geben; das erste beste Mittel heilt dann schnell von dem Leiden. —

‚Und was ist es dann weiter? — Der Strom des Daseins draussen wälzt sich in geraüschvoller Gleichgültigkeit über die veränderte Gestalt des Wesens hinweg. Einige Augen werden naß und wieder trocken; — andere sprühen verdammende Blitze; — wieder andere blicken mit kaltem Spotte auf die Tat herab: — das alles geht bald vorüber. —

‚Tat und Täter deckt Vergessenheit unter dem grünen Rasen und selbst die Würmer kümmern sich nicht mehr um das bleiche Gebein, wenn sie darüber hingleiten, ohne ihre Fraßbegier stillen zu können. Und wenn nach Jahren der eiserne Spaten des Totengräbers den morschen Schädel verdrossen in den kühlen Morgenthau aufs Gras schleudert; wenn die Sonne ihn dann wieder bescheint, und ein Wandrer fragt; dann antwortet der Alte: ‚Der ist Komödiant oder so was gewesen; er war lebensüberdrüssig und hat sich ein Leids getan. — Man sagte dazumal, es wäre schade um ihn.' — — —‘

Vom Wege zum ‚Himmel‘ war der junge Freund des Professors Marx — wie man sieht — ziemlich weit abgeirrt. — Dem Gedanken an eine Tat der Verzweiflung hieng er allen Ernstes nach. Derselbe war mehr, als die Frucht eines lebenssatten Augenblickes trostloser Stimmung. Es scheint, daß er diese schwere Anfechtung überwand, nur indem er dieselbe zum Gegenstande einer dichterischen Arbeit machte und zwar nicht in musikalischer, sondern in novellistischer Form sie aus sich heraus rang.

Die tragische Geschichte eines Jugendfreundes, der in der Blüte der Jünglingsjahre aus Trotz sich dem Leben entzog, beschäftigte den sittlich Leidenden so anhaltend und lebhaft, daß er alle Mussestunden auf die schriftstellerische Darstellung dieser erschütternden Erinnerungen verwendete. Die Befriedigung solcher neuen Richtung seines schöpferischen Dranges ließ ihn wieder freier aufathmen. Er hegte bald sogar Hoffnung, die

Leichtigkeit seiner Feder dem erforderlichen Erwerbe des Lebens=unterhaltes dienstbar machen zu können, so daß er die Tonkunst für sich und seine eignen Ansprüche an ihre Heiligkeit retten, dieselbe den verletzenden Einflüssen des Erwerbes wol gar vollends entziehen dürfe.

Diese Gedanken begleiteten ihn während der letzten Wochen in Erfurt und hoben ihn hinweg über manche Anwandelung verzweifelter Gedanken und Entschlüsse. An dem Roman arbeitete er indessen im Stillen rüstig weiter. Er wollte den Seinigen gegenüber nicht eher damit hervortreten, bis er selbst genügendes Vertrauen zu der Ausführung des einstweilen noch unklaren Rettungsplanes gewonnen haben würde.

7.

Noch immer am Thespiskarren.

Nordhausen.

In der ersten Hälfte des Septembers schickte die Gesellschaft sich an, nach Nordhausen überzusiedeln, um hier bis zum Dezember ihre Vorstellungen in dem Stadttheater fortzusetzen. Der Plan war, von Nordhausen nach Sondershausen, der Residenz eines Fürsten, zu gehen, von dessen Einwirkung auf seine vortreffliche Hofkapelle und das Theater mancherlei beunruhigende Gerüchte umgiengen.

‚Er liesz' — so erzälte einer der Schauspieler — ‚eines Tages die Hofkapelle, welche sich die höchste Ungnade zugezogen, im Dienstanzug — Frack und weisses Halstuch — auf dem Schloszplatze antreten, um sie mit Kanonen füsiliren zu lassen. — Man behauptet, es sei ihm voller Ernst damit gewesen, obwol es niemand bezweifelt, das die Hofkapelle Serenissimi verhätscheltes Schoszkind sei.'

Obendrein erfuhr der Musikdirektor schon in Erfurt, dasz die öffentlichen Aufführungen in jener haüfig besprochenen kleinen Residenz vom fürstlichen Kapellmeister geleitet werden würden. Dem Theatermusikdirektor bliebe keine andere Tätigkeit übrig, als das Einstudiren der aufzuführenden Opern, unter denen sämtliche Werke Meyerbeers in zyklischer Folge auf höchsten Befehl über die Bretter gehen würden. — Sehr ermutigend

war diese Aussicht nicht, zumal Sigfrid besondere Vorliebe für die Werke der Meyerbeerschen Muse nie gehegt hatte. — Das Versprechen, in Sondershausen grosse Opern zu leiten, war es eben gewesen, welches ihm die Annahme seiner bisherigen Stellung erleichterte. Er hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, durch die Leitung abgerundeter Kunstwerke sich praktisch erheblich zu fördern und den Kreis seiner künstlerischen Einsichten und Leistungen beträchtlich zu erweitern. Statt dessen sollte er nun sich entschliessen zu einer Tätigkeit, die selbst der so geringen, bisher geübten gegenüber ohne Frage untergeordnet erscheinen mußte, da sie ihn lediglich beschränkte auf Abhaltung von Proben und auf eine unsichtbare Wirksamkeit hinter den Coulissen; eine Wirksamkeit, welche noch dazu unter dem höheren Einflusse eines Hofkapellmeisters stand und jede freie künstlerische Entschliessung und Tat an den Willen jenes leitenden Oberen preisgegeben sah.

Konnte das Widerstreben gegen die ‚Theaterwirtschaft' noch gesteigert werden, so war die Vorstellung solchen unersprießlichen Dienstes ganz geeignet dazu. Denn nicht einmal lehrreich erschien jene anstrengende, unerquickliche Pflichterfüllung. Die Hoffnung, Geschick zu erwerben, hatte sich in kurzer Zeit schon genügender erfüllt, als man erwartete. Was daran noch fehlte, war der jederzeit fertige rasche Überblick, der freilich durch ein schwaches Gesicht weder gefördert, noch kaum jemals in vollauf befriedigendem Maße erreicht werden konnte, wie Sigfrid selbst fürchtete. Im übrigen fühlte sich der jugendliche Musikdirektor auf seinem Pulte bereits sicher genug, und Klavierproben regten keine Beklemmungen und Ängste mehr in ihm auf, wie er sie nach seiner eignen Schilderung anfangs durchzukämpfen hatte. —

Praktischen Gewinns vermochte er sich deshalb nicht zu versehen von der Wirksamkeit eines Chordirigenten und Korrepetitors, wie man sie in Sondershausen ihm anzusinnen im Begriff stand. Die Abneigung reifte mehr und mehr zum entschlossenen Widerstand gegen jenes Ansinnen und die ganze Stellung, zumal durch den oben mitgeteilten Brief des Professors Marx die Sehnsucht mit erneuter Kraft erwachte, endlich

in der theoretischen Weiterbildung einen zusagenden Abschluß zu erreichen, ob zwar durchaus nicht abzusehen war, woher Zeit und Geld für solche Zwecke gewonnen werden möchten.

Dergleichen Erwägungen, dazu der noch völlig unreife Plan, teils durch schriftstellerische Leistungen, teils durch Musikunterricht und Verlagserträge Mittel zum Lebensunterhalte zu erwerben, erfüllten die Seele des unerfahrenen Strebers während der letzten Tage des Aufenthaltes in Erfurt. —

Die letzte Leistung des Theaters in dieser Stadt war die oft mit ungeschwächtem Beifall wiederholte Posse ‚Berlin bei Nacht'. Dieselbe ‚Schwarte' — so nannten die geplagten Mimen das Stück — war bestimmt, in Nordhausen den Reigen der Schaustellungen wieder zu eröffnen.

Nachdem für den laufenden Sommer die Direktion in Erfurt ihre Holzbude geschlossen, erfolgte am nächsten Nachmittage die Überführung der Gesellschaft von Erfurt nach Nordhausen unter dem Zudrange der schaulustigen Strassenbevölkerung. Zallose Kisten, Kasten, Koffer, Schachteln wurden den Vormittag bereits verpackt und auf Packwagen geladen. — Der Musikdirektor hatte den Vorzug, in der Reisekutsche seinen Platz angewiesen zu erhalten, in welcher der Direktor, dessen Frau, der Regissör, die erste Liebhaberin, der Karakterspieler — zusammen sechs Personen — sich notdürftig einrichteten. Der Wagen, ein Verdeck, war keinesweges zu den weitlaüfig und bequem gebauten zu zälen. Die Insassen zeichneten sich mit Ausnahme des Musikdirektors sämtlich durch ansehnliche Beleibtheit aus — ‚wegen der reichlichen Gagen', wie der Komiker glaubwürdig erlaüterte. —

Unter solchen Umständen mußte Sigfrid darauf verzichten, sein Hündchen mit nach Nordhausen zu nehmen. Mit Wehmut trennte er sich von dem ihm liebgewordenen treuen Gefährten, indem er das niedliche Geschöpf seinem Freunde, dem Buchhändler, schenkte, der es zu pflegen und von Zeit zu Zeit von seinem Befinden zu berichten versprach. Nach kurzer Zeit meldete er den Tod des Thieres. Dasselbe sei auf keine Weise an die Person seines neuen Herrn zu fesseln gewesen. Es

habe eines Morgens unter dem Fenster der Wohnung, welche der Ferne innehatte, tot dagelegen, nachdem man vergebliche Versuche gemacht, es von dort zu vertreiben.

Einen treueren Freund liess Sigfrid in Erfurt nicht zurück, wie er denn keinen anderen Verkehr dort gepflegt hatte, als denjenigen mit dem Buchhändler. Von ihm war er mit einem empfehlenden Schreiben an dessen Geschäftsfreund in Nordhausen versehen worden.

An allen Gliedern zerschlagen und ermüdet bis zur Erschöpfung erreichte die Gesellschaft nach langer Nachtreise am späten Vormittage Nordhausen.

‚Ähnlich müssen die armen Menschen gefühlt haben‘ — so schrieb Sigfrid —, ‚welche vormals von sechs Uhr abends bis zum nächsten Morgen in den Stock gespannt schmachteten. Glücklich aber hatte ich mich trotz aller Pein noch zu schätzen, daß ich nicht unter das Gros der Thalia-Armee gesteckt worden war, welche die Reise per Omnibus zurücklegen mußte. Die armen Schächer waren aüßerst verzweifelt; sie klagten, winselten, fluchten, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Dazu rannte, tobte und schrie alles untereinander; einer nach seiner verlorenen Mütze; ein andrer nach seinem Mantel; ein dritter nach einem Lohndiener, der ihm eine Wohnung verschaffen solle. Das Gepäck flog stückweis aus dem Wagen und polterte aufs Strassenpflaster hinab. —

‚Unglücklicherweise hatte der Wochenmarkt einen Knaüel von Gaffern ausgegoren, die ihre Freude an dem Schauspiel fanden, ohne Eintrittsgeld dafür zu zalen. —

‚Ich suchte sobald wie möglich zu entkommen und erwischte einen Lohndiener, der mich und mein Gepäck vorlaüfig unterbrachte.

‚Morgen früh um sieben Uhr Orchesterprobe von „Berlin bei Nacht" — so rief der Regissör mir im Enteilen nach. Kaum unter Dach fiel ich halb tot auf das sehr harte Sofa, welches eine mit Leder überzogene Bank darstellte. Trotz der Unbequemlichkeit schlief ich sofort ein.

Als ich endlich erwachte, vermochte ich kaum mich zu rühren.

Es dämmerte. — Kaffe und Frühstück stand auf dem Tische. Ich sah nach der Uhr: schon acht! — die Probe! — Ich hatte sie verschlafen; und das kostet Strafgeld. Schleunig zum Theaterdirektor! —

‚Seien Sie nur nicht ungehalten; ich will meine Busse gern leisten.' — Der sah mich groß an: ‚Busse? — Wofür?' —

‚Die Sache klärte sich denn bald auf. Es war, als ich erwachte, acht Uhr abends, nicht morgens, wie ich in dem übermüdeten Zustande gewähnt hatte. Das Frühstück stand seit der Stunde meiner Ankunft bereit. Ich hatte es bestellt und verschlafen. — Nun aber — der Hunger! —

‚Noch am späten Abend bezog ich eine bessere Wohnung in der Barfüssergasse bei einem Bäckermeister, dessen Name fast lautet wie Brosamen. In der Wohnstube steht ein altes klimperiges Tafelklavier. Da hier ein Probesaal fehlt, werde ich alle Klavierproben in meiner Stube halten. Die Direktion war dankbar, daß ich mich dazu bereit erklärte.

‚Meine Probe von Berlin bei Nacht übrigens habe ich rite gelitten. — Um sechs Uhr früh schüttelte der Bäckerjunge, seinem Auftrag gemäß, mich derb genug am Arm und schrie mir in die Ohren: ‚Steigen's auf!' — Pünktlich um sieben stand ich im Theater am Pult. Das Orchester, aus zehn Mann bestehend, zält einige Dilettanten als Aushelfer. Diese müssen später ihren Berufsgeschäften nachgehen. Daher so zeitig die Proben.

‚Ich werde wol noch oft den ermutigenden Zuruf des Bäckerjungen hören: ‚Steigen's auf!' — Einen aufsteigenden Klimax der hiesigen Verhältnisse gegen Erfurt kann ich freilich bis jetzt nicht bemerken, wenn Du als solchen nicht etwa den Umstand schätzen willst, daß ich mein Handwerk nicht mehr unter freiem Himmel, sondern in einem kleinen aber massiven Theatergebaüde zu verrichten habe. Die Stücke, welche gegeben werden, sind dieselben; desgleichen die Gesellschaft; das hiesige Publikum scheint aber weniger Achtung vor unseren ‚künstlerischen' Leistungen zu haben, als das in Erfurt. Auch wird

viel Branntewein hier gebraut, während man ihn in Erfurt doch höchstens trinkt. Hier züchtet man Schweine als Handelsartikel — dort genießt man sie höchstens als Braten, Schinken, Wurst. Die Spuren beider Branchen finden sich reichlich überall hier vor — in allen vier Elementen, besonders in der Luft. Zu solcher Fuselei und Schweinezucht paßt denn unsere Komödie vortrefflich. —

‚Ob diese Einsicht oder die Folge der Reisestrapazen es bewirkten, weiß ich nicht zu sagen; aber ich muß ein sehr bleiches und kinderscheuchenartiges Ansehen haben. Denn als ich nach ausgestandener Orchesterprobe heimwankte, kicherten zwei Dienstmädchen hinter mir her. ‚Und des Abends sehn sie so hübsch rot', sagte die eine. — „Natürlich, weil sie sich das Gesichte anmalen", erklärte die andere. So unterscheide ich mich denn in meiner aüsseren Erscheinung durch nichts mehr von den Komödianten. Das Inwendige wird sich wol auch zu ihrem Standpunkte hinabstimmen müssen, wenn es noch lange dauert. Und mit des Bäckerjungen Weckruf: ‚Steigen's auf!' — ist es zunächst eine fragwürdige Sache.' —

Einige Tage nach der Ankunft in Nordhausen kehrte das Datum des Geburtstages wieder. Erst folgenden Tages traf der Familienbrief ein, welcher bei solchen festlichen Anläßen nie fehlte. Sigfrid machte seiner gedrückten Stimmung in einem sehr ausführlichen Antwortschreiben Luft. ‚Mit niemand' — so schrieb er einem Freunde — ‚kann ich offener, herzlicher, toller und alberner plaudern, als mit meinen teueren Lieben.' —

Aus jener Antwort auf die Geburtstagsbriefe stehen hier folgende Sätze:

‚Das ist für mich immer die schönste Herbsternte, zu sehen, wie ich so vielen geliebten Menschen wert genug bin, daß sie die Füllhörner ihrer Herzen in reichen Wünschen über mich ergiessen mögen, und mir selbst alles opfern würden, um mich glücklich zu machen. Nehmt denn, all Ihr Lieben, meinen heissesten Dank, daß Ihr auch diesmal meines Geburtstages in alter wohltuender Weise gedachtet. Ich hätte selbst den Tag fast vergessen. Erst nachmittags erinnerte mich ein zufälliger

Blick auf ein Zeitungsblatt an das Datum. Gleichwol hatte ich wenige Tage zuvor lebhaft an die schöne Zeit zurückgedacht, wo ich das Fest in Eurem Kreise erleben durfte. Aber allerlei querständige Gedanken schossen mir dabei durchs Hirn — wie Kometen, oder besser, wie Komödianten, welche Grimassen schneiden — und trübten den reinen Spiegel der Erinnerung. Ein recht niederdrückender Kleinmut gewann nach und nach die Herrschaft über mich: ich kam mir selbst so nichtswürdig jämmerlich und unnütz in der Welt vor; so erbärmlich und verächtlich. Könnt Ihr es glauben, daß ich allen Ernstes fürchtete, auch Euch, auch Karln müsse ich so erscheinen? — Aber diese Vorstellung lastete auf mir wie eine schwüle Angst, als ich den lieben duldsamen Bruder unlängst in einem Briefe fragte, ob er denn noch einmal die Mühe an mich wenden möge, mir zum Geburtstage zu gratuliren. —

‚Das Redebild vom Abschaum der Menschheit ist mir nie so verständlich gewesen, als seitdem ich selbst die Illustration zu liefern verurteilt bin. Ich kämpfe nach Kräften gegen solche Selbsterkenntniß, und setze mich mit der Natur in Verkehr durch stundenlange einsame Spazirgänge in die Vorberge des nahen Harzes — aber es gelingt nicht, auf die Dauer meine Selbstachtung wieder zu gewinnen. Ich bleibe ein erbärmlicher Wicht: diese traurige Wahrheit ist die bare Münze, mit welcher die Zerrbilder meiner Umgebung mir meinen richtigen Wert ‚liquidiren'. — (Das ist ein von dem industriösen Nordhaüser sehr geliebter Ausdruck, der überall gebraucht wird, möge er passen oder nicht.) — Eure treugemeinten Wünsche, Eure unveränderte Liebeswärme hat mir wieder einigen Mut ins Herz geflößt, so daß ich mich schon zu der Hoffnung erheben kann, Ihr werdet nicht ungern eine Schilderung des Tageslaufs lesen, den Eure reiche Briefsendung nachträglich mir so unerwartet verherrlichte:

‚Beim Nachmittagskaffe, den ich im Freien trank, ersah ich aus der Zeitung — wie bemerkt — daß der schon halb verstrichene Tag eine gewisse Bedeutung für mein Dasein habe. Ich liebe es, an Grenzscheiden der Lebensjahre mich in das

Vergangene zu vergraben. Zu solchem Behufe schlenderte ich nach Hause, mich an alten lieben Briefen und Erinnerungen ein wenig zu erwärmen. Auf der Treppe schon vernahm ich die quiecksenden Töne des Quintenzirkels, die von Seiten meines asthmatischen Klapperkastens aus der Stube herunterschwirrten. Der Klavierstimmer war da, und in voller Arbeit. Da ich nun doch schon verdrossen war, setzte ich mich auf das Sofa und nahm Thiers' ‚Histoire de la révolution française' vor, um durch den Ärger, den mir dieser glänzende Schwätzer stets bereitet, den Ohrenzwang des Klavierstimmens womöglich zu übertaüben. Eine Weile gieng alles nach Wunsch. Aber da des Leimsiedens und der Lobhudelei der grande nation gar zu viel geschah, war mir doch das Geklimper der unreinen Saiten lieblichere Musik und ich warf den ruhmredigen welschen Selbstberaücherer in die Ecke, und hörte zu, wie der arme Stimmer sich plagte, mir zu einer reineren Stimmung zu verhelfen. Ich würzte ihm diesen schweren Frohndienst mit einer Zigarre und passender Unterhaltung über Branntweinbrennerei, Orchestermusik, die hiesige freie Gemeinde des Herrn Baltzer, Schweinezucht und Klaviervirtuosen der Umgegend. Der Stimmer zeigte sich als Mann von umfassenden Kenntnissen, namentlich auf dem Gebiete der hiesigen Branntweinindustrie. —

‚Abends entschädigte ich mich für die sehr einfache Geburtsküche, indem ich im ersten Gasthofe, dem Römischen Kaiser, Rührei mit Schinken und eine halbe Flasche ‚Haute Sauterne' an mich wandte. Dabei hatte ich die Ehre, neben einer interessanten Dame zu sitzen, welche von mehren Herren ‚Exzellenz' betitelt ward. Die Dame beklagte sich in reizender, reiner deutscher Mundart mit bester Laune über die schlechten ‚Karlätschen', welche jetzt in Mühlhausen gebacken werden — eine Sorte Weizenbrot, wie aus der lehrreichen Unterhaltung hervorgieng. Nachdem ich meine halbe Flasche auf mein Wohl geleert und im Römischen Kaiser nichts weiter zu besorgen hatte, trat ich den Rückzug nach Hause an.

‚Die krummen, abschüssigen, schmutzigen Gassen der Stadt, inmitten durchströmt von tiefem Gerinne, schauten im Mond-

lichte altertümlich und fast wie die Dekoration zu einer Märchen-fantasie aus. — Vor meiner Hausthür stand ein Mensch, ein Vermummter, unbeweglich wie aus Stein gemeisselt. Da das volle Mondlicht ihn beschien, so konnte ich ihn so lange beobachten, als ich Zeit bedurfte, die ganze Barfüsserstrasse — meine Wohnung ist das letzte Haus — zögernd entlang zu wandeln. Er trug einen langen Mantel, dessen Kragen aufgekrempelt war, und einen tief ins Gesicht gedrückten Filzhut. So stand er da vor meinem Hause — unbeweglich — mitten auf der Strasse. — Ich hatte meine Wohnung erreicht und, indem ich eben eintreten wollte, bot ich ihm einen ‚guten Abend!' — Da ergriff er plötzlich ein an seiner Seite hängendes blitzendes — — Horn und blies den Gruss zurück in einem langgezogenen, klagenden und durchdringenden Ton. Zugleich hörte ich die dumpfen Schläge der städtischen Thurmuhr — es waren zehn. Ich eilte auf mein reingestimmtes Stübchen, holte mein Tagebuch — das grüne — hervor und schrieb:

‚Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Es hat dreiundzwanzig voll geschlagen —
Nun lasse los das Feuer und Licht,
Ob es weit hinaus in die Lande bricht.

‚Du armer Narr! — Wer bist du denn? — und wo? — Haha! —

‚In Nordhausen, in Nordhausen,
Wo wir Schweine-Würste schmausen,
Und der silberne Branntewein
Rieselt zu allen Rinnen hinein.

‚Was ich ferner schrieb, eignet sich weniger zur wörtlichen Mitteilung. Aber ich will Euch bekennen, daß es Betrachtungen sind über die Frage: woher ich nur den Hang haben möge, die Nase so hoch zu tragen. — Und da ich soeben aus anständiger Gesellschaft kam, der ich freilich nur als stummer Tischgast der Wirtstafel angehören durfte, so lag ein Vergleich nahe mit derjenigen Gesellschaft, welcher ich jetzt als bezaltes

dienstthuendes Glied angehöre, und es ergab sich aus diesen Voraussetzungen der Stoff zu erbaulichen Geburtstagsabend-Betrachtungen mit innerer Nötigung ganz von selbst.' —

Hin und wieder entstand ein neues Lied — doch befriedigte die schöpferische Tätigkeit ihn jetzt nicht. Wie konnte es auch anders sein? — Wer die Achtung vor seiner sittlichen Würde eingebüßt hat, wie sollte der Freude haben können an dem Spiegelbilde seines Wesens, welches in geistigen Hervorbringungen ihm äußerlich dasjenige entgegenstralt, was er sich lieber verbergen möchte! — ‚Nur um Dich vielleicht zum Duettiren anzuregen' — so schrieb er seiner Schwester zur Begründung der Übersendung eines zweistimmigen Gesangsstückes. Dasselbe begann mit den Worten:

‚Zwei Kammern hat das Herz.' —

Das Stück figurirt deshalb unter dem Titel des Liedes ‚vom Zweikammersystem' in mehren Briefen. —

Die musikalische Privattätigkeit beschränkte sich meist auf Zusammenstellen und Ausfeilen älterer Arbeiten, in der Hoffnung, einen Verleger für dieselben zu finden. Aber alle in dieser Richtung unternommenen Versuche blieben vorlaüfig völlig ohne Erfolg, worüber sich niemand weniger wunderte, als der Verfasser jener zurückgewiesenen Handschriften. In seinen eignen Augen hatten die Werke keinen Wert: — konnten sie es beanspruchen, von anderen geschätzt zu werden? —

Es war eine völlige Trostlosigkeit über den Kreuz- und Querfahrer hereingebrochen. Zerstreuende Anregung bot ihm nur noch seine heimliche schriftstellerische Arbeit und die gleichzeitige Vertiefung in zwei Bücher, welche als neue Sterne am Horizont aufgegangen waren und eine selten verbreitete Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten.

Das eine dieser Bücher, Adalbert Stifters ‚Studien', fesselte durch die originelle Knappheit der Schreibart und durch die Lebendigkeit feiner Beobachtung und Kleinmalerei; das andere, Max Waldaus ‚Nach der Natur', begeisterte vorzugsweis durch seinen überraschenden Reichtum an neuen Ideen, die, oft gewagt und paradox, den jugendlichen Leser auf sich selbst zurück-

führten, ihn zum Nachdenken aufreizten. — In Halle war derselbe Zeuge gewesen von der Erregung, welche dieses neue, aus dem Boden moderner Lebens- und Weltanschauung entsprungene Geistesprodukt des aristokratischen Verfassers*) unter den dortigen Freunden hervorgebracht hatte. Robert Franz trat diesem näher, indem er einen Briefwechsel mit ihm eröffnete und später ein Heft Lieder demselben widmete, deren Dichtungen aus seinen Büchern geschöpft waren.

Sigfrid ließ sich in seinen schriftstellerischen Arbeiten mit bewußter Absichtlichkeit beeinflussen, indem er sich bemühte, in Stoff und Darstellung eine aus Stifters und Waldaus Eigenart vermittelte Schreibweise zu gewinnen, vermöge deren die lebensvollste Wirklichkeit zur Anschauung gebracht werde. Es ward ihm nicht klar, daß er auf diesem Wege den Zusammenhang fortschreitender Erzälung in episodenartiges Mosaik auflösete und einheitlicher Entwickelung des geschichtlichen Verlaufes störend entgegenwirkte. Das Skizzenhafte seiner Arbeit jedoch entgieng ihm nicht. Er drückte diese Einsicht aus in dem Titel: ‚Norddeutsche Skizzen‘.

In Nordhausen fand er für solche Tätigkeit etwas mehr Muſſe, als sie ihm in Erfurt zufiel. Die Theaterstücke, welche in Erfurt einstudirt worden, brachte die Direktion in Nordhausen nach einander zur Aufführung. Hier beschränkten sich die Pflichten des Musikdirektors auf Orchesterproben und Verfertigung gelegentlicher neuer Einschübe, zu denen einige Orchesterstücke, ein Marsch, eine Ouvertüre und dergleichen mehr kamen, deren Entwurf und Niederschrift nicht allzuviel Zeit beanspruchten. Die Klavierproben beschränkten sich dagegen zumeist auf Sololeistungen und fanden in des Musikdirektors Wohnung statt. —

Unter diesen Proben gab es mehre, die zwar neu, aber keineswegs angenehm waren; nämlich sogenannte Balletproben, ausgeführt von tanzenden Schauspielerinnen. Auf diese Kunstleistungen konnte sich des Musikdirektors Einfluß in nicht weiterem Umfange erstrecken, als es durch den Tanzrhythmus ge-

*) Spiller von Hauenschild.

schah, den er nach Maßgabe der Tanzenden auf dem Klavier darzustellen hatte. Das alte brockfällige Wohnhaus des Bäckers Brosamen erdröhnte und erbebte unter den leidenschaftlichen Sprüngen. Der Lärm übertaübte oft den winzigen Ton der Klaviersaiten. Nicht selten mußte der Spieler es sich gefallen lassen, wenige Takte des Tanzstückes halbe Stunden lang zu wiederholen, bis die erschöpften Tänzerinnen erklärten, das erstrebte Geschick erreicht zu haben. — In diesen lästigen Balletproben kehrte der Klavierspieler den Probirenden seinen Rücken zu. Die Raümlichkeit ließ eine andere Aufstellung nicht statthaft erscheinen. ‚Was mir diese Qualen etwas erleichterte', so erzälte Sigfrid, ‚war der Umstand, daß ich wenigstens nur darauf zu hören und nichts davon zu sehen brauchte, bevor die Orchesterproben begannen. — Indessen aüßerten die Theaterbesucher keinen Wunsch, mehr Ballets dieses Kalibers anzuschauen. So blieb es bei dem einen, dem ersten und letzten.' —

Dagegen wurden die haüfigen Wiederholungen derselben Theaterstücke höchst lästig. ‚Berlin bei Nacht' — schrieb Sigfrid — ‚dirigire ich fast schon im Schlafe. Wir hatten es binnen kurzer Zeit achtmal über die Bretter zu hetzen. Auch die Schauspieler sind in Verzweiflung darüber. Einer meinte, wo bei solcher geschäftsmässigen Hetzerei die Begeisterung für die Kunst herkommen solle? — Begeisterung für — Berlin bei Nacht! — — Der arme Narr!' —

Die verhältnißmässig reichliche Musse, welche der schriftstellerischen Arbeit zugewendet werden konnte, hatte ihren Grund wol vorzugsweise in der Erkrankung der Frau des Theaterdirektors und gleichzeitig in derjenigen seiner Tochter, der Gattin des Regissörs. Durch die haüsliche Not sahen die beiden an der Spitze der Leitung stehenden Ehemänner der Kranken sich nun derart in Mitleidenschaft gezogen, daß der Eifer, dem sie zuvor dem ‚Geschäfte' zugewandt hatten, merklich gehemmt erschien. Während die junge Mutter, die Gattin des Regissörs, samt ihrem neugeborenen Kinde sorgfältigste Pflege erforderte und der Direktor jeden Augenblick das Ende seiner tätigen

Lebensgefährtin zu erwarten hatte, mußten beide Männer sich auf den Brettern bemühen, die Lachlust des grossen Haufens anzufachen durch oft unglaubliche Albernheiten und Grimassen, die ihre zu spielenden Theaterrollen ihnen vorschrieben. Der Musikdirektor, dessen Dienst ihn manchmal zwischen den Akten auf die Bühne führte, ward einmal in dieser Zeit durch eine erschütternde Beobachtung überrascht: er bemerkte nämlich, daß der Regissör im Kostüm eines geckenhaften Schneiders sich in einen Winkel gekauert hatte und dort seinem Schmerze über die haüsliche Not in einem Thränenergusse Raum gab. —

Die Leitung der Geschäfte hatte bisher unter dem fühlbaren Einflusse der nunmehr schwer erkrankten Frau des Unternehmers gestanden, ‚welche mit ihrem praktischen, aufs Industrielle gerichteten Sinne, ihrer unbeugsamen Energie und imposanten Figur‘ — wie Sigfrid schrieb — ‚recht eigentlich die inkarnirte Theaterdirektion darstellte. Sie war das Triebwerk der ganzen Maschine, in welcher ihrem kleinen gutherzigen Manne die Rolle des willenlos hin= und herschwingenden Pendels zufiel. Seine eignen Leistungen auf der Bühne erregten mir immer den Verdacht, daß er in dieser Welt des Scheines und der Taüscherei sich sehr überflüssig erscheine und jeden Spezereikrämer um sein hausbackenes Erdenglück beneide. Unter der sicheren Leitung seiner Frau hatte er indessen als folgsamer Ehegatte sich eine langgeübte Ruhe des Wesens angeeignet, die ganz wie Zufriedenheit mit seinem Loose erschien. — Nun geschah es aber, daß die notwendige Stütze von seiner Seite gerissen wurde, indem die Frau das Zeitliche unerwartet schnell segnete. Für einige Tage ward das Theater geschlossen, bis die Reste der Verblichenen unter feierlichem Kondukte der ganzen Gesellschaft zur letzten Ruhestätte geleitet waren.‘ —

Wie dieser herbe Verlust auf den Wittwer und dessen Theaterunternehmen wirkte, das sollte bald genug hervortreten. Zunächst wirkte er auf Sigfrids Musse ein. Dieselbe ward wegen seltener stattfindender Vorstellungen noch ausgedehnter, als sie schon bisher gewesen. Er widmete deshalb alle dienstfreien Stunden der weiteren Entwickelung seiner ‚Norddeutschen Skizzen‘.

Eine unverhoffte Anregung zu dieser Tätigkeit empfieng er von aussen her durch einen jungen Buchhändler, Mecklenburger, den er in Folge des Briefes kennen lernte, welchen der Erfurter Freund ihm an die Nordhaüser Buchhandlung mitgegeben hatte. Mecklenburger war ein begeisterter Verehrer der schönen Kunst, in welcher Form dieselbe ihm auch nahe kam. Er strebte in dieser bevorzugten Richtung seines geistigen Anteiles nach Klärung und Bestätigung seiner Anschauungen und gewonnenen Einsichten und hoffte im Verkehre mit dem Theatermusikdirektor sein Streben befriedigen zu können. Dieser suchte seinerseits durch den neu erworbenen Bekannten seine Einsichten in das Wesen des Buchhandels zu erweitern und tat manchen Blick in den Geschäftsgang namentlich des Bücherverlags, der ihm später nützlich wurde. Die jungen Leute fanden auch ausserdem manche Anknüpfungspunkte heimatlicher Beziehungen und verwandter Gesinnungen und kamen binnen kurzer Zeit einander näher, wie das die Elastizität der Jugend, das Bedürfniß gegenseitigen Anschlusses erleichtert.

Bald stand kein Hinderniß mehr im Wege, den Nordhaüser Freund zum Mitwisser der geheimen Arbeit zu machen, von der nur Karl vorlaüfige Andeutungen empfangen hatte. Mecklenburger lernte die Norddeutschen Skizzen kennen. Er war entzückt von der Neuheit der Darstellung und überzeugte den ermunterten Verfasser ohne sonderliche Mühe von der Notwendigkeit, diese Anfänge zu vollenden und das Ganze möglichst bald der Öffentlichkeit zuzuführen. Mehr bedurfte es nicht, um einen noch schwankenden Entschluß zur Reife zu bringen.

Es entspann sich nun zunächst ein lebhafter Briefwechsel zwischen den Brüdern in Nordhausen und Berlin. Der Inhalt desselben gleicht einem Ringkampfe einerseits um den Preis, aus dem Banne eines Lebenskreises befreit zu werden, der dem Wesen und natürlichen Vermögen der gegebenen Eigenart durchaus widerspreche und schon deshalb mit sittlichen Gefahren aller Art verbunden sei; andrerseits aus dem Grunde der Einsicht, daß es für jene Individualität nichts Heilsameres gebe, als den Schwierigkeiten und Gefahren mit dem Mute der Selbstver-

leugnung die Stirn zu bieten und auf dem einmal angebahnten Wege ohne schwankende Seitenbewegung dem vorgesteckten Ziele festen Schrittes entgegenzustreben.

Näheres über den Gegenstand dieses, von beiden Seiten mit dem Scharfsinne der Energie des Willens und der Liebe geführten, Kampfes ergibt ein Brief Sigfrids an den Vater. Derselbe wurde erst abgefaßt, nachdem alle Gründe für und wider erschöpft schienen und Karl erklärt hatte, er vermöge es nicht über sich, Sigfrids Wunsch, seine Stellung am Theater aufgeben zu dürfen, beim Vater zu befürworten; doch sei er bereit, den bisherigen Verlauf der stattgehabten Verhandlungen dem Vater zur Begutachtung und beziehungsweiser Beschlußnahme vorzutragen. Darauf schrieb Sigfrid an den Vater und bereitete denselben in seinem ausführlichen Briefe behutsam vor auf den eigentlichen Gegenstand seines Anliegens. Das Schreiben beginnt mit feierlicher Anrufung der ‚Muse des Briefstiles‘.

‚Du magst Dich wundern‘ — so heißt es im weiteren Verlaufe —, ‚daß ich, meiner Art zuwider, fremde Hülfe bei Abfassung eines Briefes anrufe — und gar die der leider ‚seligen‘ Musen. Aber bei der Unsicherheit menschlicher Hoffnungen legte es mir der gewohnte Umgang mit den Musen nahe, mich in diesem Falle an ihre Unterstützung zu wenden. Dieser Umgang hat sich nämlich während meiner Theaterlaufbahn erweitert; nicht etwa durch eine aufgeblühte Neigung für die Muse Thalia, welche auf duftenden Wolken qualmenden Lampenöles mich allabendlich umgaukelt; sondern durch die neu erwachte Leidenschaft für eine ihrer holden Schwestern, für die Muse des Gänsekieles, die ich als neu erwachte Neigung bezeichnen darf, da ich ihr ja seit frühster Kindheit meine bescheidenen Huldigungen dargebracht habe. ‚Der Brillenträger‘, ‚Ein junges Lämmchen weiß wie Schnee‘ und dergleichen kindliche Vorträge waren die ersten Maiblümlein, mit denen ich die Hörner des Altares meiner knospenden Musenliebe schmückte. Die folgende blasirte Zeit der Lümmeljahre erstickte die zarteren Regungen der kleinen Brust des Ritters vom Steckenpferde — doch nur vorübergehend: denn als der Rauch des ‚Hans-

Dampfs' sich verzogen, begann ich, die ersten Verzückungen erwachten Jünglingsbewußtseins in zierlich plumpen Versen abzulagern auf geduldiges Papier. Du gabst mir selbst damals gelegentlich den Rat, diese Produkte aufzubewahren. —

‚Nachher verdrängte eine Zeitlang die Muse der Töne ihre Zwillingsschwester. Die Verlassene aber rächte sich — sie verhängte über mich Trübsinn und Teilnahmlosigkeit, bis ich, ganz irre an mir geworden, mich verschiedenen profanen Gottheiten, dem Mars, ja dem Krämer Merkur sogar in die Arme werfen wollte. Aus diesen schweren Kämpfen befreite mich Karls treffender Zuspruch. Er brachte mich zu belebendem Entschlusse: Ich gehörte nun mit ganzem Herzen der Tonkunst.

‚Aber die Poesie stutzte über solchen Verrat und sandte einen Quälgeist aus, um sich rächen. Der Quälgeist fuhr in Dein liebevolles Herz, bestes Väterchen, und stachelte Deinen Widerstand gegen meine Wal so lange auf, bis Du mich überzeugtest, daß ich für dieses Metier nicht tauge. Ich verbannte nun beide Angebeteten aus meiner Nähe und warf mich der lederhaütigen Base Philologie an den Hals, die freilich mich nicht zu fesseln vermochte. Die blühende Muse der Tonkunst erbarmte sich mein und Du weißt, welchen durchschlagenden Sieg sie mit Schumanns Hülfe davontrug. Allmählich lernten wir alle einsehen, daß nur diese Muse mich in Eden einführen könne.

‚Ihre Schwester gewann aber bald wieder eine Zeit lang Macht über mich, da unerquickliches wüstes Leben im Vorhofe des Tempels der Tonkunst mich anwiderte und mein Herz keinen anderen Inhalt kannte, als das wehmütige Andenken an eine verstorbene Unsterbliche. Ich schrieb und sammelte damals Verse, die ich ihr huldigend zu Füßen legte. Hermine hütet diesen Kranz wilder Feldblüten noch heute. —

‚Ein praktischer Lehrer weckte mich aus jenem vorübergehenden Rausche und führte der Musik mich wieder in die Arme — wie ich fast glauben möchte zum Ärger der Poesie. Denn die Musen sind eifersüchtig, und jene sandte mir herbe Enttaüschungen und ihre Magd, die Schulmeisterei, um mich diesem Scheusal

zu verkuppeln, und als ich mich meiner Haut wehren wollte, malte sie mich aus Schabernack gelb an über und über. Ich floh und blieb der älteren Liebe zur Tonkunst treu.

‚Da mischte die andere ganz zur Unzeit mussirende Pulver in das klare Wasser meiner Briefe an Euch, Ihr Lieben, und vor kurzer Zeit erst klagtet Ihr mich dessen an, da mein Gebraü nicht die Kraft und Eigenschaft bewährte, Euren Durst zu löschen. Das war die Rache der Poesie, der guten verlassenen Dirne. —

‚Ich kam, an der Hand der Tonkunst, meiner getreuen, geleitet, nach Erfurt. Aber hier — ach! — mußte ich die casta diva, die gefeierte Heilige, von einer Seite kennen lernen, die ich bisher als boshafte Erfindung der Verleumdung verabscheute. Jetzt sah ich mit meinen leibhaftigen Augen Dinge von dieser heiliggeglaubten Muse, die mich mit sittlichem Entsetzen erfüllten, und die für Verleumdung gehaltene Wahrheit erstarrte mein Blut zu Eis. Ich fürchtete für meine Moralität und bemühte mich vergebens, zu vergessen, oder es für Teufelswahn zu halten, was sich tagtäglich von neuem als nackte Wirklichkeit mir nur zu nahe entgegendrängte. Tiefer Schmerz hat seitdem mich angepackt und ich habe ein Mittel ersonnen, wie ich ein Dasein erringen könne, das fern vom Dienste des Gemeinen mir das Ideal unversehrt zurückbringen möge, welches meine himmlische Gefeierte mir so heilig gemacht hatte.

‚Um mein Rettungsmittel zu verstehen, bester Vater, glaubte ich den Rückblick auf die Vergangenheit Dir eröffnen zu sollen. Er scheint zu zeigen nicht allein, daß beide Musen geschichtlichen Anspruch an meine Treue und Dienstbarkeit zu erheben haben, sondern auch, daß sie ihrerseits mir eine Treue und hülfreiche Dienstwilligkeit zur Verfügung stellen, die ich schwerlich ungestraft ausser Acht lassen darf. In Erfurt, wo das Zerrbild meines musikalischen Kunstideales mich lähmte und zu Boden warf, war es wieder die Dichtkunst, welche mir neuen Mut zum Leben gab, indem ich ohne Zweck und Ziel, ohne jede Absichtlichkeit, von innen gedrängt, begann, an einem novellistischen Stoffe zu arbeiten.

‚Wenn ich am späten Abend vom Schreibtische aufstand,

fühlte ich mich wie neugeboren, und dieser Erfolg genügte, mich zur Fortsetzung des Begonnenen anzuspornen. —

‚Nach und nach sehe ich mich nun zu dem Versuche gedrängt, mit einer schriftstellerischen Arbeit hervorzutreten. Doch habe ich nicht den Mut, solches zu wagen, ohne die Arbeit der Beurteilung einer kompetenten Kapazität, z. B. Max Waldau, dem Verfasser von ‚Nach der Natur', vorgelegt zu haben. Ich verfolge damit den praktischen Zweck, etwa als Mitarbeiter eines belletristischen Blattes oder ästhetisch-kritischen Journales, wenn auch nicht genügende Subsistenzmittel, so doch ein willkommenes Taschengeld zu erwerben, welches in Verbindung mit dem Ertrage einiger täglicher Gesangstunden mir schon ein bescheidenes Auskommen sichern könnte. Karls Einwendungen gegen diesen Plan beruhen zumeist auf seinem Zweifel sowol an meinen dichterischen Gaben und den Voraussetzungen erforderlicher philosophischer und geschichtlicher Bildung, als auch an meiner Bereitwilligkeit, Mühen zu ertragen und Plackereien, wie sie jeder Beruf mit sich bringe. Deren aber würde ich in der schriftstellerischen Laufbahn ungleich mehr zu überwinden bekommen, als in der musikalischen, wo ich die schlimmsten derselben ja bereits überwunden habe.

‚Er hat mich falsch verstanden, wenn er annimmt, es sei meine Absicht, das schriftstellerische Fach besonders zu bevorzugen, die Musik wol gar vollends an den Nagel zu hängen.

‚Von solcher Absicht bin ich weit entfernt. Es handelt sich nur um die Eröffnung einer neuen Erwerbsquelle zu den rein musikalischen. Und mein Wunsch geht nur dahin, die Musse eines längeren Zeitabschnittes in der Stille zuzubringen, lediglich um dieselbe dem Versuche zu widmen und Vorrat an fertigen Arbeiten zu sammeln.

‚Zu alt zu solchem Experimente bin ich ja noch nicht. Und mißlingt es — je nun! — da ist nichts Wesentliches für mich verloren, wol aber mehr gewonnen, als ich hier in Kürze klar machen könnte. Eine Stellung, wie meine gegenwärtige sichert mir, nachdem ich einmal hineingekommen, jeden Augenblick die Theateragentur. Das ist also kein Verlust. Gewinnen dagegen

würde ich nach allen Seiten meiner Ausbildung, namentlich nach derjenigen, für welche ich mich bestimmt weiß. —

‚Um Dir die Beurteilung meines Wunsches auch noch von seiten eines Unbeteiligten bekannt zu machen, schreibe ich einige Sätze aus einem Briefe von Karl Wettig hier ab:

‚Ich bin der Überzeugung' — sagt Wettig —, ‚daß namentlich Deine Stellung großer Trübseligkeiten zu voll ist, um sie nicht gern quittiren zu mögen; um nicht genug zu haben am bloßen Kosten, selbst bei mehr dringenden äußeren Umständen, als sich bei Dir vorfinden. Schon ein Grund, Dir beizustimmen. Ein fernerer ist, daß ich es ganz in der Ordnung finde, wenn Du die Muße suchst, um ein Talent zu pflegen, das Dir die Mutter Natur nicht ohne Zweck gegeben haben kann. Ich würde es im Gegentheil Deinerseits Unrecht finden, wolltest Du anders handeln. — — — Eben Deine Naturgaben lassen mich ganz beruhigt, hinsichtlich Deines ganzen Thuns und Treibens. — — — Ich halte dafür, daß mein Freund schon so durch das Leben geführt werden wird, daß alles Gute, welches in ihm steckt, am Besten zu Tage komme. Sei auch Du darüber außer Sorgen. — Versuch es also einmal mit Deinem neuen Plan. Daß Du der Kunst der Töne nicht zu untreu wirst, dafür stehe ich Dir — mein Brief würde sonst ganz entgegengesetzte Ansichten enthalten.'

‚Daß Wettig das Vertrauen verdiene, er meine es ehrlich, bedarf wol keiner Versicherung. Nach alledem ist nun meine Bitte diese: Du wolltest mir erlauben, lieber Vater, die Musse des Winters — vom 1. Dezember ab — bei Euch zu geniessen, damit ich meine schriftstellerischen und einige angefangene musikalische Arbeiten mit Ruhe und Sammlung vollenden könne.' —

Er meldet gleichzeitig dem Bruder, an den Vater geschrieben zu haben, und erzält, daß er neben den ‚Norddeutschen Skizzen' eine kürzere Novelle vollendete, mit welcher er die Schwester zum Geburtstage zu überraschen gedenke.

Des Vaters Antwort traf fast umgehend ein.

‚Zunächst' — so lautet sie — ‚muß ich Dir meine Freude darüber ausdrücken, daß Du Dich mit literärischen Arbeiten

beschäftigest. Denn es kann jetzt wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Du nur mit der Feder in der Hand Deinem eigentlichen, wahren Beruf genügen kannst. Auf musikalischem Gebiete tritt dieses wenigstens deutlich genug hervor, da Du hier Dich nur in Deinem Elemente fühlst, wenn Du geistig tätig sein kannst. Deine musikalische Phantasie wird Dich auch auf dem ästhetischen und belletristischen Felde nicht im Stiche lassen und wird — insofern leichter, eleganter Styl und glücklicher Witz und Humor dabei dienstbar sein müssen — Deinen entschiedenen Beruf, Deine Geistesgaben auch nach dieser Seite hin zu entfalten, wohl kaum in Frage stellen. Die eine wie die andere Thätigkeit entspringt am Ende nur derselben einen Quelle, und es wäre daher Unsinn, sie nach einer Seite hin trocken legen oder im Voraus bestimmen zu wollen, welcher Strömung Du ausschließlich Deinen Lebenskahn anzuvertrauen haben werdest. Du siehst hieraus, mein lieber Junge, daß ich Dir in der Richtung, die Du künftig zu verfolgen gedenkst, vollkommen beistimme. Keineswegs aber stimme ich mit den Mitteln überein, die Du mir zur Ausführung Deines Planes in Vorschlag bringst.'

Der Vater führt nun die Meinung aus, daß die erreichte Stellung festzuhalten, ihre praktischen Vorteile im Hinblick auf künftige Verbesserung ferner nutzbar zu machen seien, um ein guter Dirigent zu werden. ,Du mußt überhaupt nicht gleich verzagen' — sagt er — ,oder das Gewehr in den Graben werfen wollen, wenn anfangs nicht alles nach Wunsch geht. Ohne Ausdauer kommt man zu nichts Rechtem im Leben, und was durch Mühe und Anstrengung erworben ist, das sind jedem Menschen die werthesten Besitzthümer.' — Nach allen Seiten sucht er dem Sohne sein Bedenken begreiflich zu machen und schlägt ihm darnach vor, bis Ostern in der gegenwärtigen Stellung auszuharren, und dann die Frage dem Familienrate zu unterwerfen. Schon jetzt wird die Möglichkeit ins Auge gefaßt, Ostern nach Berlin zu gehen, um dort unter Leitung des Professors Marx die musikalischen und an der Universität die allgemeineren Gegenstände der Ausbildung wieder aufzunehmen.

Die Mutter schreibt:

‚Du kannst denken, mein geliebter Sigfrid, mit welchen getheilten Gefühlen wir Deinen lieben Brief lasen und wie mein Herz aufjauchzte, Dich so bald in die Arme schließen zu sollen. Doch setzte die trockne Vernunft bald einen Dämpfer auf diese freudige Aufwallung des Herzens, und ganz kleinlaut schloß es sein Thürchen wieder und ließ uns die ferne Hoffnung auf Ostern zurück, wo wir — wenn's Gott nicht wieder hindert — uns Alle am Altar des Herrn versammeln wollen, um den letzten unsrer theuern Söhne confirmiren zu sehen. — Gott erhalte Dir den Muth und sei mit seiner liebenden Vaterhand stets Dein Führer auf allen Deinen Wegen.' —

Die Einwürfe des Vaters vermochten es ebenso wenig, als die Gründe des Bruders, den Widerstreit zu brechen, der durch tägliche Widerholung derselben demütigenden Erfahrungen vielmehr immer heftiger entbrannte. Um aus diesen Kämpfen bald befreit zu werden, hatte Sigfrid sich sogar nicht gescheut, seine natürliche Befähigung als eine unzureichende darzustellen, und mit an das Frivole streifender Offenheit gab er zuerst dem Bruder und dann auch dem Vater die Versicherung, welche er durch Beispiele aus seiner Tätigkeit zu begründen suchte, daß er niemals und auf keine Weise die erforderlichen Eigenschaften eines brauchbaren Dirigenten sich werde anzueignen vermögen. Man hielt ihm die naheliegenden Widersprüche vor, in welche er bei seinem Nachweise sich verwickelt hatte. Der Bruder suchte den Grund seines Wunsches in einem anderen Fehler, den jener bei seiner Selbstkritik übersehen, nämlich in derjenigen Leidensflüchtigkeit, welche sich allem zu entziehen strebe, was der individuellen Neigung nur entfernt entgegenzuwirken scheine.

‚Vater bezeichnet diesen Karakterfehler' — so schreibt Karl — ‚mit dem Ausdrucke: Du wollest zu früh den großen Herrn spielen. Ich möchte lieber sagen, Du willst Meister werden, ohne die Wanderjahre mit ihren nothwendigen Mühseligkeiten, ohne die unvermeidlichen aspera zu durchkämpfen.'

Alles das vermochte den Rettungsuchenden nicht zu über=

zeugen. Er war nicht in Zweifel darüber, daß man den tieferen Grund seines leidenschaftlichen Verlangens zu würdigen wenig geneigt sein werde, und hatte wol deshalb die lediglich praktischen Seiten der Frage für die Erreichung seines Zweckes ins Treffen geführt. So sagt er auch in der Antwort auf vorstehenden Brief des Vaters:

‚Ich konnte wol besorgen, daß mein Plan bei Dir auf Schwierigkeiten stossen würde, zumal Karl Anstand nahm, denselben zu unterstützen. Grosse Beruhigung gewährt es mir indessen schon, daß Du mir wenigstens das Recht zugestehest, ein Talent zu pflegen, welches sich so oft schon hervorzudrängen schien. Soll aber aus blossen Versuchen etwas Fertiges entstehen, so mußt Du mir Musse gewähren, wie ich sie nur in der Abgeschiedenheit unseres Familienkreises zu finden vermag. — Wie kann ich nennenswertes zustande bringen unter dem Drucke einer Tätigkeit, die mich innerlich anwidert und mir vollauf Beschäftigung gibt? — Etwa aller zwei bis drei Tage wöchentlich verfüge ich über Abendstunden, welche ich der Schriftstellerei widme. Denn daß ich meine Gage (von monatlich immer nur noch achtzehn Thalern) nicht umsonst verdiene, dafür wird hier bestens gesorgt. Die Tagesstunden sind ausgefüllt mit Solo- und Orchesterproben, Instrumentation und Arrangements von Gassenhauern, Komposizion schauerlicher Couplets, wie folgendes:

‚Revolutionen und Krawall
Und Krieg und Standrecht überall!
's gibt fast kein Dorf auf Erden mehr,
Wo nicht Belag'rungszustand wär'.
Es muß das Volk sich ducken still,
Und wenn es 'mal aufmucken will,
Da kommt der lange Nikolaus —
Na! das hält nur ein Russe aus.' —

‚Und dazu abends diese Aufführungen ewig wiedergekaüter schlechter Possen: urteile selbst — wenn Du auch die Misere nicht ganz zu fassen vermagst — wie viel Sammlung des Geistes, wie viel vernünftige Gedanken, wie viel Prozent pro-

duktiver Frische mir unter solchen Umständen in den wenigen freien Abendstunden noch übrig bleiben. Obendrein spiele ich womöglich täglich mindestens eine Stunde Klavier; bin mit einer musikalischen grösseren Arbeit für Orchester beschäftigt; bereite sechs Werke zum Stiche vor, für einen Hamburger Verleger, der mit einem einzelnen Werke von Anfängern — wie mir ein Freund schreibt — ungern hervortritt; endlich habe ich noch geschichtliche und musikalische Schulstudien unternommen: ich frage, ob angesichts solcher Tätigkeit der Wunsch nach Musse ein unbescheidener ist? — Du wendest ein, es würde Zweifel erregen an meiner schriftstellerischen Fähigkeit, wenn ich meiner Umgebung nicht sollte Stoff zu literärischen Arbeiten abgewinnen können. Ja, wenn ich selbst Schauspieler und dadurch genötigt wäre, alle diese Vagabundennaturen, alle ihre abenteuerlichen Narrenpossen in nächster Nähe zu beobachten! — Erstens aber verbietet mir meine Sorge um die Achtung, deren ich wenigstens aüsserlich bedarf, mit jenen Menschen in andere als ‚geschäftliche' Berührung zu treten; und zweitens scheue ich es, meiner Fantasie Nahrung zuzuführen, welche Bedenken und Übelkeit erregen muss. Dazu haben diese Leute den allerwinzigsten Ideenkreis, der mir bis jetzt nahe getreten ist. Von höherer Lebens- und Kunstanschauung ist keine Spur zu entdecken. Sie betrachten ohne Ausnahme ihre Leistung als geschäftlichen Erwerbszweig und bezwecken nichts Höheres, als damit zu wirken gleichsam wie ein Vomitiv für das Bravogeschrei des Janhagels. Ähnliche Subjekte lernte ich leider auch unter den Musikanten schon kennen, und es wird mir sauer, zu behaupten, es sei das ganz ein und dieselbe Spezies. — Hier meine Erfahrungen zu bereichern, das könnte auf die Dauer mich selbst nur schädigen. Was mir nottut, ist vielmehr nähere Anschauung des Lebens in höheren Kreisen der Gesellschaft, und mit Freuden begrüsse ich die Aussicht, bei einem späteren Aufenthalte in Berlin Zutritt zu erhalten in Kreise, wo Intelligenz, feine Sitte und höhere Lebensformen mir gedeihlichere Früchte verheissen, als ich im Schlamme finden kann.' —

Er wiederholt nun die Bitte um Musse schon vom ersten

Dezember ab und gesteht zu, daß es ihm mehr am Herzen liege, die musikalischen als die angefangenen literärischen Arbeiten zu fördern. Am ersten November habe er seine Kündigungserklärung der Direktion zu behändigen. Treffe bis dahin keine Gegenordre ein, so wolle er darin die Zustimmung des Vaters erkennen.

‚Dein Brief vom 26. Oktober langte hier an erst den 30. vorigen Monates' — so antwortet der Vater am ersten November. — ‚Es war also nicht möglich, bis zum heutigen Tage Dir in Nordhausen Nachrichten zukommen zu lassen, und Du wirst Deinen Dienst inzwischen gekündigt haben und Dich außer Anstellung befinden. Es wäre daher nutzlos, Dir jetzt noch Gegenvorstellungen zu machen, und wenn ich Dich auffordere, zu uns zu kommen, so geschieht das nicht bloß aus dem Grunde der von Dir herbeigeführten Umstände. — Deine Zukunft, Deine Geschicke sind noch im Werden begriffen. Du gleichst einem Schiffer, der für seine Waare einen Markt sucht und den kaum erreichten Hafen wieder verläßt, weil er glaubt, den werthvollsten Theil seiner Ladung an anderem Orte besser an den Mann bringen zu können. Du steuerst daher wieder seewärts — auf ‚Ebentür', wie die Schiffer sagen — und Dein Papa übernimmt die Assecuranz. — Aber nicht bloß aus väterlicher Liebe thut er dieses, sondern auch deßhalb zeigt er sich bereit, weil er glaubt, daß an die Speculation das Risico zu wagen sei. Nimmst Du doch auch Deinen Cours so, daß Du die Küste stets in Sicht behältst und, wenn es sein muß, in den ersten besten Nothhafen einlaufen kannst — freilich dann mit der Aussicht, Deine Waare à tout prix losschlagen zu müssen. So sei denn der Versuch gewagt. Ich will Dir dabei um so weniger entgegen sein, als ich bei Dir das Streben nach einer Deinen Kräften angemessenen Stellung in den Umständen begründet finde, zugleich aber voraussetzen darf, daß Du mit allen Deinen Mitteln Dich der Selbständigkeit entgegenringst. Es würde freilich — wenn sie Dir noch lang entgehen sollte — mich mit um so größerer Betrübniß erfüllen, als ich meine heißesten Wünsche, Dir zu helfen, endlich

an der Unmöglichkeit sie zu erfüllen scheitern sehen würde. — So sei uns denn willkommen, mein lieber Junge.'

,Auch ich heiße Dich herzlich willkommen' — fügt die Mutter hinzu —, ,und meine Arme sind weit geöffnet, Dich an mein vor Freude pochendes Herz zu pressen, wenn's gleich in banger Erwartung schlägt im Hinblicke auf das, was die nächste Zukunft für Deine Unternehmungen uns noch verbirgt. Die Wege des Allgütigen sind undurchschaubar, mein Sigfrid. Möge Er mit Dir sein und mit Deinem Wirken.'

Aus Sigfrids Antwort auf diese Zuschrift stehe hier noch der Schluß:

. . . . . ,Übrigens wenn ich aufzälen wollte, über was alles ich mich freue, da ich nun die Hoffnung habe, Euch binnen heute und vier Wochen zu umarmen, da brauchte ich nichts weniger, als noch ein Buch Papier und zwei Dutzend Federn, um jedes einzelne mit behaglichster Breite mir zu vergegenwärtigen. Ich kann den ganzen Tag kaum anderes denken, als Eure lieben Gesichter, Eure Hauskleider und Pantoffeln, Euren grossen sprühenden Windofen, Eure gelbe Kaffekanne, Euer reparirtes Klavier und den alten treuen Stiefelknecht. Nur Eins wird mir schwer, mir klar vorzustellen: das ist nämlich die Magd, die alte Anna, als errötende Braut. Aus dem natürlichen ziegelroten Kolorit ihrer runden Wangen müßte sich, wenn sie obendrein braütlich errötet, ein ganz neuer Purpur gewinnen lassen, dächte ich. Versichert dem alten Inventar meine herzliche Teilname an ihrem späten jungen Glück.' —

Diesem Briefe ist ein Zettel beigelegt, der so lautet:

,Es soll nicht anders sein! — Ich hatte vor Abfassung des beifolgenden Briefes meine Kündigung an die Theaterdirektion gelangen lassen. So eben nun will ich den Brief an Euch auf die Post tragen, da zeigt mir der Theaterdiener an, daß der Direktor — dessen Frau wir neulich begruben — zum ersten Dezember seine ganze Gesellschaft entlasse, um sich ins Privatleben zurückzuziehen. Seid Ihr nun noch meinem Wunsche entgegen, zu Euch zu kommen? Fast bedaure ich es

jetzt, in dieser Angelegenheit so viel Redens für und wider veranlaßt zu haben.' —

Die letzten Wochen waren besonders arbeitsame. ‚Alle singenden Schauspieler' — schreibt Sigfrid nunmehr wieder aufathmend — ‚belagern mich mit Ansprüchen, welche ich noch vor meinem Scheiden zu befriedigen habe. Da sie nicht wissen, ob sie einen so dienstwilligen Musikdirektor wiederfinden, nutzen sie mich aus, wo und wie sie können. Was meine sonstigen Leistungen betrifft, so gaben die Schauspieler mir wiederholt das anerkennende Zeugniß, daß manches ihrer Stücke nie zuvor so gelungen zur Darstellung gebracht sei, als unter meinem Szepter. — Eine der Vorstellungen, das unvermeidliche ‚Berlin bei Nacht', mißlang einmal freilich völlig und zwar, weil nicht nur das Personal, sondern auch das ganze Publikum total betrunken war. Vor der Ouvertüre, die nicht ohne gegebenes Zeichen anfangen durfte, brüllte mir die ungeduldige Gallerie zu: ‚Mosike! — Mosike!' Auch bei der Aufführung wurde dermaßen getobt und gelärmt, daß man kein deutliches Wort vernehmen konnte. Es war das am 10. November, Luthers Geburtstag und Martini, ein Tag, den die Nordhaüser mit dem Gelaüte aller Glocken feiern, während männiglich bis zum späten Nachmittage Gänsebraten und Kohl schmauset. Dabei wird denn genug getrunken und zwar nach Paragraph elf des Studentenkomments. —

‚Sonntag Abend den 24. November schliesse ich meine ruhmwürdige Theaterkarriere mit ‚Graf Bukskin', derselben ‚Oper', mit welcher ich sie eröffnete: Also ein geschlossenes Kunstwerk! — Eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt!' —

In derselben Nacht reisete er mit der Post über den Harz gen Norden. Nach dem Theater lud er noch einige Schauspieler zum Thee zu sich und benahm sich nun unter ihnen nicht mehr als Musikdirektor, der eifersüchtig war auf seine Autorität, sondern als Mensch mit ungezügelter Freiheit.

Sie gaben ihm das Geleit zur Post. — Er hielt ihnen

mit komischem Pathos eine kurze Abschiedsrede, die damit schloß, daß er dreimal mit hohler Stimme und erhobenen Händen Wehe über sie rief und ihnen theatralisch seinen Fluch erteilte. Unter lautem Gelächter der Zurückbleibenden führte die Post ihn in die dunkle Winternacht hinaus.

8.

Ungeahnte Hülfe.

Der Reisende fand auf der ganzen nächtlichen Fahrt über den Harz im Postwagen keinen anderen Gefährten als den Konduktör. Wo die Strasse bergan stieg, pflegte er zu Fuß zu folgen, um das Rauhe, oft Gespenstische der vom Monde beleuchteten Gebirgslandschaft auf seine erregte Fantasie einwirken zu lassen. Am Fusse des Brocken jagte der Wind weisse Nebelwolken vor sich her, die wie Geister durch das Tannicht huschten und als Schneegehänge hie und da in wunderlichen Formen haften blieben. Der Beobachter faßte den Vorsatz, diese Winterreise für seine literärischen Arbeiten zu verwerten. —

Aber die einsame wilde Natur führte ihn unmittelbarer auch auf sein eignes Geschick zurück. Die ihn umgebende Naturszene, war sie nicht ein Bild seines eigenen vom kalten Schneesturme der Welt durchschauerten Lebens? — Dunkele Tannengründe, Untiefen, schroffe Felsen, reissende Wasser auf unbekannten Wegen, von Nacht verhüllt! — Im Hintergrunde dieser düstern Bilder öffnete sich zwar eine hellere Perspektive, nämlich Musse im Schatten liebender Fürsorge — aber jenseits der kurzen Ruhe. — Was sollte folgen? —

Die Vorstellung des Nächstliegenden war indessen sonnig

genug, um solche dunkle Fragen bald zu überstralen. — Er hatte absichtlich einen falschen Reiseplan an die Seinigen gesandt, um sie über den Tag seiner Ankunft im Elterhause geflissentlich zu taüschen. Auf diese Weise wünschte er durch überraschendes Eintreffen die Freude des Wiedersehens nach so inhaltvoller Trennungszeit zu steigern.

Die Absicht gelang. Man feierte eben den Geburtstag der Schwester, als der gewesene Theatermusikdirektor plötzlich in dem frohbewegten Kreise der Familie erschien. Der Jubel wollte kein Ende nehmen. Immer wieder flog der Angekommene von einem Arm in den anderen. Leidenschaftlich aufwallende Freude übertaübte jeden Gedanken an vergangenes wie zukünftiges. Die lebensvoll sprühende Gegenwart wurde in vollen Zügen ausgekostet: ‚Lachen und Weinen in Einem Sack' — bemerkte lächelnd die Mutter, indem sie Freudenthränen trocknete.

Nachdem endlich einige Ruhe zurückgekehrt, wandelte der Vater, die Tabackspfeife im Munde, mit dem Ankömmling in traulicher Umschlingung durch die Länge der mit einander verbundenen Zimmer langsam und behaglich auf und ab und wechselte mit ihm verständige Reden, welche sich bald genug um die persönlichen Angelegenheiten des Sohnes bewegten. Schon jetzt fiel manches Wort, das zum Nachdenken über den Ernst der Lage aufforderte.

Abends am runden, von Lampenlicht bestralten Sofatische las Sigfrid den andächtig Lauschenden seine Erzälung vor, die er in sauberer Abschrift, hübsch gebunden, seiner Schwester als Geburtstagsangebinde von Nordhausen mitgebracht hatte. Der Gegenstand der satyrisch gefärbten Erzälung, einer Novelle, war heimatlichen kleinbürgerlichen Zuständen abgewonnen, spielte im Jahre 1848 und schilderte den verderblichen Einfluß revolutionärer Bewegungen auf die naiven Bewohner und Verhältnisse eines kleinen, dem politischen Leben bisher völlig abgewandten Ländchens. —

Bei den jüngeren Zuhörern des Vorlesers fand die rein auf freier Erfindung beruhende Geschichte unbegrenzten Beifall.

Weniger bei den Eltern. Die Mutter meinte, der Sohn stehe dem kleinlichen Lebenskreise, den er zu schildern unternommen, persönlich zu fern, um die erwünschte Naturwahrheit der Darstellung erreichen zu können. Der Vater fühlte sich unliebsam berührt von dem Bestreben, einer Volksbewegung den Stempel des Lächerlichen aufheften zu wollen, die im Lichte der damals noch frischen Erinnerung einflußreicher und auswirkender erscheinen mochte, als sie in der Folge sich tatsächlich bewährte. ‚Ein grosses geschichtliches Ereigniß durch das Odium der Lächerlichkeit verkleinern zu wollen, wenn sich die Früchte auch nicht unmittelbar zeigten, das ist, milde bezeichnet, leichtfertig' — so aüsserte sich der Vater.

Selbstkritik zu üben glaubte Sigfrid jederzeit bereit zu sein. Aber um belehrenden Tadel ertragen zu können, fehlten ihm zwei notwendige Eigenschaften, nämlich gereifte Einsicht und Demut oder — mit einem Worte — rechte Selbsterkenntniß. In Folge solchen wesentlichen Mangels entgieng ihm ebenfalls die notwendigste Selbstbeherrschung. Er fühlte sich durch das ablehnende Urteil der Eltern empfindlich berührt und verteidigte ihnen gegenüber seine Arbeit mit allen Mitteln leidenschaftlicher Beredsamkeit. Der Vater aber war nicht der Mann, um seinen Kindern ein ungeziemendes Betragen nachzusehen.

So gab es denn in dem kaum noch von Freude und Jubel erfüllten Familiengemache eine Szene, die für alle peinlich war, am peinlichsten und schmerzlichsten aber für den jungen Autor, der die verständigen Einwürfe der Eltern lieber auf Vorurteile zurückführte, als auf die eigene Verblendung, in welcher verletzte Eigenliebe sein klares Urteil gefangen hielt.

Aber die Szene des ersten Abends, welche indessen ohne Folgen für das gegenseitige herzliche Verhältniß blieb, stand in der Zeit der so sehnlich herbeigewünschten Musse im Elternhause nicht vereinzelt da. Zwar zeigte der Vater Anteil an des Sohnes schriftstellerischen Bestrebungen, indem er aus dem reichen Schatze seiner lebhaften Erinnerung novellistischen und kulturgeschichtlichen Stoff sammelte, um des Sohnes Feder damit zu unterstützen; allein das Vertrauen in dessen praktische

Absichten mochte doch nicht fest genug sein; der Hinblick auf die Opfer, welche an dessen musikalische Erziehung bereits gewandt; die Erwägung, wie viel denn doch auf diesem Wege schon erreicht sei: diese Gesichtspunkte mochten den Ratsherrn veranlassen, die Arbeiten des Sohnes ungünstiger zu beurteilen, als er es unter weniger bedenklichen Umständen etwa für nötig gehalten hätte. Je härter nun die Kritik des Vaters erschien, desto leidenschaftlicher erhuben sich dagegen des Sohnes Verteidigungsversuche. Oft stieg die Unterredung zwischen Vater und Sohn bis zu einer Höhe beiderseitiger Erregung, daß sie mehr einem mit Heftigkeit geführten Wortwechsel glich, als einer auf Verständigung gerichteten Auseinandersetzung. Mutter und Schwester, in hohem Grade von der wachsenden Hitze beängstigt, mischten sich vermittelnd nicht selten darein. Gewöhnlich rückten sie dem jungen Hitzkopfe das Unrecht vor, seinem Vater gegenüber eine Meinung aufrecht zu erhalten, deren Verteidigung obendrein auf unhaltbaren Voraussetzungen zu beruhen scheine.

So sah sich Sigfrid, wie er meinte, von allen mißverstanden, und um einem ernstlichen Konflikte vorzubeugen, brach er oft das Wortgefecht inmitten seines Verlaufes kurz ab, stürmte zum Wohnzimmer, zum Hause hinaus, manchmal in die Nacht hinein, oder eilte in leidenschaftlichen Sprüngen die Treppe hinan in seine Wohnstube und tobte umher, bis er seiner Erhitzung allmählich wieder Herr geworden.

Schon fast zwei Monate hatte er im elterlichen Hause zugebracht, da er nach einer ähnlichen Szene in sein grünes Buch die abgerissenen Worte schrieb:

— — ‚Sie verstehen mich nicht. — Das Beste ist, ich schweige. — — Ostern! — Abschied! — auf Wiedersehen? — — Ich störe den Hausfrieden. — — — Das sei fern! — **Nur frivol!!**‘ —

Wenn man sich die Mühe geben mag, diese vielen Gedankenstriche, diese Redezeichen, dieses Feldgeschrei der Verzweiflung, zweimal unterstrichen, in Gedanken zu übersetzen, welche jene Stimmung beleuchten mögen, mit der diese

Worte vielleicht in langen Pausen vereinzelt aufs Papier geworfen worden, stehenden Fußes, zitternder Hand: da bedarf es wol kaum eines Hinweises auf den schroffen Gegensatz, in welchem hier die Wirklichkeit den an die Muße im Elternhause geknüpften Erwartungen gegenübertritt. —

Die Wiederholung ähnlicher Erfahrungen wirkte nach und nach lähmend auf die Neigung zum Arbeiten ein. Es ist erzält worden, daß Sigfrid die Schriftstellerei zwar aus Neigung ergriffen hatte, aber keinesweges beabsichtigte, diese Tätigkeit seiner musikalischen Kunst und ihrer Pflege derartig voranzustellen, daß ihm der Vorwurf der Untreue daraus mit Recht erwachsen könne. Um aber zur Ausführung seines Planes zu gelangen — eine Probe seines literärischen Strebens Max Waldau zur Beurteilung vorzulegen, wie er vormals Robert Schumann musikalische Versuche zur Prüfung seiner Gaben mitgeteilt hatte — widmete er in den ersten Wochen seines gegenwärtigen Zustandes alle Zeit und Kraft ausschließlich der Fortsetzung seiner norddeutschen Skizzen.

Dies ward nun von den Seinigen für eine Verletzung der eigentlichen Pflicht erklärt, die er der tonkünstlerischen Pflege schuldig sei. Man klagte ihn desjenigen Wankelmutes an, der jeder Eingebung des Augenblickes mit Eifer folge, um im nächsten Augenblick sich wieder einem andersartigen Einfalle mit demselben Feuer hinzugeben. Wenn man Recht hatte, stand es freilich schlecht mit der Zukunft des jungen Mannes — eine Besorgniß, welche die Seinigen offen und verblümt aüßerten. Sigfrid wies auch ihre Mahnungen keinesweges schroff zurück. Er prüfte vielmehr ernsthaft seinen Karakter am Maßstabe jener liebevollen Befürchtungen:

‚Ist es eine angeborene oder anerzogene Ruhelosigkeit' — so schreibt er zu dieser Zeit ins grüne Buch —, ‚die mich rastlos hin- und herwirft? — Der Mensch neigt zur Veränderlichkeit vermöge der vielfachen Widersprüche und Gegensätze, welche das Ganze seines Wesens ausmachen. Zu viele begehrliche Prätendenten ringen in ihm um das Szepter. —

‚Wie oft findet zwischen Pflicht und Neigung, diesen

beiden Despoten, ein siegloser Kampf statt, der endlich mit Zerstörung des ganzen Reiches erst zum Schlusse kommt! —

‚Und aus welchem Grunde? —

‚Weil uns die sinnlose Vorstellung angebildet wird, als müsse die Pflicht naturgemäß in Widerspruch stehen zur Neigung, wie es leider in den verschrobenen gesellschaftlichen Mißständen oft, nur zu oft der Fall ist. Eine schwierige Aufgabe der Erziehung liegt freilich in der richtigen Diagnose der Neigung, die sich selten früh mit Entschiedenheit hervordrängt. So ist allmählich die richtige Würdigung des natürlichen Verhältnisses zwischen beiden Lebensmächten verloren gegangen. Man verkennt es zumeist, daß wahres Pflichtgefühl lediglich aus der Neigung hervorwächst, wie der fruchtreiche Baum aus seinem Kern. Statt dessen ordnet man der Pflicht die Neigung als ihren Gegensatz unter, das heißt, man macht die Mutter abhängig von dem Willen ihrer leiblichen Tochter — eine offenbare Lüge wider die Natur! —

‚Meine nicht zum ersten Mal keimende Neigung machte es mir zur Pflicht, die unentbehrliche Muße zu suchen — die ich nur durch bogenlange Auseinandersetzungen endlich erreicht und ganz anders nutzbar machen könnte. Aber diese täglichen Differenzen! — Alle Gründe werden in Bewegung gesetzt, um mich in der Erkenntniß einer Pflicht wankend zu machen, welche von den Meinigen für ‚bloße Neigung' gehalten wird.' —

Nicht minder schwer lastete auf dem haüslichen Leben und der Arbeitsamkeit ein Dunkel, welches die Zukunft so dicht wie nie zuvor verhüllte. Der Sohn, der sich aller Hoffnungen entschlagen zu haben meinte, um durch unfruchtbare Sorgen seinen Lebensmut nicht noch tiefer zu beugen, als es in Folge der andauernden Schwierigkeiten bereits geschehen war, mochte sich dem Gedanken an die fernere Gestaltung seines Lebens wol gern entziehen; der Vater faßte sie desto fester ins Auge und brachte bei jeder Gelegenheit die Rede darauf. Einen Ausweg zu finden vermochte er freilich ebenso wenig, als irgend ein Sterblicher in jenen Tagen dazu vermögend war. Berlin und eine, in dieser mit Hülfsmitteln reich ausgestatteten Residenz,

vorübergehende Rast zur Vollendung der Studien, vorzugsweise der musikalischen: das war mehr Wunsch als Absicht. Denn die Verhältnisse gestatteten einen ausreichenden Kostenaufwand dem Vater durchaus nicht.

Er erklärte, seine Mittel seien erschöpft, und verwies den Sohn auf die eigene Kraft zur Erlangung eines selbständigen Erwerbes. Es schien, als sei abermals, und drohender denn je zuvor, die Frage an Sigfrid herangetreten, ob er durch seine Kunst solches Ziel zu erreichen die Fähigkeit entfalten könne; ob er nicht vielmehr seine Künstlertraüme nun wirklich abtun, sich nach einer anderen, gleichgültig welcher Quelle der Nahrung umschauen müsse. —

Wer riet — wer half aus diesen Zweifeln? — Menschen vermochten es nicht. — Wenn nicht ein ‚Wunder' geschah, so sah Sigfrid auf ein verlorenes Leben zurück, und dann? — —

Hätte er den Anfechtungen verzweifelter Entschlüsse unter den Einwirkungen vollendeter Trost- und Ratlosigkeit auch ferner widerstanden? — Er glaubte selbst nicht an solche Möglichkeit. Oft genug hieng er den düstersten Gedanken nach. — Die fortschreitende Arbeit an der Geschichte seines unglücklichen Freundes, deren Schauplatze er jetzt unmittelbar nahe war, förderte den Hang, sich mit einem Schritte vertraut zu machen, der ihn in einem Augenblick allen Zweifeln und Qualen entrückt haben würde.

Er besuchte Idas Ruhestätte mit dem unbestimmten Vorsatz, Abschied von dieser geweihten Scholle zu nehmen. — Aber bei der Rückkehr vom Gottesacker fühlte er sich ungemein gestärkt.

‚Wo ist die Zeit der Wunder hin! — Kehrte sie doch noch einmal wieder!' — So seufzte er auf seinem Lager. — ‚Doch sind denn Wunder an gewisse Zeiten gebunden? — Kann nicht heute, kann nicht jeden Tag ein Ereigniß eintreten, das niemand vorhergesehen — ein Wunder?' — —

Und es geschah ein Wunder; es trat ein Ereigniß ein, das niemand vorhergesehen. Mit einem einzigen Worte, mit einigen auf Papier gekritzelten Schriftzügen war der Bann und die drückendste Last der Sorge wie hinweggezaubert.

Niedergebeugt und gedankenvoll kehrte der Ratsherr in Begleitung seines Sohnes, des Sorgenkindes, an einem kalten, rauhen Wintertage vom gewohnten Nachmittagsspazirgange heim. Unterwegs hatte das Schicksal des ziellos Umhergetriebenen abermals reichlichen Stoff der Erörterungen geboten. Der Ratsherr sprach offen und ohne Rückhalt von seinen Verhältnissen:

Die Zeit war schwer. Alle Lebensbedürfnisse verteuerten sich mehr und mehr. Die Mittel reichten kaum aus zur Erhaltung der grossen Familie.

Durch eine Adoptivtochter war dieselbe noch um ein Glied erweitert worden. Sie hieß Sophie, eine Verwandte des Ratsherrn. Nach dem Tode ihrer beiden Eltern hatte sie im Hause ihrer Großmutter gelebt. Als der Ratsherr sie in seine Familie aufnahm, erfüllte er nur ein Versprechen, welches er jener Großmutter auf ihrem Sterbebette gegeben hatte. Sophie war ohne alle eigene Mittel. Der im Verlaufe dieser Mitteilungen mehr erwähnte amerikanische Oheim Sophiens hätte seine Nichte unterstützen können; man wußte, daß er sehr begütert sei. Dies geschah nicht, obwol Sophie ihm verwandtschaftlich näher stand, als dem Ratsherrn, ihrem Vetter und jetzigen Pflegevater. —

Einer der Söhne diente in einem Reiterregimente. Ein anderer, der jüngste, bereitete sich als Schüler des Gymnasiums auf die Universität vor. — Der älteste Sohn in Berlin, wie der zweite lebten ohne bestimmte Aussicht für die Zukunft — kurz: keiner der Söhne befand sich vorlaüfig in der Lage, durch eine selbständige Lebensstellung und Subsistenz die Sorgen zu erleichtern, welche das liebevolle Herz der Eltern, zumal des Ernährers, belasteten. —

Dazu bedrohten die politischen Zustände alle bürgerliche Ordnung. Mit Bangen sahen vorzugsweise die Beamteten kleinerer deutscher Staaten in die Zukunft. Und der Ratsherr bekleidete, neben seinem städtischen Ehrenamte, die Stellung eines Staatsdieners gar bei einer Anzal öffentlicher Kassen. Was sollte aus ihm, was aus seiner Familie werden, wenn

die unheimliche Gährung der Umsturzpartei zum Ausbruche kam? — Würde dieselbe sich nicht zunächst der öffentlichen Kassen bemächtigen? — Diese Sorge des Ratsherrn schien im Hinblicke auf seine Gesinnung besonders begründet. Denn er galt bei den ‚Wühlern' für einen erklärten Anhänger reaktionärer Bestrebungen. Er war schon wiederholt mit Tätlichkeiten gegen sein Eigentum bedroht gewesen zur Zeit, da die Wogen des Aufruhrs hochgiengen. —

Im Lichte solcher beängstigenden Zustände schilderte nun der Ratsherr dem neben ihm herschreitenden Sohne seine Lage. — Der scharfe Ostwind pfiff dazu über die Ebene. Dämmerung breitete graue Schatten über das hartgefrorene Blachfeld. In den Herzen beider Männer erzeugte Sorge und Trauer tiefes Dunkel. Kein Lichtschimmer der Freude drang hinein.

Als die Wohnnng erreicht war, wurden eben die Öllampen in den Strassenlaternen angezündet. Im Wohngemach saß eine bekannte ältere Dame aus der Stadt. Sie wünschte einen Rat vom Ratsherrn. Hermine leistete ihr Gesellschaft. Die Mutter war ausgegangen, um kleine Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Sophie begleitete sie.

Auf dem erleuchteten Sofatische lag ein Brief. Er war von einem Freunde an den Ratsherrn gerichtet. Dieser eröffnete ihn. Beim flüchtigen Überlesen verfinsterten sich schmerzlich seine Mienen.

‚Der Onkel in Baltimore ist gestorben' — sagte er und warf das Blatt, welches die Todesbotschaft enthielt, auf den Tisch. Darauf ließ er sich neben dem Sofa nieder, um seine Aufmerksamkeit dem Anliegen der Fremden zuzuwenden.

Sigfrid setzte sich an der anderen Seite des runden Tisches neben Hermine. Er ergriff das offene Schreiben, um näheres über den Todesfall etwa daraus zu erfahren. Die Schwester las gleichzeitig die flüchtigen, schwer zu entziffernden Schriftzüge. —

Plötzlich erheiterten sich die Mienen der Geschwister. — Sigfrid rückte die Lampe näher und glättete einen der Brüche des gefalteten Briefbogens. Er flüsterte der Schwester etwas

ins Ohr. Sie kicherte. — Er lachte. — Der Vater warf ihnen einen vorwurfsvollen Blick zu. Die Fremde schien empfindlich berührt von solcher unbegreiflichen Wirkung einer Todesnachricht. Sie mochte glauben — wiewol mit Ungrund — irgend welche unbewußte Veranlassung zur Heiterkeit den beobachtenden Geschwistern gegeben zu haben. Endlich erhob sie sich und verließ mit einem kühlen Grusse das Zimmer.

Kaum waren die drei Zurückbleibenden allein, so machten die Geschwister der verhaltenen Freude in ungemessenem Jubel Luft. Der Vater forschte nach dem Anlasse solcher unzeitigen Heiterkeit.

‚Ein Legat!‘ rief Sigfrid. —

‚Eine Erbschaft!‘ jauchzte Hermine. — —

Erregt ergriff der Vater den Brief. — Da stand es! — Unter verschiedenen sehr beträchtlichen Legaten befanden sich zwei, von denen das eine für Sophie, das andere für deren zweiten Vater, den Ratsherrn, bestimmt war.

Dieser aber fand den Übergang von umdüsterter Stimmung zur lauten Freude nicht so schnell, als seine Kinder. Er sprach von falschen Gerüchten, welche der, bei der Sache persönlich nicht beteiligte Freund, allzu leichtglaübig als bare Münze hingenommen habe. Die Voreiligkeit werde nur zu bald als solche sich bestätigen. Man werde gut tun, die Meldung für eine falsche zu halten. —

Indessen unterwarf man doch die Möglichkeit der Wahrheit näherer Prüfung. Daß der Oheim seine Nichte Sophie reichlich bedacht habe, sei nicht unwahrscheinlich, obzwar er früher niemals einen Beweis seiner Fürsorge zu erkennen gegeben. — ‚Wie aber sollte ich dazu kommen‘ — fragte der Vater — ‚hat der Verstorbene mich doch kaum von Person gekannt!‘ —

Die Mutter faltete die Hände und richtete ihren Blick dankbar nach oben. Das war die erste unmittelbare Wirkung der Nachricht, die man ihr bei der Nachhausekunft entgegenjauchzte. Die Mutter schien von allen Beteiligten die Einzige zu sein, welche eher der Freundlichkeit des Gebers, als der Gabe gedachte. —

Schon am andern Morgen traf eine zuverlässige Bestätigung von Seiten des Universalerben ein, der mit der Ausfertigung der zalreichen Legate beauftragt war.

Nun überliessen sich die jungen Leute der tollsten Ausgelassenheit; zertrümmerten schadhafte Geräte; zerrten sich die abgetragenen Hauskleider in Fetzen vom Leibe; machten Reisepläne für den Sommer, unter denen ein Aufenthalt im Bade ernstlich ins Auge gefaßt wurde, um die noch schwankende Gesundheit des von schmerzhaftem Flechtenübel kaum genesenen Vaters zu befestigen.

‚Man hätte mich überreden können' — sagte dieser jetzt ebenfalls freudig erregte treue Mann —, ‚das Abenteuerlichste zu glauben. Aber daß ich noch einmal Kapitalist werden sollte, das hätte ich nie geglaubt.' —

‚Ihr könnt Euch durchaus nicht vorstellen' — schrieb Karl von Berlin —, ‚mit welch einer lange nicht mehr gekannten Freude ich die Nachricht gelesen habe. Ich konnte mich gar nicht wieder fassen; wie besessen bin ich in der Stube umhergesprungen; ich glaube nicht, daß der Jubel bei Euch größer gewesen sein kann; ja, fast wäre Lieslis Befürchtung zur Wahrheit geworden, die mir schrieb, ich möge nur nicht aus der Haut fahren. — Also endlich bist Du, mein lieber, bester Vater, dieser elenden, so drückenden Sorgen für das Auskommen in Gegenwart und Zukunft auf einmal überhoben! Und diese Freudennachricht trifft Dich zu einer Zeit, wo Du Dein Herz der Freude besonders gern öffnen wirst, nachdem Du kaum die Gesundheit nach langem schmerzhaften Krankenlager wieder erlangt hast. — Welch ein Gegensatz! — Das ist mehr, als blinder Zufall! — Wer hätte je solches Glück mehr verdient, als Du, unser bester, unser liebster Vater, Du treuer Freund und Berather der Deinen, der Du stets unermüdlich thätig gewesen bist, zu helfen, der Du niemals gezögert hast, Alles mit Selbstverleugnung unserem Besten aufzuopfern! — Gott sei ewig Dank, daß er Deiner Liebe und Treue solchen Lohn verliehen hat!' —

Wie um die allgemeine Teilnahme zu erhöhen, zeichnete

auch der Landesherr zu dieser Zeit den treuen langjährigen Staatsdiener durch ein Ehrenzeichen in Anerkennung seiner gewissenhaften und gedeihlichen Amtsführung aus.

Das glücksfähige, vom Dunkel banger Sorgen so lange erfüllte Haus schien endlich wieder von der Sonne göttlichen Segens freundlich erwärmt und hell durchleuchtet zu sein.

Auch Karls Schicksal trug einen erheblichen Anteil zum allgemein empfundenen Glücke bei. — Seine Verlobte hatte die Heilanstalt bei Leipzig verlassen und lebte mit den Ihrigen zusammen in einer Privatwohnung jener Stadt. Karl hoffte mehr denn je auf Hochzeit und richtete seine Aufmerksamkeit einer Anstellung an einem der Gymnasien der Heimat zu. —

Für Sigfrids Schicksal — das begriff jeder — war die Erbschaft von unberechenbaren Folgen. Da der verstorbene Wohltäter ihm Beweise seines Wohlwollens früher gegeben, so lag die Voraussetzung nahe, daß neben der gegen Sophiens Pflegevater geübten Gerechtigkeit, den Erb-Lasser der Wunsch beseelt haben möge, des Großneffen künstlerische Bestrebungen zu begünstigen, indem er dessen Vater in den Besitz der dazu erforderlichen Mittel setzte. Weder in dem letzten Willen noch in Briefen hatte der Verewigte Andeutungen der Gründe hinterlassen, welche ihn bewogen haben mochten, dem Vater des jungen Musikers ein für dessen Verhältnisse ebenso willkommenes, als namhaftes Kapital zu vermachen.

Der ins Auge gefaßte Plan konnte nun ohne Bedenken zur Ausführung gebracht werden: Es war alsbald beschlossene Sache, daß Sigfrid Ostern nach Berlin gehen sollte, dort seine Ausbildung zu vollenden und auf solcher Basis sich um eine lohnende Berufstätigkeit zu bemühen.

Im befruchtenden Sonnenschein dieser Aussicht erhob er denn bald wieder freier seinen Mut. Mit der Sorge um die Lebensfrage fiel zugleich die Notwendigkeit hinweg, auf schriftstellerischem Wege Nahrungsquellen zu suchen. Nur in Erholungsstunden setzte er die begonnene Arbeit fort. Und jetzt hatte er auch die Freude, des Vaters Beifall für dieselbe zu gewinnen.

Seine bevorzugte Tätigkeit richtete er aber wieder auf musikalische Hervorbringungen. Zur Feier des Silvesterabends schrieb er für seinen jüngsten Bruder, der dem Violinspiel zugewandt war, eine Sonate für Geige und Klavier. Sie begann mit zwölf schweren Tonschlägen, welche die Scheidestunde des Jahres vergegenwärtigen mochten. Den Eindruck des jungen, soeben erfahrenen Glückes spiegelt das Werk unverkennbar wieder, obzwar in seinen Verlauf auch sehr ernsthafte Töne und das Schwellen sehnsüchtiger Empfindungen verwebt sind.

Doch gab es in jener Zeit aufgeblühten neuen Glückes auch hin und wieder Enttaüschungen. Als solche erwies sich die Hoffnung, welche der Musiker auf Anknüpfung mit Verlagshandlungen, namentlich mit derjenigen in Hamburg, die oben erwähnt, gesetzt hatte. — Man vermißte die Übung, solche Erfahrungen zu verschmerzen, seit geraumer Zeit nicht mehr. Und später freute Sigfrid sich oft, daß so mancher übereilte Versuch, Unfertiges zu veröffentlichen, mißlingen mußte. —

Gegen Ostern traf der Bruder aus Berlin ein. Der junge Reitersmann gesellte sich aus der Residenz hinzu. Der Familie fehlte nun kein teueres Haupt mehr.

Einige glückliche Wochen durfte man ungetrübt im innigsten Vereine mit einander verleben. — Dann mußte es wieder geschieden sein.

Karl und Sigfrid nahmen ihre Richtung auf Berlin, nachdem sie sich mit unverfänglichen Legitimationspapieren versorgt hatten, eingedenk der früheren Erlebnisse in der damaligen Polizeistadt.

Für Sigfrid hatte diese Reise die Bedeutung eines völligen Neubeginnens seines Lebens. Die Aussicht in die Zukunft war zwar noch nicht heller geworden, aber statt der dunkelnächtigen Gestalt der Sorge war es jetzt wieder der freundliche Genius der Hoffnung, welcher den die Aussicht verhüllenden Vorhang in seiner Hand hielt.

Nicht stürmisch und nebelhaft, wie früher, erschien jener

Genius, sondern schon viel abgeklärter und menschlicher. Das Maßlose des Hoffens war dem Trostreichen desselben gewichen. Die Hoffnung, welche früher den Willen geknechtet, das ganze Herz beherrscht hatte, — erschien jetzt nur als Schmuck gereifteren Strebens, dem freilich an ruhiger Klarheit des Erkennens noch vieles mangelte.

Viertes Buch.

Vor Anker.

1.

Neues Leben — neues Streben.

Sigfrid an die Lieben:

‚Endlich können wir bestimmtere Nachrichten von uns geben. Bevor dies möglich war — wozu hätten wir schreiben sollen? — Einer Versicherung, daß man richtig übergekommen, bedarf es ja kaum noch, seitdem man in einer fliegenden Stube auf glatten Eisenbahnschienen sich behaglich von Ort zu Ort bewegt. Sonnabend trafen wir denn auch wohlbehalten in Berlin ein und fanden es hier immer noch beim Alten — alles noch immer beim Alten! — Etwas zerschlagen und zerschüttelt schlief ich die erste Nacht im Gasthof, da Karls Sofalager wenig schmeichelhaft für meine Gliedmaßen erschien. Tags darauf bummelten wir zwecklos durch Zeit und Strassen. Ich lernte Jany kennen, der hier die Kriegsschule besucht. Ich sah, hörte und liebte ihn. Sein tiefverständiger Gesang wird mich, das fühle ich, zur Lieder=lichkeit inspiriren. Schon klingts und summts an der Hirnschale, wie Echo am Felsen. —

‚Die ermietete Wohnung liegt ein wenig hoch und ist etwas teuer: sieben Thaler monatlich. — Aber sie ist freundlich und fesselnd, wie eine rechte Künstlerklause. Obendrein wohnt eine Treppe tiefer mein verehrter Mentor, Herr Prof. A. B. Marx, und nur zwei Haüser entfernt liegt das Polizeibüreau, eine

Annehmlichkeit, welche meine mißhandelten Fortschrittsorgane schon mit Anerkennung wahrgenommen. Obwol der ‚Revierleutnant' — alias Viertelskommissar — mein Nachbar ist, hat es Schweiß genug gekostet, um unter die grosse Zahl der Berliner ‚Schutzverwandten' aufgenommen zu werden. Vorlaüfig habe ich eine schriftliche Erlaubniß erlangt, als solcher einen Monat hier zu leben. Falls es notgetan, hätte ich mich an den Oberst Kaiser gewandt, der für die Rückkehr nach Berlin bei Gelegenheit meiner Ausweisung mir seine Verwendung so gütig in Aussicht stellte. Daß ich auf seinen Schutz verzichten durfte, war recht gut. Denn ich erfuhr, der Oberst sei nach Frankfurt an der Oder versetzt. Zur Erneuerung der Aufenthaltskarte ist ein — Heimatschein (!) erfordert worden. Mein Regierungspaß wurde nicht für ausreichend gehalten. Wie ein Lumpaci=Vagabundus muß ich einen Heimatschein einreichen und zwar in vierzehn Tagen. Darnach werde — wie mir zum Troste versichert worden — die Verlängerung der Karte keine weiteren Schwierigkeiten haben, falls der Herr Revierleutnant nichts ‚Widriges' gegen mich zu erinnern finden sollte. Man lebt hier also im sicheren Bann einer unausgesetzten Polizeiaufsicht. Welcher Sporn für sittliche Bestrebungen! — Auch die Universität macht Schwierigkeiten. Doch sind diese entgegengesetzter Art. Sie lehnt die Gebüren für meine Immatrikulation entschieden ab. Der Quästor schickte mich zum Rector magnificus. Dieser verwies mich an den Unterrichtsminister, dessen persönliche Erlaubniß zur Erteilung der Matrikel ich nötig habe, da ich eines Abgangszeugnisses des Gymnasiums ermangele. Wenigstens bedürfe es einer Bescheinigung der Schulbehörde, daß ich Prima besuchte. Darnach sei es zweifelhaft, ob das Attest überhaupt — mir etwas nützen werde. — So habe ich verstanden. Man kann es ja aber versuchen, und ich bitte deshalb, solches Schulattest sobald wie möglich zu schicken in Begleitung jenes knotigen Heimatscheines. —

‚Marx, den ich schon einigemal besucht habe, bemühte sich, mich zum Eintritt in seine Musikschule zu bewegen. Ich dachte an das Leipziger Konservatorium und — dankte für die Ehre

des Titels eines Berliner Musikschülers. — Solche Musikschulen — das ist meine Überzeugung — können unmöglich nur annähernd leisten, was sie mit Pomp verheissen. Sie müßten denn über unerschöpfliche Mittel verfügen. Marx hat sich doch endlich bereit erklärt, mich allein zu unterrichten. Morgen Vormittag geniesse ich den ersten Löffel voll Weisheit in Berlin. — Montag beginnen die Kollegia, die ich vorlaüfig als Hospitant besuchen werde. Ich höre Logik und Metaphysik bei George, vierstündig; Psychologie und Anthropologie ebenfalls vierstündig bei demselben, und in zwei wöchentlichen Stunden Geschichte der Tonkunst bei Marx. Das System von George wird als ein eklektisches empfohlen, das, frei von Schulfuchserei und verknöchertem Formalismus, durch umfassende Erschöpfung des Stoffes und populären Vortrag sich auszeichne. —

‚Jany wird dieselbe Vorlesungen hören. So verkehre ich denn unverhofft mit zwei Leutnants, mit Jany und meinem Revierleutnant, der mich so väterlich vor Exzessen behütet. —

‚Gearbeitet habe ich bis jetzt noch wenig, ausser daß ich gestern Figaros Hochzeit mit vortrefflicher Besetzung — und mehr Nutzen hörte, als die eigne Leitung von Berlin bei Nacht und Graf Bukskin mir je zu gewähren vermochte. — Morgen gehe ich in Webers Ober=rock. Etwas habe ich auch an der Silvestersonate für Klavier und Geige gefeilt. Kleider dagegen sind bis jetzt für mich noch nicht angefertigt. Und wenn Euch dieser Brief gefällt, so tut Ihr mir aufrichtig leid. Mich gähnt er an wie ein historiographischer Kammerbericht. Adio! — Euer ‚schutzverwandter' Sigfrid.' —

Robert Franz hatte seine Freude geaüssert, als der Tivolikapellmeister sich zurückzog von der Theaterwirtschaft, um nun endlich sich auf sich selbst zu stellen. Er suchte ihn in dieser Selbständigkeit nach Vermögen zu unterstützen, indem er ihm die Notwendigkeit nahe legte, sich mit aller Kraft dem Studium der reinen Form hinzugeben, um zu einer noch mangelnden objektivirenden Ausdrucksweise seiner Eigenart endlich zu gelangen.

‚Nach meinem Dafürhalten‘ — schrieb er noch, bevor Sigfrid nach Berlin übergesiedelt war — ‚ist jede Composition — oder sollte es wenigstens sein, ein lebendiger Organismus, in welchem Form und Inhalt sich gegenseitig bedingen. — Stört mich die Form, so leidet darunter der Inhalt und vice versa. Ihre Form stört mich nun, deshalb erlauben Sie mir wohl einige allgemeine Worte. — In der Formbildung sind zwei Elemente zu berücksichtigen — Knochen und Fleisch: die Knochen werden durch die Grundmodulationen erzielt, das Fleisch lagert sich darüber hin im Rhythmus und in der Melodiebildung. Taugen die Knochen nichts, sind sie mürbe, verbogen oder schwammig, so kann das Fleisch noch so schön darüber hinwachsen — es wird nie eine feine, ausdrucksvolle Form erreicht werden können. Umgekehrt: mag der Knochenbau noch so sicher dastehen — bildet das Fleisch nicht schöne, gerundete Linien, so fehlt wieder jene himmlische Heiterkeit, jenes Aroma, das nun einmal vom Kunstwerk unzertrennlich ist. Die Aufgabe der Kunst ist es ja, das Schöne seinem Untergange zu entreißen!

‚Vielleicht kann noch eine allgemeine Betrachtung über Entstehung und Ausbildung des Kunstwerkes zur Erläuterung dienen. Ich denke mir das Ding folgendermaßen:

‚In geheimnißvollem Proceß bildet das Individuum den Gedanken. Soll er dauernden Werth haben, so setzt er das Absolute, Allgemeine, rein Menschliche oder, wenn Sie wollen, Göttliche voraus. Das Individuum, jenachdem es in Bildung vorangeschritten, wird ihn klar oder getrübt in sich weben und schweben fühlen. Im ersten Falle schafft sich der rechte Ausdruck augenblicklich, im letzteren wird er sich der Schlacken und Hindernisse allmählich zu entledigen haben. — Die Form als die Darstellung des Unendlichen im Endlichen kann in ihrer letzten Vollendung nur Eine sein. Häufig wird es die Eine nicht; dann tritt das Falsche auf. Am Absoluten hat nun unter allen Umständen jeder Gebildete ein gleiches, gutes Recht, denn er weiß sich eben auch im Besitze desselben, begreift und fühlt es als bloß Angedeutetes oder fest Ausgeführtes, wenn er sonst Empfänglichkeit und Reproductionskraft zur Verfügung hat.

Von jenem Absoluten ausgehend, muß die Kritik, und zwar die höhere anfangen, die Kritik, welche nicht allein negirt, sondern auch an die Stelle des Negirten das Positive setzt. Wer sie übt, ist ganz gleichgültig — am besten thut es natürlich das schaffende Subject selbst. Hier liegt aber der Hund begraben! Dazu gehört ruhige Klarheit und Unbefangenheit, die den Schöpfern zumeist abgeht. Es ist so begreiflich, sich in die eignen Kinder zu verlieben, daß es Wunder nimmt, wenn's einmal anders ist. —

‚Nach meinem Dafürhalten sind Sie noch lange nicht unbefangen genug, noch viel zu sehr im Gährungsproceß, um ganz im Klaren zu sein! Daß Ihnen diese Klarheit nicht vorenthalten bleiben wird, sobald Sie dieselbe nur mit Ernst anstreben, daran zweifle ich keinen Augenblick. Ein Jeder muß sich entwickeln — Sie werden auch keine Ausnahme von der Regel machen wollen.

‚Nehmen Sie mir mein freimüthiges Wesen nicht übel: Sie wissen, daß ich es mit Ihnen vor Allen gut meine, an Andere solche weitlaüfige Deduktionen gar nicht verschwenden würde.‘ —

Die Briefe von Franz, so weit dieselben sich untersuchend und ratend über die künstlerisch-individuelle Entwickelung des jungen Mannes verbreiteten, aüßerten auf Einsicht und Streben desselben stets wirksamen Einfluß. Sigfrid fühlte es selbst hinlänglich, wie viel ihm noch an Klarheit und Beherrschung der Kunstmittel abgehe, um seine Selbstkritik auf den rechten Punkt lenken zu konnen.

Ein Übelstand aber war ihm bei dem anhaltenden Ernst, mit dem er sich und sein Seelenleben zu betrachten strebte, klar zum Bewußtsein gekommen. Wie aufmerksam er seine inneren Regungen auch zu belauschen und zu beherrschen bemüht war, er vermochte sie nicht in dem erwünschten Maße aus dem einen, engen Kreise loszulösen, den das wehmütige Andenken an Ida noch immer wie eiserne Bande um seine Gefühlswelt schlang. Alle musikalischen Gedanken, die ihm das tiefere Wesen seines künstlerischen Bedürfens befriedigten, strömten aus jener noch

nicht verharschten Wunde hervor. Faßte er alles zusammen, was er geben zu können, was er zu eigen zu besitzen glaubte, so klang seine Musik wie milde Wehmut, oder wie rasender Schmerz oder wie entfesselte Leidenschaft. Robert Franz und Karl nannten dies den zähen Subjektivismus, der in seinem Ausdrucke sich denn nur zu empfindlich ankündigte durch unbegreifliche Willkürlichkeiten, Schlacken und Schrollen, welche den schönen harmonischen und melodischen Fluß des Verlaufes überall benachteiligten und hemmten. —

Die Auseinandersetzungen des zuletzt mitgeteilten Briefes von Franz trugen nun wesentlich zu dem Entschlusse bei, eine Richtung einzuschlagen, welche notwendig zur Objektivität des Ausdruckes und der Formgestaltung führen möchte. Sigfrid sann lange vergeblich über den Weg nach, der zu diesem Ziele sicher hinleiten müßte. —

Endlich glaubte er denselben gefunden zu haben. Er wollte nämlich einen Stoff musikalisch behandeln, der nach seiner Meinung ganz ausserhalb seiner eigensten Gefühls= und Erfahrungswelt gelegen sei. Als seine Absicht so weit herangereift war, zweifelte er nicht lange mehr, wo solcher Stoff sich finden werde.

Er nahm zu diesem Behufe die heilige Schrift zur Hand, öffnete dieselbe ohne Wal und entdeckte, daß es die Psalmen waren, die aufgeschlagen vor ihm lagen. Ohne zu blättern, wälte er sogleich den ersten Psalm, der ihm eben in die Augen fiel. Kaum hatte er die tiefempfundene heilige Dichtung überlesen, so erkannte er nicht allein die ergreifende Schönheit und Erhabenheit derselben, sondern war auch sogleich überzeugt von der, durch einige Auslassungen ermöglichten, einheitlichen musikalischen Ausdrucksfähigkeit dieser hebräischen Poesie. Und ohne Verzug unternahm er mit Begeisterung die tonkünstlerische Ausarbeitung, welche rasch und ununterbrochen in Form eines Einzelgesanges mit Begleitung des Klavieres zu Papier gebracht wurde.

Karl und Jany, der das vollendete Musikstück sogleich mit der ihm eignen Tiefe des Verständnisses erfaßte und vortrug,

ermutigten den gleichwol vom günstigen Erfolge Überraschten zu weiteren Arbeiten in derselben Richtung. Sigfrid indessen betrachtete dieses Erzeugniß einer unfreiwilligen Absicht mehr als Studie. Es stand ihm wie ein Fremdartiges gegenüber. Fast fühlte er sich gedemütigt, daß ein ihm selbst gleichgültiger Versuch tieferen Eindruck machte und für ein reiferes Kunstwerk erklärt wurde, als jene Zeugnisse seines verborgenen Seelenlebens, die ‚mit warmem Herzblute' geschrieben und bestimmt waren, den Altar des geheimen Kultus seines höchsten Ideales zu schmücken.

Indessen nicht lange und es trieb ihn, wie von unsichtbaren Mächten gedrängt, schon wieder nach derselben so lange unbeachteten Quelle hin.

Eine vorübergehende Veruneinigung mit seinem Bruder gab dazu die unverhoffte Veranlassung. Es war an dem Abende, welcher der feierlichen Enthüllung des grossen Friedrichs-Denkmals von Rauch vorhergieng. Die Brüder trennten sich am späten Abende mit einer Verstimmung im Herzen, welche ernst genug schien, da sie für die Nacht unversöhnt bleiben mußte, obwol der Anlaß völlig aüsserlicher Natur war.

Am Tage des Festes weckte den tiefbekümmerten jüngeren Bruder nach unruhiger, halbdurchwachter Nacht Glockengelaüt und Kanonendonner aus dem Morgenschlafe. Er verspürte nicht die geringste Neigung, sich in das Getümmel auf den Strassen zu stürzen. Während Tausende von Fremden nach Berlin geeilt waren, um Augenzeugen der geschichtlich-denkwürdigen Feier zu sein, beschloß jener, den bewegtesten Stunden des Tages sich zu entziehen, seine Wohnung nicht zu verlassen. Der Mißklang des vorigen Abends zitterte gar zu schmerzlich in seiner Seele nach. Er fühlte sich sehr unglücklich, zumal er sich von dem Vorwurfe der Heftigkeit gegen seinen geliebten Bruder nicht freizusprechen vermochte. Wo war der bedürftige Trost zu finden? Ein Sühneversuch — das wäre wol der kürzeste Weg gewesen. Allein Karl hatte aufs bestimmteste erklärt, an der Universität in aller Frühe einen Platz zu wälen, wo er dem Enthüllungsakte nahe genug wäre, um alles genau

übersehen zu können. Ihn dort aufzusuchen schien ganz vergebliche Mühe zu sein.

Sigfrid wandelte betrübt in seinem Zimmer umher. Es verlangte ihn so dringend nach Beruhigung und Seelenfrieden! — Da fiel sein Blick auf ein Buch, welches er vor kurzem zu erwähntem rein musikalischen Zwecke von Karl geborgt hatte. Es war — die Bibel. Er selbst besaß kein eignes Exemplar — ach! — schon seit Jahren nicht mehr. —

Er nahm das Buch und suchte darin nach den Psalmen. Er fand sie nicht so leicht, wie neulich, wo sie ungewält sich darboten. Die Reihenfolge der heiligen Bücher wußte er als Tertianer noch genau auswendig. Seitdem hatte sie sich in seinem Gedächtnisse verschoben. — In einige der heiligen Dichtungen vertiefte er sich mit Andacht: ‚Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir!‘ (Ps. 130) — das war der erste. — ‚So Du willst S ü n d e zurechnen, wer wird bestehn!‘ — Von dieser Stelle fühlte er sich ergriffen. — Sünde! — Das Wort schauerte ihm durch die Seele.

Seit er mit Nachbars Wilhelm morgens und mittags die Betglocke laüten geholfen; seit dem Johannimarkttage, der so qualvolle Gewissensängste in seinem Gefolge hatte, die den guten Vorsatz, ein neuer, besserer Mensch zu werden, erzeugten: seitdem hatte er zwar fleissig und oft mit sich selbst Abrechnung gehalten, viel über sich und sein Verhältniß zu Gott, Christentum, Leben, Welt und Kunst nachgedacht; verschuldete und vom Schicksale verhängte Hemmungen des eignen befriedigten und selbstgenugsamen Zustandes hatte er dabei oft genug in Betracht gezogen; Verstösse, ja Unrecht, geübt gegen die Grundsätze sittlicher und bürgerlicher Ordnungen und Satzungen: das alles waren seinem Bewußtsein stets gelaüfige Vorstellungen gewesen, die man als Kind mit dem Ausdrucke des ‚Sündigens, Sündetuns‘ zu bezeichnen pflegte.

In der Psalmstelle erschreckte ihn nun das Wort Sünde; in dem allgemeinen Sinne der S ü n d e a n s i c h, nicht e i n z e l n e r S ü n d e n, trat der Begriff ihm entgegen als ein seltsam fremdes, drohendes Ungeheuer.

‚So Du willst Sünde zurechnen, wer wird bestehn!‘ — An diesem ernsten Angstrufe gemessen, ward Sigfrid sich nur zu klar bewußt, daß die zornige Aufwallung gegen seinen Bruder in ihrer Vereinzelung, als ein gelegentliches sittliches Vergehen gegen die allgemeine Pflicht der Liebe und Selbstbeherrschung, die Kraft niemals hätte bewähren mögen, sein Herz so gründlich zu erschüttern, es mit so tiefer Trauer zu erfüllen, als es in der Tat geschehen war. Nicht einzelne Sünden vermöchten — das ahnte er — solche sittliche Wirkung zu üben, sondern die Sünde an sich, als die Wurzel aller Schuld; die Sünde als Gegensatz der Heiligkeit dessen, bei dem die ‚Gnade und viel Erlösung‘ sei, vor dem niemand bestehn werde, dem Er die Sünde anrechnen wolle.

Die Begriffe der Sünde, Gnade, Vergebung, Erlösung waren wie Stralen aus einer neuen Welt zum erstenmal in die Dämmerung des Ideenkreises des jungen Denkers gedrungen.

Und als er nun weiter auf das nächstfolgende Lied (Ps. 131) seine Aufmerksamkeit richtete, fühlte er sich auf den eigentlichen Grund seines heftigen Betragens gegen den Bruder hingewiesen. Er hatte seine ‚Seele nicht gesetzt und gestillt‘; auffahrend oder ‚hoffärtig‘ hatte er dem älteren Freunde gegenüber sein vermeintliches Recht ‚stolz‘ verteidigt; und der Verfasser der heiligen Dichtung sagte von einem solchen Menschen: ‚seine Seele ward entwöhnet, wie Einer von der Mutter entwöhnet wird‘. Die Nahrung wird ihr entzogen, er schmachtet nach Trost und Frieden, dieser Seelenspeise, ohne welche sie verschrumpft und abstirbt. —

Wie tief begriff Sigfrid aus unmittelbarster Anschauung seines augenblicklichen Zustandes heraus die psychologische Wahrheit dieses dichterischen Erfahrungssatzes! — Und wie weit entfernt fühlte er sich von der hier an ihn gerichteten Forderung einer demütigen Selbstbeherrschung, die ihm vielmehr ein ebenso fremder Begriff war, als jene der Sünde und Gnade! —

Es tat ihm wohl, die Möglichkeit solcher Demut, solcher

Entaüsserung von Eigenliebe und selbstgewissem Vertrauen auf das eigene Vermögen sich vorzustellen. Doch zweifelte er, die an sich schöne Eigenschaft jemals erringen zu können, ohne seine künstlerischen und weltbürgerlichen Bestrebungen zu schädigen, ohne denselben vielleicht gar vollends entsagen zu müssen. — Gleichwol merkte er sich auch die Nummer dieses Psalms.

Gestärkt wollte er das Buch schliessen, da fiel sein Blick auf ein kurzgefaßtes drittes Lied: ‚Siehe, wie fein und lieblich ists, daß Brüder einträchtiglich bei einander wohnen‘ (Ps. 133). Die Seele war so weich und empfänglich, daß sie durch diese Worte wie vom Donner erschüttert ward. Sigfrid rieb die Augen. Er mißtraute ihnen, daß sie recht gesehen hätten. Er meinte, seine Einbildungskraft habe das Gedruckte ihm vorgegaukelt. So schlagend traf die liebliche Mahnung den Zustand seines Inneren und dessen Veranlassung. Nachdem er sich zusammengefaßt, schrieb er ohne Verzug die musikalische Fassung nieder, in welcher dieser Psalm ihm bald im Herzen klang.

‚Das wird ihn versöhnen‘ — dachte der wie zu neuem Leben Erwachte, indem er gegen drei Uhr nachmittags sein Manuscript zu sich steckte und fröhlichen Mutes den Weg nach dem Kaffe Belvedère antrat, wo die Brüder in Gemeinschaft einiger Freunde das Mittagsmahl einzunehmen pflegten.

Bald nach ihm erschien Karl. Die sengende Sonne hatte ihn schwarzbraun gefärbt. Bis zur Erschöpfung ermüdet, sank er auf einen Stuhl. Von früh sechs Uhr bis nachmittags drei Uhr hatte er, stehend zwischen drängenden Menschen eingekeilt, sich kaum bewegen können. Nachdem er durch den Genuß von Speise und Trank sich erfrischt fühlte, erlangte er erst allmählich die Fähigkeit wieder, von den lohnenden Eindrücken zu berichten, die das majestätische Schauspiel der Enthüllung des Kolossalmonumentes ihm hinterlassen. Unter diesen Wirkungen schien er des Zwistes der letzten Nacht völlig vergessen zu haben.

Auf dem Heimwege, den die Brüder nach Tische gemeinschaftlich antraten, wurde kein Wort davon erwähnt. Karls Wohnung erreichte man früher, als Sigfrids. Dieser folgte dem Bruder in sein Gemach. Der Ältere hatte dem Jüngeren

Vorhaltungen gemacht, wegen seiner unbegreiflichen Teilnahmlosigkeit gegen das grosse Ereigniß des Tages. Als Sigfrid nun seine Handschrift entfaltet auf das Klavierpult stellte und das Lied von der Eintracht der Brüder mit bewegtem Ton gesungen hatte — da lagen sie einander in den Armen. Es trat in dem Raum eine feierliche langathmige Stille ein. Und für diesen Abend trennten die Brüder sich nicht mehr, wie sie sonst gewöhnlich taten. —

Seit jenem Tage pflegte Sigfrid in trostbedürftigen Augenblicken seine Zuflucht seltener zum ‚grünen Buche' zu nehmen. Hatte er doch in dem Psalmbuche eine reichere, ja unversiegbare Quelle der Selbsterkenntniß entdeckt, und so oft er aus ihr zu schöpfen kam, fühlte er sich erfüllt mit neuer Kraft und Frische. Die Bitterkeit und heftigen Aufwallungen des Brausekopfes machten ihm nicht mehr so haüfig zu schaffen, wie vordem. Seine Erkenntniß klärte sich je mehr und mehr und mit ihr wuchs seine Lust an anhaltsamer Arbeit.

Die oben erwähnten zwei übrigen Psalmen standen bald als Gesangsstücke ebenfalls auf dem Papiere und zu ihnen gesellten sich nach und nach noch andere, die nicht minder als das erste dieser Stücke sich des Beifalles der Hörer zu erfreuen hatten.

2.

Aus den Fugen.

Im letzten Winter stand Sigfrid in Briefverkehr mit Heinrich Grosse, einem originellen musikalischen Kopfe, ehemaligen Schüler von Marx. Grosse arbeitete eben an der Herausgabe eines Studienwerkes für Gesang, zu welchem Sigfrid Beiträge zu liefern versprach. Ob er dieses Versprechen erfüllt hat, ist ungewiß, da das Unternehmen zu bald in Stocken gerieth. Aber Grosses mit Entschiedenheit ausgesprochene Kunstanschauung übte insofern Einfluß auf den jüngeren Musiker, als er auch in ihnen eine Aufforderung erhielt, die eingeschlagene neue Richtung auf Objektivität seiner Form weiter zu verfolgen.

‚Es hilft nichts dies Romantisiren und Schöngeistigthun' — schrieb Grosse einmal — ‚wenn es auch wirklich empfunden wird, sobald nicht ein tüchtiger prosaischer Grund der fleißigsten Formarbeit nicht allein als solcher, sondern als überwunden zu erkennen ist. — Die größte Menge unserer jüngeren Musiker laborirt an jener Unvollkommenheit; und selbst wenn sie die schönsten Gedanken dabei haben, kommen sie doch nicht vorwärts — und wenn die Erkenntniß kommt, ists zu spät. Ich arbeite daher jetzt wieder Fugen und Kontrapunkte. Das ist trocken; — aber Trockneres als die Leipziger Studienweise (ich habe des Vergleichs wegen ein Lehrbuch jener Schule durch=

geackert) kann es nur in dem berühmten (!) Orgelinstitute von W. Bach in Berlin geben. — Beim Selbststudium macht Jeder sich seine Methode und findet und erfindet dabei das Meiste und Beste, — weil er sich selbst kennen lernt. Man ist oft höchlich verwundert über das, was man weiß; freilich auch oft über das Viele, was man nicht weiß: — kurz! — man kennt sich in den meisten Fällen selbst nicht.' —

In Übereinstimmung mit Grosses Anschauung des Selbststudiums befand sich auch Robert Franz. Er bekämpfte Sigfrids Absicht, nach Berlin zu gehen, aufs heftigste und ergieng sich in spaßhaften Übertreibungen bei Beurteilung der Berliner Zustände, deren Kenntniß er freilich lediglich schöpfte aus der trüben Quelle Berliner Musikzeitungen.

‚Es giebt curiose Käuze in der Welt' — fährt er fort —; ‚zu denen gehören Sie auch! — Wie können Sie sich nur Leuten unterordnen wollen, denen Sie zehnmal überlegen sind! — Ich hörte neulich, daß Ihr Vater in Amerika geerbt hätte. Demnach wären Sie ja vorläufig in eine ziemlich unabhängige Lage gekommen. Sagen Sie: ‚Vater, gieb mir mein Erbtheil, ich will in die Fremde!' Machen Sie eine schöne weite Reise; werfen Sie sich der allgütigen Mutter Natur in die Arme; lassen Sie dieselbe sänftigend und läuternd auf Ihre Entwickelung einwirken — und seien Sie kein Narr — Musik bei einem Conditor und zwar in Babylon lernen zu wollen! — Das ist meine Meinung! —

‚Im Übrigen kann ich nicht umhin, mich nochmals über Sie lustig zu machen in Anbetracht der Sorgen, die Ihnen die Publicität und Alles, was mit ihr zusammenhängt, Verleger, kritische Journale u. s. w., bereiten. Nach Ihren Reden sollte man glauben, die Welt habe es absichtlich darauf gegemünzt, Sie zu plagen, Ihnen durch Verweigerung jeglicher Anerkennung allen Boden zu entziehen, auf dem Sie fußen können. Als ob, so lange die Welt steht, nicht jedes Ringen nach Selbständigkeit auf Schwierigkeiten gestoßen wäre; als ob die Leute gerade bei Ihnen allein eine Ausnahme machten; Sie allein verlästerten, ignorirten und, Gott weiß wie noch

anders, maltraitirten! — Leicht errungene Siege sind zumeist nicht viel nütze; ich dächte, die letzvergangenen Jahre hätten dies im Großen zur Genüge gezeigt.

‚Ich will es mir nicht zum besonderen Ruhm anrechnen, als Individuum meinen Operibus gegenüber einigen Tact bewiesen zu haben: mein Naturell ist ebenso, wie das Ihrige, unfähig sich aufzudrängen, ignoble Mittel zur Verfolgung eines Zweckes anzuwenden — ich habe aber nie den Glauben an mich verloren, bin auch bei der jämmerlichsten Anfeindung und Verkennung stets meiner Fahne treu geblieben. Ich schätze die Einzelnen viel zu gering, als daß ich ihnen das Recht zugestehen könnte, selbständig zu urteilen: das hat mich aber nicht verbittert, sondern höchstens meinem Humor reichliche Nahrung gegeben; es war mir stets ein kitzelnder Gedanke, daß die guten, lieben Leutchen zuletzt doch kommen müßten — je länger sie sich sträubten und wehrten, um so drolliger mußte die Art und Weise sein, wie sie endlich in den sauren Apfel beißen würden. — Ich sollte meinen, dies Verhalten verschaffte mehr das Gefühl der Ruhe und des inneren Behagens, als das Gegentheil davon!

‚Übrigens sind Sie ja noch viel zu sehr in initiis Ihrer Laufbahn, als daß Sie ein Recht zu so determinirten Klagen haben könnten! —

‚Also zu einem Theoretiker wollen Sie sich nun wieder ausbilden? — Haben Sie denn das Goethesche Wort ganz vergessen, daß alle Theorie grau ist? Ich will Ihnen sagen, was ich den Winter über an Ihrer Stelle gethan hätte. Ich hätte die Muße dazu benutzt, im ausgedehntesten Sinne des Wortes der Praxis zu leben!!! Ich hätte keine Note componirt, kein Wort ästhetisirt!!! Nebenbei würde ich viel Unterricht, namentlich im Gesange, ertheilt haben.

‚Es ist vielleicht Niemand weniger von Haus aus dazu geschickt gewesen, die praktische musikalische Carrière zu machen, als ich. Ohne Form und Biegsamkeit, ohne alle Erfahrung und Unterweisung, mit vieler und meist boshafter Opposition im harten Kampfe, habe ich mir Schritt für Schritt Terrain

erobern müssen und im Allgemeinen an mir und an Anderen durchgesetzt, was ich durchsetzen wollte.

‚Ihnen stehen ganz andere Vortheile zur Verfügung, als mir. Freilich wird es ohne Kampf und Opfer auch bei Ihnen nicht abgehen — aber die sind ganz in der Ordnung und nur zu wünschen, wenn überhaupt von Charakterbildung und einer daraus hervorgehenden Selbständigkeit die Rede sein soll. Sie haben auch hierin das Schlachtfeld geräumt, ohne die Schwäche des Gegners — des Publicums — nur einer näheren Prüfung unterzogen zu haben. Ich gebe zu, daß man anfänglich zumeist auf Gemeinheiten stößt. Aber dadurch darf man sich vom vorgezeichneten Plan nicht abschrecken lassen. Doch das sind Anschauungen so allgemeiner Natur, daß sie sich eigentlich ganz von selbst verstehen. —

‚Wollen Sie in Zukunft eine mehr theoretische Laufbahn verfolgen, so werden Sie in Kurzem zur Einsicht kommen, daß es eigentlich eine solche gar nicht giebt, zum Glück nicht geben kann. Die Leute kommen mir immer vor, als wollten sie unserem Herrgott ins Handwerk pfuschen; der eine machts geschickter, der andere plumper, aber Pfuscher bleiben sie alle zusammen. Die wahre Theorie liegt in der Praxis!! Doch thun Sie, was Sie wollen: ich spreche nur meine persönliche Meinung aus, die ich wohl für mich, aber nicht für Sie vertreten kann. —

‚Schreiben Sie mir recht bald, aber etwas ausführlich; Ihre Briefe berühren zumeist nur einen Punkt — und lassen alles Andere in Schatten. Halten Sie sich überzeugt, daß mein langes Schweigen nicht Folge von Interesselosigkeit war, sondern durch die Verhältnisse bestimmt wurde: wenn Sie gleich hier wären, könnte ich Ihnen wenigstens vier angefangene, aber nicht beendigte, an Sie gerichtete Briefe zeigen, die mich wenigstens von dem Vorwurfe der Theilnahmlosigkeit reinigen würden.‘ —

Sigfrid beeilte sich, vor allen Dingen das Mißverständniß aufzuklären, als habe er jemals die Absicht gehegt, sich zu einem sogenannten Theoretiker auszubilden. Er hatte nur ge=

meldet, daß der Wunsch, seine theoretische Ausbildung zu vollenden, zu dem Entschlusse geführt habe, eine Zeit lang in dem verlästerten Berlin zu leben. Diese Aufklärungen, welche erst in Berlin zum Abschluß gediehen und von dort nach Halle abgesendet wurden, riefen folgende einlenkende Antwort hervor. Franz schreibt:

‚Unter dem frischen Eindruck Ihres Briefes antworte ich umgehend. Wäre die erste Hälfte Ihres Schreibens nicht aus Ihrer Heimath datirt, sondern aus Berlin, so würde ich glauben, Sie hätten dieselbe kurz nach einem collegium logicum des Herrn George abgefaßt — in dem Maße unerbittlich ziehen Sie die Consequenzen aus meiner unglückseligen Epistel! Alle Tausend, Ihre Streiche fallen hageldicht! Der kurze Sinn meiner jedenfalls höchst unvorsichtigen Rede war einfach: Sie möchten den Schwerpunkt Ihrer Natur mehr in sich, als in den äußeren, meist zufälligen Verhältnissen suchen und finden.

‚Es fällt mir außerdem gar nicht im Traume ein, in Berlin nur das moderne Babylon zu sehen; ja, ich wünschte nichts lebhafter, als in dieser Champagnerstadt mich einmal ein paar Monate berauschen zu können.

‚In Betreff Ihres Entschlusses zog ich nur gegen ‚alle das Neigen' von einem zum Andern los, hatte und habe noch die feste Überzeugung, daß Sie schon lange so weit sind, auf eignen Füßen — in jeder Beziehung — stehen zu können, und daß ich es für Sie heilsamer hielt, dem Leben den letzten Kampf anzubieten und um die Palme der Selbständigkeit zu ringen.

‚Ich bin weit davon entfernt, Jemanden deßhalb anzuklagen, wenn er nach Wissen im weitesten Sinne des Wortes strebt: im Gegentheil hat wol Keiner mehr Grund, das Wissen als solches anzustaunen, als ich selbst, dem es so vielfach mangelt. Ich glaube aber, daß das Wissen, ich meine das systematisch angeeignete, in dem Grade, als es zunimmt, die Naivetät des Individuums absorbirt. In wie weit diese meine persönliche Ansicht von der Wahrheit abirrt, kann ich freilich nicht entscheiden, ich habe sie aber in der Praxis bei Anderen vielfach bestätigt gefunden. — Nun gehört zu jenem letzten Kampf, von

dem ich soeben sprach, viel Naivetät, wenn man nicht mitten im Handeln die Flinte ins Korn werfen soll: und die möchte ich Ihnen gern wahren helfen, so weit ich dazu thun kann. —

‚Das waren meine Gesichtspunkte, als ich gegen Ihren neuen Plan — ich gebe zu, etwas boshafter wie gewöhnlich — ankämpfte. Geben Sie die Prämissen meiner Weltanschauung zu, so sind Sie über meine massiven Hiebe auch wohl nicht ernstlich böse! —

‚Doch nun zu Anderem. Sie erhalten vorliegenden schönen Brief als Einlage, da Sie mir Ihre Adresse nicht mitgetheilt haben — oder wollten Sie auf diese Weise mich loswerden, sich vor ähnlichen Angriffen sichern? Sie werden mich nicht los! Uns hat die Natur aus zu ähnlichem Lehm geknetet, als daß den jedes Blaserohr in alle vier Weltgegenden auseinander treiben könnte. —

‚Auf Ihre ‚Sylvestersonate' bin ich sehr begierig und werde, sobald ich nach Leipzig komme, Gelegenheit nehmen, mit einem der Gebrüder Härtel zu sprechen. Geben Sie sich jedoch keinen sanguinischen Hoffnungen hin; einmal könnten Sie leicht meinen Einfluß in derartigen Dingen überschätzen und dann vergessen Sie nicht, daß Verleger bei umfangreicheren Werken stets bedenklich sind. Doch: nous verrons! —

‚Zu meinem unaussprechlichen Erstaunen traf kürzlich Otto Dresel aus Neujork hier ein. Ich zeigte ihm Ihr opus 1. Er war durch und durch davon erbaut und wird sicherlich alles Mögliche zur ferneren Verbreitung des Werkes thun.

‚Die Recension habe ich gelesen und gebe Ihnen Recht, daß ihr Verfasser wenigstens auf Ihren Standpunkt einzugehen sucht, wenn er ihn auch nicht begreift. Doch dieser Fluch trifft alle Diejenigen, welche Miene machen, Eigenes zu geben. Die Zeit wird das schon ändern! —

‚Meine Verhältnisse machen es wünschenswerth, daß ich bald einmal nach Berlin muß — dann sind wir hoffentlich stets beisammen.

‚Ich erwarte in kürzester Frist einen Brief von Ihnen, der

außer ihrer Wohnungsanzeige noch vielerlei andere Sachen enthalten muß. Ihr letzter Brief ist trotz alledem und alledem wieder sehr fragmentarisch. Ich mache es wie die Nationalzeitung: ‚Temme ist noch immer in Haft'.' *)

Die einlenkenden Zugeständnisse seines Freundes blieben nicht ohne Einwirkung auf die Hingebung Sigfrids an seine wesentlichen Aufgaben, welche er in Berlin sich selbst vorzezeichnet hatte. Er berichtet darüber an die Lieben:

‚Daß ich mit Marx zusammen unter einem Dache wohne, ist eine grosse Annehmlichkeit. Diese beruht nicht bloß in Ersparung von Zeit und Schuhsohlen, da das Zirkuliren auf endlosem Strassenpflaster in die Stiefel und ins Budget empfindliche Löcher reisset; sie bringt mich vielmehr vermittels des raümlichen Naheseins meinem Professor auch leichter herzlich nahe, ohne das ich mir von einem solchen Verhältnisse überhaupt keine gedeihliche Entwickelung versprechen könnte.

‚Mit Genugtuung habe ich deshalb einer Einladung zu Tische Folge geleistet, in der ich den Wunsch einer vertraulicheren Annäherung auch von Marx' Seite erkennen zu sollen meinte. Ich war allein geladen und speisete mit an der

---

*) Unter Randbemerkungen findet sich noch eine ‚Anekdote', die Franz zu Ohren gekommen war. Dieselbe mag hier Raum finden, weil sie zur Aufklärung der gereizten Stimmungen dienen kann, die trotz Franzens Gegenmeinung ihn oft beherrschten und auch bisweilen in den Briefen zum Ausdrucke gelangen, welche im Verlaufe dieser Darstellung — oft genug in etwas abgemildeter Form — mitgeteilt worden sind. Franz erzält: ‚Eine Dame aus Halle, die längere Zeit in Hamburg zum Besuch war, wird in Betreff meiner Qualitäten befragt. Sie äußert — darüber ganz verwundert —, ich wäre ein höchst unbedeutender Mensch, den man in Halle nicht über den Weg ansähe; meine Compositionen anlangend, so wären die gar nicht von mir, sondern von meiner Frau; letztere werde meiner Tyrannei wegen allgemein bedauert; sie wäre nicht ohne Talent und ich beutete dasselbe zu meinem Vortheil aus, indem ich mich mit fremden Federn schmückte. — Die Geschichte geht doch noch ein gut Theil über Ihres Vaters Duell hinweg! Da muß man sich wirklich in sein Schicksal ergeben!' (Vergl. hierzu auch 3. Buch ‚Auf dem Horn', S. 150.)

Familientafel. Der Eindruck seiner stattlichen Gattin und beiden liebenswürdigen Kinder war ein sehr wohltuender, und ich meine wol hoffen zu dürfen, daß auch umgekehrt — sie mich einer nicht ungünstigen Beurteilung gewürdigt haben. —

‚Meine Studien schreiten rüstig fort. Ich schreibe fast Tag für Tag eine Fuge und gewinne mit jeder Lektion an klarerer Einsicht in das tiefere Wesen der schönen Form. —

‚Auch meine Klaviertechnik wird schon etwas leichter und vernünftiger, Dank der Leitung meines Freundes und tüchtigen Klaviermeisters Emil Zech. Kurz! in allen diesen Fragen fange ich an von der früheren Stufe des Nichtwissens des Wissens mich auf die höhere des Wissens des Nichtwissens zu erheben. Und das ist ein erheblicher Fortschritt, wie ich im collegio logico des Herrn George gelernt habe. — Beide, Marx wie Zech, haben mir Hoffnung gemacht, daß, wenn ich wie bisher fortfahre, vorwärts zu dringen, ein lohnender Wirkungskreis mir nicht leicht entgehen werde. Nach absolvirtem Klavier-unterricht werde ich mich wol auch in der Propädeutik des Gesanges sattelfest zu machen suchen, um auf kürzerem Wege, als dem von Franz mir so dringend anempfohlenen, zu mehrseitiger praktischer Tüchtigkeit zu gelangen. —

‚Nun noch ein Jubelhymnus auf die Freitagszirkel beim Professor Jacobs. — Doch nein! — kein Hymnus; das wäre Profanation. — Edle vortreffliche Menschen verdienen kein geringeres Lob, als einfache Schilderung des Wahren ohne jedes Wortgepränge. Und selbst die einfachen Worte müssen hinter der Wahrheit zurückbleiben, wie der Maler hinter der Aufgabe, Töne zu malen. So etwas läßt sich nur erleben und nachempfinden. Im Zauberbann dieses, aller Unnatur fremden Hauses erschließt sich mir eine traute Heimat — und zwar ohne Heimats*schein*. Bei Jacobs hört aller Schein auf: jede Redensart bloß formeller Höflichkeit erstirbt Euch auf den Lippen; nicht die leiseste Spur angelernter Verstellung bringt Ihr in der Nähe dieses lauteren Karakters zustande; ja die Rockschöße Eures feierlichen spitzen ‚Schnipels' wogen unruhig und beschämt hin und her, als wollten sie — eingedenk ihrer lüg-

nerischen Verstümmelung — sich zum Vollmasse des züchtigen Oberrockes ergänzen. Ich kann Euch meine Freude nicht schildern, welche jeden Freitag meine Berliner Scheinheimat mir versüsset, wo wir, Karl, Jany und meine Wenigkeit, zu Jacobs wallen. Seit dem Verkehr in der Familie des Dr. Schütz zu Leipzig habe ich ja in fremden Familienkreisen überhaupt nicht mehr verkehrt. Und das Wesen bei Jacobs ist denn doch sehr verschieden von jenem. Die Abende sind nicht allein der Geselligkeit geweiht, sondern bis zum Abendbrot, das um neun Uhr in einfachster Weise gegeben wird, widmet sich die aus Herren und Damen bestehende Gesellschaft, welche sich aus den intelligentesten Berliner Gelehrten- und Künstlerkreisen rekrutirt, der Pflege ernster würdiger Tonkunst. Jacobs und seine kunstsinnige, freundliche Gattin bilden auch hier den belebenden Mittelpunkt, lassen jedoch niemand fühlen, wer Wirt, wer Gast ist.

‚Auch heute ist Freitag, und ich werde dort diesen Abend meine Silvestersonate — freilich mit einem etwas äusserlich fidelnden Geiger — vortragen. Aber Karl hat ihnen schon mein Opus 1 bekannt gemacht; auch Jany hat in jenem Kreise einen Psalter mit Klavierbegleitung gesungen. Beides schien anzuklingen. So wird günstiges Vorurteil die wahrscheinlichen Mängel der Darstellung des Geigenstückes zudecken.

‚Dieses Stück ist nun ziemlich druckfertig, und Franz hat mir versprochen, mit Breitkopf und Härtel in Leipzig Rücksprache zu nehmen, um sie einem Verlagsanerbieten geneigt zu machen. Es empfiehlt sich, der Arbeit renommirte Namen, als ‚Herolde' voranzuschicken. Ich möchte deshalb Liszt und Joachim bitten, sich die Widmung gefallen zu lassen, zumal ich beide überaus hochschätze und Liszt bekanntlich grossen Dank schuldig geworden bin. Das Beste wird sein, ihnen in Weimar die Arbeit persönlich vorzulegen und mit der Widmung zu warten, bis sie ihre Meinung über das Werk geäussert. Auf der Rückreise würde ich dann mit Härtels persönlich mich in Unterhandlung setzen können, worin ein grosser Vorzug liegt gegenüber dem schriftstellerischen Verfahren.

‚Bald denke ich auch etwas Vokales in die Welt zu senden; wahrscheinlich ein oder zwei Hefte Psalmen, unter denen oben erwähnter, der unverhofft günstig aufgenommen wurde, sich befinden soll.‘ —

Nachdem der Vater den Plan und Zweck der Reise nach Weimar und Leipzig gebilligt, verfehlte der Sohn nicht, sich alsbald zur Ausführung anzuschicken.

Die Hoffnung auf Erfolg übertaübte wieder einmal die innere Stimme, welche einer so baldigen Unterbrechung der kaum begonnenen Studien widerstreben mochte.

Sigfrid versaümte es nicht, sich mit legitimirenden Papieren zu versehen, deren man damals auch auf kurzen Reisen im deutschen Vaterlande nicht entraten konnte, ohne in grosse Verlegenheiten verwickelt zu werden. Die Berliner Polizei verweigerte das Gesuch um Auslieferung des deponirten heimatlichen Regierungspasses. Der Abgewiesene konnte mehre Tage hindurch den Grund nicht in Erfahrung bringen. Diese Tage waren ausgefüllt mit endlosen Scherereien. Der Revierleutnant seines ‚Viertels‘ schickte ihn nach dem Molkenmarkt. Dort wurde er von einem Büreau ins andere, treppauf, treppab, von einem Gebäude ins andere gehetzt. Niemand vermochte ihm Auskunft zu erteilen, wozu dies alles erforderlich sei. Zumeist hatte er mit untergeordneten Polizeibeamteten zu verhandeln, deren Verkehrsform nicht eben dazu beitrug, das zwecklos ermüdende und zeitraubende Verfahren angenehmer zu machen.

Endlich schickte man den halb Verzweifelten — es war am dritten Tage — wieder in ein Büreau, welches im dritten Stock eines der hohen Gebaüde am Molkenmarkte lag. Hier fand er nur einen Herrn mit Akten aller Art beschäftigt; einen Assessor, der sogleich das Vertrauen erweckte, einer ruhigen Unterredung sich geneigt finden zu lassen. Ihm schilderte nun Sigfrid seine Not und bat um Erklärungen.

‚Wir erkennen aus den Akten‘ — antwortete der Assessor —, ‚daß irgend etwas gegen Sie vorliegt; können aber bis jetzt nicht entdecken, welcher Art das Bedenkliche ist.‘ —

Sigfrid brachte die Angelegenheit des Heimatscheines zur Sprache. Er habe denselben einige Tage vor dem aufgegebenen Ablieferungstermine einreichen wollen, sei aber damit zurückgewiesen unter der Ordre, das Papier aufzubewahren, bis man es von ihm fordern werde. Dies sei bis jetzt nach Verlauf von zwei Monaten nicht geschehen.

Der Assessor blätterte in einem Aktenstosse und schüttelte verneinend den Kopf.

‚Nein, nein!‘ — sagte er — ‚das punctum saliens ist viel älteren Datums.‘

Darauf zeigte er die Akten und deutete auf ein winziges Zettelchen hin, welches mit Oblate aufgeklebt war. Auf dem Zettel stand ein Datum geschrieben, das auf den Frühling des verflossenen Jahres zurückwies.

Sigfrid erwähnte treuherzig, zu jener Zeit sei er aus Berlin verwiesen worden.

‚Ah so!‘ — bemerkte der Assessor sichtbar erleichtert. — ‚Da bemühen Sie sich nur in das nebenan liegende Gebaüde. Dort werden Sie Aufklärung erhalten, wenn Sie dieses Datum nennen und dasselbe in Ihren Personalakten aufzusuchen bitten.‘ Er bezeichnete die Nummer des Amtszimmers, wo der Hin- und Hergeschickte schon wiederholt ohne Erfolg auf Erledigung der Sache angetragen hatte.

Als dieser, dort angekommen, das bezeichnete Datum genannt hatte, begannen zwei Polizeioffizianten sogleich in Akten eifrig zu suchen. Es schien dieser Fall ihnen besonderen Anteil abzugewinnen.

‚Hier!‘ — rief endlich Einer mit freudigem Ausdrucke. ‚Hier findet sich ein aufgeklebter Zettel mit demselben Datum. — Er ist mit der eigenen Hand des Herrn Oberst Kaiser geschrieben.‘

Nach diesen Worten, welche die allgemeine Aufmerksamkeit der anwesenden Beamteten erregten, las Jener den Inhalt des Geschriebenen vor. Derselbe besagte in kurzen Worten, daß der ‚Schreiber dieses‘ für die Unverdächtigkeit des ausgewiesenen jungen Musikers Gewähr leiste, falls er je den Wunsch haben

sollte, seine gewaltsam unterbrochenen tonkünstlerischen Studien in Berlin wieder aufzunehmen.

Das war eine überraschende Lösung des Knotens und nicht ohne den Ausdruck der Teilnahme wurde der vorenthaltene Paß dem Harrenden ausgefolgt, dessen dankbare Gesinnungen gegen das unverhoffte Wohlwollen eines vielbeschäftigten Beamteten den Verdruß erstickten, den er als Preis einer so seltenen Erfahrung menschenfreundlichen Handelns nicht für zu hoch erachtete. Zugleich gewann er dadurch eine mildere Beurteilung des Wesens der Sicherheitsbehörde, deren bloßer Name ihn früher mit Entsetzen und Schaudern erfüllte. — —

Mitte Juni von der Reise nach Weimar zurückgekehrt, berichtete er an die Lieben:

‚Unter den Einflüssen der Indisposizion und Trägheit — eine Folge der Unterbrechung meines ruhigen aus den Fugen gerissenen Lebensganges und eines durch die Anstrengungen der Reise verursachten heftigen Katharrs — kann ich nichts besseres tun, als euch von meiner Reise zu erzälen. — Da ich mit dem Nachtzuge nach Halle gefahren, so überraschte ich Franz zu zeitiger Morgenstunde mit meinem Besuche nicht wenig. Ihr hättet nur sein unverstelltes Erstaunen sehen sollen! Wie ein Kind freute er sich. Ich kenne wenig Leute, die sich diese schöne Eigenschaft bewahrt haben, gleich ihm. Leider litt er empfindlich an den Ohren. Das machte ihn noch sensitiver, als er es ohnehin von Natur ist, hemmte seine freie Bewegung und Zugänglichkeit und beeinflußte sein Urteil und seine Toleranz. Durch solche Ungunst der Verhältnisse gehemmt, hatte Franz auch nicht Gelegenheit gefunden, mit Härtels Rücksprache wegen der Silvestersonate zu nehmen, so daß dieselben völlig unvorbereitet geblieben waren. Das war fatal.

‚Aber da ich mir angewöhnt habe, allen Illusionen zu entsagen, so ertrug ich diese Enttaüschung mit ‚Seelengrösse' und reisete nach zweitägigem Aufenthalte in Halle, meinem Ziele, Weimar entgegen.

‚Wie freute ich mich, Liszt nach Jahresfrist wieder von Angesicht zu Angesicht zu begrüssen. Von ihm meine neue Arbeit

mit Joachim spielen zu hören, welch berauschende Vorstellung! Aber im ‚Erbprinzen', dem Gasthofe, erfuhr ich, Liszt sei schon länger abwesend. Er lebe im Bade Eilsen und werde so bald daher schwerlich zurückkehren. — Das war abermals fatal! —

‚Aber ich betete für mein Werk ein inbrünstiges: Dii omen vertant! — und beschloß, Weimar sogleich wieder zu verlassen. Doch der Himmel oder Zufall fügte es, daß ich unverhoffterweise meinem Freunde Wettig begegnete, und wenn seine Braütigamslaunen auch meine Ansprüche an ihn nicht begünstigten, so wirkte die Begegnung doch auf meinen jähen Reiseplan ändernd ein. Ich besuchte, durch Wettig aufgehalten, nämlich vor der Abreise Raff und Joachim.

‚Von Raff erfuhr ich, daß er mein erstes Werk in Form eines offenen Sendschreibens besprochen habe und zwar schon vor einem halben Jahre. Ich mußte beschämt bekennen, daß der Brief nicht an meine Adresse gelangt sei, will mich aber bemühen, die bezeichnete Nummer des betreffenden Blattes zu erlangen. —

‚Joachim hatte nicht sobald erfahren, daß ich ein Stück für Geige im Koffer habe, als er mich mit liebenswerter Entschiedenheit — trotz meiner sehr gerechtfertigten Gegengründe — bestimmte, das Stück ohne Verzug im Salon des Herrn Winterberger mit ihm zu spielen — auf demselben Flügel, auf welchem Liszt vor einem Jahre meine Klaviersachen zum ersten Mal mir von so ermutigender Seite darstellte! —

‚Wäre ich mit Joachim allein gewesen, der sich so freundlich geneigt zeigte, auf die Sache einzugehen, da hätte ich wol besser gespielt. Aber es waren verschiedene Zuhörer da, von denen ich weder ähnliche Geneigtheit, noch ähnliches Verständniß erwartete. Mir schien, als nähmen sie ablehnende Mienen, vornehme kühle Examinatorenmienen an, noch bevor ich mich an den Flügel setzte. Nach dem Maßstabe dieser Umstände und ihrer Einwirkung auf meine jämmerliche Befangenheit eignen Sachen gegenüber könnt ihr mein Spiel Euch vorstellen. Dazu kommt, daß meine Arbeiten öfter gehört sein wollen, wie Ihr

wißt, ehe man Teilnahme dafür gewinnt. Auch der Rezensent der edirten Klaviersonate macht auf diese spröde Eigenschaft besonders aufmerksam. Ich schreibe Euch die betreffenden Sätze der Rezension, die ich eben zur Hand habe, zur Erinnerung noch einmal an diesem Orte ab. Er sagt:

‚Sie (die Gedanken des Stückes) geben sämtlich zu erkennen, daß ihnen eine poetische Bedeutung zum Grunde liegt, und sofern nöthigen sie Achtung ab und Anerkennung ihres Werthes. Hiebei darf aber nicht unerwähnt bleiben (was für diejenigen bemerkt sei, die die Mühe tieferen Blickens scheuen), daß die Gedanken nicht wie Bimstein auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, sondern erst durch genaue Bekanntschaft mit dem Werke sich klar kund geben.' —

‚Dies und die nähere Begründung der Sprödigkeit paßt auch auf die Geigensonate. Die Folge davon war, daß die Leute gleichgültig das Ding an sich vorüberrauschen liessen. Nur der zweite Satz, der sich durch einfachere Haltung und langsamere Bewegung klarer abwickelt, läßt sich nun einmal nicht schnöde von der Hand weisen. Sie machten — sogar Signor il padre Winterberger — mancherlei wohlwollende Anmerkungen. Dieses verwünschte Wohlwollen! — Ein Fußtritt — und ich wäre klar darüber, daß sie nicht lögen! —

‚Von der beabsichtigten Zueignung schwieg ich, schnürte mein Gepäck und mein Herz fest ein und reisete gen Leipzig. Ein quälendes Rheuma, dem ich in Weimar die Spitze geboten, leistete mir auf der Fahrt anregendste Gesellschaft. —

‚Der Verleger meines ersten Werkes in Leipzig sortirte noch immer seine langen Kontozettel hinter seinem Ladentische. Er überraschte mich mit dem Bekenntniß, daß mein Werk über Erwarten gut ‚gegangen' sei. Der erste ganze Abzug sei vergriffen. Ein zweiter Abzug befinde sich unter der Presse. Die Stichfehler seien auf den Platten beseitigt worden.

‚Ich bin der Hoffnung', sagte er — was für einen Verleger unerhört ist —, ‚auf die Dauer ein gutes Geschäft mit diesem Opus zu machen.' —

‚Auch erzälte er, daß vor kurzem 6 Exemplare nach Amerika

verlangt seien. Doch um nicht von der Wahrheit abzuweichen, so ist zu berichtigen, daß er nicht 6 Exemplare sagte, sondern ‚sieben sechs', nämlich auf sechs ein Freiexemplar. Das ist Gebrauch im Musikhandel. —

‚Diese leichtsinnigen Eröffnungen des Unglücklichen zogen ihm sofort das Anerbieten meiner Violinsonate zu. Aber — ich erstaunte — ohne Weiterungen erklärte er sich bereit, das Stück in Verlag zu nehmen. Doch lenkte er sofort um, indem er von Überhaüfung mit neuen Unternehmungen sprach, die es für den Augenblick nicht möglich machen ließen u. s. f. Ich möge das Werk zuvor einem anderen Verleger anbieten.

‚Gelingt es Ihnen nicht, es unterzubringen, bleibe ich als sicherer Hintermann' — so tröstete er mich. —

‚Hiernach begab ich mich zum Herrn Konzertmeister David, um ihm Grüsse von Joachim zu überbringen. Sobald David erfuhr, daß ich wegen des Violinstückes in Leipzig sei, überraschte er mich durch das freundliche Anerbieten, er wolle die Arbeit dem Herrn Dr. Härtel spielen, und empfahl zu dem Ende einen Klavierspieler, der das Ding bis zum Nachmittag völlig sich angeeignet haben werde. Denn der sei sehr tüchtig. — Zur verabredeten Stunde, um sechs Uhr nachmittags, versammelte man sich im Klaviermagazin von Breitkopf und Härtel. David drängte zur Eile, da er ins Theater müsse. Es war Oper, wo er vorgeigt. Der Klavierspieler, ein phlegmatischer Schwede, erklärte, er habe zur Durchsicht der Partie nicht Zeit gefunden; die Noten seien ja leserlich geschrieben. — Was hatte es da für Not!? —

‚Ich fand hier Gelegenheit, den Unterschied zu würdigen zwischen einem a vista-Spiel, wie es Liszt versteht, und dem, was der Musikant ‚Notenfressen' nennt. Quantitativ ist beides dasselbe. Aber die Qualität des Verdauungsprozesses ist eine sehr verschiedenartige. — Als die beiden Spieler ihre Portionen hinuntergewürgt hatten, litten nicht allein sie, sondern auch Dr. Härtel und ich, die gepeinigten Zuhörer, an drückenden Indigestionen. Ich dachte sogleich an den ‚sicheren Hintermann', obzwar Herr Dr. Härtel freundlich genug war, die Ablehnung

des Verlages unter beliebigem Vorwande dem schriftlichen Verfahren vorzubehalten. Das ist minder peinlich. —

‚Diese Virtuosen! — Gilt es, ein Werk bekannter Meister vorzutragen, dann studiren sie es bis ins feinste Detail, um Ehre einzulegen. Dazu ist die Technik der Meister ihnen ohnehin schon gelaüfig und auch geschickter an sich, als diejenige eines Novizen. Die Arbeit eines solchen wird ein einziges Mal flüchtig abgehaspelt. Gefällt sie dann den weisen Herren nicht, enthält sie nicht mindestens eine oder die andere aüsserlich bestechende Seite, dann mag die Komposizion noch so tief, noch so warm empfunden; die Durcharbeitung der Form noch so gediegen sein: — man zuckt die Achseln und die innere Stimme des Novizen ruft: Weh dir, daß du ein Enkel bist!‘ —

Nicht unvorbereitet erhielt Sigfrid nach Verlauf von fünf bis sechs Wochen seine Handschrift zurück mit folgendem kurzen Begleitschreiben:

‚Geehrter Herr, für geneigte Anerbietung Ihres Opus 2 (Sonate für Violine und Pianoforte) Ihnen verbindlich dankend, stellen wir Ihnen das Manuscript desselben anbei wieder zu, da wir auf die Herausgabe des fraglichen Werkes zu unserem Bedauern verzichten müssen. Mit höchster Hochachtung ergebenst Breitkopf und Härtel.‘

Sigfrid schickte alsbald das Werk an den ‚sicheren Hintermann‘ nach Leipzig zurück. Dort lag es ‚sicher‘ und lange und alle Nachricht über das Schicksal desselben verstummte. Nach mehr als Jahresfrist erhielt es der Verfasser nur zurück durch persönliches Einschreiten. Er fand den emsigen Geschäftsmann immer noch mit Sortiren seiner Kontozettel hinter dem Ladentische beschäftigt. Derselbe lieferte ihm das Manuscript mit unerschütterter Ruhe und Freundlichkeit aus, ohne ein erklärendes Wort hinzuzufügen.

‚Aber warum haben Sie keinen meiner zallosen Briefe beantwortet?‘ — fragte Sigfrid.

„Ich habe sie gar nicht eröffnet“ war die Antwort, „ich wußte ja, was darin stand.“ Damit zeigte er die versiegelten Briefe vor — ‚so treuherzig‘ — erzälte Sigfrid —, ‚daß man

dem Manne nicht einmal böse sein, ihm nicht einmal eine Grobheit mitteilen mochte.' —

Erst nach Jahren erschien das Werk in einer anderen Handlung. Der Verfasser war inzwischen in seinen Einsichten gefördert und freute sich, daß die Versagung seines ehemaligen ungeduldigen Wunsches ihm die unerbetene Musse gewährte, das unreife Werk einer Überarbeitung zu unterwerfen. —

Bei seinem gegenwärtigen Aufenthalte in Leipzig besuchte er alle alten Bekannten. ,Liesli ist so liebenswürdig geworden' — berichtet er an die Lieben —, ,daß ich im Hinblick auf Karls neues Glück Mühe hatte, meine freudige Bewegung in Schranken zu halten. Wahre Engelsmilde, wie die ruhig heitere Frühlingssonne, stralte mir aus ihrem Wesen entgegen. Wollte Gott, daß mein Gefühl der Sicherheit gegen jeden Gedanken an Rückfall in ihr entsetzliches Leiden mich nicht taüschte!'

,Die Tante Brand' — schrieb er — ,war immer noch sehr stark und sehr ausgibig an Freundlichkeit. Sie suchte eben — salva venia! — Wanzen, deren sich zu ihrem Leidwesen keine einzige blicken ließ, obwol sie ihretwegen angeblich das ganze Haus bereits umgekehrt hatte.'

Auch Schützens besuchte er und es gab viel zu erzälen. Uly hatte Leipzig mittlerweile verlassen. Frau Lack erfreute den Reisenden durch befriedigende Mitteilungen über Röschen. Diese persönlich zu begrüssen, gelang ihm nicht.

Endlich gieng er auch zu seinem ersten, noch immer dankbar verehrten Lehrer, Herrn Volker. Der Zwist war vergessen. Sigfrid hatte im letzten Winter von der Heimat aus ihm brieflich abermals die Hand zur Versöhnung geboten. Diesmal hatte Herr Volker sie angenommen.

,Wir wollen die Zeit der Feindschaft vergessen' — so schrieb er bald darauf — ,und einander wieder so herzlich nahen, wie dies früher der Fall war. — — Empfangen Sie hiermit mein Wort, daß durch eine größere Sorgfalt für Sie ich das zu ersetzen wissen werde, was durch unsere Trennung zu Ihrem Besten von mir unterbleiben mußte. Ich habe an

Ihnen während dieser Zeit immer den lebendigsten Theil genommen, und wenn ich mich zu Zeiten über Sie hart geäußert habe, so hat dies immer nur Ihrem Charakter, wie sie ihn in einer unglücklichen Stunde mir zeigten, niemals aber ihrer Befähigung als Künstler gegolten. Ich habe in dieser letzteren Beziehung Ihnen immer das Wort geredet und ich will nur gestehen, daß ich oft genug neidisch gewesen bin, wenn Herr Franz in Halle sich in Lobpreisungen über Sie ergangen hat, gleichsam als ob er Ihr Führer und alleiniger Lehrer gewesen sei, und dabei geflissentlich gemieden habe, meiner und meines jahrelangen Verhältnisses zu Ihnen nur irgend zu gedenken.'

Im Folgenden ist der freundliche Wunsch geaüssert, die wieder angeknüpfte Beziehung durch Briefwechsel zu pflegen und auch auf Sigfrids Familie jene wieder ausdehnen zu dürfen. ‚Ich schwelge noch in der Erinnerung der angenehmen Zeit, die ich dort mit Ihnen verlebte, und ich war recht betrübt darüber, daß ich unter den obwaltenden Verhältnissen dies nicht einmal aussprechen durfte.' So sagt Herr Volker am Schlusse seines Briefes.

Sigfrid schildert seinen Empfang von Seiten seines versöhnten ersten Mentors, erwähnt, daß er ihn über sein Verhältniß zu Robert Franz aufgeklärt, und schließt seinen Bericht so:

‚Es war mir doch wieder recht wohl in Volkers behaglicher Nähe. Mag er indessen von meinem Karakter denken, was er verantworten kann; — ich werde es nie vergessen, wie viel frischen Lebensmut und positive Einsichten in die Kunst ich ihm schuldig geworden bin!' —

Die Erkältung, welche der damals aus den Fugen der Tagesordnung Geratene seiner Reise als Ursache zuschrieb, entpuppte sich bald als heftige Krankheit. Zum Verwundern war es nicht, daß, nach all den aufreibenden Eindrücken, welche Schlag auf Schlag die Fühlfäden des Gemütes seit Jahren getroffen hatten, die schwingenden Saiten sich endlich gründlich verstimmten. — Ein schmerzliches Ohrenleiden trat hinzu, das, so heftig wie es sich aüsserte, den Leidenden nicht selten der

Bewußtlosigkeit und Ohnmacht nahe brachte. — Die Pflege, welche ihm seine Wirtin, Frau Pufahl, reichte, war nicht nur ungenügend, sondern oft lästig, da denn die Frau den Kranken von ihren eigenen Gebresten mit weinerlicher Ausführlichkeit unterhalten zu müssen meinte. —

Marx ließ ab und zu nach dem Befinden fragen und bemühte sich auch einmal persönlich in das dritte Stockwerk hinauf, um dem Schmerzgeplagten Mut einzuflössen. Um sieben Uhr abends erschien täglich der Bruder. Das war der schönste Augenblick des Tages, wenn Karl in dem Thürrahmen sichtbar ward und dann mit munteren Reden, Vorlesung eines leichten Buches oder ein Kartenspiel die trägen Stunden taüschte.

Abends nach neun Uhr blieb der Kranke wieder bis zum folgenden Abend um sieben Uhr mit seinen Schmerzen — und Gedanken allein. Er hatte also viel Zeit, über sich und sein Verhältniß zu Gott, Welt, Menschen und Kunst nachzudenken.

Seit jener Nacht, die er im vergangenen Jahre zu Berlin durchwachte, um den schwererkrankten Bruder nicht zu beunruhigen, war er über den damals erreichten Standpunkt nicht erheblich hinausgekommen. Nur die Überzeugung vom Dasein übersinnlicher, mit freier Selbstbestimmung ausgerüsteter Lebensmächte hatte seitdem sich auf Grund mehrfacher neuer Erfahrungen in ihm befestigt. Dergleichen unmittelbare Einwirkungen, die nicht aus natürlichen Ursachen zu erklären waren und doch auf die menschliche Entschliessung, auf die Gestaltung der Lebensschicksale sehr bestimmenden Einfluß zu üben schienen, hatte er unweigerlich anzuerkennen. Ihr Ursprung aber blieb vorlaüfig zweifelhaft. Sigfrid verhielt solchen Fragen gegenüber sich nach wie vor ablehnend und völlig indifferent. Selbst die neu gewonnene Einsicht in den Gegensatz der Sünde und Heiligkeit, die in den Psalmen so hellbeleuchteten Begriffe der Gnade, Vergebung und Demut änderten im Wesentlichen nicht viel an dem Grundsatze, Kraft und Zeit zu wahren wider fruchtloses und aufreibendes Grübeln über metaphysische Geheimnisse. —

Der alte Kampf des Geistes wider die sinnliche Natur; des Wollens ohnmächtiges Ringen wider das Stückwerk des Könnens und Vollbringens: — kurz der sittliche Keim aller bewegenden Lebensprinzipien vermochte seine Wurzeln im Indifferentismus freilich nicht zu treiben. Auf dem Krankenlager nun wies den Leidenden sein leiblich qualvoller, hülfebedürftiger Zustand unmittelbar auf sittliche Heilsbedürftigkeit hin.

Und abermals war es ein Psalm, dessen Inhalt seine verlassene Seele tröstete und ihm den Weg zeigte, der zur Befreiung von der vielseitigen Not zu leiten verhieß. Sigfrid vertiefte sich in die heilige Poesie, die ihm seinen gegenwärtigen Zustand wie im Spiegel vor Augen zu malen schien. Was Wunder, daß er den Plan entwarf, das Gedicht einem zyklischen Musikwerke grossen Stiles zu Grunde zu legen, sobald die augenblickliche, nicht unbedenkliche Krankheit von ihm genommen sein und er den Vollbesitz seiner Kräfte wieder erlangt haben werde! —

Er führte dieses Vorhaben auch aus. Es entstand eine grosse Kantate mit Doppelchören, Choralfigurationen, kanonischen, fugirten, polyphonen Sätzen und Begleitung grossen Orchesters mit Orgel.

Der Inhalt begreift nach der getroffenen Auswal der Textworte (aus dem 57. Psalm und einem Kirchenliede von Justus Jonas) nicht mehr und nicht minder in sich, als das ganze Verhältniß, welches der Verfasser dieser Kantate Gott und Welt gegenüber unter der Arbeit gewann. Es ist ein Bekenntniß aus dem sittlichen Gährungsprozesse heraus, auf welchen die andauernden inneren Kämpfe wider sein eigenes Ich und wider die Aussenwelt ihn lange genug vorbereitet hatten.

Übrigens hemmten zeitraubende Zwischenfälle die Vollendung der musikalischen Arbeit, deren Entwurf auf dem Krankenlager entstanden und nach eingetretener Rekonvalescenz in den Hauptpunkten bereits festgestellt war. —

Marx riet zu einer Kur in Marienbad, damit der Zögling die zu angespanntem Fleisse erforderlichen Kräfte wiedererlangen, in der Natur und ‚feinen Gesellschaft‘ anregende Erfahrungen

sammeln möge. Der Ratsherr, Sigfrids Vater, hatte wenig Vertrauen zu Badekuren, zumal er selbst — wie es bald nach erfolgter Erbschaft ins Auge gefaßt worden — mit Gattin und Tochter jetzt eben die Schlamm- und Schwefelbäder in Eilsen gebrauchte. Von daher schrieb er unter den Einflüssen seiner zweifelmütigen humoristischen Stimmung an den Sohn zu Berlin, dessen Genesung gute, wenn auch langsame Fortschritte machte. Der Brief beginnt so:

„Denn man lebt hier in den Tag hinein, wie die Vögel im Walde und die Lilien auf dem Felde. Wir säen nicht, wir ernten nicht, aber der himmlische Vater ernährt uns doch — natürlich für gute Bezahlung. Für die Reinigung des Körpers ist dabei reichlich gesorgt. Zuerst wird man in den Schlamm gesteckt und dann wieder abgespült. Der Schlamm weicht, ob aber auch das Übel? — Das ist abzuwarten. Spürt mans nicht, so vertröften die Ärzte, das es später schon kommen werde — etwa bei Weihnachten oder Pfingsten herum. Ists dann nicht besser geworden, so kann man ja wieder von vorn anfangen. Endlich kommen m u ß es, sagen sie. Nur schade, daß es damit oft so lange dauert, bis man selbst als Schlamm benutzt werden kann. Ich muß Dir bekennen, mein lieber Sigfrid, daß ich wenig Vertrauen zu der Cur habe. Wenn ich mir die Kranken ansehe, die hier umher humpeln und schleichen, oder in Kinder- und Krankenwagen gefahren werden, und wenn ich an all das Ach und Weh denke, von dem sie geplagt sind, so will es mir nicht in den Kopf, daß etwas Schwefelwasser und Schlamm ein Universalmittel dafür sein solle. — — — Du meinst, daß Marienbad Dir gute Dienste leisten werde. Ich hoffe aber, der Verlauf Deiner Genesung möge gezeigt haben, daß dieses nicht erforderlich sei. Du siehst selbst ein, wie sehr Deine Studien und nächste Zukunft darunter leiden würden. Sollte aber eine Badecur trotz der schon vorgerückten Jahreszeit Dir wesentlichen Nutzen versprechen, so wäre über alle Bedenken hinwegzusehen und nur zu bedauern, daß Du nicht gleich hier mit uns die Cur beginnen konntest, da alle Arten von Mineralwasser hier auch

gereicht werden. Mutter z. B. trinkt Eger-Franz; Hermine Molken. Hoffentlich aber ist es nicht nothwendig uud Du wirst nur, wenn zwingende Gründe es gebieten, dazu schreiten.' —

Sigfrid teilte zwar die Bedenken des Vaters. Allein er bedurfte ernstlich einer nachhaltigen Aufhülfe der Gesundheit. Das fühlte er. Auch der Arzt riet dazu. Obendrein enthielten die Briefe der Mutter und Schwester Schilderungen und Mitteilungen, welche sehr geeignet waren, vernünftige Gegengründe zu überwinden.

,Ich hoffte hier rechte Muße zum Schreiben zu finden' — heißt es in dem mütterlichen Briefe —, ,aber daran ist kaum zu denken, da unsere Zeit vom Müßiggang dermaßen in Anspruch genommen ist, daß Alles, was Arbeit heißt, in den Hintergrund geschoben werden muß.

,Die einzige, welche einmal zur Lektüre kommt, ist Hermine, in deren Wunsch es ja stets lag, mehr Zeit zu geistiger Beschäftigung zu finden, als es früher bei dem großen Hauswesen möglich war. Aber jetzt, da wir gute Hülfe an einer tüchtigen Mamsell haben, soll sie ganz ihrer Neigung folgen, obgleich sie einen Juwel in sich trägt, der Hunderte dieser geistreichen gebildeten jungen Damen überstrahlt und gewiß selten in ähnlicher Reinheit und Echtheit zu finden ist. Hermine wird Euch von unserem Leben und Treiben hier berichtet haben, daher will ich nur hinzufügen, wie die Umschau von den Bergen uns so manchen überraschenden Anblick der Natur in ihrer bezaubernden Schönheit gewährt, daß es mich zur Andacht stimmt und meine Hände sich unwillkürlich falten. O! könnte ich's malen! — Diese unabsehbaren Kornfelder in den farbigsten Schattirungen; dazwischen kleine, buschumkränzte Gehöfte und Dörfer, welche so behaglich daraus hervorlugen mit ihren rothen Ziegeldächern und dem ganzen Bilde etwas Freundliches, Liebliches geben, daß ich mich nur schwer von der Betrachtung der Landschaft losreissen kann. Wenn es nächstes Jahr noththun sollte, mein Herzens-Sigfrid, besuchen wir das Bad zusammen. Für dieses Jahr ists leider zu spät.' —

Die Schwester schreibt auf einem Briefbogen, der an der

Spitze eine malerische Ansicht des freundlichen Badeortes darstellt. Das Bildchen wirkte lebhaft auf die Einbildungskraft Sigfrids und fachte seinen Wunsch, die Badenden zu besuchen, nur noch stärker an, als er schon vorher sich regte. Aber die folgenden Mitteilungen steigerten den Wunsch zur Sehnsucht. Hermine sagt:

‚Wie würdest Du hier schwärmen und welche reiche Nahrung für Deine Phantasie finden! Das wäre gerade ein Ort für Dich: mitten im Grünen, rings von Bergen umschlossen, von deren Gipfel sich immer wieder neue liebliche Bilder den Blicken entfalten. — Aber noch etwas viel Anziehenderes will ich Dir von hier erzählen:

‚Am Morgen nach unserer Ankunft nämlich waren Mutter und ich eben in vollstem Kramen begriffen, als ich, aus dem offenen Fenster sehend, einen Vorübergehenden bemerkte, der uns Beide unwiderstehlich anzog, wie er auch Dich angezogen haben würde. Uns ist er ja vorzüglich durch Dich erst so interessant geworden. Du hast es schon errathen, daß ich von dem großen, berühmten Liszt rede. Und denke Dir! — Er ist unser Nachbar vis-à-vis, so daß, wenn er spielt, wir die Töne zu uns herüberklingen hören. Auch gestern Morgen, während des Schreibens vernahm mein Ohr wieder die bezaubernden Klänge. Mir vergingen darüber die Gedanken und Mutter die Lust, Toilette zu machen. Wir ließen Alles im Stich, nahmen Hut und Mantille und eilten den lockenden Tönen entgegen. —

‚Ein junger Herr stand schon vor uns unter dem geöffneten Fenster des ersten Stockes, wo Liszt spielte. Wir folgten seinem Beispiel. Bald darauf vermehrte sich der Kreis der Zuhörer, zu denen auch Vater sich gesellte. Alle horchten mit athemloser Aufmerksamkeit. Liszt schien etwas sehr Schwieriges zu üben oder zu componiren. Dann und wann stockte er, wiederholte — und bisweilen sang er einige Töne dazwischen. O, es ist gar zu interessant, diesem berühmten Meister zuzuhören, zumal für uns, die wir durch Dich so viel Schönes von ihm erfahren haben! — In diesem Augenblick spielt er auch

wieder und ich bin während des Schreibens mit meinem Ohr stets unter seinem Fenster. Am Ende laufe ich doch wieder fort und lasse den Brief ruhen. Es ist gar zu verlockend! —

‚Wärest Du hier, da hätten wir wol das Glück, ihn in nächster Nähe kennen zu lernen. Bis jetzt ist es die größte Seltenheit, daß er ans Tageslicht kommt. Man sagt, er langweile sich hier sehr und sein Aufenthalt sei ein Opfer, das er gewissen Rücksichten darbringe. Er ahnt wohl nicht, wie viel Unterhaltungsstoff ihm die hiesige Badegesellschaft zu verdanken hat. — Man spricht schon lange über Geschenke, die er der Fürstin gemacht haben soll, und hat sich Tage hindurch darüber unterhalten und darauf gefreut, daß er wahrscheinlich morgen im Conversationshause bei Tafel erscheinen werde! —

‚Denke Dir, als er zum ersten Mal an unseren Fenstern vorüberging, hatte ich die größte Mühe, Mutter zurückzuhalten. Sie wollte ihm durchaus nacheilen, um ihr dankbares Herz ihm auszuschütten! — Dieses Feuertöpfchen, unsere süße kleine Mutter!‘

Der Wunsch der Schwester, Liszt persönlich kennen zu lernen, gieng bald genug der Erfüllung entgegen. Sigfrids Bedenken waren durch die vorstehenden Nachrichten sofort gründlich besiegt worden. Der Bruder, Marx, Mitscherlich redeten ihm zu, nach Eilsen zu gehen. Der Arzt empfahl, dort eine Nachkur zu gebrauchen und an dieselbe eine Reise — vorzugsweise zu Fusse — zu knüpfen. — Sigfrid nahm von Karl Abschied. Ein Wiedersehen in Berlin war seit kurzem durch die Aussicht des Bruders, eine Anstellung als Oberlehrer am Gymnasium der Vaterstadt zu erhalten, zweifelhaft, ja unwahrscheinlich geworden. Ohne sich in Eilsen anzumelden, machte Sigfrid alsbald dahin sich auf den Weg.

In einem einspännigen offenen Gefährt, das er in Bückeburg ermietete, fuhr er zur freudigen Überraschung der Seinigen am Vormittag eines sonnigen Augusttages in den lieblichen Thalkessel, welchen das Bad Eilsen bildet, hinab. Die Erscheinung eines Wagens gehörte hier zu den Seltenheiten.

Man hatte daher den Reisenden von weitem schon beobachtet, erkannt und am Eingange des Logirhauses, dessen Eckzimmer die Familie des Ratsherrn bewohnte, würde er von Vater, Mutter und Schwester mit Jubel begrüßt.

Auch Liszt empfieng ihn mit unverstellter wohltuender Freude. Liszt hatte sich in Wahrheit manchmal verlassen gefühlt, da er einen Kunstgenossen seit Monaten nicht zu Gesichte bekommen. Andauernde Einsamkeit war keineswegs nach des Maestro Geschmack. Sie widersprach zu grell den Lebensgewohnheiten, welche grösseren geselligen Verkehr und künstlerische aüssere Anregungen ihn hier empfindlich vermissen liessen. Sigfrid vermochte nun zwar solchen Mängeln des Badeortes nicht abzuhelfen, aber der Meister fand in ihm doch mindestens einen Kunstgenossen, dem er das Verständniß für höhere künstlerische Fragen und Gegenstände gemeinschaftlichen Anteiles zutrauen mochte.

Begünstigt von der Einsamkeit und Liszts Empfindung langen Darbens, entwickelte sich nun der Verkehr zwischen Meister und Jünger im Laufe glücklich verlebter vierzehn Tage zu immer ausschließlicherer gegenseitiger Widmung. Sigfrid hatte oft genug in der Frühe kaum das Schwefelbad verlassen, als Heinrich, Liszts Diener, erschien, um anzukündigen, daß aus Leipzig neue Musikalien eingetroffen seien, welche der Herr Doktor in der Gesellschaft des jungen Herrn durchzusehen wünsche.

Sigfrid ließ sich dann nicht mehr zu Hause halten und kehrte einigemal gar erst am Abende heim und zwar in Liszts Begleitung, der es sich in dem Wohnzimmer der Familie einige Stunden lang freundlich gefallen ließ. Die Mutter Sigfrids hatte dem anspruchslosen Gaste bald manche kleine Wünsche und Neigungen abgelauscht. Sie verstand es, ihm ein behagliches Plätzchen, einen zusagenden Trank zu bereiten. Und wenn er sich so bequem, als es die gegebenen Mittel gestatteten, eingerichtet, ergieng er sich wiederholt in Erinnerungen aus seiner Vergangenheit, aus der Zeit seiner bewegten Kindheit, seiner ersten künstlerischen Wirksamkeit in Paris, und er enthüllte mit bescheidenster Zurückhaltung Züge eines jugendlichen Karakters

von so großsinniger, edler, anteilwürdiger Art, daß der kleine Kreis seiner Zuhörer die erregende Wirkung kaum zu beherrschen vermochte, und der Ratsherr, ein starkmütiger ruhiger Mann, eines Abends, nachdem Liszt sich entfernt, aüsserte, er fühle sich wie berauscht und habe bisher nie einen Menschen gefunden, der durch seine Persönlichkeit ähnlichen Zauber auf ihn zu üben verstand. —

Einzelne Tatsachen, durch welche Liszt solchen zauberhaften Einfluß auch auf diese ruhigklare, besonnene Mannesseele gewann, würden schriftlicher Wiedergabe nicht nur unerreichbar sein, sondern auch die vertrauliche Absicht verletzen, unter welcher Form sie in jenem abgeschiedenen stillen Privatkreise mitgeteilt wurden. Es ist aber zu beklagen, daß aus Gründen der Zartheit solche Einsicht in dieses seltene, edle und großartige Gemüt einem weiteren Kreise hier uneröffnet bleiben muß, wie auch manche Äüsserung, welche tiefe Blicke tun liesse in die strenge Selbstschätzung, klare Selbsterkenntniß und in die künstlerischen und sittlichen Ziele, die der nach dem Höchsten ringende Mann in jener Zeit sich vorgesteckt hatte und mit unbefangenster Offenheit dem erstaunten Jünger auf einsamen Abendspazirgängen vertrauensvoll kundgab. — Das Eilsener Zusammenleben bot — mit einem Worte — reichlichen Stoff, der einem einstigen Biographen Liszts von unersetzlichem Werte sein müßte, welcher es unternehmen wollte, seinen menschlichen und künstlerischen Karakter ins Licht zu stellen. —

Wie früher nahm Liszt auch jetzt wieder tätigen Anteil an des jungen Musikers schöpferischer Wirksamkeit. Sigfrid ließ sich nur zu gern bestimmen, alle handschriftlichen Arbeiten, die er nach Eilsen mitgebracht hatte, dem Meister zu zeigen und sie von ihm auf seinem schönen Eckschen Flügel spielen zu hören.

Unter dem Stoffe handschriftlicher Musikalien, die Sigfrid auf Liszts Flügel gelegt hatte, entdeckte dieser auch das weiter oben erwähnte Heft kleiner satyrischer Programm-Musikstücke für Klavier, die durch den Bund der ‚Klimmer des heiligen Serapion‘ in Leipzig *) angeregt worden waren. Liszt lachte

*) Bd. I, S. 400.

herzlich über den ironischen Zug dieser Musik, welche banale Gegenstände mit dem Scheine aufrichtigen Ernstes dem Zuhörer zu vergegenwärtigen die Miene machte. Indem der joviale Meister mit seinem durchdringenden blitzschnellen Verständnisse für alle, auch unerwartete musikalische Gedanken und Intentionen die kleinen Stücke, eins nach dem andern, spielte, gelangte er zu demjenigen, welches ein von Liszt zuerst angewandtes ‚Martellato‘ in Oktaven nachahmte und die sarkastische Überschrift trug: ‚Lustige Drescher’. Liszt hatte die Bedeutung dieser Überschrift nicht sobald durchschaut, als er sich auf dem Stuhle lang ausstreckte und unter lautem Gelächter wiederholt ausrief:

‚Sie Hallunke, Sie! — Warten Sie, das soll Ihnen übel bekommen! — Zur Strafe für die Spitzbüberei werden Sie dieses Werk veröffentlichen und es mir zueignen; verstehen Sie mich. Das Heft gehört von jetzt an mir.‘ —

Es sei hier sogleich berichtet, daß einige Jahre später dieser Bestimmung Folge geleistet wurde. Auf die Anzeige Sigfrids, das Heft werde ehestens erscheinen, antwortete Liszt von Weimar aus:

‚Besten Dank für Ihren liebenswürdigen Brief und die freundliche Aufmerksamkeit der Dedication Ihres Bilderbuches. Die Dinge sind mir in gutem Andenken geblieben und ich freue mich, dieses piquante Puppenspiel wieder in Bewegung zu setzen.

‚Ein sehr berühmtes Werk wurde von einer geistlichen Autorität folgender Weise recensirt: ‚Ce livre p e t i t de volume, mais g r o s de malice.’ . .

‚Das paßt ganz für Ihr Heft, bloß ist Ihre Malice harmlos, anmuthig und kann sogar geistliche Herren ergötzen.

‚Beim Verleger werde ich mein Eigenthum schonungslos vindiciren und das Puppenspiel soll auf der Altenburg privilegirte Vorstellungen geben z u m B e s t e n — der Zuhörerschaft.‘ —

Der Verkehr mit dem geistreichen Künstler erhielt für Sigfrid noch eine lehrhafte Anregung durch die letzte Feile, die

Liszt seiner Klavierübertragung der grossen Bachschen („Sonnen"=) Fugen angedeihen liess. Die Revisionsbogen dieser grossartigen Bearbeitung, welche aus Hamburg angekommen waren, gaben dazu Veranlassung. Sigfrid sass neben dem Meister am Flügel und bewunderte die ins kleinste ausgedehnte Genauigkeit, mit der jener nicht nur den Stich, sondern auch seine eigene Arbeit prüfte und berichtigte, indem er die Meinung des jungen Musikers nicht zu gering schätzte, um in zweifelhaften Fällen ihn um dieselbe zu befragen. —

Ein ander Mal beteiligte er diesen bei Durchsicht der Revisionsbogen seiner bekannten Schrift über Chopin; trug bereitwillig dessen zwölf grosse Klavieretüden von der ersten bis zur letzten ohne zu ermüden vor, nachdem er erfahren, dass diese, nur wenigen Klavierspielern zugänglichen, Meisterwerke seinem Zuhörer zeither unbekannt geblieben seien.

Unter solchen ununterbrochenen Erregungen künstlerischer Begeisterung, lehrreichen und höchsten Geniessens verlief denn die Zeit bis zur Abschiedsstunde nur zu schnell. Liszt verliess Eilsen einige Tage früher als Sigfrid. Bei der Trennung ward jedoch ein baldiges Wiederfinden in Frankfurt am Main verabredet, wo Liszt sich einige Zeit aufzuhalten gedachte. In Sigfrids Reiseplan war ohnehin schon der Besuch der Mainstadt vorgesehen. Die Hoffnung, dort mit jenem so tief verehrten Manne nach kurzer Frist wieder zusammenzutreffen, erhob den Plan zum festen Entschlusse.

Man rüstete sich ebenfalls zur Abreise, da beim Beginn des Septembers die Zahl der Badegäste täglich mehr zusammenschmolz und mit ihnen auch die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes.

Nach Liszts Abreise hatte namentlich für Sigfrid das liebliche Thal seine Reize verloren. Doch erhielt die Empfindung der Öde und Einsamkeit eine wohltuende Unterbrechung durch die langersehnte Meldung Karls, dass er in die Vakanz am Gymnasium der Vaterstadt als Oberlehrer amtlich berufen worden sei. Diese Nachricht rief in dem Eckzimmer des Logirhauses rauschende Freude hervor. Dieselbe spricht sich in den

Briefen an den in Berlin noch Weilenden rückhaltlos aus. Der Vater schreibt:

‚Ich habe geglaubt, hier allen Strapazen überhoben zu sein; allein wenigstens sechs Briefe habe ich in den vier bis fünf Wochen, die wir hier sind, schreiben müssen. Und heute nun gar! Fällt da so ohne Weiteres Deine Ernennung in unser Schwefelleben hinein, elektrisirt uns und regt uns auf zu einer Freude, die unmöglich gesund sein kann und noch an Verderblichkeit zunimmt dadurch, daß wir jetzt alle Vier hier sitzen und an Dich schreiben. Laß mich daher schließen und glaube mir, daß ich von dem Glücke, dich künftig wieder in unserer nächsten Nähe zu wissen, und noch dazu in einer selbständigen Stellung, mir alles Mögliche verspreche, ja sogar Genesung von den Flechten.' —

Die Mutter berichtet, jene glückliche Wendung habe alle Vier ‚in eine Art von Veitstanz versetzt'. ‚Es lebt doch der alte Gott noch' — schließt sie ihren Brief —, ‚deßhalb auf ihn vertraut und ihm unseren Dank für diesen neuen Beweis seiner Liebe!' —

Auch die Freude der Schwester drückt sich in beredten Worten aus; und Sigfrid jubelt:

‚Hurrah my boy! — Der Schiffer im Sturm hat endlich den Hafen erreicht und am Ufer stehen diejenigen, welche — breiten die Arme aus, und in dieselben stürzt derjenige, welcher — an die Busen derjenigen, welche — Hurrah my boy! — Vor Dir liegt der ‚faste Wall' *) des Philisterii und solches nimmt Dich Geborgenen in seinen warm und wohligen Schoß. Und in naher Ferne winkt ein mosiges Dach mit rauchendem Schornstein, aus welchem krauslicher blauer Rauch behaglich in die reine Himmelsluft emporsegelt — und er steigt auf von Deinem eignen Herde und mischt sich mit Selbstgefühl unter die Nachbardunstkreise. Was liegt nicht Alles in solchem blauen Rauch, der gen Himmel steigt! — Und das Alles erreichst Du lediglich durch das autokratische Szepter — vulgo baculum —

*) Ein Seemanns-Ausdruck für das Festland.

welches ich so widerspänstig ablehnte und von mir schleuderte! — Evoe, praeceptor baculans! — Du schnürst nun Dein Bündel und eilst aus dem Strome der Welt in die Stille jener Schatten blauen Rauches. — Auch wir entfliehen dem schwefeldunstenden Braukessel dieses wohlwollenden Thales. Ja, es will wohl, aber es kann nicht mehr: — Es kann sich ärgerlichen Regenwassers nicht mehr erwehren. Und — im Vertrauen gesagt — die Sonne hat sich elend blamirt, seit ihr Oberpriester seine Fackel gelöscht und den Wanderstab ergriffen hat. Er machte mir diese engen Fluren zur unbegrenzten, weiten und paradiesischen Welt.

‚— Erinnerst Du Dich noch an ‚die beiden Füchse' von Méhül, die wir bei Krolls aufführen sahen? — Das Lied des komischen Schwaben: ‚Juch juchhe, wie ma's treffe kann!' — paßt in verschiedenem Sinne. Dir bedeutet es das Glück endlich sich erfüllender Hoffnungen — zunächst das Präzeptorglück — und dann — — hurrah my boy!' —

Kurz vor der Abreise von Eilsen traf der ‚Onkel Wilhelm', des Ratsherrn jüngster Bruder, ein, um sich der Familie auf ihrer beabsichtigten Rheinreise anzuschliessen. Es ist derselbe Oheim, dessen im Verlauf dieser Mitteilungen früher wiederholt gedacht wurde. Die Gesellschaft erhielt in ihm ein sehr belebendes Element. An jovialen Verkehrsformen und frischem Humor stand er keinesweges hinter seinem älteren Bruder zurück.

Das nächste Reiseziel war Wesel am Niederrhein. Dort lebte ein anderer Bruder des Ratsherrn, dem man einen Besuch abstattete. Sigfrid zweigte sich mittlerweile von der Gesellschaft ab, um seinerseits Robert Schumann in Düsseldorf zu begrüssen, der unlängst von Dresden in jene kunstsinnige Stadt übergesiedelt war. Schumann freute sich in der ihm eigenen Art, den Reisenden wieder zu sehen, hörte mit freundlich stillem Anteil seinen Berichten zu und entließ ihn, nachdem er ihm die Korrekturblätter seiner neuesten Sinfonie (Es-dur — die sogenannte rheinische) gezeigt, mit guten Wünschen für sein ferneres Schicksal.

Darauf reisete Sigfrid nach Deutz, wo er sich mit der bald nach ihm eintreffenden Gesellschaft wieder vereinigte. Von Bonn aus wurde die Reise auf dem Dampfschiffe fortgesetzt.

Nicht allein die Rheinlandschaft, sondern auch die fremden Nationalitäten, welche man auf dem Schiffe fand, gaben der Gesellschaft manchen Anlaß, sich ihrer patriotischen Gesinnung zu erinnern.

Bei Tafel an Deck stiessen die munteren Reisegenossen auf das Wohl des neugeschaffenen Oberlehrers einmal ihre Gläser zusammen. Die Tischnachbarn, eine englische Gesellschaft, belachten diese gute deutsche Sitte, welche ihnen fremd sein mochte. Zur Prüfung menschlicher Narrheit beschlossen unsere Deutschen, fortan im platten Idiom ihrer norddeutschen Heimat sich zu unterhalten. Sie hatten sich nicht geirrt. Der fremdartige Klang brachte einen sichtbaren Umschwung in der Stimmung der Engländer hervor. ‚Um die Achtung der Nachbarn zu erwerben, muß man sein Deutschtum verleugnen!‘ — seufzte der Vater. — ‚Doch wartet‘ — tröstete er —, ‚das soll schon noch anders werden.‘ —

In Bingen trennte man sich. Sigfrid eilte gegen Süden, der Schweiz entgegen; — die Übrigen wandten sich wieder der nördlichen Heimat zu. Der erste Reisebericht des einsamen Wanderers ist datirt aus Freudenstadt, einer kleinen Würtembergisch-Badischen ehemaligen Grenzveste.

Einige besondere Einzelheiten seiner Erlebnisse und Eindrücke mögen hier Raum finden. Der Bericht sagt:

‚Freudenstadt ist ein bethörtes Nest (es hat Thore); und ich bin ein bethörter Fußwanderer. — Hoffnung auf die Gunst von oben wird gewöhnlich zu Wasser. — Darf ich mich deshalb beklagen, das Schicksal Tausender zu teilen? — Drum resignire ich; zwinge meine Blicke, aus dem niedrigen Fenster so wenig wie möglich sich zu verlieren in das trostlose Grau des anhaltsamen Regenwetters; kehre sie vielmehr nach innen und rückwärts und überrede mich endlich, das Leben sei dennoch schön. —

‚Was meine Blicke inwendig erschauen, will ich Euch aus

Schonung heute verschweigen — weil ich mich eben in Freudenstadt befinde. Hingegen von dem, was sie dahinten sehen, will ich Euch alleweil etwas vorplaudern.'

Er beginnt nun bei der Abschiedsszene in Bingen, wo ,im frohen Gelärm der drängenden Wandermenge der Scheideschmerz mit der objektiven Komik der beobachteten Menschenmasse rang und der Jean qui pleurt eine Lanze brach mit dem Jean qui rit.' — Auf dem Dampfboote schloß er sich einem englischen Paar an, welches nach Maßgabe der Ortschaften, Schlösser, Berge und Städte des Rheinufers die Zuverlässigkeit ihres roten Reisehandbuches prüfte. Das schien ihr nächster, vornehmster Reisezweck zu sein. . . . . .

,Mannheim muß von einem Registrator erbaut sein. Es sieht aus wie ein wohlliniirtes und sorgfältig paginirtes Kopirbuch. In Mannheim kann Einer wohnen z. B. X 11, 11, 1. Nämlich so: Haüserquadrat X, Strasse 11, Haus Nr. 11, 1. Stock. — Mein Begleiter — er trägt einen blauen Rock, weiter weiß ich noch nichts von ihm, ausser daß er von Mainz aus, wo die Engländer das Schiff verliessen, sich an mich hängte — dieser nun findet Mannheims Quadratur sehr angenehm. Ist er ein Registrator oder Mathematiker? — mein Begleiter ereifert sich wegen meiner ästhetischen Bedenken gegen die Reinheit des Stiles, in welchem das großherzogliche Schloß erbaut und zusammengeschichtet ist. — Er wird blutrot im Gesichte. — Gott! — Was ist das! — Seine nichtssagenden Züge verzerren sich — er schneidet fürchterliche Grimassen. — Wird er tobsüchtig? — O weh! — — Nein! — Gott Lob! — Er stottert nur, wenn auch auf sehr lästige Weise und in fatal hohem Grade. — Ist er vielleicht Regierungsbevollmächtigter der Zukunft, ein neuer Demosthenes? —

,Mannheim prangt im Flaggenschmuck; — alle seine Strassen-Quadrate wimmeln von geschmückten Mannheimern. Was gibts denn hier? — ‚Seine königliche Hoheit, der Großherzog, beehrt uns zum erstenmal nach dem badischen Aufstande wieder mit seinem allergnädigsten Besuch.' So belehrte uns ein Bürger. Der Großherzog macht allerdings eine Rundreise durch sein

Land au dernier goût de Berlin. Mannheim begrüßte ihn mit endlosen Vivats, die mich an meine unartigen Kinderjahre erinnerten, wo ich seufzte: ‚Ich wills gewiß nicht wieder tun!‘ — um von Vater oder Mutter nur ein freundliches Gesicht zur Ermunterung zu erlangen. — —

‚Wir fahren auf der Eisenbahn nach Heidelberg. Mein rätselhafter Gefährte wird immer vertraulicher. Er stottert jetzt schon ganz ungenirt und schneidet ohne Zweifel die fürchterlichsten Fratzen. — Eine korpulente Reisegenossin ladet uns ein, in ihrem Gasthofe abzusteigen — Neckaraussicht und mütterliche Pflege verspricht sie uns. Beides hat sie gehalten — auch billige Bedienung. Das Haus heißt: ‚Die drei Reichskronen’. —

‚Mein redseliger Begleiter schreibt sich ins Fremdenbuch: L. Steiße, Commis. — Und daran konnte ich Verblendeter auch nur einen Augenblick zweifeln! — Nach dieser Entdeckung begann er, mir Spaß zu machen. Er gehörte der Spezies gebildeter Commis an; behauptete z. B. die Schubertsche Musik zu Goethes ‚Erlkönig’ sei von Schubart, dem Verfasser der ‚Fürstengruft’. — Seine überraschende Aufklärung nahm ich dankend an.

‚Auf dem Heidelberger Schlosse störte er mich indessen doch etwas. Dort wär’ ich gern ganz allein gewesen. Gern hätte ich mir dort eine Ruhestatt ausgesucht für den Fall, daß ich dereinst selig sterben sollte. Beinah hätte ich geweint, wie ein eigensinnig Kind, aus Kummer, das ganze Panorama von Heidelberg nicht lebendig mitnehmen zu können. — Aber was helfen Beschreibungen, was Exklamationen Euch, die Ihr es nicht gesehen! — Wenn ich Phoebus Apollo wäre, ich würde mich auf dem Heidelberger Schlosse einmieten samt allen neun Musen. Die Tage in Heidelberg! — heilige Tage waren sie mir, die mir die ganze Reise aufwiegen werden, wenn der Rest wirklich zu Regenwasser werden sollte.‘

Durch das Neckarthal streifte der Reisende nach Heilbronn weiter und von da über Stuttgart nach Tübingen, wo er seinen alten Freund und Schulkameraden Pylades wiederfand, der

dort — dem theologischen Studium aus Gewissensbedenken abtrünnig geworden — sich auf eine ärztliche praktische Wirksamkeit vorbereitete.

‚Vier Jahre schweren Ringens auf beiden Seiten lagen zwischen uns. Ach, Ihr wißt es ja zum Teil aus eigener Erfahrung, wie das Wiedersehen unter solchen Umständen selig ist! — In Lustenau und zwar in der dortigen Dorfschenke saß Ludwig Uhland mit zwei Damen an dem schmucklosen Biertische auf hölzerner Bank. Sie hatten Seidel vor sich und unterhielten sich mit einem Fuhrmann in blauem Kittel aufs zutraulichste. Den schauerlichen Kneller, welchen der Bursche ihnen ins Gesicht paffte, schienen sie nicht ungern zu riechen. Als wir eintraten, verließ Uhland alsbald das Lokal. Pylades erklärte mir dies: Uhland könne seit geraumer Zeit — etwa seit dem Badischen Aufstande — den Geruch von Studenten nicht mehr ertragen. —

‚Wir kutschirten selband in einem sogenannten Einspuz durch einen herrlichen Teil des schönen Schwabenlandes; sahen Niedernau mit der wilden Wolfsschlucht, und ich kam zu der Einsicht, liebe Hermine, daß Deutschland noch mehr G e g e n d e n besitzt, als das Bad Eilsen. — Ein andermal ritten wir nach dem ‚Wurmlinger Kapellele' und Rothenburg mit seinem Bischofssitze. — Das Uhlandsche Lied: ‚Droben stehet die Kapelle' begreift man erst, wenn man auf dem Berge selbst gewesen ist, wo die Kirche umgeben von Gräbern ins lachende Land hinabschaut. In Rothenburg wurde ein neuer Betsaal feierlich eingeweiht. Als der Gottesdienst beendet, t a n z t e man in demselben Raume! — ‚Bequem aber wunderlich', sagt Goethe. — Wir ritten weiter auf lebendigen Pferden. — Ich r i t t! — die Pest auf alle Studenten-Mietklepper! — Mein steifer Fuchs mit konfiszirtem Rückgrat bearbeitete mich von unten sechs Stunden lang, als hätte er den Auftrag, mehre Portionen Beefsteak mir abzugewinnen.'

Von Tübingen gieng der Reisende zu Fuß nach Herrenberg und Nagold. Fortdauerndes Unwetter veranlaßte ihn, dort einen Wagen zu mieten, der ihn — am Tage seines Wiegen-

festes — unter strömendem Regen nach Freudenstadt brachte. Hier hatte er stundenlang auf den Abgang der Post zu warten, mit welcher er die Reise fortzusetzen beschloß. Da das Wetter ihn ans Zimmer fesselte, so füllte er die Zeit aus mit Abfassung des Reiseberichtes, welchem der mitgeteilte Auszug entlehnt ist. —

Die Fortsetzung ist von Berlin datirt und mehre Wochen später geschrieben. Eingangs wird an den Brief aus Freudenstadt angeknüpft. Von hier führte den Reisenden sein Weg zunächst über den Kniebispaß.

„Begleitet mich durch Nacht, Nebel und abwechselnde Regenschauer auf den höchsten Punkt des Schwarzwaldes, ‚den Kniebis'" — so schreibt er. — „Wäre uns doch der Himmel günstig, wir würden zu Fuß pilgern. Aber Ihr habt Recht: das Wandern im Regen auf schneeigen Höhen würde meiner Gesundheit ähnliche Dienste leisten, wie der bekannte ‚leckere Speckpfannkuchen', nach dessen Genuß das kranke Kind schleunig starb — zur größten Überraschung der liebevollen Mutter. Gleichwol stieg ich haüfig aus, um neben dem emporkletternden Postwagen herzuwandern. Mein Begleiter war ein langweiliger Schwätzer. Deshalb kam mir meine eigene Gesellschaft oft recht erquicklich vor, zumal in dieser wunderbaren, fantastisch gestalteten Nebelwelt des nachtbedeckten wilden Gebirges. —

„Wir haben den Kamm des Passes erreicht. Der Postillon bläset: Einsteigen! — Nur noch einen Blick! Da umkreisen uns diese dunkeln Kegel im grandiosen Reigen. Weithin begraben die Schatten ihrer Füsse Thäler und Schluchten. Hin und wieder lupft einer der schlaftrunkenen Riesen seine graue Nebelschlafmütze, schaut nachlässig vornehm zu uns herüber und sendet gähnend einen stummen Morgengruß. Dann zieht er die Nebelkappe wieder über die Ohren. —

„Unten im Grunde liegt, unordentlich umhergestreut, Kleinkinderspielzeug: niedliche Haüschen, zierliche Thürmchen, die sich naseweis auch strecken und recken, als wären sie wunderhoch und gar wichtige Personen in der Welt. Und mit engbrüstigen Stimmlein ihrer Glockenzünglein dringt ihr Ruf zur Frühmette

fromm und still zu uns herauf. Piepsen doch auch die Spatzen ihr Morgenlied. Den Urahn, Papa Kniebis, erwecken sie nicht aus dem Schlafe. Er ist ein vornehmer Mann, ein Roué; hat gestern zu scharf pokulirt; nun schnarcht er, daß die himmelhohen Fichtenhaare sich straüben, und schwitzt, daß die hellen Tropfen an unsere Wagenfenster und aufs Kutschendach prasseln. —

‚Der Wagen sucht dieser Riesenhexenküche eiligst zu entkommen. — Er laüft fast schneller, als die Pferde, und knurrt und schurrt und knirscht und knackt vor banger Hast. Endlich erreichen wir ein lachendes Thal. Nun ists gut! — Auch ist es ja vollends Tag geworden. — Warum ist nicht immer Tag? — Da liegt ein Haus; sieht aus wie die Trinkhalle eines Badeortes.

‚Es war das Bad Griesbach im Renchthal! Ihm folgt Bad auf Bad.

‚Dieses Renchthal! — Es ist wunderschön. Berge, Gießbäche, Wasserfälle, strotzende Fluren, unter der Last des Erntesegens demütig gebeugte Obstbaüme! — Und das smaragdgrüne Wasser des Flusses pulsirt durch dieses markige wohlgegründete Knochenwerk der Berge, mit dem weichen Fleische blühender Matten in sanften schöngeschwungenen Linien bekleidet. Das smaragdene Gebirgswasser ist das rasche Blut, das lebenspendende Prinzip des grossen Landschaftskörpers, die Seele, die ewig sprudelnde Seele. —

‚Aber die Menschen? — So auffallend häßlich in ihren unschönen, die natürliche Form verleugnenden Trachten; diese Menschen mit stupiden Rosenkranzgesichtern, mit diesen falben pergamentenen Beichtstuhlmienen, sind sie die Insekten, Flöhe und Laüse, die sich einnisten in das weiche Fleisch des schönen Landes, es auszusaugen und ihr zappelndes, krabbelndes Wesen darin zu treiben. In einem Städtchen — ich meine, man nennt es Oppenau — war eben Jahrmarkt. Da hatte ich eine Viertelstunde Zeit zum Beobachten. Zeit genug für diese Sorte, meinte ich.

‚Die Männer mit ihren langen Röcken und kurzer Taille;

mit roten langen Westen, breitkrämpigen, hinten aufgeklappten schwarzen Filzhüten, aufrechtstehenden mit losem Tuche umschlungenen weissen Hemdekragen und dem Prunk silberner Rockknöpfe, stellen das Bild des deutschen Philisters karakteristisch und behaglich genug dar. Die Weiber dagegen stecken in ihren schmutzigen und ausdruckslosen Hüllen wie in einer Wursthaut. Fast alle, schon die kleinen Mädchen, sehen aus wie abgewelkte Weißkohlköpfe, mit grossen, struppigen Perrücken von ungereinigtem Werch. Bei allen wiederholt sich der scheue, nichtssagende und doch leidensvolle Zug, der wol in dem gewissen despotischen, rohen Gesichtsausdrucke der Männer seine Erklärung findet. —

‚Kaum hatten wir die gleichförmige Ebene erreicht — da erhob sich zu meinem innigsten Verdruß die Sonne hell und leuchtend. So lange hatte sie sich eigensinnig versteckt, wo ich sie aus Herzensgrunde herauszubeten suchte. Jetzt, da es nichts zu sehen gab, zeigte sie lachend, was wir vorher so gern in heller Beleuchtung betrachtet hätten! — So erreichte der Postwagen Appenweier, die Eisenbahnstation.‘

War der Reisende vom Glücke bisher nicht begünstigt gewesen, so schien von hier an ein wahrer Unstern sich an seine Sohlen zu heften. Beim Sprung aus dem Postwagen verletzte er zunächst dermaßen den Fuß, daß er Mühe hatte, sich ohne Hülfe vom Boden zu erheben. Es war derselbe Fuß, der ihn vormals in Leipzig so lange an das Lager fesselte. Unterstützt vom Postillon, setzte er sich auf einen Stein. Seine Reisetasche lag neben ihm auf dem Sande. Die Post fuhr davon. Das Stationsgebaüde der Bahnlinie war verschlossen. Der Zug war erst nach länger als zwei Stunden zu erwarten. Das Dorf lag in beträchtlicher Ferne. Es war keine angenehme Vorstellung, mit heftigen Schmerzen, ohne Erfrischung, ohne Bequemlichkeit auf dem Steine unter freiem Himmel so lange Zeit zuzubringen. — Da zeigte sich ein Bauer. Er schob einen Karren vor sich her, wie man ihn auf den Bahnhöfen zum Gütertransport benutzt. Für Geld und gute Worte lud der Bauer den Hülflosen mit seinem Gepäcke auf seinen Schub=

karren und brachte ihn nach der fernen Dorfschenke, wo er sich etwas erfrischte. — Auf dieselbe Weise wurde der Rückweg bewerkstelligt. —

Die Schweiz-Reise mußte aufgegeben werden. — Sigfrid lösete eine Karte nach Karlsruhe, wo er seinen von Stuttgart aus dahin gesandten Reisekoffer wußte. — Abends erreichte er die badische Residenz unter zunehmenden Qualen des anschwellenden Fusses. Nur mit Mühe legitimirte er sich als Eigentümer seines Koffers. Den Zeitverlust sollte er schmerzlich empfinden. Alles Fuhrwerk hatte inzwischen den Bahnhof verlassen. So mußte er zu Fuß den ziemlich entfernten nächsten Gasthof zu erreichen suchen. Dem voraneilenden Kofferträger vermochte er nur langsam zu folgen.

Der Arzt legte einen festen Verband an. Für gefahrvoll hielt derselbe den Unfall nicht, aber empfahl Schonung und baldigste Ruhe. Anderen Morgens verspätete sich der Hôtelwagen; der Leidende erfuhr auf dem Bahnhofe, der Zug sei fort; der nächste gehe erst über drei bis vier Stunden nach Heidelberg weiter. — Erbost über die Nachlässigkeit des Thürhüters, der den Wagen zu spät geschickt, war der Geprüfte bald entschlossen, die lange, unwillkommene Unterbrechung der Reise wenigstens nützlich zu verwerten. Er mietete einen Wagen und Lohndiener, um die Sehenswürdigkeiten, welche Karlsruhe nur spärlich darbot, in Augenschein zu nehmen. Auf den Arm des Dieners gestützt, bewegte er sich mit Anteil und Genuß in der Gypssammlung. Die Stadt selbst fand dagegen keine Gnade vor seinen Augen. —

‚Wenn Mannheim von einem Registrator erbaut zu sein scheint‘ — urteilte er —, ‚so kann Karlsruhe mit seinem Zentralthurm und dem fächerartig um ihn sich ausbreitenden Straffennetze nur auf die Vermutung führen, als sei der Plan dieser Stadt dem Hirn eines Regenschirmfabrikanten entsprungen. — An dieses Karlsruhe, des deutschen Reiches Regenschirm, werde ich noch lange mit Schmerzen — aber auch mit Dank gedenken. Denn ich habe dort die Erfahrung gemacht, daß es Lohndiener gibt, welche die Kunst verstehen, dem Fremden in

der kurzen Zeit von drei Stunden sehr teuere Begleiter zu werden. Es war überhaupt eine lehrreiche Fahrt.

‚Man soll nicht nachts über den Kniebis gehen. Wer es wagt, dem hängt der Geist des Schwarzwaldes einen boshaften Kobold, einen Puck, auf, der voll loser Schalksstreiche steckt. Der Lohndiener — ohne Zweifel ebenso der Portier im Gasthofe — war von meinem Puck scharf gemacht; und der Unfall in Appenweier — gleichfalls Pucks Werk — ist die Strafe für meinen Unwillen über unzeitigen Sonnenschein. Puck verließ mich aber nicht eher, als bis ich Frankfurt erreicht hatte. Dort wird der Main den Gnomen des Schwarzwaldes wohl ihre Grenzen setzen. Bis dahin hatten sie noch ihr Wesen mit mir: Ein Funke der Lokomotive verfieng sich in meine seidene Reisemütze. Sie versengte und ich mußte sie fortwerfen. In Heidelberg fuhr mich der Droschkenkutscher bis ans äusserste Ende der Stadt zum Mützenhändler. Kaum früh genug erreichte er wieder den Bahnhof. Ich ward vom Kutscher geprellt nicht nur um Geld, sondern auch um den schönen Durst, den ich unbefriedigt lassen mußte. So giengs fortgesetzt mit kleinen Scherereien des Schwarzwaldpucks, bis ich den Main erreichte. Von da änderte sich die Szene. —

‚Ich rate jedem Schwarzwaldreisenden, so lange er im Bann des wilden Gebirges weilt, mit Urteilen und Äusserungen vorsichtig zu sein — namentlich über die schönen Schwarzwälderinnen keinen falschen Ansichten zu verbreiten; Freudenstadt nicht ein bethörtes Nest zu nennen und — mit einem Worte — artig zu sein. Ihr seht, ‚wie ma's treffe kann', — wenn man so unhöflich und vorlaut ist, als ich es war.' —

Der Aufenthalt in Frankfurt gewährte die Musse, welche der verletzte Fuß dringend bedurfte, um bedenklicheren Folgen vorzubeugen. Liszts Anwesenheit hatte von nah und fern Tonkünstler angelockt, unter denen Sigfrid sowol neue Bekannte erwarb, als ältere Freunde wiederfand. Zu diesen gehörte namentlich auch Fuld.

‚Liszts Benehmen gegen mich' — berichtet Sigfrid —

‚war ein ebenso freundliches, ja vertrauliches in Gegenwart der Kunstgenossen, wie in Eilsen.‘

Hiedurch gewannen die Musiker einen Maßstab der Beurteilung, die für Sigfrid manches Vorteilhafte bot. Man wünschte mehrseitig, ihn zur Übersiedelung nach Frankfurt zu bestimmen. Man suchte ihn zu überreden, er werde als Gesanglehrer und Leiter eines musikalisch-kritischen Organes sicheren Erwerb und angenehme Stellung in der Gesellschaft binnen kurzem gewinnen können; und einige Monate lang setzte der nach Selbständigkeit Ringende ernstliche Hoffnungen auf einen solchen Wirkungskreis in Frankfurt. —

Übrigens bot der fast achttägige Aufenthalt in der reichen und lustigen freien Reichsstadt am Main neue Anschauungen und Anregungen in Fülle dar. Dazu trug vorzugsweise Liszts Anwesenheit bei. Es fand sich auch einmal Gelegenheit, die unglaublichste Leistung dieses seltenen Tonmeisters zu bewundern. Sigfrid erzält davon, wie folgt:

‚Liszt hatte uns in das Andrésche Klaviermagazin, im Hause Mozart an der Zeil, eingeladen, wo einer der bekanntesten Klaviervirtuosen‘ — den wir hier Rolf (er ist Däne) nennen — ‚ein neues Klavierkonzert seiner eigenen Mache vorführen wollte. Eine grosse Anzal von Musikern versammelte sich am bestimmten Orte. Rolf war schon da. Er hatte seine Gattin mitgebracht, eine stille, feine Natur, wie es schien. — Nach der Begrüssung bat Liszt in seiner artigen Weise, bald anzufangen, da der Kapellmeister Schmidt so rücksichtsvoll gewesen sei, auf den Abend Beethovens Fidelio anzusetzen und man ungern die Ouvertüre versäumen möge.

‚Ich besitze leider keinen Klavierauszug der Orchesterbegleitung, lieber Liszt’ — aüsserte Rolf zweifelnd.

„Das ist sehr schlimm” — entgegnete Liszt schalkhaft. — „Ist Ihre Partitur denn so gewaltig schwierig?” —

‚Dreissig Systeme Partitur klein geschriebener Noten’ — meinte Rolf etwas selbstgefällig — ‚ich habe selbst Mühe, das zu spielen und kenne bis jetzt keinen Klavierspieler, der es fertig gebracht hätte, diese Partitur glatt zu lesen.’

„Oh" — antwortete Liszt —, „ich bin zwar nur ein leidlicher Musiker — aber lassen Sie mich einmal versuchen. Auf Ihre Nachsicht muß ich freilich rechnen." —

‚Nach dieser Vorbereitung bat Liszt Rolfs Gattin um die Erlaubniß, eine Zigarre anzünden zu dürfen. Dann nahm er die Brille und setzte sich an den Flügel. Rolf präludirte etwas hölzern schon an dem andern. Ich blätterte auf Liszts Wunsch ihm um. So entgieng es mir nicht, wie wahr Rolf die erstaunlichen Schwierigkeiten dieser überfüllten Partitur geschildert hatte. Es wurde mir schwer, auf den dreissig Systemen einmal eine Pause zu entdecken. Alle Instrumente strichen, bliesen, schmetterten und rasselten fast ohne Unterbrechung durch das ganze Konzertstück hintereinander fort, und Liszt machte sich das Vergnügen, die wahrhaft betaübende Orchesterwirkung so taüschend auf dem Klaviere wiederzugeben, daß man von dem Solospieler — der aber in Wahrheit fast nie Solo spielte — bald nichts mehr hörte, obwol er sich derartig anstrengte, daß er schwitzte wie ein Braten. — Dazu machte Liszt während des angespanntesten Lesens und Spielens oft halblaute witzige Anmerkungen, wenn ich beim Umwenden ihm nahe kam; ja zuweilen spielte er mit einer Hand, um mit der anderen ein ‚Ohr' ins Blatt zu biegen, oder seiner Zigarre Aufmerksamkeiten zu erweisen. Der Kreis der Zuhörer saß wie versteinert da. So etwas Unerhörtes hatte keiner für möglich gehalten. —

‚Als das Stück beendet war, ließ Rolf sich zu einem faden Komplimente herbei. Liszt lehnte ab, meinte, die Instrumentirung werde eine Erleichterung der Klangfülle dem Klaviertone gegenüber ‚recht wohl ertragen' und setzte hinzu:

‚Sie haben eine ganz vortreffliche Handschrift, verehrter Kollege. Aber es haben sich einige kleine Menschlichkeiten eingeschlichen. Ich hab' mir erlaubt, die Seiten einzukniffen, — ja! — einzukniffen. Auf der einen Seite fehlt in der zweiten Fagottstimme ein Kreuz vor c. Auf der anderen haben Sie vergessen, die B-Klarinetten transponirt zu schreiben, und noch einige dergleichen Kleinigkeiten — ja!' —

‚Herr Rolf bemerkte — denn doch etwas kleinlauter ge-

worden —, eine ähnliche Übersicht und Schnelligkeit der Auffassung habe er nie zuvor für möglich gehalten. Die anwesende Dame schützte ihren Gatten; sonst hätte Liszt ihm wol eine geistreiche Lektion in der Bescheidenheit nicht erlassen.‘

Sigfrid erlebte noch ein musikalisches Fest, welches der Rühlsche Oratorienverein zu Hanau veranstaltete. Die gesellige Fröhlichkeit bei Tische litt noch unter den beängstigenden Erinnerungen an die Bundes-Exekutionstruppen, die sogenannten Strafbaiern, von deren Betragen man mit flüsterndem Tone haarstraübende Einzelheiten erzälte, obwol schon seit Wochen das hessische Land von ihrer drückenden Gegenwart befreit war. Man wagte noch immer kaum, ein lautes Wort über öffentliche Angelegenheiten zu reden. In Hanau besonders sollten sie arg gehaust haben. So versicherten die Leute.

Sehr bereichert mit vielseitigen Erfahrungen und Eindrücken, aber mit erschöpfter Kasse schickte der Reisende sich an zur Rückkehr nach Berlin. Fuld half ihm freundschaftlich aus, und man trennte sich mit der bestimmten Hoffnung auf baldiges Wiedersehen, da es für abgemacht galt, daß Sigfrid in Frankfurt als Gesanglehrer und Redaktör einer kritischen Musikzeitschrift sich im Laufe des nahen Winters niederlassen werde.

3.

Die ‚Bande Bob'.

Die Badekur mit darangeknüpfter Reise trug allerseits für die Gesundheit erwünschte Frucht. Die Berichte der Eltern sprachen in diesem Sinne sich dankbar erfreut aus. Die Verletzung an Sigfrids Fuß verlief ohne nachteilige Folgen. Neu gekräftigt und von vielverheissenden Haffnungen getragen, kehrte er nach Berlin zurück, wo er seinen Bruder nicht mehr vorfand. Derselbe hatte bereits sein Amt als Oberlehrer am Gymnasium in der Heimat angetreten.

Sigfrid bezog die vom Bruder verlassene Wohnung in der Dorotheenstrasse beim Rasör Krätzig. Es tat ihm wohl, nicht in fremde Verhältnisse sich schon wieder einleben zu müssen. Die innegehabte Wohnung war ihm durch die Persönlichkeit der Vermieterin, Wittwe Pufahl, zuwider geworden. Diese nahm dem abziehenden Mieter seine Treulosigkeit gewaltig übel auf. Sie suchte sich zu rächen durch Erpressungsversuche auf Grund nichtiger Vorwände. Nicht müde ward sie, den Flüchtling in seiner neuen Wohnung mit ihren Besuchen zu behelligen, um ihre unbilligen Ansprüche durch weinerliche Schilderungen ihres angeblichen Elendes zu begründen. Endlich riß dem Geplagten die Geduld. Er packte das Weib an der Hand und führte sie zur Thür hinaus. Darauf entspann sich ein Prozeß;

— für Sigfrid keine angenehme, doch neue und spaßhafte Erfahrung. Der Spaß hörte aber auf, als der Anwalt verlangte, Sigfrid soll einen Eid leisten. Es wäre der erste Eid seines Lebens gewesen. Er verweigerte ihn: ‚Für eine Bagatelle ist mir die Sache denn doch zu heilig und ernst‘ — sagte er. Der Anwalt zuckte die Achsel. „Dann können wir den Prozeß nicht gewinnen“ — erklärte derselbe. —

Sigfrid zalte einige Thaler und wunderte sich über den stark angeschwollenen Aktenstoß, der ihm nach Beendung dieser kleinlichen Streitsache ausgeantwortet wurde. Zum Andenken bewahrte er das Konvolut auf; darauf zu lesen steht: ‚Pufahl contra Sigfrid.‘ —

Liszt hatte ihn beauftragt, die musikalischen Werke von Marx ihm mit Auswal zuzusenden, wie auch andere Nova der musikalischen Literatur. Sigfrid glaubte verstanden zu haben, daß mancher der Berliner Verleger oder Musikhändler dem Meister den gebraüchlichen Vorteil, welchen sie anderen Musikern bewilligten, zuzugestehen sich weigere, ‚vermutlich‘ — schrieb Sigfrid — ‚weil sie denken, Liszt könne es eher leisten, als wir anderen armen Schlucker. Wenn ich das nun auch nicht bezweifle, so weiß ich doch recht wohl, daß auf 15 Thaler ein Rabatt von 5 Thalern nicht zu verachten ist, sei es Liszt oder — Phlegma, der ihn erhält. Diesmal war es Liszt, für den ich ihn verdiente, worüber ich mich wahrscheinlich mehr freue, als er sich selbst.‘ —

Liszts Antwort auf die Sendung, welcher Sigfrid eine etwas bizarr gehaltene Violinsonate eines Berliner Musikers in Handschrift zur Empfehlung beigelegt hatte, möge im Auszuge hier Raum finden, weil sie einen Beitrag liefert zur Beleuchtung der Eigenart des gefeierten Mannes.

‚Weymar, 3 December 1851.

*) ‚Je vous suis très obligé, mon cher ami, de vos très intéressantes lettres et des envois de Musique. La Sonate

---

*) ‚Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein lieber Freund, für Ihre beiden sehr anteilwerten Briefe und Musiksendungen. Die Violinsonate

de Piano et Violon de Mr. W., que nous avons dégustée hier avec Joachim, est assurément une œuvre d'un calibre peu ordinaire. — — Mais toute publication suppose et exige un public quelconque; et je vous le demande en toute sincérité, croyez-vous que le nombre de personnes d'un goût musical, assez cultivé pour prendre intérêt aux compositions du genre de celles de Mr. W., atteigne un chiffre, équivalent par exemple à la vente de 100 exemplaires? — Pour ma part, malheureusement je n'oserais l'espérer.

‚J'ai récommandé à Mr. Montag, Directeur de notre Singverein, de mettre à l'étude le Moise de Marx, et probablement cet ouvrage sera executé ici le printemps prochain. Le prix du Clavierauszug ainsi que celui des

---

des Herrn W., welche wir gestern mit Joachim probirt haben, ist sicher eine Arbeit nicht gewöhnlicher Art. — — Allein jede Publikation fordert ein Publikum; und ich frage Sie allen Ernstes, halten Sie die Zahl derjenigen, die ausreichenden Geschmack besitzen, um Werke wie das des Herrn W. lieb zu gewinnen, für groß genug, um dem Werke einen Absatz von z. B. nur hundert Exemplaren zu versprechen? — Ich wage das meinerseits leider nicht zu hoffen.

‚Dem Leiter unseres Singvereines, Herrn Montag, habe ich den Moses von Marx zum Einüben empfohlen; und wahrscheinlich wird dieses Werk nächsten Frühling hier zur Aufführung kommen. Die Rechnung für den Klavierauszug und die Lieder von Marx ist mit umgehender Post berichtigt worden. Wenn Sie mir künftig ähnliche Sachen zusenden wollen, bitte ich, mich vorher davon zu benachrichtigen. Für alle in Leipzig erschienenen Werke (wie Moses von Marx) habe ich natürlich bedeutenden Rabatt wegen meiner Beziehung zu Härtel, Kistner u. A. Deshalb genügt mir Titel und Name des Verfassers, um mir zu billigstem Preise solche Werke zu verschaffen. Denn ich empfange jede Woche regelmäßige Musiksendungen aus Leipzig.

‚Wagners Opern sind leider auf unbestimmte Zeit vertagt, weil Fräulein Faßlinger, Schneider und Herr Goetze unsere Bühne verlassen haben. So wird es einiger Zeit bedürfen, ehe die neugewonnenen Kräfte ihre Rollen gelernt haben. Aber Sie können darauf rechnen, daß Sie bei der nächsten Wiederholung des Lohengrin oder Tannhäuser einen Wink erhalten. Freundschaftlich der Ihrige

F. Liszt.'

Lieders de Marx, qui vous m'avez envoyé, a été acquitté sur le champ par la Poste. — Si par la suite vous aviez d'autres communications de ce genre à me faire, je vous prie de vouloir bien me prévenir un peu à l'avance. Pour tous les ouvrages, imprimés à Leipzig (comme le Moise de Marx) j'ai naturellement un rabais considérable par suite de mes rélations avec Härtel, Kistner etc. Il me suffit donc du titre et de l'indication de l'Editeur pour me les procurer au meilleur compte, car de semaine en semaine je reçois des envois réguliers de Musique de Leipzig.

Les opéras de Wagner sont malheureusement restés en suspens à cause de la retraite de Mlles Fastlinger, Schneider et Mr. Goetze de notre théâtre. Il faudra donc encore un peu de temps pour que les nouveaux sujets engagés apprennent leurs rôles respectifs; mais vous pouvez compter qu'à la prochaine reprise de Lohengrin ou Tannhäuser vous en recevrez avis.

Mille amitiés et tout à vous!

F. Liszt.'

Sigfrid hatte sich gefreut, seine Dankeserbietung gegen den verehrten Meister durch kleine Dienstleistungen betätigen zu dürfen. Der Erfolg aber begünstigte seine wohlgemeinten Absichten nicht. Den Auftrag, Musikalien zu senden, mußte er nach Liszts Brief für ein Mißverständniß halten. Ein anderer Auftrag, mehre musikalische Nova in einem Fachblatte zu empfehlen, war mit Aufwand von Zeit und hingebendem Fleisse ausgeführt. Doch erkannte Sigfrid bald, daß die Mühe, welche er daran gesetzt, ganz überflüssig gewesen sei.

‚Denn die Redaktion des Blattes' — meldet er — ‚schickt mir heute den Aufsatz mit Protest zurück unter höflichen Ausreden, Ausflüchten und anderen Compositis mit der Präposizion aus! — Hätte ich Ab= und Ausweisungen nicht bereits ausgelernt, so würde ich wol wieder einmal eine Portion Ärger über Eure Geduld ausgeschüttet haben. Aber ich vermochte es diesmal, meiner erfolglosen Bestrebung wegen mich selbst auszulachen, da ich den wahren Grund der Abweisung meines

Aufsatzes nur zu klar durchschaue, nämlich das Bedenken der Redaktion, dem unverblümten Ausdrucke einer rücksichtslos ehrlichen Meinung die Spalten ihres Blattes zu öffnen. — Und dabei windet sich der Redaktör durch ein Labyrinth von Lügen, weil er nicht den Mut hat, mir seine jämmerlichen Beängstigungen offen zu bekennen. Ihr glaubt es nicht, wie viel feige Schurken die reine Sonne bescheinen muß. ‚Die Pest auf alle Lügenmaüler!' — Ich habe meine kritische Arbeit Liszt zu willkürlicher Verfügung überantwortet. In seinem Papierkorbe wird wol noch ein Plätzchen für die Blätter sich finden.' —

Nicht lange nach der Rückkehr von seiner Reise forderte ein Klavierspieler ihn auf, die Silvestersonate im Kreise verständiger Zuhörer mit einem guten Geiger vortragen zu dürfen an einem der musikalischen Abende, welche in der Wohnung jenes Klavierspielers dem Vortrag alter und neuer ungekannter Werke regelmässig an bestimmtem Wochentage gewidmet zu werden pflegten. Sigfrid machte zwar auf die Sprödigkeit seiner Arbeit aufmerksam, die ein rasches Verständniß, wie es das a vista-Spiel erfordert, sehr erschwere. Allein der Klavierspieler beruhigte ihn mit dem lächelnd ausgesprochenen Trost, daß beide Spieler durch anhaltende Übung vollkommen ausreichende Sicherheit in Bewältigung auch der schwierigsten und sprödesten Werke besässen. —

Der Abend kam heran. Der Raum war mit Zuhörern überfüllt. Zur Beruhigung Sigfrids befanden sich unter denselben einige ihm bekannte Kunstgenossen, denen er verständiges und wohlmeinendes Urteil zutrauen durfte. Nachdem eine Bachsche Violinsonate vorgetragen und zwar mit einer gewissen Rastlosigkeit, welche der Würde des Werkes wenig angemessen zu sein schien, legte der Klavierspieler Sigfrids Handschrift auf. Der Geiger nahm seine Stimme, führte sie an das Licht seines Pultes und bemühte sich vergebens, den Namen des Verfassers, der ihn mit flüchtiger Hand darauf geschrieben, zu entziffern. Endlich fragte er gedehnt und trocken: ‚Wie heißt der Kerl?' — Schallendes Gelächter! —

Sigfrid ward der Gesellschaft nun vorgestellt und unter dem Nachklingen des komischen Zwischenfalles verlief der Vortrag völlig ohne Wirkung, zumal ihm jede Spur einheitlicher Auffassung und Beherrschung selbst der technischen Anforderungen abgieng.

Auf dem Heimwege gesellten sich zwei Musiker, Klavierspieler und Geiger, welche anwesend gewesen waren, zu dem gedemütigten Verfasser des verunglimpften Werkes und erboten sich, die erlittene Unbill auszugleichen durch sorgfältig vorbereiteten Vortrag. Sigfrid nahm das Anerbieten dankbar an, erklärte aber seine Absicht, die Sonate einer vorlaüfigen Überarbeitung zu unterwerfen, da das unvollkommene, wiewol gut gemeinte Spiel ihn über vielfache Mängel der Arbeit aufgeklärt habe. Er machte sich auch sofort an dieses Geschäft und erfreute sich dabei manchen auf technische Ausführung bezüglichen Rates der Freunde. Sie spielten ihm nach Vollendung der Arbeit das Werk zu ihrer eigenen Befriedigung vor — diesmal freilich ohne andere Zuhörer. — Dann beeilte sich der beruhigte Verfasser, die umgestaltete Sonate an den ‚sicheren Hintermann‘ nach Leipzig zu senden.

‚Derselbe‘ — schreibt Sigfrid — ‚hat mir bis jetzt das Manuscript nicht zurückgeschickt, woraus ich die Möglichkeit folgere, daß dies noch geschehen kann. Glaubt aber nicht, daß ich dergleichen fürchte, obwol ich auf ein baldiges Erscheinen bei der Langsamkeit des guten Mannes nicht rechne. Gleichzeitig habe ich ihn ersucht, die Lieder, welche ich ihm im letzten Sommer zum Verlage anbot, mir wieder zu schicken.

‚Ich bin der Ansicht geworden, daß alle Sachen, die ich unter dem Einflusse eines gewissen erschütternden Ereignisses meines Lebens schrieb, an einer subjektiven Einseitigkeit leiden, die für die Öffentlichkeit sich nicht eignet. Das bisher einzig veröffentlichte Werk rechne ich nicht dazu. Dasselbe gehört vielmehr zu den ersten, die sich von jenen Einflüssen frei zu erhalten suchen. — Seit Entstehung meiner Psalmen ist mir aber unter Mitwirkung von Robert Franz und Karl über mein eigensinniges Festhalten an einem spitzen gefahrdrohenden Riffe

ein helles Licht aufgegangen. Und ich bin fest entschlossen, dem Isolirschemel gründlich Valet zu geben.

‚Ohne Herzzerbrechen mochte das nun freilich nicht abgehen. Das fühlte ich schon, als die ersten Stralen der Dämmerung mir in die Seele drangen. Seit einigen Tagen nun glaube ich mich durch einen entschlossenen Akt meiner inneren Umwandlung zwar schmerzhaft aber nachhaltig vom starrsinnigen Irrtum geheilt zu haben.

‚Ihr erinnert Euch doch der Sonate (d-moll), die, dem Andenken Idas geweiht, in den letzten Wochen meiner Leipziger Zeit entstanden war, Diese Sonate hatte ich im letzten Sommer umgearbeitet; manches Willkürliche daraus entfernt; die Spielbarkeit erleichtert: kurz — gehofft, das Stück, welches meinem Herzen näher stand, als alles, was ich je geschrieben, auch Anderen zugänglich zu machen. Ich zweifle aber, daß ich diese Absicht erreichte. —

‚In Folge dessen habe ich das Werk — vernichtet. Daß troß aller Vorbereitungen solchen Entschlusses, die Ausführung nur mit Hülfe eines wilden Paroxismus geschehen konnte, brauche ich kaum zu erwähnen. Denn mit ruhigem Blute ist wol noch nie ein Kindesmord begangen worden. Aber die lockende Versuchung, das Werk, welches nur für mich Bedeutung haben mochte, dennoch zu veröffentlichen, konnte nur durch einen Ausbruch toller Raserei überwunden werden. Ich spielte es Jany und einigen Freunden vor. Dieselben nahmen es stumm auf — wie sie nachher erklärten, weil der Verlauf sie ergriffen habe. Gleichviel! — Bevor sie es hindern konnten, kam der Raptus über mich und waren die Blätter in tausend Fetzen zerrissen und in den Ofen geworfen, daß die Flammen sie gierig verschlangen. —

‚Zürnet mir nicht! — Es gibt Grausamkeiten, die, im Dienste höherer Rücksichten vollzogen, ihre Brutalität verlieren, ja zu Handlungen unweigerlicher Selbstverleugnung werden und als solche gar Anerkennung verdienen.

‚Es war der erste Akt meiner Volljährigkeit, die ich im Herbste dieses Jahres erreicht und dieser Tage durch den Abschluß

meiner Studien bei Marx besiegelt habe. — Die Sonate ist zerrissen und mit ihr das feste Band, welches den Unmündigen an einen Wahn kettete, der so bestrickend war, doch wie eine undurchdringliche Wolkenwand meinen Augen das Ziel verhüllte, welches mir die Wege zur wahren Meisterschaft nunmehr klar vorzeichnet. — Laßt denn die Toten und das Vergangene ruhen. Erzeigt mir den Gefallen, mit keiner Silbe das Geschehene zu erwähnen und glaubt mir vorlaüfig — Ihr werdet es ja tatsächlich bald genug erfahren — daß alles in mir neu geworden ist, daß ich wenigstens ahne, wo ich in Zukunft das rechte Heil zu suchen habe. —

‚Was Marx betrifft, so wollte er mich überreden, ich müsse noch vieles von ihm lernen, namentlich die zyklischen Kunstgattungen der Vokalmusik; er wünsche, mir nichts Halbes zu geben; dürfe seinen Zögling nicht als schlechten Musiker in die Welt schicken u. s. f. Indessen fühle ich nicht die Pflicht, ein Apostel Marci zu werden, und ein ‚schlechter' Musiker bin ich nie gewesen; selbst damals nicht, als ich, kaum sechs Jahre, auf unserem alten Klavier die kleinen Etüden von W. Müller spielte, war ich schon musikalischer, als es schlechte Musiker trotz aller Unterweisung jemals werden können. Ein unpraktischer Musiker aber würde ich bleiben, auch wenn ich noch hundert Jahre lang zu A. B. Marx in die Schule gehen müßte. —

‚Für mich ist die Zeit gekommen, wo ich meine Lücken und Gebrechen nur in der Schule des Lebens auskuriren kann, die allein praktisch macht. Und deshalb habe ich mich denn auch kopfüber in die Praxis gestürzt; studire Klavier und Gesang bei braven Lehrmeistern, aber mehr noch bei mir selbst; dirigire an den Freitagsabenden bei Jacobs den Chor; accompagnire zum Gesange namentlich des tiefverständigen vortrefflichen Jany; schreibe geistliche — liebliche (?) — Lieder, davon ich eines bösen Tages Gutentag, einem Verleger, ein Heft ohne Erfolg zum Verlage angeboten; und versuche mich auf Anregung einer herrlichen Vorstellung des Othello von Shakspere an einer Ouvertüre zu dieser ergreifenden Tragödie.

‚Man hat einem über das gewöhnliche Niveau hervorragenden hiesigen Musiker ein Heft meiner Psalmen zum Beschnüffeln zugehändigt und erzält mir, er werde sich für die Sachen ‚interessiren'.

‚Dieser schöne Börsenausdruck lautet auf gut Deutsch etwa so: ‚Johann, wirf dem Hunde einen Knochen hinaus; er winselt mir die Ohren voll.' — Die Pest auf alle Lügenmaüler! — sage ich noch einmal. — Wir, Ihr Lieben, wissen — Gott Lob! — wie wir gegenseitig daran sind; nicht wahr? — und so küsse ich Euch in herzlicher Liebe.' —

Der gereizte Ton dieses Briefes war den Angehörigen Sigfrids unverständlich. Sie erklärten denselben aus einer vorübergehenden Verstimmung. Wie sehr die ganze Vergangenheit, dazu stets wiederkehrende Erfolglosigkeiten auf Selbständigkeit gerichteter Versuche, der schroffe, herzhafte Bruch mit einem Lebens- und Kunstideal, welches bisher das ganze Wesen bestimmte; und endlich die wachsende Erkenntniß der praktischen Wirklichkeit mit ihren, auf materiellstem Egoismus beruhenden, aüsserlichen Bestrebungen; wie alldas in den Fühlfäden dieses Gemütes wühlte und gelegentlich herbe Mißklänge aus dem scharf gespannten Saitenchore hervorlocken mußte: das war freilich schwer genug nachzuempfinden von Menschen, die zwar mit liebevollstem Anteil jedem Schritte des fernen Sohnes und Bruders folgten, allein selbst in sehr abgegrenzten Lebenskreisen weniger eines beschaulichen als arbeitsamen und geniessenden Daseins sich erfreuten. Von dieser Seite drängte man in jedem Briefe, endlich bestimmte Nachrichten zu lesen über errungene praktische Erfolge, solche nämlich, welche — durch irgend eine Bestallung oder Unterricht oder sonst wie — zu einer regelmässig fliessenden Nahrungsquelle führen müßten. Mit rührender Freude wurde jedwede Andeutung aus Berlin begrüßt, die auf endliche Erfüllung solcher ungeduldigen Erwartungen auch nur ein verhülltes Spürchen zu eröffnen schien. Obendrein betrachtete man aus der Ferne die Berliner Zustände im rosigsten Lichte liebevollsten ‚Familien-Applauses', der jemals eines Sohnes Leistungen gezollt worden ist. Man meinte längere Zeit, der-

selbe dürfe einem oder dem anderen seiner Berliner Freunde nur die Absicht aüssern, Unterricht zu erteilen, um mehr Lernbegierige herbeizuziehen, als er anzunehmen gesonnen sei. —

Alle diese Beweise ungemessenster Teilnehmung wußte Sigfrid zwar zu schätzen, da er den tiefen Liebesgrund nicht verkannte, aus dem sie wie strömende Fluten auf ihn niederrauschten: allein er konnte es sich gleichwol nicht verhehlen, daß man den eigentlichen Schwerpunkt seines Wesens immer noch nicht genügend zur Geltung kommen lassen wolle, weil man denselben nach wie vor — obzwar weniger ausschließlich als früher — in eine nach aussen gerichtete Tätigkeit verlegte. Was Sigfrid für praktisch erkannte, das hielten die Seinigen für eine zwar angenehme, aber nicht für die Haupt=Sache. Die entschieden auf schöpferische Wirksamkeit geneigte Seite dieser Natur erschien Jenen als ledigliches Mittel zur Erreichung aüsserer Lebensvorteile. Der Erwerb stand ihnen in erster, alles übrige künstlerische Tun und Streben in zweiter Linie. —

Aus diesem Grunde legte man auch kein sonderliches Gewicht auf Dinge, von denen Sigfrid sich besseren, praktischen Erfolg versprach, als von dem Ertrag einiger Musiklektionen, die er vielleicht hätte erteilen können, wenn er darauf sein Streben nachhaltig richtete. Er erteilte in der Tat Musiklektionen, theoretische an zwei jüngere Freunde, und Gesangunterricht an einen jungen Maler. Allein auf Honorar verzichtete er, da er seinen Schülern offenherzig bekannte, er hoffe durch die Unterweisung selbst mehr zu lernen, als er sich zutraue, ihnen mitteilen zu können, eingedenk des bewährten Sprüchwortes: docendo discimus.

Viel wichtiger als diese Übung erschien ihm dagegen die Leitung des Chorgesanges in dem Jacobsschen Kreise und die Begleitung am Klavier in den regelmässigen sonntäglichen Musikvereinigungen der ‚Bande Bob‘.

Die Geschichte der Bande Bob führt ihrem Ursprung nach auf die Zeit zurück, wo Sigfrid noch nicht nach Berlin übergesiedelt war.

Die beiden Freunde, Karl und Jany, pflegten in jener Zeit an jedem Sonntage die Nachmittagsstunden mit gemeinsamem Musiziren auszufüllen. Janys seelenvoller Gesang, unterstützt von nicht grossen, aber umfangreichen Stimmmitteln — Karls geübtes Klavierspiel, sein rascher Blick, sein verständiger und eingehender Vortrag: das klang harmonisch in einander, zumal beide Freunde auch in ihrem auf das Edle, Höchste gerichteten wälerischen Geschmack ein Herz und eine Seele waren. Mit Vorliebe widmeten die Freunde ihre Tätigkeit den Erzeugnissen deutscher lyrischer Gesangliteratur seit Mozart und Beethoven; auch die Lieder Mendelssohns und Franz Schuberts, namentlich dessen, damals noch wenig verbreitete, drei grosse Liederkreise: Die schöne Müllerin; Winterreise und Schwanengesang; — endlich auch einige lyrische Schöpfungen Schumanns bildeten den reichlichen Stoff echt künstlerischer, bis ins kleinste Einzelne verfolgter Studien.

Karl hatte diesem und jenem seiner gelehrten musikliebenden Freunde, welche im Jacobsschen Kreise Früchte jener sonntäglichen Studien zuweilen genossen, den Wunsch erregt, an denselben ab und zu teilnehmen zu dürfen. Mehre von ihnen besuchten bald die anziehenden Sonntagskonzerte regelmässig als ständige Gäste.

In solchem Stadium der Entwicklung fand Sigfrid dieselben vor, als er nach Berlin kam. Während der ersten Zeit verhielt er sich, ganz wie die Gäste, nur als Zuhörer und Beurteiler zu der vortrefflich ausgeführten Musik. Bald aber beteiligte man ihn auch tätig an derselben, indem der Bruder mit ihm ein Klavierstück zu vier Händen vortrug oder ihm die Begleitung zum Gesange gelegentlich überliess. Sigfrid fieng an zu begreifen, dass in der einheitlichen Zusammenwirkung des Klavieres mit dem Gesange ein ganz besonderes Förderungsmittel künstlerischen Geschickes gelegen sei, welches hohen Genuss und Vertiefung in den Stoff gewähre. Deshalb suchte er auch Jany so oft wie möglich auf, um ohne Zuhörer mit ihm in ähnlicher Weise zu musiziren.

Die Meister, deren Gesangwerke Sigfrid von den derzeitigen am

höchsten schätzte, waren Robert Schumann und Robert Franz. Er begegnete mit seiner Vorliebe, namentlich für Schumann, derjenigen Janys.

Die gemütvolle Natur dieses zartbesaiteten, doch kräftig empfindenden Freundes entbrannte je mehr in leidenschaftlicher Liebe für Schumanns romantische, tiefsinnige Muse, desto mehr dieselbe den Reichtum ihrer Mannichfaltigkeit vor den berauschten Blicken des Geniessenden entfaltete. Janys Liebe nahm nach und nach den Karakter eifersüchtiger Reizbarkeit eines schwärmerischen, wonnetrunkenen Braütigams an, je näher er dem Verständnisse der zalreichen Liederwerke Schumanns trat. Jede auch wohlmeinende Kritik, selbst nur bezogen auf geringe, rein formale Äüsserlichkeiten künstlerischen Ausdruckes, erhitzte den Liebenden zu maßlosen Verteidigungsreden, die nicht selten den höchsten Grad der Erbitterung und Feindseligkeit erreichten. Sigfrid vermochte aber ebenso wenig die Aufwallungen seines heissen Blutes zu beherrschen, wenn es galt, sein auf künstlerischer Einsicht beruhendes Urteil aufrecht zu erhalten. Karl suchte dann zu vermitteln; seine Absicht aber blieb haüfig genug ohne Erfolg. —

Aus einem solchen Vermittelungsversuche gieng auch jener Zwist der Brüder hervor, in dessen Folge Sigfrid den versöhnenden Psalm schrieb: ‚Wie fein und lieblich ists, daß Brüder einträchtiglich bei einander wohnen‘ — was oben näher berichtet wurde.

Die Veruneinigungen der Freunde waren zwar selten von längerer Dauer. Aber es gelang Jany während geraumer Zeit nicht, ein Mißtrauen gegen Sigfrids hingegebene Liebe für die Muse Schumanns zu überwinden. Er mochte dem jüngeren Musiker, der damals noch Zögling von Marx war, nicht erlauben, über Schumanns Meisterwerke sich einer Meinung zu erkühnen, welche auch in der bescheidensten Form des Ausdruckes wie Kritik, Zweifel, ja vorlaute Überhebung aufgefaßt werden konnte. —

Nach Karls Abreise von Berlin waren beide zurückbleibenden Freunde nun ohne Mittelsperson auf einander hingewiesen.

Und da die Liebe zur Kunst denn doch mächtiger in ihnen wirkte, als persönliche Empfindlichkeiten, so traten diese hinter jener bei längerem Verkehr zurück. Mit der beiderseitigen Erkenntniß wuchs das Vertrauen und gegenseitige Wertschätzung.

‚Mein Verhältniß zu Jany' — meldet Sigfrid einmal seinem Bruder — ‚hat sich sehr vorteilhaft verändert. Laut Übereinkunft hüten wir uns beiderseits, unsere kratzbürstigen Seiten gegen einander herauszukehren. Und da wir beide im übrigen viele Sympathien für einander haben, so konnte es nicht fehlen, daß wir uns fest aneinanderschlossen. Ich liebe Jany meinerseits wie einen Bruder, und auch er scheint mir aufrichtig zugetan. Das ist also sehr angenehm.'

Seit Karl Berlin verlassen, vermehrte sich die Zuhörerschaft der Sonntagskonzerte, in denen die Begleitung zu Janys sich vertiefenden Vorträgen Sigfrid ausschließlich zufiel. Die militärische Bildungsanstalt für Offiziere — damals noch Kriegsschule — jetzt Kriegsakademie genannt, stellte zu dem Auditorium ein verhältnißmässig zalreiches Kontingent.

Ein musikalisch geförderter junger Rechtsgelehrter trat hinzu. Sigfrid hatte ihm eine Zeit lang in musiktheoretischen Materien unterwiesen. Er nannte ihn Nüte. Nüte war eifrig dem Klavierspiel zugewandt. Nachdem er längere Zeit hindurch Gast der Sonntagskonzerte gewesen, überließ Sigfrid ihm zur Übung bisweilen seinen Platz am Klavier.

Bei den militärischen Gliedern des zwang- und statutenlosen Bundes herrschte reger Anteil. Sigfrid gewann unter denselben einen warmherzigen Freund, Namens Max, dem er in der Folge bedeutende Erfahrungen und eine in sein Leben tief eingreifende Wendung schuldig werden sollte. Die ‚Konzerte' fanden während geraumer Zeit in Maxens Wohnung statt, welche wegen ihrer Geraümigkeit besonders geeignet zum Musiziren war. Sonst wechselte man in gewisser Ordnung den Raum nach Maßgabe der Möglichkeit.

Zu den übrigen regelmässigen Teilnehmern gesellte sich auch Julius, der Genosse eines Berliner musikalischen Sortiments- und Verlagsgeschäftes.

Da er im Folgenden haüfiger hervorzutreten bestimmt ist, wird er dem Leser hier ganz besonders vorgestellt als ein strebsamer, denkender und für Gutes und Schönes in der Kunst mit Neigung wirkender Geschäftsmann.

Um vier Uhr pflegten an jedem Sonntagnachmittage die Freunde sich in der vorher bestimmten Wohnung — bei Jany, Max oder Sigfrid — regelmässig und pünktlich zusammenzufinden. Für Kaffe und Zigarren war vom Inhaber der Wohnung ausreichend gesorgt. Das Äüssere der Ausstattung trug den Stempel bequemster Behaglichkeit ohne andere, als Schranken freundschaftlicher, ja traulichster Verkehrsform. So blieb man vereinigt bis zur späten Abendstunde — nicht selten bis nach neun Uhr. Gewöhnlich war diese ganze Zeit ausgefüllt mit Janys Gesangvorträgen. Nie ermüdend, ja oft in dichtem Tabacksqualm klärte und steigerte sich diese höchst wunderbare, ausdauernde Singstimme je länger, desto mehr. Man rechnete dem Sänger nach, daß er hin und wieder in dem Zeitraum von fünf bis sechs Stunden gegen n e u n z i g der gesanglich und gemütlich anstrengendsten Stücke vorgetragen habe, welche sich in der Gesangliteratur überhaupt vorfinden mögen.

Jedes neue Gesangstück ward von Seiten der Ausübenden und Empfangenden eingehender Beurteilung unterworfen. Nie verlor man den bildenden und erbaulichen Zweck dieser eigentümlichen Kunstpflege aus den Augen. Erst nach Beendigung der Musik, wo sich dann die Genossen insgesamt nach dem Jostykeller oder einem anderen Erfrischungsorte begaben, verbreitete sich die Unterhaltung unter Einwirkung der Nachklänge über andersartige Gegenstände allgemeinen Anteiles. Zuweilen hatte jener Kunstkultus diesen oder jenen der poetisch gerichteten Freunde zu einem Erzeugniß seiner dichterischen Gaben angeregt. Und der Vortrag solcher Versuche schloß sich, zur Würzung der abendlichen Geselligkeit, würdig an die begeisterten Leistungen des Nachmittages an.

Ein durch die Kunst vermitteltes, durch sie geweihtes Band herzlicher Freundschaft verknüpfte je länger desto inniger die

Genossen. Der Bund und die Wirksamkeit desselben begann die Aufmerksamkeit auch ausserhalb Stehender zu erregen.

Die derzeitigen Geschmacksverhältnisse in Berlin litten im grossen und ganzen unter den hemmenden Einflüssen selbstgenugsamer Abgeschlossenheit innerhalb der Grenzen konservativer Bestrebungen, mehr auf den Gebieten des alltäglichen Lebens und der Kunst, als auf denjenigen der Politik und Wissenschaft. Was in musikalischer Richtung seit Mendelssohn jenseits des Berliner Weichbildes geleistet worden, hatte hier zeither wenig Beachtung gefunden.

Als Beweis steifer Gesinnungstüchtigkeit Berlins betrachtete man das Verhalten der grossen Zelterschen Singakademie Mendelssohns Oratorien gegenüber. Paulus und Elias waren in jedem deutschen Landstädtchen, das einen Singverein besaß, waren in England, Rußland und Amerika durch Aufführungen längst bekannt geworden. Die Berliner Singakademie, zu jener Zeit der einzige grosse Oratorienchor der Stadt, weigerte sich standhaft, sogar dem Andringen einer grossen Zal eigner Mitglieder gegenüber, Mendelssohns Oratorien dem Volke vorzuführen, welches sich mit Recht rühmte, die Spitze der Intelligenz Norddeutschlands darzustellen.

Aus solcher Kraft prinzipiellen Widerstandes erzeugte sich denn mit innerer und aüsserer Nötigung eine andere Vereinigung von Musikfreunden, welche sich anfangs keine umfassendere Aufgabe stellten, als diejenige, Mendelssohns neuestes Oratorium, Elias, und danach auch seine übrigen Chorwerke aufs beste einzustudiren und öffentlich zur Aufführung zu bringen. Nach ihrem musikalischen Leiter nannte die Gesellschaft sich ‚Sternscher Gesangverein' und blühte, wie bekannt, in kurzer Zeit neben der Singakademie zu seltener Grösse und Bedeutung auf, ohne zu den konservativen Bestrebungen der Singakademie — wenigstens in den ersten Jahren — einen merklichen Gegensatz zu bilden. Berlin war eben groß genug für zwei solche Pflanzstätten edler und heiliger Kunst. Und die Konkurrenz erwies sich auch auf diesem Gebiete als wirksame Macht. Denn die Singakademie entschloß sich endlich,

Zugeständnisse an die Kunst der Neueren zu machen und bewies das zunächst durch verspätete Anerkennung Mendelssohnscher Chorwerke, welche sie nach dem Tode ihres in Berlin geborenen Verfassers, eines Schülers von Zelter, dem eigentlichen Gründer der Singakademie, dessen Namen sie trägt, zur Aufführung brachte.

So war Mendelssohn in Berlin eingeführt worden. Er aber begrenzte lange Zeit den Gesichtskreis tonkünstlerischer Leistungen der Gegenwart. Schumann und die in seinem Sinne schaffenden Jüngeren, wie Robert Franz und andere lebende Musikautoren, kannte man ihren Leistungen nach ebenso wenig, wie selbst Franz Schuberts Werke, die gleichwol älteren Datums waren, als diejenigen Mendelssohns. Hoftheologie und Rationalismus, welche in Berlin zu jener Zeit um das Szepter der Herrschaft rangen, waren beiderseits wenig geeignet, der zarten, naturwüchsigen und gefühlsinnigen musikalischen Romantik den Boden zu bereiten, in welchen sie ihr feines Wurzelwerk zu gedeihlichem Wachstum hätte senken können.

Die Genossen der Sonntagskonzerte nahmen sich nun besonders des reichen, starkgewürzigen Blütenflores jener Kunstpflanze an, mehr aus natürlicher Vorliebe, als aus absichtsvoller Wal. Schumanns bereits veröffentlichte lyrische Werke und die Nachblüte jener jugendfrischen Erstlinge, die nach und nach den Weg auch zu Jany und Sigfrid fanden, bildeten immer ausschließlicher den Stoff der musikalischen Vorträge und Würdigung in den Sonntagskonzerten. Die Vorliebe für den Meister steigerte sich bei den Ausübenden bis zu einem leidenschaftlichen Höhegrade und die kontagiöse Begeisterung derselben riß auch die Zuhörer in diesen heissen Strom hinein.

Das Feuer der begeisterten Kunstgenossenschaft, die zum guten Teil vielverzweigte Beziehungen in der grösseren Berliner Gesellschaft verschiedenster Kreise unterhielten, teilte sich diesen allmählich mit. Julius begann seinen Einfluß auf das Publikum, über welchen er als Sortimentshändler und Inhaber eines Musikalienleihinstitutes verfügte, aufzubieten zur Ver-

breitung der Werke von Franz Schubert, Robert Franz und vorzugsweise Robert Schumann. — Bald konnte er mit Befriedigung auf Erfolge dieser Bestrebungen hinblicken. Nicht lange, so wandte auch der Sternsche Gesangverein sich Schumannschen Chorwerken zu, die verhältnißmässig geringe Beachtung gefunden hatten, als Schumann sich persönlich bemühte, in Berlin ihnen Freunde zu gewinnen. — Nun aber war die Eisrinde gebrochen und neben dem eigenen Geniessen lag den Freunden auch der tätige Wunsch am Herzen, Unglaübige für den Genuß Schumannscher Werke zu bekehren und empfänglich zu machen.

Auf Sigfrids Vorschlag nannte sich die Gesellschaft fortan die Bande Bob. Die englische Verkürzung des Namens Robert in ‚Bob‘ bildete ihm mit der Bezeichnung der Freundes-‚Bande‘ einen kräftigen Zusammenklang, der zugleich deklamatorisch-musikalischen Fall hatte. Gewiß ist, daß diese alliterirende Fassung ‚Bande Bob‘ Anklang fand. Zur Befestigung des angenommenen Titels gieng man auch auf den weiteren Vorschlag ein, eine Adresse an Robert Schumann zu richten, worin ihm für die hohen Genüsse gedankt und von der Konstituirung und Wirksamkeit der ‚Bande Bob‘ Bericht erstattet werden solle.

Sigfrid legte einen Entwurf in diesem Sinne den Freunden zur Unterschrift vor und alle, auch die an militärisches Dekorum gewiesenen, überwanden ihr flüchtiges Bedenken, und schrieben ihre Namen unter die Adresse.

Geraume Zeit vergieng, ohne daß man über den Eindruck, den die Zuschrift auf Schumann gemacht, etwas erfuhr. Später begegnete Sigfrid dem verehrten Meister in Leipzig. Bei dieser Gelegenheit erzälte derselbe von einem ausführlichen Briefe, den er an Sigfrid gesandt.

‚Selten habe ich mich in Briefen so ausführlich über Kunstangelegenheiten verbreitet‘ — bemerkte er — ‚und namentlich auch meine Freude über Ihre Berliner Adresse hatte ich darin ausgesprochen.‘ —

Als Sigfrid versicherte, ihm sei ein solcher Brief nicht

zugegangen, war Schumann sichtlich betrübt. Doch konnte er kaum untröstlicher sein, als Sigfrid, der in dem abhanden gekommenen Briefe zugleich einen Verlust für die Kunstgeschichte beklagte. Noch einen Brief in derselben Angelegenheit von Frau Klara Schumann erwähnte der Meister. Auch diesen hatte Sigfrid nicht empfangen. —

Endlich sandte Nüte ein Schreiben Schumanns, das sich in Sigfrids Briefsammlung befindet. Da Schumann in demselben der Adresse Erwähnung tut, nachdem schon ein Jahr darüber verflossen, so leidet es keinen Zweifel, daß diese einen mehr als vorübergehenden Eindruck hinterlassen habe. Der Brief soll hier seinem ganzen Umfange nach Raum finden, weil er allgemeineren Anteil zu verdienen scheint. Schumann schreibt:

‚Vielen Dank für Ihre trotz meines langen Schweigens fortdauernde Theilnahme. Noch bin ich sehr leidend, obwohl durch die Seebäder etwas gebessert. Schon der Brief Ihrer Berlinischen Freunde — eine große Freude für mich — traf mich krank, daher ich nicht gleich danken konnte. Später that es meine Frau von Scheveningen aus in einigen Zeilen an Herrn Sigfrid. Leider sind sie aber nicht in seine Hände gekommen, wie ich jetzt erfahren, und wahrscheinlich unterwegs verloren gegangen. So wiederhole ich es denn, die Adresse war mir eine wahre Freude und Herzensstärkung.

‚Sonst muß ich jetzt musikalisch rasten, obwohl es innen fortwährend klingt und arbeitet. Manche größere Arbeiten aus den letzten Jahren liegen aber, ziemlich vollendet, vor mir, an die, die letzte Hand zu legen, mein Befinden aber noch [nicht] gestattet. So, eine Messe, ein Requiem und ein Balladenstück für Solostimmen, Chor und Orchester ‚Vom Pagen und der Königstochter' — was Alles, wie ich hoffe, mit der Zeit auch bis zu Ihnen dringen wird. Außerdem erscheint in den nächsten Monaten noch mancherlei schon Fertiges, u. A. auch, da Sie danach fragen, etwas Vierhändiges — ein Maskentanz in 9 ziemlich melancholischen Tanzstücken.

‚Daß Sie das wohltemperirte Clavier vorgenommen haben, freut mich zu hören. Gehen Sie womöglich zu den größeren

Orgelcompositionen über, den Choralvorspielen und den großen Fugen. Das sind denn immer noch ganz andere Sachen, als die Weimarischen Evangelien, von denen man jetzt überall liest. —

‚Nun genug und vergessen Sie nicht, mir recht oft von Ihren musikalischen Leiden und Freuden zu schreiben; einen theilnehmenden und dankbaren Leser finden Sie gewiß immer in mir,

Düsseldorf, den 17. Okt. 1852.

Ihrem ergebenen R. Schumann.‘

4.

Der Nebel zerteilt sich.

Aus dem grünen Buche:

‚Nach langer Zeit komme ich wieder einmal zu einem Moment stiller Einkehr. Mancherlei liegt seit meiner letzten Trennung von den Lieben hinter mir. Verhältnisse mit Menschen haben sich angeknüpft, befestigt und einige schon wieder aufgelöset. Der Tag, an welchem ich die landesrechtliche Volljährigkeit erreichte, wurde mit dem Wasser des Schwarzwaldes geweiht, das wie aus mächtigem Weihwedel unermüdlich auf das Lederdach der Nagoldschen Droschke herabregnete. Dieses Wasserbad, eine Erneuerung der Taufe, scheint auf meine geistige Verfassung nachhaltig zu wirken. Ich verkenne es nicht, wie viel ruhiger als früher mein Lebensfaden sich nachdem abspinnt. Meine Fantasie hat einen geregelteren Flug genommen; sie fügt sich williger in die Ordnungen der Vernunft, der Besonnenheit. Und nur gewaltigere Eindrücke — wie Fidelio, Othello, die neunte Sinfonie — vermögen es, die alte zügellose Wildheit auf selbstvergessene Augenblicke wieder zu entfesseln. — Gleichwol hänge ich nicht ungern — ganz wie ehedem — kühnen, wohl allzukühnen Plänen für die Zukunft nach:

‚Es ist keine geringe Aufgabe, ein Blatt ins Leben zu

rufen, das der Lüge den Fehdehandschuh der Wahrheit ins gedunsene Angesicht schleudern und die betrogene Welt aus dem Rausche des Truges erwecken möchte. Das ruft die ganze ruhige Kraft eines unbeugsamen Willens, die opfermutige Unerschrockenheit eines ganzen Mannes in die Schranken. — Ob es mir gelingen könnte? — Wer mag über den nächsten Morgen walten? — Das Leben in der zivilisirten Welt, wie schwer wird es dem Strebenden gemacht! — So oft scheitert die Kraft des Wollens an zu festen Schranken äusserer Verhältnisse! — Nicht anders wie das Herz, der Sitz des Gefühles, dieser elastische Muskel, der sich unaufhaltsam ausspannen, wie ein Erdball anschwellen möchte und bei jedem heftigen Sturm gegen das neidische Kalkgitter der Rippen — sein sicheres Gefängniß — schmählich in sich zusammensinken, seine Ohnmacht seufzend erkennen muß! Was Wunder, wenn das kraftvollste mutigste Herz endlich die Elastizität verliert, erschlafft und zuletzt verkrüppelt wie eine verdorrte Frucht! —

‚So auch der Mut und die Kraft des Strebens nach grossem gemeinnützigen Wirken: harte Bollwerke widerstreitender, verknöcherter, neidischer Verhältnisse lassen sich so selten durchbrechen. Viel öfter zerbrechen und zerschmettern sie den festesten Schädel eines eisernen Willens. — Soll man diese bewußte Kraft wegen der Unwahrscheinlichkeit des Erfolges — wegen der Wahrscheinlichkeit der Aufopferung eigenen ruhigen Lebensgenusses in die Fesseln demütiger, tatenloser Resignation schlagen? — dann wäre es freilich das Ratsamste, in die Wälder zu fliehen, um Einsiedler zu werden. — Quod Dii propitii bene vertant!‘

Fuld hatte den Plan, eine musikalische Zeitschrift ins Leben zu rufen, unlängst durch erneute Anregung von Frankfurt aus wieder aufgefrischt. Er schrieb, es herrsche viel ‚Strebsinn‘ in der aufblühenden Stadt und suchte Sigfrid zu einer unverzüglichen Übersiedelung dahin zu bestimmen. ‚Aber das kann ich nicht‘; — erklärte dieser seinem Bruder. ‚Berlin verspricht mir noch so viel Früchte, daß ich wenigstens einen ungeteilten Winter daran geben will, um dieselben einzuheimsen. Schon

merke ich den günstigen Einfluß der Praxis, die ich jetzt frei von jeder Fessel der Leitung und Abhängigkeit treibe. Am Ende ist es doch immer die eigne Einsicht, welche in allen Fragen als entscheidende Richterin das letzte Wort zu sprechen hat. Die Jacobs-Abende fördern mich sehr. Ich dirigire dort am Klavier den Chor. Wir studiren eben ein Tedeum von Josef Haydn und die Introduktion von Schumanns Genoveva.

‚Bildend sind mir auch die Proben des Sternschen Gesangvereines, welche ich als ‚zuhörendes' Mitglied mit Nutzen regelmässig besuche. — Die Bande Bob ist noch immer für Alle, und namentlich für mich, eine tiefe Quelle hohen Genusses und anregender Förderung. Diese Nachmittagsmusik hat einen flotten Schwung und gewinnt an Zuhörern. Fast zu viel wird es uns zuweilen, namentlich neulich, wo wir Schumanns neue ‚Violoncellstücke im Volkston' mit Klavier vorführten. Die Klavierstimme hatte ich übernommen. Schade, daß Jany die Violoncellstimme nicht *singen* konnte. Der Cellospieler dürfte viel von ihm profitirt haben. —

‚Julius, der Musikalienhändler, bewährt sich als eifriger regelmässiger Zuhörer. In Schumann scheint ihm eine neue Welt aufzugehen. Seine Seele ist so weich geworden, daß ein Fliegentritt Eindruck auf sie macht, wie auf weiches Wachs. Julius gegenüber bin ich eine solche Fliege gewesen. Höre, wieso:

‚Gestern kam ich zu Tisch. Julius und Jany waren schon da. Sie schienen mich erwartet zu haben; oder es mußte — so sahen sie mir aus — irgend etwas Besonderes begegnet sein. Und ich hatte mich nicht getaüscht. Als ich meine Serviette entfalte, fällt ein Brief heraus. Meine Adresse steht darauf. Das war aber nur ein Trick. Denn der ‚wahre Jakob' steckte in einem zweiten Kouvert. Dasselbe enthielt einen Brief vom Musikdirektor Star an ‚Freund Julius'. Der Inhalt lautet so:

‚Liebster Julius, beigehend die Psalmen Sigfrids . . . Ich finde sein Talent sehr —' (na! — denke Dir ein freundliches Wort hinter der elativen Partikel). — ‚Es spricht sich

ein höchst edler Sinn darin aus' (— er wird mich nächstens dem Kapitel der Johanniterritter zur Aufnahme vorschlagen! —) ,Ausserdem sind die Gesänge höchst sangbar, etwas das Schumannschen sonst nicht eben eigen ist.' (‚Höchst sangbare Gesänge'! — nennt Ihr Philologen so etwas nicht eine Tautologie? — ‚Schumannschen sonst' — sind denn meine Gesänge Schumannsche? — Sonderbar! — Ich werde mirs überlegen.) — ,Wissen Sie nicht' — fährt der Brief an Julius fort —, ,ob der junge Mann schon Chorisches geschrieben hat? — Fragen Sie ihn einmal unter der Hand' — (Julius tat das, verwechselte aber seine Hand mit meiner Serviette) — ,wenn es tüchtig wäre, so könnte der Verein es brauchen.'

Du weißt, daß ich mir keine Illusionen mache. Aber für völlig einflußlos halte ich die wohlgemeinten Zeilen Stars nicht. Sie haben auf das Vertrauen, welches Jany und Julius in mein Vermögen nur mit Vorsicht setzen mochten, offenbar günstig gewirkt. Denn natürlich muß ein Mann, der sich eines bekannten Namens rühmt, das Ding besser zu beurteilen verstehen, als einer, der nicht einmal sich selbst richtig kennt. Das ist eine närrische Geschichte mit dem Urteil über Leistungen Anderer. Für meine Person freue ich mich fast mehr, wenn Jany von meinen musikalischen Expektorationen augenblicklich ergriffen scheint, als wenn mir ein berühmter Mann schreibt; Sie haben sehr bedeutendes Talent; Ihre Gesänge sind sangbarer, als es sonst Schumannsche zu sein pflegen. — Das heißt auf butt deutsch, ‚lieber Mann, Sie sind ein Affe'. — Hole der Henker solche Komplimente! — Aber die Herren, welche Schumann nur obenhin einmal angeblinzelt haben, sind mit ihrem Urteil sogleich fertig: klingt ihnen etwas anders, als das, was ihnen gelaüfig ist, dann muß es notwendig Schumannisch sein. Denn was sollte es sonst sein? — Eigenes zu geben — wer wollte sich das unterstehen, da Schumann ja anfängt, Mode zu werden, oder Glück zu machen! — Glück zu machen kann den Herren aber nur als einzige Triebfeder des Strebens gelten; eine andere kennen sie gar nicht. Folglich

machen es Alle wie Schumann, der ihnen die Kunst ‚Glück zu machen' mit Glück vorgemacht hat. — Nach der Elle dieses Gedankenganges wird zumeist das Urteil zugeschnitten. — Nun lies Stars Brief noch einmal! —

‚Übrigens ist es mir durchaus nicht gleichgültig, wenn er einen günstigen Eindruck auf Julius gemacht hat, wie es in der Tat der Fall zu sein scheint. Julius hat weitlaüfige Verbindungen und ist — Verleger. Das sagt nicht alles, aber viel. —

‚Nun noch eine Bitte: — Versammle das ganze Volk von Goldburg. Stelle sie dem Alter nach in Reih und Glied. Fange beim Ältesten an, ihn abzuschmatzen und höre beim Jüngsten auf. Und wenn sie recht verblüffte Gesichter machen, dann sage ihnen, die Küsse kommen von Deinem und ihrem glücklichen Sigfrid.' —

Ohne sich trügerischen Hoffnungen hinzugeben, arbeitete er — durch Stars Brief angeregt — mit gesteigerter Liebe an seiner oben erwähnten grossen Psalmkantate weiter. Eine Aufführung von Seiten des in dem Briefe erwähnten ‚Vereines' ist nie zustande gekommen. —

Verschiedene Ursachen führten Robert Franz zur Weihnachtszeit nach Berlin. Gleichzeitig mit ihm traf auch Karl ein, der in Halle sein philologisches Examen bestanden hatte und zum Doktor der Philosophie promovirt worden war.

Die Wochen des Zusammenlebens verliefen in ungetrübter Heiterkeit und reichlichen Kunstgenüssen. Sigfrid fühlte sich hochbeglückt, den vielverehrten Mann seinem Bruder und den übrigen Berliner Freunden in persönlichem Verkehre nahe treten zu sehen. Diese Bekanntschaft vermitteln zu dürfen, gewährte hohe Befriedigung.

Die Anwesenheit von Franz ward auch lehrreich für Sigfrid. Derselbe beschäftigte sich eben mit dem anziehenden Studium der Werke Karl Philipp Emanuel Bachs, des dritten Sohnes von Johann Sebastian. Er fühlte sich vorzugsweise gefesselt von dessen geistlichen Oden und Liedern, namentlich denselben Gellertschen, die lange nach ihm auch Beethoven in

Musik setzte. — Sigfrid hatte eine Anzal dieser Emanuel Bachschen Gesangstücke aus dem alten C-Schlüssel in den gebraüchlicheren G-Schlüssel übertragen und die begleitende, sehr bescheidene Klavierpartie hie und da durch harmonische Fülle bereichert in der Absicht, sie dem Verständniß und den Forderungen des herrschenden Geschmackes dadurch gemässer zu machen. Franz fand dieses willkürliche Verfahren bedenklich und brachte den jüngeren Freund nach reiferer Erwägung zurück von seinem Vorhaben, einige so zubereitete Hefte dieser Stücke zu veröffentlichen. — Wenn Franz später selbst Bachsche, Händelsche und andere Werke älterer Meister in vorzüglichen Bearbeitungen herausgab, die unter ähnlichen Gesichtspunkten entstanden sind, so unterscheiden diese sich sehr wesentlich von jenen Bearbeitungen Sigfrids. Die Franzischen nämlich sind nach Orchesterskizzen ausgeführt, welche bestimmte Merkmale stilistischer Bereicherung deutlich vorgezeichnet enthalten; während die Gesangstücke Emanuel Bachs als in sich vollendete Kunstwerke zu betrachten sind, welche Zusätze zwar erlauben mögen, aber durchaus nicht als notwendige Erfordernisse erscheinen lassen.

Karl war nach der glücklich bestandenen wissenschaftlichen Prüfung sehr aufgeraümt. Er wußte von manchen erfreulichen Familienbegebenheiten zu erzälen. Reichlichen Unterhaltungsstoff gewährte eine Verlobung und eine Hochzeit nahestehender Verwandter. An den Festlichkeiten der Hochzeit hatte die ganze Familie teilgenommen. — Einige Tage vorher entwarf Hugo, der Reitersmann, der sich einer munteren, kerngesunden Natur erfreute, in einem an Sigfrid gerichteten Briefe ein Bild der Erwartungen, welche er von dem Feste hegen zu müssen meinte.

‚Es wird eine peinliche Sitzung abgeben‘ — schreibt er. — ‚Denn wie ich die lieben Leute kenne, wird es wohl nicht anders werden, als so: der Bräutigam spricht kein Wort; die Braut schweigt; die Verwandten und Tanten thun den Mund nicht auf. Da müssen wir denn sitzen wie Ölgötzen und einander angaffen wie Maulaffen — schöne Gegend das!‘ —

Die Brüder trennten sich mit dankbaren, erfrischten Gesinnungen gegenseitiger Liebe, um anhaltsamer Arbeit nach

frohen Festen sich aufs neue zu widmen. Erst vierzehn Tage nach Karls Abreise gewann der Musiker die Musse, Nachricht von sich zu geben. Er schrieb:

‚Ich war von den Fesseln der Frau Musika, dieser geliebten Tyrannin, dermaßen eingeschnürt, daß alle aussermusikalischen Lebensregungen, die Gedanken an Euch, an mich selbst und mein Wohl und Wehe stockten, wie das Blut in einem unterbundenen Gliede des Leibes. Nun ist der Verband abgelöset und das Violinstück, eine neue Sonate mit Piano, vorlaüfig auf dem Papiere fertig geworden. Sogleich fällt mir auch schon manche versaümte Pflicht schwer aufs Gewissen und ich beeile mich, die Flecken des Makels abzuwaschen, indem ich Euch den verspäteten Dank ausspreche für die Liebe, welche aus Eurer letzten Sendung wieder stralend hervorströmt. Wie soll ich Euch danken! — Wäre mein Gemüt ein Kalifornien an Dankesreichtum — könnte es genügen, uns quitt zu machen? — Vielmehr wächst meine Liebesschuld mit jedem Hauche meines Lebens. Denn er ist nur von Euch, meinen teuern Eltern, erborgt — ohne Euch? — wäre ich, was ich bin? — wäre ich überhaupt? — So tief durchdrungen von meiner kindlichen Dankespflicht vermag ich nichts, als dem Ziele näher zu streben, Eurer Liebe mich würdig zu zeigen. Und wie fern mir dieses Ziel noch liege, das fühle ich oft genug mit Seufzen.‘

Die neue Violinsonate (g-moll) bezeugte, ähnlich wie die Briefe, eine ruhigere, geordnetere Gemütsverfassung, die von heiterem Liebesgefühl durchwärmt erschien. In dem, unmittelbar nach der glücklich verlebten Weihnachtszeit entstandenen, Musikstücke vernimmt man die Nachklänge jener genußreichen Tage. Durch die vier Sätze, welche in Formen gebundenen Stils sich mit Freiheit bewegen, entwickelt sich fortschreitend die Melodie des unter dem Namen des ‚alten Dessauers‘ bekannten Soldatenliedes: ‚So leben wir!‘ —

Kunstgenossen meinten in dieser neuen Arbeit einen merklichen Fortschritt in Beherrschung der Form und einheitlicher Ausgestaltung der Gedanken wahrzunehmen.

Dergleichen Urteile wirkten ermunternd im Gegensatze zu manchem zweifelmütigen und lauen Ausspruch über Geleistetes, den ‚gute Freunde‘ dem jungen Autor eifrig hinterbrachten. Solche laue Anerkennung hatten auch seine Psalmen erfahren von Seiten einer in Berliner Kreisen wegen ihrer Leistungen geachteten Sängerin.

‚Ich bin überzeugt‘ — meldete Sigfrid —, ‚daß diese Musik ein entschiedeneres Urteil verdiene; daß man sie entweder mit Entrüstung in die Ecke schleudern, oder sie mit ungeteilter Liebe ans Herz nehmen muß.

‚Übrigens ist durchaus kein Grund für Euch vorhanden, wegen meiner Zukunft besorgt zu sein. Ist es nicht in Berlin, wo es doch schon gelang, einigen blasirten, verwöhnten Gaumen Geschmack an meinen Dekokten und Aufmerksamkeit für mein Streben abzugewinnen, so werde ich in Frankfurt, oder wo es sonst sein mag, meinen Haken anschlagen können. Doch macht Euch keine Illusionen; — aber auch keinen Kummer, wenn es nicht so schnell geht, als wir wol wünschen möchten. Enttaüschungen stehen in Hinsicht ihrer Bitterkeit in keinem Verhältnisse zur trügerischen Süssigkeit eiteler Vorspiegelungen und grundloser Erwartungen. Immer klarer erkenne ich, daß unsere Zeit nur dem einen bewegenden Grundsatze huldigt, der da heißt:

‚Jeder ist sich selbst der Nächste!‘ —

Hatte er nicht selbst ehedem den Grundsätzen des Egoismus gehuldigt? — So lange er sich auf sich selbst gestellt sah, empfand er die Herbigkeit der praktischen Folgen nicht. Die Schule des Lebens lehrte ihn dieselben erkennen.

Geduldsprüfungen, die ihn früher zu leidenschaftlicher Empörung aufreizten, vermochten schon nichts mehr, als vorübergehende Mißstimmungen zu erzeugen. Seine Arbeitslust besiegte aber auch diese schneller, als zuvor. Er hieng derselben ungehemmt nach. An den Erfolg dachte er nicht dabei. Um so mehr gab er sich der bewegtesten Freude hin, wenn es ihm gelang, für eine Arbeit die Anerkennung von ihm geachteter Freunde zu gewinnen. Eine solche erfolgreiche Anerkennung er=

ward ihm endlich das erste Heft seiner Psalmen und eine Ballade von Heinrich Heine ‚Die Wallfahrt nach Kevlaar'. Diese ward binnen vierzehn Tagen geschrieben und gedruckt. Bevor die Antwort auf den Brief an die Eltern, welchem die zuletzt mitgeteilten Sätze entlehnt sind, eingetroffen, machte Sigfrid sich die Freude, sie mit einem gedruckten Exemplar der Ballade zu überraschen. Der begleitende Brief ist voll übersprudelnder Laune und Lustigkeit. Folgender Auszug mag hier einen Platz finden:

‚Zufällig fiel mir das ‚Buch der Lieder' in die Hand, und die ‚Wallfahrt' in die Augen — und da ich gedachte, daß die trostlose Leier der Vergangenheit nun vorüber sei, so wollte ich die Sünde, welche ich als Primaner an dem herrlichen Gedichte verübt, nunmehr wieder gut machen. Denn ich hoffte, es würde jetzt schon besser gelingen.

‚Einem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht leicht entgehen, daß die Zeit von vierundzwanzig Stunden genügte für den ganzen Prozeß von der Empfängniß jenes Sühneentschlusses bis zur Geburt des ‚angebogenen' Musikstückes. Sobald das Erzeugte mit den Finalbalken als vollendetes Ganze festgerammelt war, trug ich mit der eigentümlichen Spannung, welche nur Väter, Mütter und junge Autoren erfahren, mein (hinter den Ohren) noch feuchtes Kind zu Freund Jany. — Jany sang. — Meine Noten wirkten wie ein Butterstecher, dessen Eindruck salzige Tropfen aus der Butter hervorquetscht. Janys edles Herz muß in diesem Falle einmal die Butter darstellen. Zwei Thränen fielen auf meine klavierspielende Hand herab. Sie waren noch warm; — wärmer drängten sie sich wol aus Janys Augen. Die Thränen fiengen an leise zu sprechen. Sie flüsterten:

‚Es ist dir gelungen,
Du hast das Herz mir bezwungen.'

‚Da gesellte sich zu ihnen noch eine. Die stammte aus meinem eignen Eingeweide. Sie stimmte ein und sagte mit Schiller:

‚Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde die dritte.'

‚Desselbigen Nachmittags hörte Julius ‚die Wallfahrt'; am nächsten Sonntage die Bande Bob. Mittwoch darauf erhielt ich einen an Julius gerichteten Brief vom Musikdirektor Star, der mich direkt auffordern läßt, nun wirklich für seinen Verein etwas zu schreiben. Was er noch über die Ballade sagt, könnt Ihr Euch hinzudenken, wenn ich Euch erzäle, daß nächsten Vormittag, früh neun Uhr, Julius schon bei mir war und mich bat, das Eigentumsrecht meiner Psalmen und der Wallfahrt ihm zu überlassen. Für den Fall, daß ich eine grössere Verlagshandlung vorziehen sollte, bot er mir freundlich seine Vermittelung an. Ihr seht, daß ich Julius vorzog, zumal derselbe wünscht, eine weitere Folge von Gesangstücken zu veröffentlichen. Nun stellte er mich vor die Alternative, entweder eine Anzal Goldstücke oder Musikalien in äquivalenter Qual= und Quantität. — Bei aller Ehrfurcht und Achtung vor Sr. Majestät Porträt in Golde wälte ich das Äquivalent.

‚Seiner Majestät goldenes Haupt ist gar zu rund. Musikalien aber liegen dauerhaft fest, und setzt man sie in Fluß, gewähren sie lohnenden Genuß. Man kann ein alter Mann dabei werden und hat immer wieder neue Freude, während man nach vierzehn Tagen schon nicht mehr sicher ist, daß ein polnischer Schacherjude den gewissen peinlichen Akt mit Sr. Majestät Gold vornimmt, welcher die Bekehrung zum Mosaismus bezeichnet. —

‚Die Psalmen folgen ehestens nach. Ich hatte sie einem Frankfurter Verleger angeboten, von dem ich sie mir nun erst wieder höflich ausbitten mußte.

‚Die Verleger scheinen mit einigen rühmlichen Ausnahmen eine generatio aequivoca unter den Menschenracen zu bilden, wie unter den Vegetabilien die Schwammarten und unter dem Animalischen die Zoophyten — obwol von diesen z. B. mein ‚sicherer Hintermann' in Leipzig abweicht durch ein merklich ausgebildetes Gefäßsystem, mit welchem er alle meine Briefe unwiderbringlich auffaugt, ohne daß ich erfahre, ob sie ihm Beschwerden bereiten. Zu meinem Bedauern mußte ich das bis jetzt bezweifeln. Da erhalte ich denn endlich heute einen

Beweis, daß meine Dosen anfangen zu wirken. Mein Hintermann nämlich hat sich zu einem Briefe an mich ermannt. Es muß mit seinem Befinden bedenklich bestellt sein, sonst wäre so 'was nicht möglich gewesen. Er bittet um Gnade! — Also es wirkt. — Sein Brief ist ein offener Zettel, drei bis vier Quadratzoll groß. Derselbe ist von Leipzig bis hier drei bis vier Wochen unterwegs gewesen — mit der Ballenpost des Buchhandels — dem billigsten Beförderungsmittel; kostet nämlich nichts. Das Blättchen sieht aus wie zu Ehren gekommenes Löschpapier; — es ist fast transparent, nimmt also ein Minimum von Raum ein. Darauf steht mit Diamantschrift gekritzelt: ‚Herrn Sigfrid zur vorlaüfigen Nachricht, daß ich einige Zeit krank war und darum unsere Geschäftssachen ruhen mußten. Alles von Ihnen ist eingegangen (!); die Violinsonate muß nun auch daran kommen. Geduld bitte.' — Die Violinsonate wird also auch eingehen.'

Welchen Sturm der Freude der Brief mit der neuen gedruckten Ballade hervorgerufen habe, mögen auserlesene Stellen aus den in Form eines vollständigen Familienschreibens vorliegenden Antworten bezeugen: Johannes, der hoffnungsvolle Sekundaner, das ‚Nestküken' der Familie, sonnt sich im Glanze der allgemeinen Anerkennung, welche seinem ‚ruhmwürdigen' Bruder natürlicherweise nunmehr gesichert ist, wie er voraussetzt:

‚Nun bist Du geborgen' — meint der begeisterte Schwärmer —. ‚Bald wird es Dir Mühe genug machen, alle Verleger zu befriedigen. Jeder Brief wird von einem neuen gedruckten Opus begleitet sein, eins noch schöner wie das andere. Dann wird dein Ruhm sich ausbreiten wie ‚die Eiche, welche Pilze zerstäubt'. Ich fürchte, hier in Deiner Vaterstadt wird sie am meisten Pilze zu zerstäuben haben. Doch wir müssen das Alles ruhig abwarten und uns vorläufig nur freuen, daß dies prachtvolle Lied durchgeschlagen hat. Vielleicht ist es der Eckstein Deiner Zukunft. — Wer das Lied anhören kann, ohne daß ihm die Thränen in die Augen treten, und ohne daß es ihm kalt über den Rücken schauert, der muß wirklich ein durchaus

herz= und gemütloser Mensch sein. Ich möchte es nur einmal so vorgesungen hören, wie Jany es Dir gesungen hat. Denn ich habe wohl gemerkt, daß es mit besonderem Ausdruck gesungen werden muß, wenn es recht verstanden werden soll.' —

Hugo meldet von seinem Zusammentreffen mit einem Bruder Janys. Dieser erzälte, wie Hugo schreibt:

,Sein Bruder in Berlin habe neulich einen Brief an seine Eltern geschrieben, in welchem von nichts als Deinem Liede die Rede sei. Von keinem Liede sei er so unmittelbar zu Thränen gerührt worden, und er freue sich unendlich, Dich zum Freunde zu haben. Ich möchte Dich aber bitten' — heißt es in Hugos Brief weiter — ,die nachfolgenden Balladen für eine tiefere Singstimme zu setzen, damit ich sie mit weniger Anstrengung singen kann. In der Wallfahrt nach Kevlaar kann ich nicht aus freier Brust singen, wie ich es gern thue. Der Vortrag muß zu getragen sein, und ich darf nicht so losschießen, als wenn con fuòco gesungen werden muß. — Übrigens hat es mich höchlich gefreut, daß man so günstig von Dir spricht und meine früheren Zweifel an Deiner Zukunft fangen schon an zu schwinden.' —

Nachdem die Schwester von der freudigen Überraschung gesprochen, fährt sie fort:

,Das ist ein Lied — so wunderbar rührend, wie ich bisher kaum eins gefunden. Als ich es das erste Mal sang, ergriff es mich so mächtig, daß ich lange Zeit bedurfte, mich wieder zu beruhigen. Und so oft ich es wiederhole, fühle ich ein leises Beben und Zittern im ganzen Körper, und dabei überläuft es mich kalt. Doch das wirst Du natürlich finden, da Du ja gesehen hast, wie das Lied sogar eines rauhen Kriegers Herz erschütterte und seinen Augen Thränen entlockte.' —

Karl berechnet die praktischen Wirkungen des Erfolges, indem er den Boden in Berlin für eine gedeihliche Zukunft des Bruders als gesichert betrachten zu dürfen meint. — Von der erhöhten Warte liebevollen Anteiles angeschaut, verschwinden alle Schwierigkeiten, erscheinen alle Lebensverhältnisse geneigt und schmiegsam. — Karls Urteil über die Ballade lautet so:

‚Sie ist ganz in dem Stile Deiner Psalmen gehalten; sicherlich von überwältigender Wirkung, obgleich — oder weil sie so einfach ist. Ohne Zweifel schlägst Du mit dieser Einfachheit den einzigrichtigen Ton an gegenüber der modernen Gespreiztheit, Überspanntheit, Überladenheit, Hohlheit. Du beginnst eine ganz naturgemäße Reaction und hast Deinen Gluck nicht umsonst studirt. Wenn der alte vergessene Dittersdorf mit seinen naiven Opern in Berlin solches Furore machen konnte, wie wir es ja zusammen erlebt haben, so liegt darin für meine Ansicht ein unbestreitbarer Beweis. Bei aller Verkommenheit der Kunst in der Gegenwart gibt es doch immer eine unsichtbare Gemeinde von Kunstfreunden, die nach der Quelle aller Kunst, nämlich nach der Natur, sich zurücksehnen. Sie hast Du auf Deiner Seite, und sie wird den Sauerteig bilden, der das saft- und kraftlose, magenverderbliche Gebäck heutigen Ungeschmackes nach und nach durchdringen und gesunde Nahrungsmittel für Geist und Cultur wieder verbreiten helfen kann.‘ —

Die Mutter schreibt:

‚Wie soll ich Worte finden, Dir recht klar die Freude zu schildern, welche mein Herz bewegte beim Empfang Deines letzten inhaltreichen Briefes! Leistet er, oder vielmehr Dein herrliches Lied, das ihn begleitete, uns doch die Bürgschaft einer Dir gesicherten geachteten Zukunft, da es ja ausser dem Herzen Deines Freundes Jany noch viele geben wird, in die Deine Musik mit Gewalt eindringt und die Augen als beredte Zeugen ihrer eigenthümlichen Wirkung überfließen macht. Diese wohlthuende Wirkung empfinde ich bis in den tiefsten Winkel meines Herzens, obwohl ich das Lied bis jetzt nur von Hermine und Hugo habe singen hören, deren Vortrag gewiß manches zu wünschen übrig lässet. Und wenn ich auch nicht musikalische Kenntnisse genug besitze, um mir ein sicheres Urtheil anmaßen zu können, so ergreift mich der Gesang doch immer wieder mit erschütternder Gewalt.‘ —

Aus des Vaters Briefe:

‚Wir sehen die Nebel, die Deine Zukunft bisher verhüllten, sich zertheilen und wo das Auge unsicher umherspähte, da er-

blicken wir jetzt die ersten Linien scharf begrenzter Umrisse. Möge es mehr und mehr helle werden, mein Junge, und mögest Du, wenn nun das Düster völlig geschwunden ist, Dich bei der Umschau ins Runde so belohnt finden, wie Du es erwarten durftest. Der Menschen Ansprüche auf Glück sind so verschieden, wie die Menschen selbst. Was Einen über alle Unzufriedenheit mit seinem Loose erheben würde, das besitzt ein Anderer und grollt seinem Geschicke. Daher ist es gewiß, das des Menschen Glück nur in seiner eigenen Brust zu finden ist. Und der beste Talisman bleibt der alte Spruch: Bete und arbeite! — Wer die ihm verliehenen Kräfte gewissenhaft benutzt zum redlichen Streben in seinem Berufe, der bleibt von aller Selbstanklage frei, wenn auch der Lohn seinen Erwartungen nicht entsprechen sollte. Und wer dabei so glücklich war, einen bescheidenen, anspruchlosen Sinn sich zu bewahren, in dessen Herzen thront Zufriedenheit, wenn auch die Güter des Lebens ihm kärglich gespendet werden. — Nur selten erlangt der Mensch diesen Standpunkt durch die Kraft seines Willens; öfter dadurch, daß er seines früheren ungünstigeren Zustandes sich stets bewußt bleibt; noch öfter durch Unglück. Möge vor diesem der Himmel Dich schützen und zu dem Ersteren Dich in guten Vorsätzen stärken.‘ —

Bald nachher erschienen auch die Psalmen. Die Rückkehr zur Einfachheit des Ausdruckes, welche von dem Bruder Karl auch in der Ballade anerkannt wird, erhob der Autor nunmehr zum vornehmsten Grundsatze seiner ferneren schöpferischen Bestrebungen. Wollte er sich von fremden Beeinflussungen befreien, seine natürliche Eigenart zu selbständiger Entfaltung befähigen; so mochte nur die einfache Kundgebung lauter und klar bewußter Wahrheit der richtige Weg sein, welcher zum Ziele führen konnte. Liszts Empfehlung ‚souveräner Verachtung des Gemeinen‘ beachtete Sigfrid als beherzigenswerte Richtschnur musikalischen Ausdruckes. Zwar lag das Gemeine seiner Sinnesart fern genug. Allein absichtsvoll gewälte Einfachheit erschwert es, innerhalb der Grenzlinien des Gewöhnlichen, Abgenutzten und des Gesuchten, Unnatürlichen sich mit

Leichtigkeit anmutend zu bewegen. Indessen erkannte es auch die öffentliche Meinung an, daß Sigfrids Einfachheit sich vom Gemeinen frei erhielte. Über die Ballade sagt ein öffentlicher Beurteiler in einem Leipziger Blatte:

‚Lobend ist noch zu erwähnen, daß die Diction durchaus gewählt ist, die harmonische Behandlung einfach, aber desgleichen den denkenden Harmoniker erkennen läßt, was man an mehreren feinen Wendungen alsbald zu bemerken Gelegenheit hat.‘ —

Ein anderes in Berlin erscheinendes Blatt beleuchtet diese Seite noch deutlicher:

‚Herr S.‘ — lieset man dort u. a. — ‚strebt offenbar nach der edlen und trauervollen Simplicität des Volksgesanges und resignirt auf alle beliebten und abgebrauchten Mittel des Salonliedes. Seine Declamation hat nichts Gesuchtes, er vermeidet das falsche Pathos und schmiegt seine einfachen Melodien an die edlen Worte des berühmten Gedichtes, ähnlich einem vertrauenden Kinde.‘

Die Psalmen hatten solche Klarheit und veränderte Richtung zuerst eröffnet. Sigfrid wälte den ersten besten lediglich aus ästhetischen Beweggründen, als Stoff einer gelegentlichen Studie. Erfolg und Überzeugung drängten ihn vorwärts auf diesem Wege, auf welchem allein er finden konnte, was er in künstlerischer und sittlicher Richtung erstrebte: nämlich die Entfaltung seiner Eigenart, die Achtung der öffentlichen Meinung und das Glück, den Frieden der Seele, ein Ziel, dem er auf anderen Bahnen vergebens nachgejagt hatte.

Über die Psalmen schrieb ein längst verstorbener, hochachtbarer Musiker, Theodor Uhlig, in einem öffentlichen Blatte, was folgt:

‚Wenn wir uns über diese Gesänge nicht ausführlicher verbreiten, so geschieht dies, weil wir an ihnen in der That nichts auszusetzen haben. Der Componist ist in jeder Beziehung mit sich einig; er bedarf weder unseres Rathes, noch unserer Ermunterung. Schützt die geistige Reife, die aus seinen Compositionen spricht, ihn vor jedem Mißgriff, zu dessen Rüge die gewöhnliche Kritik ein Recht beanspruchen könnte, so würde

selbst eine oppositionelle Principienkritik Respect empfinden müssen vor der Harmonie, die seine Kunstleistung athmet und die eben nur als eine Folge jener Einigkeit des Componisten mit sich selbst anzusehen ist.'

Robert Franz urteilt vom Verfasser dieser Besprechung in einem an Sigfrid gerichteten Briefe sehr anerkennend. Er schreibt:

,Neulich war ich auf 14 Tage in Dresden und fast ausschließlich in Uhligs Gesellschaft. Er that Ihrer sehr anerkennend Erwähnung. Wenn ich auch nicht in allen Dingen mit Uhlig harmonire, ist er doch ein verständiger Kenner, der im Allgemeinen weiß, was er will: eine Eigenschaft, die man heutzutage nicht hoch genug anschlagen kann.' — —

Die Gegensätze des Lebens platzen oft hart auf einander. Am Schlusse seines oben teilweise wiedergegebenen Schreibens ruft Karl dem Bruder zu:

,Immer vorwärts! Dir winkt das höchste Ziel! — Davon sind seit dem letzten Erfolge auch unsere Eltern überzeugt, die begreiflicher Weise noch immer Zweifel hegten.'

Sigfrid hätte sich nun wol gern beglückender Freude über diesen so lange gesuchten Erfolg hingeben mögen, wäre dieselbe nicht durch eine sehr niederschlagende Nachricht jäh gehemmt worden, welche durch die sämtlichen Briefe der Seinigen hindurchklang. Die Mutter berichtet darüber, unmittelbar nachdem sie ihre Freude über die Ballade geaüßert, so:

,Abgesehen von der Genugthuung, die Deine Sendung uns bereitete, kam dieselbe uns wie ein Bote des Himmels, indem sie die trübe Stimmung wohlthuend unterbrach, in welche uns ein Brief versetzt hatte, der die schmerzliche Nachricht brachte, daß unsere liebe Liesli wieder von einem bedenklichen Rückfalle in ihr Gemüthsleiden heimgesucht worden ist. Man hat sie in Folge desselben aufs Neue in eine Heilanstalt bringen müssen.

,Wie niederschlagend diese Schreckenspost unseren armen Karl trifft, brauche ich Dir nicht zu schildern. Kurz zuvor hatte er noch die Freude, einen vier Seiten langen Brief von

der geliebten Kranken zu erhalten. Auch die Mutter sprach es uns brieflich aus, wie überglücklich sie sich fühle, daß ihr liebes Kind jetzt völlig genesen. Nun liegt die schöne Hoffnung mit allen daran geknüpften Plänen zertrümmert vor Karls Blicken, und gähnend zeigt ihm die Zukunft ihre Zähne, mit denen sie sein Herz, mit seinen Wünschen und Freuden, zerfleischt ihm vor die Füsse zu werfen droht. Kein Stern erscheint in dem Dunkel, der es freundlich erhellen könnte. Ach! — welch ein Jammer! — Er wird sein Leben wohl einsam vertrauern müssen — der arme Karl! — Wollte doch Gott darein sehen!' —

Diese Nachricht bildete einen gar zu schroffen Gegensatz zur Freude — über die erreichten Erfolge. Sigfrid war im ersten Augenblicke wie zerschmettert. Er raffte sich gewaltsam empor; griff zur Feder, um seinem schwer heimgesuchten Bruder den eigenen Schmerz auszusprechen, der ihn so jäh packte. Allein er warf die Feder hin. Das Verfahren des Buchstabenmalens war seiner leidenschaftlichen Aufgeregtheit viel zu langsam.

Er setzte sich an das Klavier und tobte sein Herzeleid aus. Dann erhob er sich und brachte das Verklungene unmittelbar zu Papier. An den folgenden Tagen entstanden zwei andere Sätze. Das Ganze stellte sich dar als ein Fantasiestück (c-moll) in drei Sätzen. — Erst vierzehn Tage, nachdem er jene betrübende Botschaft empfangen, vermochte er es, auch brieflich dem Bruder seinen Anteil — wenn auch nicht ohne wilde Gereiztheit des Gefühles — auszudrücken:

‚Endlich finde ich so viel Gemütsruhe, als dazu gehört, jemandem sein Herz im vollsten Masse auszuschütten. Schumann versicherte neulich, er komme so selten dazu, mir zu schreiben, weil er mir nur ‚lange Briefe' schreiben möchte. In dieser Lage befand ich mich dieses Mal nicht. — Ich hatte Dir vielmehr sofort geschrieben — aber in Noten. Bevor diese auf dem Papiere standen und meine Psalmkantate (nach Psalm 57) vollendet war, was jetzt der Fall ist, konnte ich mich nicht gehörig sammeln.

‚Dazu kam eine Reise, die ich mit Fany nach Leipzig

machte. Veranlassung dazu gab Schumann, der dort mehre neue Werke aufführte; unter anderen die ‚Manfred-Ouvertüre' und die ‚Pilgerfahrt der Rose'. Ich traf dort auch Liszt und Robert Franz. Die Reise hat mich etwas aufgefrischt. Denn die Hiobspost griff mir wie mit scharfen Geierskrallen an die Nieren. Gleich nach Empfang derselben schickte ich mich an, Dir ein Bild zu zeichnen des Zustandes, in den die erste Aufwallung gegenstandsloser Wut und tobender Raserei mich versetzte. —

‚Es war eine vollkommene Kopflosigkeit über mich gekommen, sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß eine höllische Brut spitzfindiger Kombinationen sich mir ins Herz nistete, die mich zur Erklärung des neuen Unglückes auf Verdachtgründe hinleiteten, welche völlig aller und jeder Realität ermangeln. Die ganze Empörung meiner Lebensgeister wider die Vernunft hat in Musik ihre Ausgleichung gefunden. Und bevor das geschehen konnte, vergieng die Zeit, während welcher ich mit dem Troste meines brüderlichen Beileides zu kargen schien. —

‚Trost! — Wie vermag ein schwachherziger Tropf Dir Trost zu spenden, der Du eine so eisenfeste Natur allen Schlägen des herben Geschickes gegenüber bewährt hast! — Was ich tun kann, ist nichts, als Wünsche für die Ausdauer Deiner Kraft zu hegen. Du hast Dich auf das schneidende Riff des Humors geflüchtet; das ist nur einem vollkommen starken Schwimmer möglich, welcher dem Sturm und Drang der zischenden Wogenbrandung Hohn und Trotz entgegenzusetzen wagt. Das rettende Riff ist freilich eine Folter. Seine Zähne und Zacken reissen die Haut wund und zerfetzen das Fleisch, aber die Felsensäge hält Dich doch über Wasser — es ist ein Blick in den zürnenden Himmel der Hoffnung von jener schmalen Grenzscheide zwischen Leben und Verzweifeln möglich. Und das Lachen über Dein Heulen, oder das Heulen über Dein Lachen rettet Dich vom Sturze in den gähnenden brausenden Wasserschlund. —

‚Du sehnst Dich nach Umgebungen, die Deine Gedanken von dem schwarzen Mittelpunkte Deines Jammers abziehen

könnten. Ich meine, das sei eine zweifelhafte Hülfe. Das blendende Licht aüsseren Wohlbehagens, inneren Glückes würden Deinen Zustand greller beleuchten, daß er nur schwärzere Schlagschatten in den Gesichtskreis Deines Daseins werfen müßte. An Dir selber habe ich die Beobachtung gemacht, daß der ruhige Verlauf des Gewohnten die Anlaüfe des Schmerzes leichter zurückweiset, als das Leben in dem Bereiche der Frohen, oder als der Vergleich des eigenen grösseren Mißgeschickes mit dem kleineren Anderer es vermag. — Erinnere Dich Deines früheren Aufenthaltes in dem an Genüssen so reichen Berlin.

‚Kamst Du aus dem Konzert, aus dem Theater; geschah Dir eine unerwartete Liebeserweisung: da seufztest Du, ‚Wie würde ich das geniessen, wenn ich sorglos in die Zukunft blicken dürfte!' —

‚Wuchs Deinem anhaltsamen Fleisse eine Erweiterung des Wissens zu: Du hattest keine Freude daran. ‚Für wen arbeite ich. — Was nüßt das alles mir!' — so riefest Du oft.

‚Du massest Dich stets an anderen und demütigtest Dich selbst unter solche, deren Dasein tatenlos und willenlos auf ebener Fläche dahinrollt, wie eine Billardkugel, bis der Spieß des sicheren Spielers sie trifft und sie dumpf hinabplumpt in das Loch, aus dem kein dienstfertiger Markör sie wieder hervorholt. —

‚Drum bleibe ruhig im gleichmässigen Takte Deines bescheidenen, aber segensreichen Wirkungskreises. Das Leben ist jedem schön, der seine Schönheit zu empfinden weiß und gewillt ist, sie zu suchen.

‚Willst Du sein wie das Kind, das den ganzen Apfel wegwirft, weil der Wurm die Blume zernagte? — Sei nicht wie das Kind! — Sei ein Mann, der den Wurm mit dem Messer herausschneidet und den kleinen Rest der wohlschmeckenden Frucht mit Dankbarkeit genießt. Das würde ich tun! —

‚Ja vielmehr — das *werde* ich tun! Und zwar insofern, als ich unseren ehrwürdigen Stammbaum nie mit solchen

Sprossen bereichern werde, welche wieder sprossend neue Zweiglein treiben. Meine Kinder — falls sie gedeihen sollten — werden in alle vier Winde zerstreut werden. Aber sie werden bleiche Gesellen sein, ohne Fleisch und Bein. Reden aber werden sie von unserem Blute, als Schemen, gezeugt vom allgemeinen Menschenlose, ausgebrütet von der Wärme des Herzens. So entstehen und entstanden meine Arbeiten. Und auch Dein neues Unheil spukt schon als Schemen über die hölzernen Tasten des Klavieres. In meiner jüngsten Fantasiesonate ist der ganze Verlauf wiederzufinden: Sturmnacht, Sonnenblicke, Kampf aufs neue, Siegeshoffnung und als endlicher Siegestriumpf: willenskräftiger Humor, der das eine weinende Auge mit dem anderen lachenden auszusöhnen strebt. —

‚Es bleibt dabei: das ist der Text des fugirten Finales.

Ach! daß es doch auch bei Dir dabei bliebe, daß wirklich der starre Schmerz der Hoffnungslosigkeit in Deiner Seele flüssig geworden wäre und Du in diesem Flusse, auf der Oberfläche Dich behauptend, dem Hafen entgegenschwimmen möchtest! —

‚Gern käme ich Ostern zu Euch, mich zu überzeugen, wie es mit Dir und mit den anderen Lieben steht. — Doch kaum wage ich es, dieser Hoffnung nachzuhängen, der so manche Gründe entgegenstreiten.‘

Der Wunsch, nach einem arbeitsamen Winter eine Zeit lang im Kreise der Seinigen sich zu erfrischen, gewann allmählich festere Unterlagen.

‚Ich möchte von der anstrengenden produzirenden Arbeit verschnaufen, aus der ich den ganzen Winter nicht loskonnte‘ — so schreibt Sigfrid den Lieben. — ‚Diese Tätigkeit ist stets mit grosser geistiger Erregung verbunden und inwiefern solche abspannt und Erholung erforderlich macht, könnt Ihr von Ärzten erfahren. Die Musse würde ich ausfüllen mit der Instrumentation meiner Psalmkantate für Chor, die im vollständigen Entwurfe vorliegt. Solcher Arbeit ist süsse sorglose Ruhe, wie ich sie nur bei Euch finden kann, sehr erspriesslich.

‚Dazu bekäme ich die Hände frei für andere grosse Arbeiten, die zum Teil schon in zerstreuten Skizzen begonnen sind. Ich erwähne namentlich die Musik zu dem neuen Drama eines hiesigen Dichters, der mich aus den Psalmen und anderen Sachen kennt. Er hat gemerkt, daß ich doch nicht ganz so gottlos bin, als ich wol manchem erscheinen mag, und da sein Drama einen alttestamentlichen Stoff behandelt, so braucht der Dichter eine recht gottbeschwingte Feder. —

‚Den Gründen meiner Sehnsucht füge ich noch den Wunsch hinzu, die geliebte Mama an ihrem nahen Geburtstage einmal wieder nach altem, langentbehrten Brauche in Prozession mit meinem persönlichen ‚Gratulir' auch' zu begrüssen. —

‚Im übrigen fesselt mich für den Augenblick nichts Besonderes hier in Berlin. Da die Frankfurter sich geweigert haben, mir für dortige Unternehmungen zuverlässige Gewähr des Gelingens zu leisten, so habe ich diese Entwürfe zu — den übrigen essigsauren gelegt. Die Musiksaison ist hier mit dem Würdigsten, Großartigsten und Bildungsreichsten, was die Tonkunst besitzt, nämlich mit Bachs Matthäuspassion, geschlossen.

‚So bin ich frei und eile auf Flügeln der Liebe zu Euch, wenn Ihr mich nicht zurückweiset.'

Die Einladung erfolgte, und mit höher schlagendem Herzen eilte der Beglückte seiner heißgeliebten Heimat entgegen. Warum klangen ihm die Worte der Mutter, welche sie bei dem letzten Jahreswechsel ihm schrieb, so unabläßig in seine Reisegedanken hinein? — Waren es die Hoffnungen auf endliches Erringen einer gesicherten bürgerlichen Lebensstellung, welche ihn an die Worte der Mutter gemahnten? — Waren es neue unbekannte Ziele, denen die Hoffnung ihn unbewußt entgegentrug? — Das wußte der Reisende nicht. Aber es wirkte wie eine profetische Ahnung, daß die Mutter ihm zum neuen Jahre schrieb:

‚Der gütige Gott wird mit Dir sein. Wer weiß, was das neue Jahr Dir bringen mag? — Ich muß eben jetzt des schönen Quartetts gedenken, welches Frau von Scherburg so innig sang:

Treulich bringt ein neues Jahr
Neues Laub und neues Hoffen.

‚Und so will ich auch Dir wünschen, daß dieses neue Jahr Dir, mein geliebter Sigfrid, recht Erfreuliches bringen möge, wie es zu Deinem wahren Besten nöthig ist.‘

5.

Guten Morgen, Vielliebchen!

Beim ersten Grauen der Morgendämmerung stieg der Reisende in seiner kleinen geliebten Vaterstadt aus dem Postwagen und eilte nach dem Elternhause. Noch lagerte die stumme Ruhe der Nacht auf den Strassen. Die Wohnung des Bruders, an welcher Sigfrid seine hallenden, beflügelten Schritte vorüberlenkte, zeigte noch keine Spur erwachten Lebens. Die Thüre des Elternhauses öffnete sich erst auf wiederholtes Pochen. — In erregter freudiger Stimmung, als gienge es zum Feste, trat er ein. War doch heute der Geburtstag seiner teueren Mutter! — Alles schliefe noch, sagte die Dienerin. —

Sigfrid eilte in das Wohnzimmer, öffnete das Klavier und ließ einen musikalischen Weckruf durch das Haus erschallen. Nicht lange nachher begrüßte er die Eltern mit seliger Freude. Es gelang ihm, der erste zu sein, welcher seinen Segenswunsch der Mutter zum Geburtstage darbrachte.

War es die nachwirkende Festfreude, oder das Vorgefühl neuen, unbekannten Glückes? — Gewiß ist es, daß die Eindrücke der ersten Tage anders, besonders, tiefer wirkten, als er es bei früheren Besuchen erfahren.

Am zweiten oder dritten Tage machte Sigfrid in Begleitung Karls einen Besuch bei Frau von Scherburg. ‚Sie erwartet es ganz bestimmt‘, hatte die Mutter erklärt. —

Es kostete stets Überredungskünste, um Sigfrid zu solchen Rücksichten und Aufmerksamkeiten zu bewegen. In dem gegenwärtigen Falle aber fand er sich sogleich bereit. Frau von Scherburg wünschte mit ihm zu reden; wünschte seine Meinung zu hören über den Gesang ihrer Tochter. Diese wurde von einer Tante in der Residenz erzogen und lebte seit frühster Kindheit bei derselben. Eigene Kinder hatte die Tante nicht. Ihr Gatte bekleidete die Stelle des ersten Rates in einer höheren Behörde. Das Pflegetöchterchen des Geheimen Rates — er schrieb sich Toll — besaß dagegen ungewöhnlich zalreiche Geschwister. Und wenn der Vater dieser grossen Familie auch ausreichende Einkünfte von seinem hervorragenden Amte bezog, so dürften praktische Rücksichten ihm doch die Trennung von der Tochter erleichtert haben.

Ellen, so hieß sie, mochte fünfzehn bis sechszehn Jahre zälen. Letzte Ostern war sie eingesegnet worden. Gegenwärtig weilte sie seit kurzem bei ihren Eltern als Gast. Sigfrid kannte sie noch nicht persönlich. Er wünschte diese Bekanntschaft zu machen, da Fraülein von Scherburg nach Aussage Sachkundiger nicht nur die schöne Stimme, sondern auch den verständigen, warmen Gesangvortrag von ihrer Mutter geerbt habe. Das Gerücht behauptete sogar, es liege im Wunsch der Tante Toll, ihre Pflegetochter zur Gesangkünstlerin ausbilden zu lassen. Über all diese Angelegenheiten sollte Sigfrid nunmehr das Nähere erfahren.

Als er mit seinem Bruder sich dem Gebaüde nahte, welches Scherburgs bewohnten, kämpfte jener mit dem Gefühle der Befangenheit oder Spannung, welche ihn noch immer heimsuchte, wenn er neuen bedeutenden Eindrücken entgegensehen zu dürfen meinte.

Schon von ferne bemerkten die Brüder in der geöffneten Hausthüre eine jugendliche weibliche Gestalt, mit einem Kindchen spielend, welches sie auf den Armen schaukelte. Die Sonne fiel voll auf dieses Bild, das in dem Rahmen der Hausthüre sich hervorhob wie das Gemälde einer Madonna. Sigfrid mässigte seine Schritte. Er fürchtete, die überraschende Wirkung

dieses Anblickes zu zerstören. ‚Das ist Ellen‘ — sagte Karl. — So trat sie in ihrer schmiegsamen, kraftvollen Gestalt, in vollster Anmut und reinstem Schmuck echter Weiblichkeit dem überraschten jungen Manne zum ersten Mal entgegen.

Seitdem er sein Kunstideal gewaltsam herausgelöset hatte aus dem Banne jenes Kultus, den er mit dem Andenken an die verklärte Ida jahrelang trieb, erschloß das hellbeleuchtete, von wirksamen Rembrandschen Schatten gehobene Bild der jungfraülichen Madonna in jenem dunkelen Thürrahmen zum ersten Male wieder Sigfrids Herz für Eindrücke der schönen Weiblichkeit. Er glaubte dafür alle Empfänglichkeit längst verloren zu haben. Solche Wirkung aber war zu neu, um ihm selbst unmittelbar verständlich zu werden.

Als Ellens Mutter die zurückhaltende anmutvolle Tochter nun zum Singen aufforderte, bat Sigfrid den Bruder, die Begleitung am Klavier zu übernehmen, um den Gesang unbefangener beurteilen zu können. Das war indessen nur Vorwand. Er fühlte sich von den empfangenen Eindrücken zu sehr bewältigt, um der erforderlichen sicheren Ruhe gewiß zu sein. Das war der eigentliche Grund.

Ellens Gesang überraschte. Der Ton klang gedeckt, wie Sigfrid bisher nur ähnliches an der Stimme Jenny Linds kennen gelernt hatte. Durch die Verschleierung wirkte die Wahrheit und natürliche Kraft der Empfindung des Vorgetragenen wärmer und anteilwerter hindurch. Sigfrid verglich Ellens Gesang mit einer halbgeöffneten Rosenknospe, deren zarter Duft und gedrungene Form künftige Fülle profetisch verheisse. Ellens Ton konnte an Rembrands Farbe erinnern.

Nach mehren Tagen, während welcher man haüfiger zusammen musizirt hatte, kehrte Ellen zu den Pflegeeltern in die Residenz zurück.

Sigfrid entbehrte ungern das muntere Mädchen mit den, gleich der Stimme, wie durch einen Schleier hindurchleuchtenden traümerischen grossen Augen, die von langen Wimpern beschattet waren. Ihre natürliche Fröhlichkeit, die sich auf der Folie beschaulichen Ernstes und freundlicher Herzenswärme vorteilhaft

hervorhob, verbreitete überall, wohin sie kam, eine regsame, behagliche Stimmung.

Die entstandene Lücke suchte Sigfrid auszufüllen durch haüfigere Besuche, welche er der anziehenden Mutter Ellens in Folge wiederholter Aufforderungen abstattete. Ihres ansprechenden Gesanges wegen genoß Frau von Scherburg eines über die Kreise ihres Verkehres weit hinauswirkenden vorzüglichen Rufes. Schmückte sie einmal die öffentliche Aufführung eines Oratoriums oder anderer ernster Chormusik mit Sololeistungen, so konnte auf zalreichen Besuch sicher gerechnet werden.

Mit ihr musizirte Sigfrid fortan gern, wenn die neuesten Mitteilungen über Ellen, oder die Fragen, welche sich an des lieben Kindes Zukunft knüpften, nicht Gegenstand anteilvoller Unterhaltung bildeten. Haüfig ward die Möglichkeit erörtert, die Stimme Ellens von einem bewährten Gesangmeister schulmässig ausbilden zu lassen. Die Tante Toll hegte gar die Hoffnung, ihre Ansicht dereinst bewahrheitet zu finden, daß die natürlichen Gaben und die Persönlichkeit des Mädchens einer hervorragenden künstlerischen Laufbahn als Konzert- oder gar Bühnensängerin alle erforderlichen Voraussetzungen entgegenbrächten. Frau von Scherburg, wenn sie auch der Vorstellung einer solchen künstlerischen Wirksamkeit nicht widerstreben mochte, war für das Wohl und Wehe ihres Kindes doch zu sehr besorgt, um sich durch glänzende Möglichkeiten taüschen zu lassen, denen viel wahrscheinlichere Gefahren aller Art gegenüberstanden. Selbst die Voraussetzungen, auf welchen die Schwester, Ellens Tante, ihre Hoffnungen gründete, erschienen der Frau von Scherburg durchaus nicht so zweifellos, als die Frau Rat es ihr vorstellen mochte.

Gleichwol wünschte Ellens Mutter, Klarheit zu erlangen über die Frage, ob der Schwester Hoffnungen begründet, ob Ellens natürliche Gaben ausreichende sein möchten, um das von der Frau Rat angeregte Unternehmen ernsthafter ins Auge fassen zu dürfen. Frau von Scherburg beglückte deshalb den jungen Musiker mit dem Vertrauen, welches sie auf dessen Urteil, Erfahrung und Rat setzte, zumal ein anderer Rat in der Nähe nicht zu erlangen war.

‚Sie müssen das liebe Kind genauer kennen‘ — sagte sie. — Deshalb erzälte sie ihm manche kleinen Züge, Äusserungen und Einzelheiten, welche ihr für Ellens künstlerisches Naturell zu sprechen schienen. Zu demselben Zwecke las Frau von Scherburg ihm eine kleine schöpferische Arbeit der Tochter vor, die denn Zeugniß genug zu sein schien für eine lebhafte Fantasie und natürliche Gestaltungskraft, Eigenschaften, welche dem schaffenden Geiste des Künstlers ebenso als dem ausübenden zu Statten kommen, ja unentbehrlich sind. Ellens dichterische Erzälung war ein Kindermärchen folgenden Inhaltes:

Eine Schwalbe, aus wärmeren Zonen in die Heimat zurückgekehrt, findet in ihrem gewohnten Neste ein niedliches Wesen, ein Elfchen, einen Finger lang. Die Schwalbe gewährt dem entzückenden hülflosen Geschöpfe volles Gastrecht, sorgt für dasselbe und gewinnt zum Dank des Elfchens ganzes Vertrauen. Eine Tochter des Sonnenstrales, hat der grausame Vater sie verlassen, nachdem er sie in diesem Neste wider Schnee, Kälte und Sturm der rauhen Jahreszeit schlecht genug gesichert. Inniges Mitgefühl und herzliche Zuneigung mit dem flügel- und hülflosen Sonnenkinde ergreift der Schwalbe Seele, und um ihren wunderlieblichen Gast vor ähnlichen herben Erfahrungen zu schützen, birgt sie die leichte Last am Herzen und fliegt mit derselben zum Sonnengotte empor, ihm die Tochter — so schwer auch der Abschied falle — wiederzubringen. Der glänzende Gott aber findet Wohlgefallen an so treuer selbstverleugnender Liebe und vereinigt beide, indem er das Elfchen in eine leichtbeschwingte Schwalbe verwandelt.

Wie tief der Eindruck war, welchen diese kindlich-sinnige Dichtung dem beglückten Zuhörer der freundlichen Vorleserin hinterließ, wird aus dem weiteren Verlauf dieser völlig neu und unerwartet in sein Leben verflochtenen Beziehung klar genug hervorgehen. —

Vorlaüfig beschäftigte die Gemüter in der ‚Goldburg‘ die nahe bevorstehende Vermählung Linas, einer der Familie des Ratsherren sehr werten Verwandten. Ihre Verlobung war es, die in einem Briefe Hugos weiter oben flüchtig erwähnt worden.

Hugo entwarf damals das Bild einer Hochzeit, welche fast gleichzeitig mit Linas Verlobung zusammenfiel. Unter denselben örtlichen und persönlichen Bedingungen, die dem damaligen lebenslustigen Kavalleristen so wenig anziehende und befriedigende Festfreuden zu verheissen schienen, sollte nunmehr auch Linas Vermählungsfeier stattfinden. Der Ratsherr, Linas Vetter, und seine ganze Familie, folglich auch Sigfrid, befanden sich unter der grossen Zahl der geladenen Hochzeitsgäste.

Wie bei der früheren Veranlassung der jüngere Bruder, so straübte sich bei der gegenwärtigen Sigfrid, der Einladung zu folgen. Nicht allein Gründe innerer Abneigung und körperlichen Unbehagens, sondern mehr noch seine Arbeit, welche solche Zerstreuung nicht zulasse, setzte er allen Bitten der Seinigen, sie zur Hochzeit zu begleiten, standhaft entgegen. Vor allen bemühte sich Karl, diesen Widerstand zu brechen. Er stellte dem Hartnäckigen vor, daß trotz der grossen Gesellschaft, die viel fremde und widerstrebende Elemente umfassen werde, wie man wußte, das Fest befriedigendes genug zu gewähren verspreche, da man ja im engsten Familienkreise dort sich zusammenschliessen könne. Ja selbst, als man mitteilen konnte, daß auch Ellens kunstsinnige Tante zugegen sein, daß sie mit ihrem feinen Geschmacke die Anordnungen des Festes leiten, mit ihrem anregenden Frohsinn dasselbe zu beleben wissen werde, antwortete Sigfrid nur mit Achselzucken und beharrte bei seiner ablehnenden Erklärung. —

Der Tag nahte endlich heran. In der Goldburg herrschte allgemeine Verstimmung, erzeugt durch Sigfrids Starrsinn.

Am frühen Morgen fuhr der Reisewagen vor, der die Familie nach der fünf Meilen entfernten Stadt führen sollte, wo das verhängnißvolle Hochzeitsfest stattfand.

Wer beschreibt das Erstaunen, als ganz unerwartet Sigfrid, geschniegelt und geputzt, im Frühstückszimmer erschien und mit geheimnißvollen Mienen erklärte, er habe im Traume die Weisung erhalten, von seinem Entschlusse abzustehen. Mehr war nicht aus ihm hervorzulocken. Die wiederbelebte Fröhlich=

keit, welche sich auf der langen Fahrt bald der Gesellschaft bemächtigte, schien ihn nur wenig zu berühren. In die Wagenecke zurückgelehnt, verharrte er ganz gegen seine Gewohnheit in verdrossenem Schweigen.

Ebenso verdrossen vollendete er im Gasthofe seinen Anzug und begab sich teilnahmlos nach den glänzend geschmückten Festraümen.

Die Frau Rat war zugegegen. Sigfrid sah ihre elegante Gestalt mehremals sich durch Knaüel geputzter Menschen behende hindurchwinden. Sie warf ihm auch einmal einen flüchtigen Gruß zu. — Er blieb ernst und in sich gekehrt. Endlich gelang es ihm, die vielbegehrte Frau auf einen Augenblick zu sprechen. Er erkundigte sich nach dem Befinden des Fraülein von Scherburg. Die Tante schien die Frage überhört zu haben.

‚Es ist Zeit‘, sagte sie, ‚Ihren Platz bei Tafel aufzusuchen. Hoffentlich werden Sie mit Ihrer Nachbarschaft zufrieden sein. Ich habe für Sie ganz besondere ausgesucht.‘ — Sie lächelte bedeutungsvoll und verlor sich wieder in einen anderen Raum. —

Bald nachher gieng man zu Tische. Sigfrid war einer der letzten, die ihren von der Frau Rat belegten Platz auffuchten. — Er überschaute die von bunten Gästen bereits vielfach besetzten zalreichen Tafeln, um die für ihn etwa freigelassene Lücke einzunehmen.

Da — kaum traute er seinen Sinnen — schlüpfte eine schlanke, jungfraüliche Gestalt durch die Reihen, gerade auf den Platz zu, wo er noch zweifelnd und anteillos stand. Es war Ellen von Scherburg. ‚Wo stecken Sie denn?‘ — schmollte sie ihm anmutig entgegen. ‚Wird es Ihnen so schwer, Ihren Platz zu finden? — Kommen Sie nur!‘ — damit eilte sie voran.

Er folgte ihr willenlos und verwirrt. — Die Tante hatte die jungen Leute nebeneinander gesetzt. Geradeüber an einer anderen Tafel saß sie selbst.

‚Ich wollte einmal sehen‘ — erklärte sie —, ‚wie zwei

künstlerische Naturen in lustiger Gesellschaft miteinander verkehren.‘ —

Niemand hatte ihm entdeckt, daß Ellen zugegen sei. Und da er den Raum kaum verlassen haben mochte, in welchem er seit seinem Eintritte sich stetig aufhielt, so war sie ihm auch nicht früher zu Gesicht gekommen. Eine so belebende Überraschung verfehlte denn ihre Wirkung nicht.

Das Eis war gebrochen: Sigfrid sah und hörte nichts mehr, als seine anmutige Nachbarin, mit dem warmen verschleierten Blicke, die sich rückhaltlos der lebhaftesten Freude und Munterkeit hingab. Von Zeit zu Zeit erschien die Tante und erntete jedesmal reiche Dankesspenden ein für das Glück, welches sie durch ihre freundliche Anordnung den beiden höchstbefriedigten Tischnachbarn bereitete. Der Genuß solchen Glückes dehnte sich über viele Stunden aus, und wenn es Augenblicke gab, wo er getrübt erscheinen konnte, so brachten solche höchstens die endlosen Trinksprüche auf die Neuvermählten und andere Respektspersonen. Denn der Anstand gebot wenigstens äusserliche Aufmerksamkeit auf die Worte der Redner und gestattete eine Fortsetzung der Unterhaltung nur in der Form einer Symbolik, zu denen Augen, Finger, Löffel, Brotkrumen und andere beredte Mittel des Verständnisses die Zeichen herleihen mußten.

Die Verschen, darein Zuckerbackwerk gewickelt zu werden pflegt, wurden sorgfältig studirt und ausgetauscht, wenn sie nur eine entfernte Anspielung auf die Sympathie der Herzen enthielten, oder eine Neckerei veranlassen konnten. Manche dieser süssen Zettelchen trieben sich lange in dem Buche umher, welches Sigfrid in seiner Brusttasche zu tragen pflegte. — Von Ellens weissem, duftigen Gewande lösete sich eine der rosaroten Bandschleifen los, mit denen es reich geschmückt war. Nach langem vergeblichen Bitten, erwarb der beglückte Nachbar Ellens auch dieses Andenken und barg es behutsam in sein Taschenbuch.

Als der Nachtisch aufgetragen war, teilte man eine Doppelmandel. Sigfrid gewann alsbald das ‚Vielliebchen‘. Ellen bestand darauf, das Spiel zu wiederholen. Dieses Mal gewann sie es. —

Nach aufgehobener Tafel begann der Ball. Sigfrid hatte dem Tanzvergnügen lange entsagt. Heute ließ er keinen Tanz vorübergehen. Nur wenige derselben tanzte er mit anderen, wie es die Sitte gebot. Alle übrigen hindurch war er Ellens Tänzer, die seine leichten Bewegungen lobte.

Erst gegen sechs Uhr morgens trennte man sich. Sigfrid zog mit den Seinigen wieder gen Norden, Ellen mit ihrer Tante gen Süden. — Sie stand am Fenster und schaute heraus, als er in der Morgendämmerung die Blicke nach dem Hause zurücksandte, dessen festliche Raüme Zeugen einer folgenreichen Wendung seines Geschickes gewesen waren.

Auf der Heimfahrt sank Eins nach dem Anderen in tiefen Schlaf. Sigfrid vermochte nicht zu schlafen. Sein ganzes Wesen war wie umgewandelt. Er liebte.

Aber es war nicht das entsagende Gefühl, das ihn einst in idealer Form mit Ida verknüpfte, sein Herz in ihrem Lichte erzittern machte, wie die Lotosblume im Mondesglanz zittert.

An eine eheliche Verbindung war freilich in den nächsten Jahren nicht zu denken, so lange nicht Ellens künstlerische Zukunft genügend eingeleitet und von Sigfrid eine ‚Hütte‘ errichtet worden war, in welcher er seiner Erwälten eine behagliche Heimat gründen konnte. Die Nebel fiengen ja schon an, sich zu zerteilen. Dazu beseelte den ins volljährige Alter eingetretenen jungen Mann schwellender Tatendrang. Auch ohne den nunmehr hinzukommenden mächtigen Antrieb nötigten die Umstände ihn, so bald wie möglich die lange vergebens erstrebte Selbständigkeit um jeden Preis endlich zu erringen.

Das Eine wollte er nicht aus den Augen verlieren: Ellen durfte von seinen ernstlichen Absichten auf ihre Hand keine Gewißheit erhalten, so lange die Zeit ihrer künstlerischen Entwickelung währte. Denn Sigfrid wünschte zunächst sie zur Liebe der Kunst zu führen, dadurch zugleich Einfluß auf ihre Karakterbildung zu gewinnen und durch diese Medien in Besitz ihres Herzens auf naturgemässem Wege zu gelangen.

Diese Pläne teilte er dem Bruder, der Schwester und den Eltern mit und es gelang, freilich erst nach heftigen Kämpfen

mit dem Vater, auch diesen zu überzeugen einerseits von der Unmöglichkeit der Entsagung auf die aus den Verhältnissen ungesucht hervorgeblühte Neigung zu Ellen, andrerseits von der Möglichkeit, auf dem angedeuteten Wege ein Ziel zu erreichen, durch dessen Erstreben ebenso sehr seine persönlichen Zwecke der Kunst als des Lebens gefördert werden mußten.

Ausser diesen ihm so nahestehenden Menschen hoffte Sigfrid noch Ellens Tante bei nächster Gelegenheit zur Mitwisserin seines holden Geheimnisses zu machen und sie von der Ausführbarkeit seines Planes zu überzeugen. Die Frau Rat, welche die Annäherung der jungen Leute augenscheinlich begünstigte, war nach Sigfrids damaliger Einsicht nicht nur frei von engherzigen Vorurteilen, sondern durch langjährige herzliche Beziehung dem holden Mädchen inniger verbunden, als deren leibliche Eltern, welche ihre Tochter nur aus Berichten und spärlichen Besuchen zu beurteilen vermochten und wenig Hoffnung erregten auf eingehendes Verständniß der Eigenart Sigfrids. Ohne solches Verständniß aber blieb es mindestens sehr zweifelhaft, ob das Vertrauen der Eltern Ellens für das geplante Verfahren schon jetzt gewonnen werden könne.

Sigfrid hatte nun seine Liebe unter den Zwang verständiger Willensbestimmungen gestellt. Allein solcher Druck machte das Herz nur elastischer. Ein Sprudelquell brach aus dem harten Gestein hervor und ergoß sich in musikalischen Formen aller Art. —

Zunächst lag es ihm am Herzen, das an Ellen verlorene ‚Vielliebchen‘ durch ein angemessenes Geschenk auszugleichen. Er schrieb einige Tage nach jener folgenschweren Hochzeit ein Lied, welches unter dem Titel ‚Ein Geheimniß‘ das Geheimniß zweier Herzen besingt, denen es ein Geheimniß doch wol nicht ist, während sie es zur qualvollen Freude unausgesprochen mit sich umherzutragen verurteilt sind.

Der Verfasser, selig diesen Gruß in Ellens Hände zu befördern, von ihrer herzlichen wirksamen Stimme die begeisterte Musik begeistert gesungen zu wissen, sandte das Lied an die Frau Geheimrat mit einem Schreiben, in welchem er sich offen

erklärte, und es ihrem Ermessen anheimstellte, das Lied in Ellens Besitz gelangen zu lassen. Er wolle aus ihrer Entschliessung erkennen, wie sie, die Tante, Sigfrids Erklärungen und Pläne beurteile.

Die Tante antwortete, sie habe ihrer Pflegetochter das Lied überliefert; dieselbe habe es sofort mit Eifer einstudirt und singe es zum Entzücken für alle, die es bis jezt von ihr gehört, obwol die Zal solcher nur klein sei, nur die allervertrautesten Freunde umfasse. Die Tante hob besonders hervor, Sigfrids Bedenken teile sie keineswegs, daß in Musik gesezte Verse Ellens musikalische Studien stören, daß Kunsterzeugnisse Sigfrids Vorliebe für Ellens Persönlichkeit verraten möchten zum Nachteil für deren Gemütsverfassung.

Nach solchen ermunternden Eröffnungen quoll nun der Musikstrom unaufhaltsam hervor. Tag für Tag vollendete der Glückliche ein neues Lied, zumeist grossen Stiles. Den Stoff dazu bot der ‚Liebesfrühling‘ von Friedrich Rückert reichlich dar.

Eltern und Geschwister sahen diesem ungewohnten Treiben mit Erstaunen zu. So konnte sich nur warm empfundene und fest überzeugte Wahrheit aüssern. Das beruhigte sie über jeden Zweifel, den sie hinsichtlich der tiefen Neigung, die sich so unaufhaltsam kundgab, noch gehegt haben mochten.

Mehre von den vierzehn in ebenso viel Tagen entstandenen Liedern oder Hymnen brachten allgemeine Erschütterung hervor. Unter diesen befand sich namentlich eins, welches die Zukunft des Herzensbundes ganz in Gottes Hand legt. In dem folgenden Briefwechsel mit den Lieben wirken die Nachklänge dieses Gesanges noch lange nach. Die Mutter erklärt einmal, sie habe Worte des einen dieser Lieder zum Walspruch ihres Lebens erkoren. Diese Worte lauten:

‚Herr, der du alles wohl gemacht,
Ich will nichts, was nicht du willst schenken;
Du machst es nicht, wie wir gedacht,
Du machst es besser, als wir denken.‘ —

Im Hinblicke auf Karls unglückliche Liebestreue wird wiederholt der Schluß desselben Liedes zitirt:

,Und sollen hier getrennt wir stehn,
Laß uns im Himmel ungeschieden.'

Wie eine Knospe entfaltete das Liebesgefühl Sigfrids Gemütsleben. Es stand nun in voller Blüte, und ihr Duft ergoß sich in Form schwelgerischer Melodien über seine ganze Umgebung; nur nicht über die, welche das alles angerichtet. Ausser jenem Vielliebchen-Geschenk durfte von den übrigen Liedern keines an Ellen gelangen.

Sigfrid meinte, er müsse diese Entsagung sich auferlegen, da er — trotz der Gegenmeinung der Frau Rat — besorgte, dem lieben Kinde seine warmen Gesinnungen zu entdecken. Ellens herzliche Ruhe zu stören, wäre ihm aber als Verrat an seiner Liebe erschienen. Es war ihm selbst wol kaum klar bewußt, daß er in Ellen mehr die noch traümende künstlerische Persönlichkeit liebe, als ihre anmutige Jungfraülichkeit. Er trennte diese beiden Seiten ihres Wesens nicht von einander. Aber sein Bestreben richtete er von jetzt an darauf, die in Ellen schlummernden Keime künstlerischer Entwickelung zu beeinflussen.

Nach Idas Tode dachte sich Sigfrid seine Zukunft als eine ehelose. ,Jede wohlkondizionirte Familie' — schrieb er einmal —, ,besitzt einen alten, hagestolzen Onkel. Ich fühle ganz den Beruf in mir, diesen Platz würdig auszufüllen.' — Ein andermal aüsserte er, noch wenig Wochen vor Anknüpfung seiner Beziehung zu Ellen, in einem mitgeteilten Briefe an Karl sich ähnlich: ,Ich werde unseren ehrwürdigen Stammbaum nie mit solchen Sprossen bereichern, welche wiedersprossend neue Zweiglein treiben.'

Nur unter einer Bedingung, welche aber schwerlich je zu erfüllen sei, hielt er es dennoch für möglich, noch einmal zu lieben. Von Kaput aus erklärte er sich darüber brieflich gegen die Freundin, das Röschen in Leipzig:

,Sollte ich einmal einem weiblichen Wesen mit Herz und Hand mich auf immer verpflichten, könnte es doch nur in dem

einzigen Falle geschehen, daß die Kunst, als das Medium unserer Liebe, uns zum Altare führte.' —

Dieser Fall war nun in Wirklichkeit eingetreten, und Sigfrid gab sich ohne Schranken dem glücklichen Gefühle hin, welches der ungesuchte Zustand seines Herzens hervorbrachte.

Auf seiner Rückkehr nach Berlin nahm er seinen Weg über die Residenz, wo Ellen im Hause des Geheimen Rates, ihres Oheims, lebte. Er fand bei seinem ersten Besuch Tante und Nichte allein. Ellen kredenzte dem beglückten Gaste eine Tasse Schokolade. In der behaglichsten Haüslichkeit das Walten eines so anmutvollen Wesens; nach des Tages Arbeit hier auszuruhen; — den Bann des Schweigens von jedem Gedanken abheben zu dürfen; — im innigsten Einverständnisse mit der Geliebten Leid und Freude zu tragen und zu teilen; — mit ihr vereint zu wirken im Dienste des Höchsten und Schönsten, was das Leben dem Menschen zu bieten vermag: solche Gedanken regten sich wol in der Brust des Glücklichen, dem das holde Mädchen mit ihrem tiefen, traümerischen Blicke das von ihr selbst bereitete Getränk so sittig darreichte. —

Seinen Aufenthalt dehnte er auf mehre Tage aus. Es ward viel musizirt und dieses ‚Medium' schmolz die beiden Herzen schon inniger zusammen, als es andere Mittel der Verständigung vermocht hätten. Die Zuhörer versicherten, Ellen habe nie schöner gesungen, als wenn Sigfrid ihr am Klavier begleitete. Das fanden beide natürlich. Auch Sigfrid gestand sich, er habe nie eingehender begleitet, als zu Ellens Gesang.

Einmal fand er sie allein. ‚In meinem ganzen Leben' — schrieb er später an Karl —, habe ich nie einen peinlicheren Zustand kennen gelernt. Ein Zittern packte mich an, wie bei herannahendem Fieberfrost. Um meine heftige Gemütsbewegung nicht zu verraten, raffte ich mich gewaltsam zusammen, setzte mich mechanisch ans Klavier und bat Ellen zu singen. Sie sang. Ich glaube auch, daß ich akkompagnirte. Als die Tante später dazukam, sang Ellen das Lied noch einmal. Nun merkte ich erst, wie schön sie es vortrug, und ich wußte jetzt auch, daß ich akkompagnirte.'

Als Vielliebchen-Geschenk erhielt er von ihr eine mit ihrer Stickerei geschmückte Brieftasche. Sie habe bemerkt — sagte sie —, daß die seinige einen Ersatz rechtfertige. Die teueren Reliquien der Hochzeit wurden fortan in dieser Brieftasche wie kleine Heiligtümer bewahrt und auf dem Herzen getragen.

Mit der Frau Geheimrat tauschte Sigfrid Gedanken aus über Ellens nächste Zukunft. Er empfahl es dringend, sie nach London zu senden, um dort unter Leitung des berühmten Gesangmeisters Manuel Garcia (fils) ihre Stimme bilden zu lassen. Die Tante dagegen verfolgte mit Vorliebe einen anderen Plan, dessen Ausführung jenem von Sigfrid angeregten vorherzugehen habe. Ellen möchte nämlich ihre Fähigkeit und Neigung, so wie die erforderliche Ausdauer des Willens erproben, indem sie bei einem Hoftheater unter Leitung einflußreicher und bewährter Männer für kürzere Zeit in kleineren Rollen aufträte. Die Tante stand in näheren persönlichen Beziehungen zu maßgebenden Männern, denen die Leitung ihrer Nichte anzuvertrauen sie keinen Anstand nehmen durfte. Indessen wegen Ellens zu grosser Jugend sollte an eine Ausführung solcher Versuche vor Ablauf eines Jahres nicht ernstlich die Hand gelegt werden.

Während dieser Zeit möchte Sigfrid immerhin künstlerische Einwirkung auf Ellens Studium geltend zu machen suchen, selbstverständlich aber nur auf diese Seite des jungen Kindes. Sigfrid, hochbeglückt über ein solches Zugeständniß, versprach alles und legte auch sofort eine vertrauenerweckende Probe beherzter Entsagung ab. Er erzält das in einem von Berlin aus an Karl gerichteten Briefe so:

„Am Tage meiner Abreise war ich noch einmal da. Ellen erwähnte beilaüfig, sie werde ihre beiden zum Besuch bei ihr weilenden Schwesterchen nachmittags ins Tivolitheater führen. Du begreifst, wie ich zu kämpfen hatte, um der Verlockung zu widerstehen, meine Abreise bis auf den Abend zu verschieben. Ich siegte. — Als ich mich nun nachmittags auf die Post begeben wollte, sagte man mir kurz vor meinem Aufbruche erst, die Frau Geheimrat habe mir einen Kommissionsbrief persönlich behändigen wollen. Sie hatte mich nicht zu Hause getroffen.

Es war zehn Minuten vor Abgang der Post, als ich in ihrer Wohnung athemlos anlangte. Ich treffe die verehrte Frau allein. Sie fragt — offenbar um mich zu prüfen — ob ich nicht ins Tivoli gehen wolle, sie habe Ellen darauf vorbereitet, mich dort zu sehen. — O Qual! — Endlich entschloß ich mich, dennoch zu reisen. Den Anfechtungen eines tête-à-tête zu widerstehen, kam mir schmerzhafter und schwerer vor, als ein mutiges Losreissen.

‚Die Toll sprach von Wirkungen langer Trennung, welche die Neigung vermindern, das Gefühl ernüchtern möge. Sie versicherte, sollte dieser Fall mir etwa widerfahren, daß die Achtung und freundliche Gesinnung, die sie mir bisher ausdrücklich kundtat, darunter in keiner Weise leiden würden; daß ich vielmehr auch ferner auf sie rechnen könne, und dergleichen tröstliche Dinge mehr.

‚Unnötige Voraussetzungen! — Wie könnte Trennung so wirken? — Das Gegenteil bringt sie hervor: Sehnsucht, Ungeduld, Hoffnung, Lebensmut, Kraft und Willensstärke.‘ —

Er reisete ab, ohne Ellen im Theater aufgesucht zu haben.

6.

Elfchen und Schwalbe.

Sigfrid versaümte nicht, von der Erlaubniß Gebrauch zu machen, mit Ellen in Briefverkehr zu treten. Aber in welcher Form? — Lange schwankte er. Der übliche Briefstil erschien zu kalt. Wärmere Aussprache des Inhaltes, der sein Herz ganz erfüllte, mußte ausgeschlossen bleiben. Der Ernst einer Sprache, wie der Mentor sie seinem Zögling gegenüber zu führen pflegt, konnte ihn in Ellens Augen gar zum langweiligen, und obendrein unverstandenen, Schulmeister herabsetzen.

In diesen Zweifeln bot nun Ellen selbst ein willkommenes Mittel der Aushülfe freundlich dar. Sigfrid jubelte über den Gedanken, Ellens Kindermärchen von der Schwalbe und dem Elfchen seinem Briefwechsel zu Grunde zu legen. Er war zwar nicht in Besitz desselben, bewahrte es aber in treuer Erinnerung. Vor seiner Abreise hatte er Frau von Scherburg vergebens gebeten, die liebliche Dichtung ihrer Tochter ihm in Abschrift zu überlassen. Die Ablehnung dieser Bitte geschah in Form eines Handbillets, in welchem Frau von Scherburg u. a. aüssert:

„Ich habe das Märchen Ihnen nicht geschickt, weil ich Ihre Bitte nur als eine Höflichkeit ansah. Denn ich kann

nicht glauben, daß der Besitz der kleinen unbedeutenden Erzälung für einen Fremden Werth haben sollte. Ich las es Ihnen vor, weil ich wünschte, Sie möchten Ellens Wesen ganz erkennen, um darnach zu beurtheilen, ob unsere Hoffnung berechtigt wäre, daß sie es durch angestrengte technische Vorbereitungen zu bedeutenden Leistungen bringen werde. Diese Versicherung haben Sie mir, gestützt auf Ellens kleines Märchen, gegeben, wofür ich freundlich danke, und damit hat das Stückchen seine Rolle ausgespielt.'

Sigfrid war dagegen der Meinung, damit fange das Stückchen erst an, seine Rolle zu spielen. Inwiefern er dazu beitrug, dasselbe in Szene zu setzen, das mögen einige Proben aus den an Ellen gerichteten bogenlangen Briefen erlaütern. Das erste Schreiben lautet im Auszuge so:

,Verehrtes Fraülein. Ihre hochgeschätzte Frau Tante hat mir mitgeteilt, daß eine Badereise sie Ihnen auf sechs Wochen entführte. Mit dieser Nachricht verband sie den Wunsch, meine Antwort auf ihren verbindlichen Brief durch Ihre Hand, verehrtes Fraülein, zu erhalten. Daher erfülle ich gegen Ihre Frau Tante nur eine Pflicht, wenn ich Sie in Ihren eifrigen Studien ein Weilchen störe, indem ich in Gestalt des Briefträgers an Ihre einsame Thür poche, um Ihnen in Gestalt dieses Blattes einen kurzen Besuch abzustatten.

,Der Sessel am Fenster steht verwaiset — er ladet mich mit winkenden Armen ein, Platz zu nehmen — wir sitzen einander gegenüber. Zwischen uns auf Tisch und Teppich spielen und tänzeln kleine wunderliche Gestalten, die schemenhaften Kinder der Sonnenstralen. Das ist unsere glänzende — aber einzige Gesellschaft.

,Wir reden von hohen Dingen; von der Kunst, ihren Wehen und Wonnen; vom Künstler, seinem Wesen und Wirken; von der Welt, ihren Gegensätzen und ihrem Gegensatz; vom Menschenleben, seiner Liebe und seinem Hasse, seinem Drang und Zwang. Der alte Geist des Schulmeisters kommt wieder über mich — ich fange an zu doziren und forsche Sie aus:

,Haben Sie sich wohl einmal ernsthaft geprüft? — Ent-

deckten Sie wol in Ihrem Innern ein unerklärbar Etwas, das Sie zu Zeiten überwältigt; das groß in Ihnen emporschwillt, als fände es keinen Raum in Ihrer Brust, als müßte es alle Schranken gewaltsam durchbrechen, die es im Bann des Körpers mit lästigem Zwange fesseln wollen? — Und hinwieder — haben Sie wol Augenblicke erlebt, daß Sie Zweifel übermannten an dem Vermögen, das ferne Ziel vollendeter Künstlerschaft zu erreichen? — Haben sie wol schon bittere Thränen solchen kleinmütigen Zagens vergossen? — Und dann — haben Sie wol einmal nachgedacht, was die Kunst im Leben recht eigentlich für Aufgaben zu erfüllen hat; daß sie mehr leistet, als die Welt von ihr zu verlangen pflegt? — Haben Sie es erkannt, daß die Kunst im Dienste des Höchsten stehe, daß sie das Höchste, was die Menschenbrust erfüllt und bewegt, zur Anschauung zu bringen und zu verherrlichen habe? — —

‚Sie wollen Sängerin werden. Ach! — deren gibt es Tausende. Werden Sie, Fraülein Ellen, etwas besseres: werden Sie Künstlerin im Sinne des schönsten, höchsten Ideals. Schützen Sie sich vor handwerksmässiger Einseitigkeit. Machen Sie sich frühzeitig bekannt mit Werken der besten — namentlich der deutschen Meister. Ein gar festes Fundament läßt sich aus solchem Baumaterial errichten; ein gar sicheres Gebaüde künstlerischer Meisterschaft darauf setzen, das allen Gewitterschauern und Stürmen, die daran von aussen her stossen, trotziglich widersteht. Studiren Sie nicht allein Ihre Vokalisen und Solfeggien; studiren Sie auch Chorwerke, Kammermusiken, Sinfonien jener Meister. Es wird anfangs Mühe kosten, aber aus dem Chaos der Tonmassen wird nach und nach eine Glanzgestalt emporsteigen, die um Sie her und in Ihnen seliges Licht niegeahnter Klarheit und erhebenden Verstehens ausgiessen wird. — Glauben Sie, daß ich durch Rat und Tat aus der Ferne Ihnen behülflich sein könne, so werden Sie mich glücklich machen, wenn Sie mein geringes Vermögen in Ihren Dienst nehmen wollen. — —

— — ‚Aber was war das? — still! — Hören Sie nichts? — Oder lauschen Sie schon dem summenden Singen,

das mein Ohr berührt? — Ich glaube, es sind die kleinen, wunderlichen Gestalten, welche dort auf Tisch und Teppich spielen und tänzeln, und mit silberhellen Stimmchen summen und singen. — Es wird klangbestimmter. — Still, still! — Jetzt unterscheide ich vernehmlich leise Worte. Sie summen das Märchen von dem Schwalbenjünglinge, der aus ferner Gegend in die Heimat zurückkehrte und im alten Neste ein Elfchen fand, ein allerliebstes süsses Wesen, einen Finger lang. Die schauten sich beide verwundert an. Dann fragte vergnüglich trällernd der Schwalbenjüngling den zierlichen Eindringling:

‚Was suchst Du, glänzend Kind, in meiner dürftigen Hütte?' —

‚Das Elfchen schlug bittend das traümerische blaue Auge auf:

„Schone mich; — zürne mir nicht! — Höre meine Geschichte und Du wirst mir gewiß nicht allein gern verzeihen, sondern auch mir helfen, meinen heissen Wunsch zu erreichen."

‚Sag' an' — sprach der rechtmässige Erbe des Nestes, betrachtete das Elfchen unverwandten Blickes und kreuzte die befiederten Arme behaglich über seiner liederreichen Brust.

„Mein Vater" — hub das Elfchen an —, „der glänzende Sonnengott, der Beschützer der schönen Künste — Phoibos Apollon nennen ihn die Menschen — setzte mich auf die Erde herab, da sie voll Blumen und Freude war. Unter einem blühenden Rosenbusche wohnte ich. Der Duft der roten Rosen diente mir zur Speise; Thau und Honig zum Trank. Ich führte das schönste Leben. Am Tage spielte ich mit leichten, geputzten Libellen und stolzen, ritterlichen Schmetterlingen. Aber abends! — Ach, wenn der Vater mir den letzten warmen Kuß gegeben, lauschte ich unter einer traümenden Rose dem wundersamen, sehnsüchtigen Liede der Nachtigall, unserer Nachbarin, bis ich vor süsser Erschöpfung in sanften Schlummer sank. Doch der schwellende Ton der Nachtigall lebte fort in meiner Brust und jede Nacht traümte mir, ich werde selbst einmal singen lernen — fast so schön wie die Nachtigall. — —

„Bald aber — ach! — nur zu bald hatte alle Lust ein

Ende: das wundervolle Lied verstummte — die Rose welkte — des Vaters Kuß ward immer kälter. Statt der Libellen und Schmetterlinge, die mich treulos verlassen, fuhren wilde Stürme daher und entlaubten das Dach meiner Wohnung. Eisige Hagelschauer zerschlugen mir das Gesicht — ich meinte zu sterben. Mein einziger Trost war der schöne Traum, der mich auch wachend beglückte; der Traum, ich würde einst singen lernen, wie die Nachtigall. Ich betete viel und mit brünstigen Thränen zu meinem Vater, er möge aus diesem Elend mich befreien, oder die Erde wieder so lieblich schmücken, wie früher. — Lange vergebens bat ich so.

„Als ich aber eines Morgens erwachte, fand ich mich in diesem warmen Nestchen, das vor allen Stürmen freundlich schützte. Ich glaube, es geschah aus überwältigender Freude, daß ich einschlief und erst jetzt erwachte. Wenigstens erinnere ich mich nicht, was mir begegnet ist bis zu der Stunde, da dein Flügelschlag und fröhlicher Gesang mich erweckte zu neuem Leben. Aber immer noch traüme ich, als müßte ich singen lernen, wie du und deine Brüder.

„O laß dich erbitten: nimm mich unter deine Flügel und trage mich empor zum Vater. Gewiß wird er meinen Wunsch gewähren, wenn du bitten hilfst. Sieh nur, wie freundlich er auf uns herniederschaut."

‚Herr Schwalbe machte ein ernsthaft Gesicht, zog die Augenlider empor, plusterte das Gefieder und sprach nach tiefem Sinnen:

‚Wohlan! — Dein Wunsch sei dir gewährt. — Aber das Singenlernen ist nicht so leicht, als du wol denkst. Rosenduft, Thau, Honig, Libellen und vor allen die ritterlichen Schmetterlinge mußt du eifrig zu vergessen und zu meiden versprechen. Kein anderes Trachten darf dich erfüllen, als das eine, singen zu lernen, wie unser Meister Nachtigall. Stürme und Gewitter werden auf unserem Fluge uns nicht verschonen. Du darfst nicht davor zurückbeben. Mit all deiner Kraft mußt du dich an mein Gefieder klammern, sonst kann ich dich nicht retten vor dem Sturz in grause Tiefe. Und erreichen wir je unser

Ziel, das dir jetzt nur erst als ungelichtete Ahnung im Herzen winkt: — erwarte keinen aüsseren Glanz — mache dich gefaßt, den einzigen Lohn in dem Frieden deiner Brust hegend, einem bescheidenen, vielleicht gar dürftigen Lose entgegenzuleben. — Bedenke dies wohl. Und schrickst du davor zurück, so trage ich dich wieder hinab zum Rosenstrauch, der eben im Blütenschmucke prangt — dort magst du dann wieder spielen und traümen; magst das Lied der Nachtigall belauschen, genug haben am Geniessen und Deinen Vater für dich sorgen lassen. — Es gibt ein schöner Loos. — Aber jenes ist ruhiger.'

‚So zwitscherte der Schwalbenjüngling und hob sich auf leichtem Fittig von dannen. Das Elfchen aber schaute ihm mit grossen Augen nach und senkte das Köpfchen, indem es in tiefes Nachdenken versank. Das mochte wol sehr ernsthafter Natur sein. —

‚Der Gesang verstummt. — Kennen Sie das Märchen, Fraülein Ellen? — dasselbe ist offenbar nicht zu Ende erzält. Nun denn! versetzen Sie sich in des Elfchens Lage. Die Schwalbe lassen wir die personifizirte leichtbeschwingte Tonkunst sein. Und so führen Sie in Ihrem Briefe, auf welchen Ihr Versprechen mir ein Recht der Hoffnung gibt, das Ende des Märchens herbei. Sie werden es besser verstehen, wie des Elfchens Antwort lauten mag, als ich. Ich dagegen werde Ihnen, nachdem Sie des Elfchens Bescheid mitgeteilt, wiederum im Sinne Herrn Schwalbes repliziren. So sind die Rollen verteilt, und nun lassen Sie die Schwalbe nicht zu lange warten, damit das Parterre nicht ungeduldig werde.‘ —

Erst nach zwei Monaten traf endlich eine Antwort ein. Sie war kurz. ‚Aber es ist ein Brief‘ — schreibt Sigfrid an Karl —, ‚der alle Qualen erfolglosen Wartens aufwiegt. Wie danke ich der verehrten Frau Toll die Vergünstigung, die mir im Briefwechsel den Weg zu Ellens innerem Leben viel sicherer erschließt, als es in persönlichem Verkehr die starren Schranken gesellschaftlicher Umgangsform erreichen lassen könnten! — zumal in meinem Falle, der mich zwingt, die mächtig webende Empfindung in meiner Brust einzusperren. — Gern

teilte ich Dir Ellens ganzen Brief mit. Der Raum gestattet heute aber nur ein Bruchstück. Hier gebe ich Dir den Anfang, der wie eine Illustration erscheint zu Goethes Porträt Gretchens:

‚Du lieber Gott, was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't.'

‚Ellens Brief beginnt so:

‚Verehrter Herr. Gewiß haben Sie mich in Gedanken ein undankbares, nachlässiges Mädchen gescholten; ja, ich weiß es: eine dicke Brummfliege hat auf Ihrer Stirn gesessen, als Sie es dachten, ist eilends zu mir geflogen, und hat mich mit ihrem Gebrumme dermassen geplagt, daß ich die ganze Nacht kein Auge schließen konnte. Immer hörte ich die Worte: undankbares, nachlässiges Mädchen! — Strafen Sie mich. — Aber vorher lassen sie statt meiner diesen Brief reuevoll vor Ihre Füsse fallen und tausend, tausend Mal um Verzeihung bitten.

‚Wenn ich Ihnen den Grund meines langen Stillschweigens entdecke, so werden Sie mich vielleicht begreifen — vielleicht aber auch nicht. Als ich Ihren lieben Brief erhielt, war ich von Dankgefühl so erfüllt, daß ich mir vornahm, Ihnen sogleich zu antworten. Aber je öfter ich Ihren Brief las, mit seinen hohen Gedanken und schönen Worten, desto mehr fürchtete ich mich, an einen Mann zu schreiben, der mir an Geist und Verstand so weit, so weit überlegen ist. So unterblieb es. Doch endlich riefen mir Ihre freundlichen Lieder, die ich so gern singe, Ihre Güte und Nachsicht wieder ins Gedächtniß, mit der Sie so manchmal meinen unvollkommenen Dilettantengesang angehört haben. Und diese Erinnerung gab mir den Muth, endlich an Sie zu schreiben. So setzen Sie sich bequem in die Sofa-Ecke, damit, wenn ich Sie etwa in Schlaf schwatzen sollte, Ihr Haupt sanft ruhe.' —'

Briefe Ellens liegen dem Erzäler nur in wenigen abschriftlichen Bruchstücken vor. Der fernere Verlauf des vorstehenden Anfanges — so viel erhellt aus Sigfrids Antwort — geht nicht näher ein auf die Fragen der Schwalbe. Aber Ellen versteht die Allegorie des Märchens, wodurch demselben, wie sie aüssert, erst Bedeutung gegeben worden sei. Auch bittet sie, im Märchentone fortzufahren.

‚Daß ich den Stoff meines ersten Briefes heute nicht wieder aufnehme‘ — erwidert Sigfrid —, ‚das ist Ihre Schuld. Sie haben mir vorher zu sagen, welche Antwort das Elfchen der Schwalbe erteilte. Bevor Sie das nicht getan, kann ich unser Märchen nicht weiter fortspinnen.‘ —

Inzwischen benutzt Sigfrid jeden Anlaß, das geliebte Mädchen auf Dinge der Kunst hinzuleiten.

‚Sie hatten mich sehr lange warten lassen‘ — schreibt er —, ‚und meine Erwartung dadurch auf die Folter gespannt. Sparsam benutzt, kann dieses Mittel in der Kunst grosse Wirkungen hervorbringen, wenn der Künstler das gemarterte Herz des Hörers recht wie mit Himmelsthau erquicken und versöhnen möchte. Da Sie sich seit kurzem mit freien musikalischen Schöpfungen beschäftigen, so empfehle ich diese Wirkung Ihrer Aufmerksamkeit. Beethoven hat dieselbe verwendet in der langausgedehnten Einleitung zum letzten Satze seiner c-moll-Sinfonie. Das ist nichts anderes, als ein Wartenlassen, ein Spannen der Aufmerksamkeit auf etwas Neues, Grosses, Herrliches, wie es sich denn im triumfirenden C-dur-Thema des letzten Satzes so hinreissend einführt. Aber sparsam muß dieses, wie alle ausserordentlichen Mittel in der Kunst angewendet werden, sonst wird seine Wirkung abgeschwächt und sinkt zur Bedeutungslosigkeit, zur Manierirtheit, ja zum Fratzenhaften herab.‘

Er sucht nun nach Gründen, die unverhältnißmässige Verzögerung der Antwort Ellens zu erklären; es zu entschuldigen, daß sie den ernsten Fragen seines Briefes keine Berücksichtigung schenkte. Dann fordert er Ellen wiederholt zur Selbstprüfung auf. —

‚Es ist in der Tat viel leichter‘ — schreibt er —, ‚Künstlerin werden zu w o l l e n, als eine wahre Künstlerin wirklich zu w e r d e n. Viele glauben den Ruf dazu in ihrem Inneren zu vernehmen. Aber in unserem Herzen rufen so manche Stimmen und eine von ihnen — oft die allergewinnendste — heißt E i t e l k e i t! —

‚Wenn uns die Geschichte von grossen Männern des Altertums erzält, sie haben die Vorbereitung zu ihrem hohen Lebensberufe in der Einsamkeit der ‚Wüste' gesucht, so ist das nichts anderes, als was ich auch Ihnen dringend anempfehle. Folgen Sie mir einmal! — Ich führe Sie in die Abgeschiedenheit der Wüste.

‚Durch ein enges Thor steigen wir in eine unterirdische Grotte hinab. Düstere Gänge führen uns in die schweigende Tiefe. Nicht ängstlich, liebes Fraülein! — Sie sehen schon von weitem den rosigen Schimmer eines mild erhellten Saales. Wir treten ein. Inmitten des weiten Raumes thront eine hohe weibliche Gestalt. Ruhige Klarheit ist über ihr ganzes Wesen ergossen. Links und rechts im Halbkreise sitzen Wesen besonderer Art. Alle richten ihre Blicke auf Sie, die Sie in den Halbkreis treten vor die Thronende. Dieselbe erhebt sich und spricht mit klarem kalten Tone:

‚Diese will ihr Leben dem Dienste der Kunst weihen; sie will sich dem schweren hohen Amte unterziehen, ihre Priesterin zu sein. Tretet vor, ihr Genien. Enthüllt ihr die Zukunft, damit sie ihren Entschluß wohl erwäge, bevor sie sich bekleidet mit der priesterlichen Binde, welche sie auf ewig fesselt, um sie auf ewig namenlos glücklich oder unsäglich elend zu machen.' —

‚Die Erhabene schweigt. Alsbald erhebt sich leichtfüssig eine Genie zur Linken. Und mit lächelnden, üppigen Lippen und leise lockender Stimme spricht sie hastig:

‚Glaube nicht, du liebes Kind, was unsere gestrenge Herrin dich fürchten machen möchte. Entschliesse dich, mir zu folgen. Ich führe dich zu einem Leben voll wechselnder Lust und stolzer Ehren. Blumen und Kränze werden deinen Weg bezeichnen.

Schon jetzt hast du so Viele gewonnen für dich durch deine schöne Stimme, deine Darstellungsgabe. Wie erst wirst du Tausende von Menschen berauschen, wenn die grossen Opern=haüser in Berlin, Paris, London wetteifern werden, sich zur Verfügung deiner Wal zu stellen. Und noch dazu, wenn du dein Talent zu schaffen ausgebildet, wie lohnend wird es sein, in allen Zeitungen zu lesen, unsere berühmte Ellen hat uns wieder mit einem neuen wertvollen Liederhefte beschenkt. — Das ist nie erhört worden — welch vielseitiges Genie! — So wird dir die Welt zu Füssen liegen, und die dankbare Nach=welt wird dir Denkmäler errichten. Alle Künste werden dich in unsterblichen Meisterwerken feiern und verewigen. Wohlan! — Zaudre nicht, scheue nicht zurück vor Schwierigkeiten, mit denen die grämlichen Schwestern Sorge und Furcht ängstliche Gemüter zu schrecken pflegen, wo ein kühnes Wagen in ihnen sich regen will.'

‚Die Genie setzt sich nach diesen Worten wieder zur Linken des Thrones. Auf derselben Seite erhebt sich eine andere. Sie verspricht dauerndes Behagen, Frohsinn, Wohlleben; eine dritte unerschöpflichen Reichtum; eine vierte Scharen hoher Gönner, schmachtender Anbeter: alle überbieten sich in glän=zenden Verheissungen eines ruhmvollen, aüsserlich beglückten Künstlerlebens. —

‚Nachdem die letzte von der linken Seite der Versammelten noch hervorgehoben, wie eine genialische Künstlernatur der Kunst neue Bahnen der Entwickelung zu brechen vermöge, richtet sich abermals die Thronende empor:

‚Entscheide dich nicht' — spricht sie —, ‚bis du auch die wenigen Stimmen zu meiner Rechten vernommen. Genie der Wahrheit, rede.'

‚Und eine schlichte, aber majestätische Gestalt erhebt sich. Ihr Blick ist streng und ernst, ihre Stimme laut und ein=dringend.

‚Wenn du in den Dienst der Kunst treten willst' — spricht sie —, ‚darfst du nur mir folgen. Denn die Kunst ist meine Dienerin. Was du von jenen Lügengeistern vernommen, das

erwartet dich nur, wenn du es nicht erwartest. Richtest du dein Streben darauf, dann bist du für mich und die Kunst verloren. Willst du mir folgen, so fordere ich zuerst von dir steten mutigen Kampf wider jene Geister der Lüge, welche dich verfolgen werden, um dein Herz zu bestricken. Kein Staubgeborener aber besteht den Kampf ohne die Bundesgenossen, die ich dir senden werde, wenn du ihn mit Ernst unternehmen willst. Die Bundesgenossen heissen: Treue, Mut und Demut. So lange du mir mit aufrichtiger Liebe zugetan bleibst, die Sache meines Reiches zu der deinigen machst, werden jene drei dich nicht verlassen. Dann verspreche ich dir die Gaben der Genie, welche du neben mir sitzen siehest. Sie spendet das Glück der Zufriedenheit; nicht der Zufriedenheit mit dem, was Du erreicht, sondern mit dem, was du gewollt hast. Denn nie wirst du vollkommen erreichen, was du als höchstes Ziel meines Reiches ahnungsvoll im Geiste erschaust. Aber es zu erstreben, gewährt dem Menschenherzen ein stilles Glück, das nie endet, da doch alles gar bald endet und sich in Überdruß verkehrt, alles was jene Lügengeister dir lockend als Preis verheissen. —

‚So du aber meinen Bund brichst — schau dort die Genien der Demütigung, der Schmach, der Not und der Vergessenheit. Ihnen wirst du anheimfallen. Um dich vor diesen Dämonen zu schützen, will ich dir noch eine Begleiterin auf den Weg mitgeben, die nie von dir weichen soll. Es ist die Sorge. Sie soll dir eine treue Mahnerin des Gelübdes sein, das du abzulegen hast, des Gelübdes, deine priesterliche Binde würdig zu wahren; nicht dir selbst, sondern der Kunst und mir zu dienen. So lange du solches tust, wird dir die Sorge freundlich helfend und ratend zur Seite stehen. Befleckst du aber dein Priesterkleid mit selbstsüchtigen Gedanken und Taten, so wird die Sorge sich verwandeln in eine unerbittliche Furie, die dein Herz zermartert und jenen Dämonen, die ich dir gezeigt, für Zeit und Ewigkeit dich überantwortet.'

‚Und zum Dritten nimmt die Herrin das Wort:

‚Wäge und erwäge nun die Lose, welche vor dir liegen,

und willst du meinem Rate folgen, so wäle das gewichtigere und längere.' — —

‚Da sehen Sie sich also vor, verehrte Ellen. Aber Sie brauchen diesen Richtersaal nicht in der Wüste, etwa im Teufelsmoor oder in der Lüneburger Heide zu suchen. Ziehen Sie sich zurück in die Abgeschiedenheit Ihres Kämmerleins und steigen Sie hinab in die Tiefen Ihres klugen Herzens. Dort finden Sie den milderhellten Saal, wo die Vernunft Gericht hält über die leisesten Stimmen Ihrer Brust. —

‚Diese Einkleidung wälte ich nur, weil Sie wünschten, ich möchte fortfahren, im Märchentone zu Ihnen zu reden.'

Nach wochenlangem Warten auf Antwort erklärte endlich die Tante solche abermalige Verzögerung: Ellens Absicht werde in der Ausführung gehemmt durch ihre Furcht vor der Kritik Sigfrids. Sofort suchte er die mädchenhafte Scheu zu überwinden.

‚Sagen Sie mir nur' — schreibt er an Ellen —, ‚wie sehen Sie denn unseren Briefwechsel eigentlich an? — Ihrerseits doch nicht etwa wie eine fortgesetzte Schularbeit, wie eine Übung im Briefstil, zu welcher ich mich verhielte als lobender oder tadelnder Schulmeister? — Für solche Ehre müßte ich höflich danken. Ich würde mir auch gar nicht die Fähigkeit zutrauen, an dem was aus dem zarten Gemüte eines Jungfraüleins hervorgeblüht ist, nur das Allermindeste verbessern zu können. —

‚Wenn ich karg im Loben bin, so kommt das daher, daß ich nichts Widerwärtigeres kenne, als jemand Schmeicheleien zu sagen. Ich würde sehr entrüstet sein, wenn es einer wagen wollte, mich mit faden Lobeserhebungen zu kränken. Die machen das Herz schlecht, waschen es aus wie leichten Bimstein. Aber seien Sie überzeugt, daß ich noch weniger Freude empfinde an sogenannten kritischen Naturen, denen nichts recht zu machen ist. Schreiben Sie einfach nieder, was Ihnen eben beifällt. Das ist immer das Rechte. Ich bin so leicht glücklich zu machen und namentlich, wo ich es so wenig verdiene, als Sie es mir gewähren können.' —

Wochen vergiengen, bevor das stürmische Verlangen nach Nahrung des ungeduldigen liebevollen Gefühles durch den ersehnten Brief endlich befriedigt wurde. Sigfrid schrieb wieder einen Teil desselben für seinen vertrauten Freund und Bruder ab. Da dieses Stück zeigt, wie wohl Ellen auf Sigfrids Weise zu denken und zu fühlen einzugehen verstand, so soll es hier folgen. Ellen schreibt:

,Die Schwalbe hatte unser Elfchen verlassen, und dieses saß jetzt still im Kelche der duftenden Rose, ihren eigenen Gedanken überlassen, welche — wie Sie meinten —, wohl sehr ernster Natur sein mochten; und das glaube ich selbst auch. Das Köpfchen gestützt, folgte sie mit sehnsüchtigem Blicke dem Fluge der Schwalbe, die sie ja hinübertragen wollte nach dem Ziele ihrer Wünsche. Doch als dieselbe ihren Augen entschwunden war, füllten sie sich mit Thränen. Denn sie sah rings um ihren Wohnsitz die Gespielen, Libellen und Schmetterlinge, im Abendglanze umherschwirren, indem sie der lieben Freundin eine gute Nacht summten. Sie dachte an die verlebte Kindheit. Rosenfarbig lag diese ungetrübt hinter ihr. Von des Vaters mildem Auge stets bewacht, im Kreise lieber Gespielen aufgewachsen, deren Liebling sie war, die ihren jungen Lebenspfad stets mit Rosen bestreut — hatte sie Gefahren und Entbehrungen nicht kennen gelernt. Nun hatte die Schwalbe ihr die Zukunft geschildert; das Elfchen dachte über alles nach, was jene sagte, und schien jetzt in einem harten Kampfe zu sein. Sie wußte nicht, sollte sie den Rosenpfad ihrer lieben Gespielen verlassen, oder den Dornenpfad wählen, auf welchem sie, allein auf eigene Kraft und eigenen Willen angewiesen, erst nach langer Zeit dahin gelangen werde, wo der heiße Wunsch ihres Herzens erfüllt werden konnte.

,Wen um Rath fragen? — Die Gespielen, welche sie umgaukelten? — Nein, gewiß nicht! — Die hätten aus Egoismus ihr gerathen, im gewohnten Kreise zu bleiben. —

,Es war dunkel geworden. Alles hatte sich zur Ruhe begeben. Nur unser Elfchen wachte noch. Trostlos blickte sie zu dem sternenhellen Himmel empor. Lieber Gott — rief sie

endlich bittend — sende mir eins deiner himmlischen Lichter, daß es meinen Geist erleuchte und den düsteren Zweifel meines Inneren aufhelle! —

‚Sie hatte ihre Händchen gefaltet und horchte. — Plötzlich verklärte sich ihr Gesicht. Sie hörte bekannte Töne, Töne voll Trost, voll Zauber, voll Hoffnung — den wundersam lieblichen Gesang der Nachtigall. In Wonne versunken saß sie da. Ihr Herz schlug hoch und in ihren Augen glänzten Thränen des Dankes und der Freude:

‚Nichts — rief sie aus —, nichts soll mich von meinem Vorhaben zurückhalten; ich bin entschlossen! — Ich folge der Schwalbe auf ihrer gefahrvollen Reise und Gott wird mir Kraft geben, daß ich nicht sinke.‘

Sigfrid fährt fort:

‚Als die Schwalbe diese Antwort des Elfchens vernommen, stralte helle Freude aus ihren kleinen Augen. Sie schwang das Gefieder und erhob sich jubelnd hoch in die Lüfte. Ihr Gesang klang aber ganz anders, wie ihr früheres Schwalbengezwitscher — es war, als wollte sie ihre ganze Seele in diesen Liedern austönen; als sei die ganze Pracht des jungen Lenzes in ihre kleine Brust geschränkt und blühe aus derselben mit all seiner Herrlichkeit in ihren Tönen hervor. — Erstaunt saß das Elfchen in ihrem Rosenkelche und schien aufmerksam zu lauschen. Sie vermochte die seltsame Veränderung nicht zu begreifen.

‚Was ist es, das dich so bewegt?‘ — fragte sie anteilvoll, als die Schwalbe zitternd neben ihr saß. —

„Frage nicht“ — erwiderte diese —; „du darfst jetzt nur daran denken, wie du das Ziel erreichest, das lockende Kleinod, an dessen Besitz das ganze Glück deines Lebens geknüpft ist. Verbanne alle Gedanken aus deinem Herzen, welche die Kraft deines Willens lähmen könnten.“

‚Ich kann es — kann es nicht!‘ — seufzte das Elfchen und senkte das Haupt.

„Zwischen dem Nichtkönnen und Können‘ — entgegnete der hochweise Schwalbenjüngling —, ‚fließt der breite Strom des Strebens, des Studiums. Der einzige Zimmermann, der

die Kunst besitzt, beide Ufer mit sicherer Brücke zu verbinden, ist der Wille. Dieser Zimmermann ist aber ein eigensinniger, träger Bursche, der ungern und nur gezwungen arbeitet. Zwingst du ihn, so muß er wohl oder übel, und wird die Brücke bauen, welche vom Nichtkönnen zum Können oder zur Kunst führt."

‚Aber wird das Studium mich je befähigen' — fragte traurig das Elfchen —, ‚meinen Gesang mit dem Zauber der Gewalt zu erfüllen, die mich in jedem Tone unserer Meisterin, der Nachtigall, so mächtig ergreift?'

„Getrost!" — ermutigte die Schwalbe —, „vertraue der Zeit und deinem Fleisse. — Die Kunst ist ein lebendes Wesen; sie hat Leib und Seele. Die Technik, das handwerksmässige Machen, das ist ihre leibliche Seite. Das will mühsam angeeignet, anatomisch erkannt und beherrscht sein. Die Seele, der Geist der Kunst aber muß dieses Gefäß erfüllen, soll etwas Ganzes, Lebendig-Schönes entstehen. Zur Seele der Kunst wirst du nur hindurchdringen unter den reifenden Einflüssen der Zeit, wenn du nicht müde wirst, um dich und in dich zu schauen; Natur, Leben, Menschen und vor allen dich selbst aufmerksam zu belauschen; das was ewig und wahr an Dingen, Erfahrungen und Geschöpfen ist, stets klar zu scheiden von dem, was gelegentlich, vergänglich, zufällig mit ihnen sich verbindet, und ihr eigentliches Wesen entstellt. Die Kunst soll der Natur — nicht die Natur — nachahmen. Denn die Natur ist unfrei in ihren Bildungen; sie stellt oft das Unschöne hart neben das Schöne. Die Kunst aber darf nicht zur Kopistin des Natürlichen herabsinken, oder sie begreift sich selbst nicht. Das klar vorgestellte Schöne, welches alles Vergängliche und Zufällige ausschließt, ist das Ideal, dem der Künstler zu folgen hat und wodurch er im Schaffen sich frei über die Natur erhebt." —

‚Was wird nun das Elfchen zu erwidern haben, verehrtes Fraülein? — Ich wage es nicht, im Sinne des zartfühlenden süssen Geschöpfes Meinungen zu aüssern. Wollen Sie daher den von Ihnen prognostizirten Schluß des Märchens herbeiführen, so müssen Sie schon noch wieder als Elfchen auftreten

und die Schwalbe ‚mit neuen Gesichtspunkten füttern', damit diese ihr beredtes Gezwitscher fortsetzen könne.' —

Ellen verzögerte ihre Antwort abermals um acht endlos lange Wochen. Ihre Schüchternheit war einem geregelten Brief-verkehre noch hinderlich, wie Sigfrid ihn gern eingeleitet hätte. Der stete Kampf wider die Ungeduld wurde ihm zur harten Prüfung. Sigfrids Antwort auf Ellens letzten, etwas zagenden Brief beleuchtet seinen Zustand. Sie lautet so:

‚Mein liebes Elfchen — begann Herr Schwalbe —, könnte ich dir nur sagen, wie viel du mir gibst, indem du mir dein Vertrauen schenkst, den Kummer deines jungen Herzens meinen Blicken erschliessest, um Trost und Rat von mir zu erlangen. Du machst dir Vorwürfe, daß du hin und wieder von mir eine Wahrheit vernommen, an welche du bisher nie gedacht hattest. Du sprichst dir die Fähigkeit ab, solche Wahrheiten zu erfassen, nennst dich deshalb ‚einfältig', und verkümmerst dir dadurch die Freude an der Gegenwart, die Heiterkeit deines Blickes in die Zukunft. Das ist nicht recht. — Wenn dir solche ‚hohe und schöne Dinge' — wie du sie nennst — noch fremd sind, so ist daran nur deine unerfahrene Jugend schuld. — Mit dem gleichen Rechte könnte ich mich dumm und einfältig schelten, wenn eine andere erfahrenere Schwalbe oder ein anderes weiseres Geschöpf mir Einsichten eröffnen würde, die mir bisher so verborgen waren, wie der Mittelpunkt der Erde. Ich nenne mich aber deshalb nicht dumm und einfältig. Denn ich bin ernsthaft bestrebt, meinen Gedankenkreis zu erweitern, Geist und Fassungsvermögen zu steigern. Erfahrung wird dieser allmähliche Ausbau des inneren Lebens genannt. Auch in Verhältnissen, die sich in gewohnten Grenzen drehen, sich nur selten verändern, ist dennoch solches Ausbauen des Geistes recht wohl zu fördern. Es geschieht, wenn man nichts tut, ohne zu wissen, daß man etwas tue, und warum man so handle und nicht anders. Wenn man früh gelernt hat, auf seinen Füssen zu stehen und den Kopf in klarem geordneten Zustande zu erhalten, mindert sich die Zal solcher Gefahren, wie du sie fürchtest, wenn du ‚allein stehen' wirst.

‚Aber wirst du denn allein stehen? — Kaum hast du ja den Entschluß ausgesprochen, deine weite Reise mit mir anzutreten. Oder fürchtest du, meinen schwachen Schwingen werde die Kraft mangeln, dich hinwegzutragen über Dornen und Hecken, Sümpfe und Steppen? O, mein holdes Elfchen, nicht dieses kleinmütige Zagen! — Dein Vertrauen, je schrankenloser du es mir schenken willst, desto mehr wird es meine Kraft stählen, und die schwachen Schwalbenfittige werden zu starken Flügeln eines mächtigen Adlers werden, die dich leicht hinüberschwingen hoch in blauer Luft zu den Gestaden des Landes seligen Lichtes, wo der Vater wohnt, der liebende. Kannst du glauben, er habe mich dir, dich mir zugeführt, um mir die Todesqual zu bereiten, dich zum Opfer meiner Schwäche werden zu sehen? — Habe ich durch Ihn dich gefunden, so wird er mir die Kraft dazu schenken, dich zu erheben über die niederen Sphären irdischen Gewühles, daß du als seine würdige Tochter, als seine auserlesene Priesterin in reiner Luft wandeln mögest.

‚Der Gott der allbelebenden Wärme, der Beschützer der Künste und Musen bedarf in dieser Zeit selbstsüchtiger Liebesleere, frostiger Verstandesherrschaft wahrer, innigwollender Zeugen, die — wie Karyatiden — mit starken Schultern die morsch gewordenen Saülen ersetzen, welche die erhabene Kuppel seines Heiligtumes bisher stützten und trugen.

‚Eine solche Saüle — oder doch ein Pilasterchen — am Tempel Apollons zu werden, war das glühendste Streben meines ganzen Lebens. Wie schmerzlich fühlte ich es, meine Kraft sei viel zu gering, die heilige Last tragen zu helfen! — Da fand ich dich. Und die Gunst des liebenden Gottes, welche dich mir zuführte, hat mich erhoben über mich selbst und über alle Zweifel an meiner Kraft. Ich bin ein ganz Anderer geworden, als ich jezuvor war. Alle trüben, ängstlichen Gedanken flohen und zerstiebten vor diesem neugeborenen Bewußtsein, wie Gespenster wirrer Traüme vor dem Stralenkusse des jungen Tages. — Ja, ein junger Tag ist mir aufgegangen, und die Sonne dieses jungen Tages — bist du, mein Elfchen, meine Kraft, mein Streben, mein Leben, mein Alles! —

‚Dein Ziel schwebt deinen Augen noch unklar vor, wie durch gaukelnde blaugelbe Kreise beim Blicken in die Stralenpracht der blendenden Sonne. Aber du wirst es erreichen, wenn du meiner Kraft und meinem Wollen dich ohne Schranken vertrauen magst. Wirst du mir wol mit klarer Überzeugung dein Vertrauen in solchem Masse versprechen können? —

‚Die Schwalbe schwieg und schaute mit ängstlicher Spannung das Elfchen fragend an.

‚Und das Elfchen? —

‚Ich selbst, mein verehrtes Fraülein, sehe mit ängstlicher Spannung der Erklärung entgegen, welche Sie dem Elfchen in den Mund legen werden. Offenbar hängt von derselben Sein oder Nichtsein unseres Märchens ab.

‚Fällt die Antwort ablehnend aus, so wird der frühere zweifelmütige Trübsinn der Schwalbe nur ärger wieder zurückkehren. Ja, wer weiß, ob sie nicht der Verzweiflung anheimfällt. Und dann ist das Märchen aus. —

‚Oder aber, das Gemüt der Schwalbe wird mit neuer Lebensfülle der Zuversicht durchglüht. Dann fängt das Märchen eigentlich erst an. —

‚Der dritte Fall wäre, daß das Elfchen um Bedenkzeit bäte, bis sie in ihrer Erkenntniß reifer, in ihrer Entschliessung freier und selbständiger geworden sei, und die Schwalbe besser kennen gelernt habe

‚Fast glaube ich, daß Monsieur Schwalbe mit dieser Erklärung abgefertigt werde. Und mit Grund. Denn er verfuhr rücksichtslos — wie es scheint — indem er dem Elfchen eine Frage ins Gemüt schleuderte, wodurch sie vielleicht in Verfolgung jenes Zieles gestört wird, dem alle ihre Gedanken gewidmet sein müssen. Allein — sollte die Erklärung der Schwalbe und die Bitte um Gegenerklärung wirklich solche ungünstige Wirkung auf den künstlerischen Eifer des Elfchens üben? — Sollte nicht vielmehr das Elfchen sich in gleicher Weise wie die Schwalbe zu doppeltem Ernst und begeisterter Hingebung an die höchsten Lebenszwecke angefeuert fühlen — da doch die Ziele des Strebens beider Wesen dieselben sind? —

‚Während nun das Elfchen über ihre Antwort nachsinnen mag, tröstet sich Monsieur einstweilen mit der Verheissung, das Elfchen werde mit ihm vereint ‚die weite Reise' antreten.' —

Ellens Tante war Sigfrids ‚geheime Rätin' in allen Fällen, da er zweifelte, ob seine brieflichen Ergiessungen nicht zu stürmisch auf Ellens junges Herz eindringen möchten. Die Frau Geheimrat hatte in diesen Fragen den leitenden Grundsatz aufgestellt, in dem Herzen eines jungen Mädchens dürfe das Liebesgefühl nicht — wie eine Kunstpflanze — durch aüsserlich wirkende Mittel im Wachstum beschleunigt werden. Solle die Neigung wahr und dauernd sein, so müsse sie auf naturgemässem Wege frei und aus sich selbst erblühen. Entscheidende Erklärungen riet die Tante dem Zeitpunkte vorzubehalten, da eine Verständigung ungesucht sich von selbst darbieten würde.

Sigfrid mochte glauben, dieser Zustand reifender Neigung sei bereits eingetreten. Allein ‚das Elfchen' wälte unter den drei Möglichkeiten, die ihm von der Schwalbe ungeduldig zur Entscheidung empfohlen waren, die letzte. Sigfrids Antwort erklärt sich darüber so:

‚Heute darf ich die gute Schwalbe nicht selbst zu Worte kommen lassen; denn ich sehe mich völlig ausser Stande, ihr — wie Sie, verehrte Freundin, es fordern — ‚ruhiges Blut einzuflössen, damit sie aufhöre, mit solchem Ungestüm auf das Herz des armen Elfchens einzudringen'.

‚Könnte das Elfchen die Wirkung ihrer Forderung einen Augenblick beobachten, gewiß sie würde nicht mehr so grundlosen Besorgnissen Raum geben, als fühle der Schwalbenknabe sich durch nichts Anderes an die Person des Elfchens gefesselt, wie durch deren ‚schönen Gesang'. Eine seltsame Veränderung geht allmählich mit dem armen Thierchen vor. Es will mir scheinen, als fördere jeder neue Brief, ja jedes Wort des Elfchens das Wachstum der Schwalbe. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn diese eines Tages ihr Gefieder abstreifte und mir als ausgewachsener Mensch entgegenträte. Schon länger hegte ich den Verdacht, unser Schwälbchen sei ein verwunschener Prinz oder dergleichen etwas. —

‚Verraten Sie das aber nicht. Denn das Elfchen möchte erschrecken; doch horchen Sie das holde Geschöpfchen einmal aus, was es sagen würde, wenn Herr Schwalbe ihr in dem Rosenkelche einen feierlichen Besuch im Frack abstatten und sprechen würde: ‚Hier bin ich — ich biete dir alles an, was ich bin und habe; o stosse mich nicht zurück' — und was bei solchen Besuchen sonst geredet zu werden pflegt. Aber seien Sie unbesorgt: so lange Herr Schwalbrich in meiner bändigenden Gewalt ist, soll er das Elfchen nicht mit seinen Zudringlichkeiten beunruhigen. Wollen Sie dem himmlischen Wesen von der Schwalbe etwas erzälen, so berichten Sie nur, die letzte Rede habe auf diese sehr tiefen Eindruck gemacht. Das Elfchen möge überzeugt sein, daß die Schwalbe es wahrhaft lieb habe, so lieb, wie kein anderes Geschöpf im Himmel und auf Erden. Und um dies zu bewahrheiten, sei die Schwalbe bereit, alles zu tun und zu leiden, was von ihr verlangt werde. Deshalb sei ihr Losungswort: abwarten! — Sie habe sich auf einen Zweig gesetzt, die Federn gepluſtert, den Kopf unter die Flügel gesteckt und traüme nun von einer schöneren Zukunft. Sie bitte aber das Elfchen dringend, ihr ab und zu eine kleine Aufmunterung angedeihen zu lassen, damit sie in ihrer zehrenden Sehnsucht nicht elend verschmachte.

‚Meinen Sie nicht, so viel werde man dem Elfchen — meine Freundin — schon sagen dürfen? Ich denke, es wird unschädlich sein.'

Zehrende Sehnsucht nebst anderen Gründen zog den Liebenden schon im Februar des neuen Jahres gen Norden. Er schrieb bald nach Ankunft im Elternhause an Ellen, welche bereits seit Wochen von dem Reiseplan in Kenntniß gesetzt war. In dem Briefe wird es erklärt, warum der Reisende die Residenz Ellens nur berührte, ohne sich nach ihr zu erkundigen.

‚Ich brauche Ihnen bloß zu gestehen' — sagte er —, ‚daß Herr Schwalbe mich begleitete und ich Grund hatte, das Ungestüm dieses sanguinischen Brausekopfes zu fürchten. Als ich Berlin verließ, saß er in jener Stellung neben mir, die er seit des Elfchens letztem Briefe beharrlich beibehalten: die Federn

geplustert, den Schnabel unter dem Flügel — kurz, ganz so wie einer, der abwartet. — Je näher wir der Schwelle kamen, wo das Elfchen wohnt, desto ungeduldiger benahm sich mein Gesell. Und endlich mußte ich ihm die Zwangsjacke anlegen, daß er sich nicht rühren konnte. Als uns der Postwagen nun an dem Hause vorüberführte, dessen Mauern des Elfchens süsse Traüme bargen — ach! da sang das Schwälbchen unter meinem Mantel mit traurigem Tone:

‚Es kann ja nimmer so sein!' —

— ‚Der Postwagen rollte gleichgültig die Strasse entlang — ich hätte ihn so gern zum Stillstehen genötigt, so gern mich festgeklammert an den Mauern, die ich fast mit den Händen zu erreichen vermochte. Tiefes Mitleid mit dem an allen Gliedern gefesselten Reisegefährten hatte mich ergriffen — dort, ganz nahe, lag das holde Ziel seiner brennenden Sehnsucht, der Quellborn seiner Lebenshoffnung: er selbst aber ward daran vorübergerissen in kalte Winternacht hinaus — vorüber an der holden Stätte, die so nah und doch so himmelfern! — Ich wickelte das arme, gequälte Geschöpf fester in meinen Mantel und redete ihm tröstend zu: Warte nur! — Bleibe nur fein geduldig! — Wie es auch sei, das Leben, es ist gut!' —

Den Brief begleiteten zwei Hefte gedruckter Lieder. Es waren dieselben, welche unmittelbar nach dem Begegnen der jungen Leute auf Linas Hochzeit in rascher Folge entstanden waren.

‚In diesen beiden Heften überreiche ich Ihnen die Ergänzung jenes Vielliebchengeschenkes' — schrieb Sigfrid dazu —, ‚wie ich es vor dem Jahre mir vorgesetzt habe. Möchte unser ‚Guten Morgen, Vielliebchen' einen — Guten Abend erleben!'

Während Sigfrids Aufenthalt bei den Seinigen besuchte die Tante in Begleitung Ellens deren Eltern. — Der persönliche Verkehr, das gemeinschaftliche Musiziren konnte denn nur fördernd und klärend auf die Neigung Ellens wirken.

Mit Vorliebe sang sie die Partie des ‚Röschens' in Schumanns ‚Pilgerfahrt der Rose'. Die Unmittelbarkeit ihres

Wesens sprach sich in solchen Kunstleistungen am deutlichsten aus, welche sie anregten, mit denselben sich persönlich zu identifiziren. Ellen lebte sich in die pilgernde Rose dergestalt ein, daß von jetzt an in dem Briefwechsel sie oft als Rose, er als Dornenstrauch auftritt. Diese verdrängten nun das ‚Elfchen' und die ‚Schwalbe'.

Die allegorischen Personen entpuppten sich indessen schon, als Sigfrid nach der wonnevoll verlebten, hoffnungsreichen Zeit seines Besuches in der Heimat noch nicht in Berlin wieder angekommen war. Eine erklärende mündliche Aussprache hatte bis dahin nicht stattgefunden. Allein man war einander so nahe getreten, daß Sigfrid in einem auf der Rückreise an Ellen gerichteten Briefe bitten durfte, den ‚Schein des märchengewebten durchsichtigen Nebelschleiers' fallen zu lassen, um sich für den Schmerz der, durch Raum, Zeit und hemmende Verhältnisse bedingten, Trennung wenigstens dadurch zu trösten, daß man sich gegenseitig hingebende Offenheit und unbemänteltes Vertrauen widme.

‚Seitdem die Schwalbe der Entscheidung des Rosenelfchens treulich nachgelebt' — schreibt er —, ‚seit sie beharrlich ‚abgewartet' hat, ist sie in Sehnsucht herangewachsen und hat ihre Gestalt völlig gewandelt — wie ich es voraussah. Auch das Elfchen ist eine andere geworden und so muß denn der Verkehr zwischen beiden wol eine neue Gestalt gewinnen. An Ihnen ist es, meine Freundin, demselben die Form zu verleihen.' —

Ellen war in ihr siebenzehntes Lebensjahr eingetreten. Die im allgemeinen rasch fortschreitende Gemütsentwickelung der weiblichen Jugend gewann in Ellens reichbegabtem Naturell unter der Einwirkung brieflichen und persönlichen Verkehrs mit Sigfrid frühzeitig einen seltenen Höhepunkt der Reife. Sie zögerte nicht, nach seiner bestimmt ausgesprochenen letzten Erklärung und Bitte, die Maske der Allegorie fallen zu lassen, seinem offenen Bekenntniß ihre herzliche Zuneigung entgegen zu bringen.

Der Ausdruck desselben tönte wie Musik in Sigfrids Herzen

wieder. Er verwandelte die holde Wirklichkeit in ein Gedicht, indem er mit geringen Veränderungen Ellens Briefe in Sonettenform ausgestaltete. Der wesentliche Inhalt ihres entscheidenden ersten Schreibens stellt sich, mit fast wortgetreuer Wiedergabe seiner Ausdrucksweise, in den beiden folgenden Sonetten dar.

I.

Vor Gottes Augen will ich frei bekennen,
Daß ich von ganzem Herzen lieb Dich habe!
Nicht Raum noch Zeit kann je von Dir mehr trennen
Dies Herz, denn Dir gehört es bis zum Grabe.

Doch darfst Du, teurer Freund, mich nicht verkennen:
Ach! — Deiner unwert ist die Herzensgabe. —
Dem Heiderööslein mußt Du Zeit vergönnen,
Ob würd'ger einst es schmücke Dich und labe.

Schon hegt es — ohne Prunk und unverdorben —
Den jungen Keim des eifrigsten Bestrebens,
Mit reifer Fülle reich Dich zu beglücken.

Und hat das Röslein diesen Preis erworben,
Und quoll des Segens Thau ihm nicht vergebens,
Dann wird den ‚Dornenstrauch' es schöner schmücken.

II.

Dann flüster' ich ins Herz Dir heimlich, leise:
Ich bin es, die Du liebst — nun erst mit Rechte. —
Nun bleib' ich immerdar in Deinem Kreise,
Und Blütenschmuck ich nun ums Haupt Dir flechte:

Goldlack und Silberglöcklein flocht' ich weise,
Auch Ringelblumen Dir zum Kranz und echte
Brennende Lieb', umrankt vom Ehrenpreise,
Und Blüten von der Männertreu Geschlechte.

Noch pflückt' ich Dir Vergißmeinnicht; auch Veilchen,
Um unſ'res Glücks Verborgenheit zu ehren; —
Nur Schöngesichtchen sucht' ich stets vergebens:

Und dennoch liebst Du mich — willst mir ein Teilchen
Von Deinem Herzen dennoch nicht verwehren? —
So blüht uns auf das Paradies des Lebens!

Der Bann der Allegorie war nun gebrochen. Der Überschuß von Reflexion, welcher in Sigfrids Briefen bisher hervortrat, brauchte fortan sein leidenschaftliches Gefühl nicht mehr zu belasten, ihm nicht mehr als Versteck zu dienen. Von diesem Drucke befreit, ließ er dem Strome ungehemmt seinen Lauf. Er antwortet:

‚Es ist nun geschehen. Du bist nun mein. Ich bin nun Dein — ewig Dein! — Ewig! — Durch Dich erst habe ich den Begriff der Ewigkeit verstehen gelernt. Meine Liebe — lache nicht! — ist die Großmutter meines Verständnisses der Ewigkeit. Denn sie gebar die Hoffnung, und die Hoffnung ruft die Vorstellung ins Leben eines Seins, das sich über Raum und Zeit schrankenlos ausdehnt — hinaus über alles Enden; hinaus über die Bahnen der Sonnenwelten und weiter — weiter — grenzenlos; und keine Macht der Erde und des Himmels setzt ihr einen Markstein; da ist keine Stimme, die ihr zuriefe: bis hieher und nicht weiter! — Der Liebe gibt es keine Endschaft!

‚Im thörichten Jugendfrühling, im Übermute der ersten Athemzüge des Selbstbewußtseins habe ich meinen Kopf oft zerschlagen an dem harten Felsen der ewigen Geheimnisse; habe meine kurzsichtige Verblendung in den prunkenden Mantel stolzer Selbstgenugsamkeit gehüllt; habe die Menschen beklagt, welche ihre schönen Lebensstunden der Lösung jener Fragen — fruchtlos, wie ich wähnte — zum Opfer brächten; und ich bildete mir ein, weiser zu handeln, indem ich das höchste Glück im Geniessen des wechselnden Augenblickes suchte!

‚Die Kunst war das erste freundliche Licht, welches mir zeigte, in welch erstickender Finsterniß mein unstäter Fuß damals tappte. Die Kunst leitete mich zurück an den Born der Natur, an den Urquell des Seins; sie schenkte mir den allenkenden Gott wieder.

‚Aber die Liebe — das flammende Cherubsschwert — vertrieb aus dem Paradies des Herzens den alten Adam, mit der finsteren Brut seiner Zweifelsucht; — sie lagert sich nun als Wächter um mein neuerstandenes Glaubensleben her, und

gießt himmlische Stralen linder Klarheit in die leisesten Winkel und Fältchen meines Fühlens, Denkens und Wollens. —

‚Der Glaube ward zum Richter der Wahrheit, die Wahrheit zum Maß der Liebe, und die Liebe ist zur Wahrheit geworden! —

‚Du mein auf ewig! — Ich auf ewig Dein! — Vor Gottes segnendem Angesicht sei dies Wort gesprochen; der milde Thau seiner Gnade fiel auf dieses Wort, wie auf eine Blume. Die Knospe sprang. Und wie sie sich zur Blüte zarten Geständnisses in jungfraülicher Schöne entfaltet, so wird sie — o vertraue, Du Teuere — einst zu herrlicher Frucht gedeihen. Möge gleich Dürre und Unwetter ihr junges Dasein bedrohen: sie wird reifen am Baume des Lebens unter dem schattigen Laubdach himmlischer Huld. Und sie wird keine der schlechtesten Früchte sein, welche aus dem Laubesschatten herniederleuchten.

‚Ich stehe wie auf dem höchsten Gipfel eines Berges und schaue weit hinaus in das Land, das Land der Zukunft, und am fernen Gesichtskreise, von der Sonne freundlich erhellt, erglänzt ein Dach, warm geduckt im Schatten blühender Fruchtbaüme: — dahin zieht mich die Kraft holden Hoffens und — ‚seis noch so fern — die Liebe, sie wirds erreichen!'

‚Dort werden wir Eins sein, Eins in Zweien, wie jedes von uns nun Zwei geworden ist. Ich der Stamm, Du das Epheu, das den Stamm stützend umrankt und aus ihm seine Nahrung gewinnt: so sind wir für einander da, leben, fühlen, denken und wirken für einander, durch einander, in einander. Ellen! — das höchste Glück — haben wir es nicht schon erreicht? — Ja! — vermag die Verschlingung der leiblichen Hände das Hochgefühl innigster Vereinigung unserer Herzen noch zu steigern? — Kann es reinere Wonnen geben, als die Heiligung der Herzen sie verleiht durch Lieben und Geliebtwerden? — Ich fühle es, solche Heiligung meines Herzens hat mir Dein hingebender Brief zur Wahrheit gemacht.

‚Was Vorsätze, Willensübungen, ernste Kämpfe nicht vermochten, das hat Dein Geständniß: ‚von ganzem Herzen lieb ich Dich', in einem Augenblick erreicht: — nämlich den Sieg

über mich selbst. Wie eine ganz neue Kraft senkte Deine Liebe sich in meine Brust und bildet für alle Ewigkeit ein Stück meines unteilbaren Wesens. Dadurch hast Du mich unzertrennlich Dir verbunden, selbst auch dann, wenn ich einst das Gebet erheben müßte:

‚— — — sollen hier getrennt wir stehn
Laß uns im Himmel ungeschieden.'

‚Ja selbst in dem Falle, daß die verschlungenen Pfade des Lebens, welche Dein junger Fuß noch zu beschreiten haben wird, Dich an ein Ziel bringen sollten, das mir unerreichbar fern läge: selbst dann, Ellen, bin und bleibe ich überreich in der Kraft Deines Geständnisses, das Du vor Gottes Augen abgelegt: ‚von ganzem Herzen lieb' ich Dich'.

7.

Gipfel und Klüfte.

Die Entwickelung des Herzensbundes von seinem Beginn bis zur erklärten Verständigung umfaßte einen Zeitraum von fünf Vierteljahren. Sigfrids ganzes Streben während dieser Zeit war der Erreichung eines umgrenzten Wirkungskreises zugewendet. So oft Erfolg dieses Trachten zu ermutigen schien, jauchzte der vollstimmige Chor der Lieben ihm in sanguinischer Hoffnung zu. Erwies die Erwartung sich als verfrüht, bemächtigte sich ihrer zagende Niedergeschlagenheit. Solcher Wechsel schroffer Gegensätze von aussen und innen bezeichnet Sigfrids Leben innerhalb dieser fünf Vierteljahre. Die ganze Strecke Weges führte ihn unabläßig über ‚Gipfel und Klüfte‘. Am Ende derselben öffnete sich endlich eine geebnetere Strasse.

Die Beleuchtung dieser Zustände knüpft sich an den Wiederbeginn eifriger Arbeitsamkeit in Berlin, nachdem Sigfrid Ellen in der Vaterstadt zum erstenmal sah, auf Linas Hochzeit und bei seinem Abschiedsbesuche in der Residenz sie persönlich näher kennen gelernt hatte.

Der erste Brief, den er nach seinem damaligen Besuch aus der Heimat empfieng, war ein Familienbrief, die Antwort auf seinen ausführlichen Reisebericht. Den Familienbrief begleitete eine Sendung zurückgelassener — ‚vergessener‘ — Reiseeffekten, denen ein Buch von Marx über musikalische Kunstformen,

namentlich über diejenige der Fuge, beigelegt war. Das Buch stammte aus dem Nachlasse des in Amerika verstorbenen Großoheims, welchem der Ratsherr das Legat verdankte.

‚Es ist ein wunderschöner Morgen' — schreibt der Vater in bester Laune. — ‚Ich habe bereits morgenländisch gelebt, indem ich früh morgens meine Waschungen vorgenommen und auf meinem Spaziergange um die Stadt, vom Pulverthurm gen Osten geblickt habe. Jetzt sitze ich, wenn auch nicht mit untergeschlagenen, so doch mit ausgestreckten Beinen am offenen Fenster. Vor mir prangt der Schloßgarten mit dem schönsten Kiosk, gleich des ‚Bassa Selims Haus'. Ich wünsche Dich zu mir, um diesen Anblick mit mir aufzusaugen, daß er Dich begeistere zu morgenländischen Gesängen, gespickt mit Fugen, zu denen der ehrwürdige Frosch, welcher im Schloßgraben alle andern mit Leidenschaft eben jetzt überquakt, das Thema geben könnte.

‚Übrigens halte ich in meiner gegenwärtigen morgenländischen Stimmung es für durchaus unmöglich, daß die Fuge im Morgenlande erfunden sein könne, wohl aber in Leipzig und Berlin, der Stadt, welche mir die meiste Befugniß zum fugiren zu haben scheint, da dort à l'ordre de mufti alles verfügt wird und sich fügt. Deßhalb wundere ich mich gar nicht, daß Marx, wol einer der größten Fugenmeister der Gegenwart, in Berlin lebt. Ob die Fuge in den amerikanischen Freistaaten Glück macht, vermag ich nicht zu beurtheilen. Ich weiß nur, daß das beifolgende Buch von dorther an seine Wiege zurückkehrt, indem ich es nach Berlin ‚remittire'. Wenn es Dir tiefere Lichtblicke in das Gefüge der Fugenform gewähren kann, soll mir das lieb sein. Sicher aber wirst Du es als werthes Andenken an den verstorbenen Onkel, unseren Wohlthäter, willkommen heißen.

‚So! — nun wäre ich fertig. Doch will ich noch hinzufügen, daß Hugo vor kurzem einen israelitischen Handlungsbeflissenen kennen gelernt hat und erzählte, derselbe habe aus einem Deiner Psalmen eine Melodie in den Bart gebrummt und erklärt, er sei ganz entzückt von Deiner Musik. Das

mag denn wohl zu meiner morgenländischen Stimmung beigetragen haben.'

Die Briefe der Übrigen sind erfüllt mit Herzensergiessungen über die schöne Zeit des Zusammenlebens zur Zeit des Besuches Sigfrids. Auch verbreiten sie sich über Ellens Gesang, welche nach seiner Abreise bei ihren Eltern wieder einige Wochen zubrachte.

,Sie sang, daß fast kein Auge thränenleer blieb' — schreibt Karl — ,und ihre Mutter äußerte einmal, sie werde von jetzt an ihre eigene Stimme in Ruhestand versetzen.'

Hermine erzält von einem bal champêtre, wo die jungen Mädchen, in Ermangelung ausreichender Tänzer, untereinander tanzten. ,Ellen' — schreibt sie — ,stellte sich mir als ‚Signor Amoroso' vor und machte mir den ganzen Nachmittag die Cour.' — ,Ich habe sie herzlich lieb gewonnen' — setzt die Schwester hinzu.

Sigfrid fühlte sich beglückt durch solche Annäherung, namentlich als dieselbe in einem regelmässigen ,Musikkränzchen' beider Familien umfassenderen Ausdruck erhielt.

Ebenso beglückend wirkte die Vorstellung, daß die warme Stimmung der Seinigen durch den Anteil befördert werde, welchen sie seinen auf verschiedene Zielpunkte gerichteten Hoffnungen widmeten.

,Es scheint' — schreibt er ihnen —, ,als sei ein rechter Wetteifer in Euch gefahren, mir Liebes zu erweisen; als gelte es, vom Papa bis zum ‚kleinen Johannes', einer Preisbewerbung meines ausgesuchtesten Dankes. Aber ich kann einen Unterschied unter Euch nicht machen. Jedes von Euch ist mir unentbehrlich zum Glücke. Ihr seid die stützenden, tragenden Saülen seines Tempels und Euch gehört alles an, was dessen Mauern in sich fassen mögen. Bin ich recht von Herzen froh und glücklich, wie jetzt, so bin ich es eben durch Euch.'

Über das Lehrbuch von Marx aüssert er:

,Gerade dieser Band enthält diejenigen Zweige der Lehre, welche ich nicht besonders mit Marx durchgearbeitet habe. Ich werde deshalb das Buch mit Vergnügen und Nutzen lesen,

obwol die Theorie der verschiedenen Kunstgattungen nur durch die angewandte Praxis begriffen und gelaüfig gemacht werden kann.

‚Totes theoretisches Material wird dem schaffenden Geiste nie Gedanken verleihen, noch ihm Wege vorzeichnen. Nur zum logischen Denken kann und soll theoretisches Studium heranzüchten. Hat sie diesen Erfolg erreicht, so ist das wesentlichste Geschäft der Theorie beendet. Das Schaffen selbst aber muß sich von ihrer Fessel befreien, wenn der Genius nicht verkrüppeln oder zu einem steifen Schulmeister herabsinken soll. Die Form, in welcher eine Doppelfuge, ein Lied, ein Walzer sich darstellen kann, ist ebenso mannichfaltig, wie die Gestalten es sind, in denen die Baüme eines Waldes uns entgegentreten. Einer ist hoch und schlank, ein anderer kurz und knorrig: Baüme sind sie alle. Und kein vernünftiger Mensch wird den Förster dafür verantwortlich machen wollen, daß seine Baüme nicht nach dem Maß der Elle gewachsen sind.

‚Übrigens fühlt Marx diesen Mangel seines Lehrbuches selbst. Er ist daher weise genug — des Wortes ‚exempla docent' eingedenk — sich darauf zu beschränken, höchst allgemeine Gesichtspunkte vorzuzeichnen, und solche an Meisterwerken nachzuweisen, die denselben höchst allgemein folgen.' —

Nicht lange, nachdem Sigfrids Berliner Tätigkeit wieder in die alten Geleise geleitet, verließ Jany die Kriegsschule und Berlin, um in die frühere Garnison seiner Vaterstadt zurückzutreten. Mit ihm stand und zerfiel die ‚Bande Bob'.

‚So ist nun ein Band zerrissen' — schrieb Sigfrid —, ‚das mir den Aufenthalt in Berlin angenehm machte. Jetzt will er mir gar nicht mehr erfreulich erscheinen, zumal Bemühungen, Schüler zu finden, bis jetzt ohne Erfolg blieben. Man vertröstet mich nun auf den Herbst. Aber keiner rät mir, in Berlin zu bleiben. Marx, den ich ab und zu besuche, zälte mir neulich die namhaftesten hiesigen Notabilitäten der Kunst an den Fingern vor und wies bei jedem Einzelnen nach, er sei entweder durch Protektion, oder durch glückliche Heirat, oder auf Schleichwegen zu dem Ziel gelangt, das er erreichte. Durch

eigne Kraft oder gar schöpferische Taten sei es kaum jemals vorgekommen, daß es einer in Berlin zu etwas gebracht habe. —

‚O, Ihr glaubt es kaum, wie ermüdend es sei, stets Streiche in die blaue Luft zu führen und nicht einmal eine Fliege zu treffen. Unsäglich sehne ich mich nach einem Wirkungskreise. Ich fühle die Kraft, einen solchen auszufüllen, mehr wie je in mir. Aber ich fürchte, der Strom der Energie müsse endlich versiegen, wenn er stets über märkischen Sand flutet, ohne ein Bett zu finden. Was hilft es, daß ein Arm des Stromes wie ein Mühlbach singende Räder treibt; daß ich fast täglich ein Säckchen zum Höker schicken könnte? — Wäre ich nur nicht stets in Verlegenheit wegen des — Transports! Die Herren Verleger sind bis jetzt gar zu störrig und ängstlich.‘

Sigfrid tat alsbald einleitende Schritte, um in der heimatlichen Residenz, wo Ellen, und seit kurzem auch Freund Jany lebte, den erstrebten Wirkungskreis zu erlangen. Indessen von allen Seiten widerriet man ihm diese Absicht, und nur zu bald schwand jede Hoffnung, die er auf Ausführbarkeit des Planes setzte, spurlos dahin.

Er richtete darauf seine Blicke nach Breslau. Dort lebte eine einflußreiche Familie, welche seinem Freunde Max befreundet war. Eine der Töchter jenes kunstliebenden Hauses — sie hieß Ottilie — stand mit Sigfrid in Briefwechsel und gab die Veranlassung, denselben zu der Hoffnung auf eine Stellung in Breslau aufzuregen. Doch wie jene andere verlor auch diese belebende Aussicht sich allmählich gestaltlos im Nebel des Unerreichbaren.

Die Freunde versagten ihm ihre Teilnehmung nicht, aber ihre Bereitschaft zu helfen scheiterte am Unvermögen. Eines Tages verkündete endlich Julius, der Musikalienhändler, daß die Gesanggesellschaft in Potsdam einen musikalischen Leiter suche. Julius stellte dem beglückten Sigfrid seinen Einfluß zur Verfügung, und durch denselben gewann dieser bald wohlwollende Freunde in jener Stadt, welche die Wege zu den entscheidenden Personen der Gesellschaft ihm mit leichter Mühe bahnten.

Sigfrid fand zuvorkommende Aufnahme. Mehre persönliche Besuche und Briefverkehr förderten die Angelegenheit so weit, daß Tag und Stunde bereits feststand, wo er durch die Leitung des Chores seine Fähigkeit für solche Aufgaben bewähren sollte.

Da empfieng er den Besuch eines Vorstehers der Gesellschaft, der in artigsten Redewendungen sein Bedauern ausdrückte, daß die Gesellschaft auf eine so ‚erwünschte Kraft, wie sie in Sigfrid für ihre Zwecke zu gewinnen sich geschmeichelt', verzichten müsse, weil eine ‚hochgestellte' Persönlichkeit sich erboten habe, das ‚Interesse des Vereines in die Hand zu nehmen'. Ohne Frage würde es dem Ansehen jenes vornehmen Mannes leichter gelingen, als einem unbekannten jungen Musiker, die in Parteien zerklüftete Gesellschaft zur Einigkeit zurückzuführen. —

Sigfrid sah solchen Eröffnungen gegenüber keinen anderen Ausweg, als auch diesem so nahe an ihn herangetretenen Anspruch zu entsagen. Das Anerbieten, jenem mächtigen Mitbewerber gegenüber auf einer Wal zu bestehen, lehnte er ab, um das schon hinreichend verletzte Gefühl durch die Demütigung des Mißerfolges der Wal nicht noch schmerzlicheren Berührungen auszusetzen. *)

Inzwischen war Sigfrid unermüdlich tätig in musikalischen Hervorbringungen. Als Mitarbeiter verschiedener Musikorgane trat er zugleich der Literatur der Vergangenheit und Gegenwart näher. Dadurch erweiterte er nicht allein seinen Gesichtskreis, sondern klärte auch sein Urteil, welches er mehr und mehr nach Maßstäben geschichtlich begründeter Kunstentwickelung bestimmte. Beträchtliche Vorteile des Erwerbes verschaffte die kritisch-schriftstellerische Tätigkeit ihm nicht. Er erfuhr es bei dieser Gelegenheit nicht zum ersten Mal, daß geistige Arbeit und aufopfernde Hingebung an die höchsten Zwecke des deutschen

*) In den Briefen an Sigfrids Angehörige ist die Potsdamer Frage mit keinem Worte erwähnt; er scheint es aus Schonung unterlassen zu haben, wie er denn später sich darauf beschränkte, nur vollendete Tatsachen mitzuteilen. Eine beträchtliche Anzal Potsdamer Briefe aber erweisen es, daß mehre maßgebende Persönlichkeiten sich aufrichtig bemühten, den jungen Musiker für den Gesangverein als Leiter zu gewinnen.

Volkes, von diesem sehr gering geschätzt zu werden scheine, wenigstens wenn der karge Lohn als Maß der Wertschätzung solcher selbstlosen Bestrebungen betrachtet werden darf.

Sigfrid suchte Befriedigung und Ehre in dem eigenen Bewußtsein, der Kunst nach Vermögen zu dienen. Es gelang zu seiner Freude, Mitarbeiter an dem von Robert Schumann begründeten Blatte zu werden.

Die ‚Neue Zeitschrift für Musik' redigirte damals Dr. Franz Brendel. In den ersten Jahren seiner Redaktion blieb die Haltung des Blattes dem Grundsatz Schumanns treu: unabhängig von jeglicher Beeinflussung, die Kunst zu fördern durch Unterstützung aller derjenigen Erscheinungen und Bestrebungen, welche in Übereinstimmung mit geschichtlich gewordenen Schönheitsidealen, zum Ausbau derselben Material herzutrugen.

Die revolutionären Bewegungen des Jahres 1848 drangen mit ihren Ideen auch in den Geist des Brendelschen Musikorganes ein. Dasselbe ließ sich in der Verfolgung der bisher angestrebten Zwecke gründlich erschüttern. ‚Die Kunst muß sich demokratisiren' — so lautete eine Zeit lang der abenteuerliche leitende Grundsatz, der wegen seiner unerhörten Neuheit und Unklarheit, für das Verlagsgeschäft mehr als für die Kunst, schwunghaften Erfolg eintrug.

Einmal aus der Bahn gewichen, bewegte die ‚Neue Zeitschrift' sich bald zwischen schroffen Gegensätzen — wie ein schwankendes Rohr unstät hin und her. Im grellsten Widerspruch mit der haltlosen Absicht, die Kunstpflege auf ‚demokratische' Basis herabzusetzen, verwandelte das Blatt sich plötzlich in die Trompete einer Partei, welche den ‚ultraaristokratischen' Anspruch erhob, die öffentliche Meinung solle sich jedes Urteiles über die Leistungen jener noch kleinen Künstlergruppe — welche sich eine Partei nannte — bescheiden enthalten; die ganze Nation solle sich von Grund aus regeneriren; sogar die deutsche Sprache müsse eine völlige Umgestaltung erfahren, kurz: ‚das ganze Kunstwesen in seinem Zusammenhange mit dem ganzen politisch-sozialen Zustande der modernen

Welt' *) müsse vermittels tiefgreifender Umwälzungen eine umfassende neue Form annehmen, bevor jene neuesten Leistungen — Schumann nannte sie ,die Weimarschen Evangelien' — recht genossen und gewürdigt werden könnten.

Man hatte die Befriedigung solcher maßlosen Ansprüche von der Gegenwart nun keineswegs zu erwarten und vertröstete sich deshalb auf die Zukunft.

Einzelne Vertreter dieser verwunderlichen Grundsätze hatte dasselbe Blatt früher mit Entschiedenheit bekämpft.

Zur Zeit, da Sigfrid Mitarbeiter der Neuen Zeitschrift wurde, bemühte sich eben dieses Organ, im Dienste der Partei der ,Zukunftsmusik' die ersten Sporen zu verdienen. Das ausschließliche Anpreisen der, von strebsamen und einsichtvollen Kunstfreunden und Genossen mit Besorgniß betrachteten Bewegung befremdete nicht Sigfrid allein. Bevor er nun sich entschloß, mit jenem Blatte in tätige Beziehung zu treten, ersuchte er den Redaktör um Erklärung des auffälligen Wesens, welches in der Zeitschrift sich breit machte. Dr. Brendel antwortete am 9. September 1852:

,Was den Wagnerschen Rigorismus betrifft, so erlauben Sie mir folgende Bemerkungen:

,Mit ruhigem, gemäßigtem Vorwärtsdringen kommt man absolut nicht von der Stelle. Man muß laut schreien, wenn man gehört werden will. Keiner von uns aber behauptet, das laute Schreien sei die natürliche Ausdrucksweise. Für uns ist es eben nur Mittel zum Zweck. Man muß etwas über die Schnur hauen, um den Punkt, den man im Auge hat, zu erreichen.

,Glauben Sie, daß der Erbärmlichkeit unseres Musiktreibens gegenüber etwas erreicht werden kann, wenn man nicht entschieden auftritt? Die ruhige Masse muß wüthend gemacht werden, wenn man sie in Bewegung bringen will, sonst hört sie alles gleichgültig mit an.

---

*) R. Wagner, Drei Operndichtungen u. s. f. (Leipzig 1852), S. 174.

‚Nicht als absolut Letztes dürfen Sie daher unsere entschiedene Sprache betrachten, sondern vom Parteistandpunkt.

‚Der Parteistandpunkt ist aber blos Durchgangspunkt.

‚Das, glaube ich, reicht hin, um Sie über mein Verhalten zu orientiren.‘

Wie Sigfrid über Marktschreierei in der Kunst denken mochte, ist leicht zu erraten. Dr. Brendel indessen bezeichnete solches Verfahren nur als Mittel zum Zweck, den Parteistandpunkt als Durchgangspunkt.

Indem Sigfrid das Ende des Durchgangsprozesses erwartete, arbeitete er der Einseitigkeit der Zeitschrift in ihren eigenen Spalten entgegen! ‚Man muß auch Gegner zu Worte kommen lassen‘, erklärte Dr. Brendel.

Von Wagners Opern hatte der junge Musiker damals nur Tannhaüser und Lohengrin kennen gelernt. Obzwar der dichterische Stoff dieser Opern, ihre szenische Anordnung, die Behandlungsweise des Orchesters und einzelnes in der musikalischen Erfindung zur Bewunderung hinriß und ihm hohe Achtung vor der genialischen Kraft des Verfassers abnötigte, vermochte er dennoch nicht, an die von Brendel ins Auge gefaßte Möglichkeit zu glauben, daß in diesen Opern der Grund einer weiteren Entwickelung des musikalischen Stiles gelegt sei, welcher als maßgebendes Vorbild allgemeinerer Verbreitung, wie Gluck und Mozart sie fanden, sich zu versehen haben werde. Auflösung aller gestaltvollen Grundformen der Kunst; ermüdende Verbreiterung individueller Melodik zu einem karakterlos sich windenden Unbestimmbaren; willkürliche, prinziplose Handhabung des harmonischen Gewebes: alldas schien mehr auf revolutionäre Gesinnungen wider geschichtlich Gewordenes schliessen zu lassen, als auf Resultate der allmählich zur Klarheit hindurchgedrungenen Überzeugung einer groß angelegten künstlerischen Persönlichkeit, wie der durchsichtige Entwickelungsgang eines Händel, Gluck und Beethoven solche aufweisen.

‚Wagner‘ — so urteilte Sigfrid — ‚ist eine Spezialität besonderer Art. Er ist der ‚Meister Klingsohr‘ in E. T. A. Hoffmanns ‚Sängerkrieg auf der Wartburg‘. Wagner ist nicht

minder auch der ‚Godegisel Etzel', der über unsere musikalischen Philister dahinbrauset und sie schüttelt, wie der Sturmwind einen Kohlgarten zauset: das ist seine geschichtliche Mission.

‚Aber Wagner wird auch manchen jungen, hoffnungsreichen Baum zerknicken, manches unfeste, schön angelegte jugendliche Gemüt vergiften; er wird den Geschmack des Volkes verwirren; er wird dem Volke sein höchstes Gut, den Glauben an Heiliges, die Ehrfurcht vor gesetzlichen und göttlichen Ordnungen rauben, ohne ihm Bleibendes und Wahres für den Verlust wiederzugeben: das ist der Fluch der Geschichte, welcher Wagner ohne alle Frage treffen wird.

‚Die Kunst aber wird Wagner ebenso wenig in ihren ewigen Grundfesten zu erschüttern vermögen, als es dem ‚Meister Klingsohr' gelang, den frommen Sänger Wolfram zu besiegen, ob jener seltsame Gesangseiferer gleich den ‚Nasias' zur Hülfe herbeizitirte, den stärkeren Geist, der auch bereits auf dem Plane erschienen ist. Das verderbliche Feuer dieser vulkanischen Gewalten wird erlöschen vor Wolframs frommem Liede; die angerichteten Schäden wird die Zeit ausgleichen. —

‚Wagners Name wird gleichwol in anerkennender Erinnerung der Nachwelt fortleben, weil er stets als drohende Zuchtrute über dem Haupte der Philister schweben wird, sie warnend vor dem Zopfe der Ausländerei und des scholastischen Formalismus; sie heilend von Krebsschäden, die am Leibe der freien und erhabenen Muse deutscher Tonkunst zehrten und zehren.'

Robert Franz teilte im allgemeinen mit allen maßvoll denkenden Musikern jener Jahre Sigfrids Anschauung.

‚Der Weg' — schreibt Franz einmal —, ‚den die moderne Modulation einschlägt, ist jedenfalls ein neuer, noch nicht betretener. Offenbar wurde das System der Harmonie aus civilisirten Verhältnissen wieder auf seinen antediluvianischen Bestand, in das Chaos, zurückgedrängt. Die Weimarsche Schule, die bekanntlich an Wagner und Berlioz anknüpft, ist in neuerer Zeit *) sehr vielversprechend aufgetreten. Ver-

*) Im Sommer 1853.

schiedene Werke jener ‚Schule' bewegen sich ganz auf dem Höhepunkte der Zeit und sind deshalb geeignet, allerlei nachdenkliche Betrachtungen den Männern des Fortschrittes aufzuerlegen. Ich für mein Theil bekenne offen, eine Antiquität geworden zu sein, da ich mit dem angestrengtesten Ernste nicht im Stande bin, diesem hehren Fluge der Gedanken zu folgen. — So habe ich denn wirkliche Tage gebraucht, wo früher Minuten ausreichten und bin zu der trübseligen Überzeugung gelangt, daß meine Zeit um ist, und ich am besten thue, wenn ich mir recht bald meinen Sarg anmessen lasse! Diese Resignation läßt Sie einen tiefen Blick in meine jetzige Verfassung werfen — Hinfüro ergebe ich mich in mein Schicksal: Bomben und Granaten heißt die neue Losung — die alte Sphärenmusik ist abgethan! Wohl! —

Hohngelächter der Hölle!'

Dr. Brendel forderte wiederholt Arbeiten für die Neue Zeitschrift von Sigfrid und bemühte sich in langen Briefen um eine ‚Verständigung' mit ihm. Sigfrid lieferte Besprechungen neuer Musikalien und nahm ab und zu Veranlassung, die von Seiten jener ‚Partei' angegriffenen Kunstprinzipien mit offenem Visir zu verteidigen. Solche Versuche lehnte Brendel regelmässig ab unter Vorwänden, welche den eigentlichen Grund zu verhüllen suchten.

Sigfrid konnte endlich nicht länger zweifeln, daß der Durchgangspunkt, von dem Brendel gesprochen hatte, zur habituellen Prinzipreiterei, zur vollendeten ‚futuristischen' Propaganda erstarren werde, als welche die Zeitschrift und die Anhänger ihrer Richtung sich auch alsbald entpuppten. Sobald diese Wendung klar vor Augen lag, entzog er sich der nur sporadisch geübten Mitarbeit an der ‚Neuen Zeitschrift' und wandte seine kritische Tätigkeit Blättern zu, welche mit diesem Parteiorgane sich in Kriegszustand befanden. Der Briefwechsel mit Brendel umfaßt nahezu drei Jahre. — —

Wenn die berichteten und mehre andere fehlgeschlagene Versuche Sigfrid für Augenblicke verstimmen mochten, entmutigen konnten sie ihn nicht.

‚Meine Zukunft‘ — schreibt er den Seinigen —, ‚liegt Euch fast ängstlicher am Herzen, als mir. Das mag daher sich erklären, weil Ihr nicht die Kraft in Euch wirken fühlt, welche in meinen Adern pulsirt. Mir fehlt es nur an einem Anhaltspunkte, an einer Scholle Landes, groß genug, um darauf zu fussen und von solchem festen Standorte aus ins Weite zu wirken. Ich möchte, wie Archimedes, der Welt zurufen: ‚δός ποῦ στῶ‘, um sie aus den Angeln zu heben: so mutig und kräftig fühle ich mich. Solche Kraft ist mir doch gewiß nicht geschenkt, um ungenutzt zu brechen! — Wer tüchtiges zu leisten vermag, den wird die Gesellschaft nicht fallen lassen — schon der Egoismus, der die Massen zusammenhält, bürgt dafür, daß vorhandene Kraft am passenden Orte und zur rechten Stunde ausgebeutet wird. Wer weiß, wie bald der Morgen der Erlösung tagen mag!‘ —

Der Tag war freilich noch fern, als diese Zeilen geschrieben wurden. Allein durch emsige Arbeitsamkeit, meteorartig auftauchende und versinkende Aussichten, durch mancherlei Zerstreuungen und anregenden Verkehr war die Wartezeit dergestalt ausgefüllt, daß sie rasch genug enteilte.

Ausser grossen Entwürfen, zu denen auch der Plan einer Oper — ‚Der böhmische Mägdekrieg‘ — gehörte, beschäftigten den jungen Autor zalreiche musikalische Arbeiten. Durch die gute Aufnahme der von seinem Freunde Julius verlegten Werke ermutigt, sandte Sigfrid zwei umfänglichere Arbeiten — unter ihnen die Lieder aus Rückerts Liebesfrühling — an eine der größten und vornehmsten deutschen Verlagshandlungen. Frisch gewagt ist halb gewonnen, tröstete er sich. Doch gestand er sich selbst, es sei eben nur ein gewagter Versuch, der erfolglos bleiben werde. Karl nannte die Aussicht auf Erfolg ‚flau‘ — faul — anagraphirte der Berliner.

‚Auf die Entscheidung dieser unvergleichlich in Anspruch genommenen Handlung‘ — sagte derselbe in einem Bericht an den Bruder —, ‚hätte ich noch viele Monate gewartet, ohne Ungeduld darüber zu empfinden. Aber über den Sternen war es anders beschlossen. Kaum einige Wochen verflossen seit

meinem zaghaften Verlagsanerbieten, da erhielt ich schon ein höchst liebenswürdiges Schreiben und zwar von höchsteigener Hand des ersten Chefs jenes Hauses. Derselbe versicherte, ‚aufrichtiges Interesse' für meine Arbeiten zu nehmen, ersuchte mich aber, hinsichtlich der Honorarfrage die Initiative meinerseits zu ergreifen. Dies geschah. Drei Tage später brachte mir der, Dir wol erinnerliche hagere, lange Briefträger einen Brief mit fünf Siegeln, beschwert mit zwölf Friedrichsd'or! Der Brief ist abermals manu propria des Chefs geschrieben. Er aüssert die Hoffnung, ‚spätere Werke besser honoriren zu können'. Übrigens betrug die erwähnte Summe genau so viel, als ich mit Vorbehalt der jenseitigen Entscheidung vorgeschlagen hatte. — Das ist denn doch endlich ein kleiner Erfolg — das erste Honorar in klingender Münze! —

‚Julius wollte nicht daran glauben. Er straübte sich so lange, bis ich ihm die beiden Briefe behändigte, welche er jetzt bei seiner connaissance spaziren führt. Namentlich wegen der Schnelligkeit der Resolution, meinte Julius, sei das Ergebniß ein ‚ganz unerhörtes Ereigniß'; auch bin ich selbst nicht abgeneigt, dasselbe für ein folgenreiches zu halten und möchte Euch sogar erlauben, diesmal Eurer Neigung zum Bau von Luftschlössern ein wenig nachzuhängen. — So geht es: vor wenig Wochen lamentirt, nach wenig Wochen jubilirt: Regen — Sonnenschein; Sturm — Ruhe; pauverté — richesse: Euer leid= — Euer freudvoller Sigfrid.' —

‚Deine Briefe' — antwortet die Mutter — ‚verbreiten allemal große Freude hier im Hause. Aber beim Lesen des letzten wollte der Jubel kein Ende nehmen, so daß die Mamsell meinte, wir hätten das große Loos gewonnen. Und hätten wir es gewonnen, ich glaube nicht, daß meine Freude darüber so groß gewesen wäre, wie darüber, daß Du endlich Anerkennung gefunden hast und für Deinen ausdauernden Fleiß belohnt worden bist. Du gehst Deinen schweren Weg im Schutze dessen, der es ‚nicht macht, wie wir gedacht, sondern der es besser macht, als wir denken'. Diese Worte aus Deinem herrlichen Liede trage ich Tag und Nacht mit mir

herum, und habe ihre Bestätigung gerade in der letzten Zeit erfahren mehr noch wie sonst, da auch Lieslis Gesundheitszustand wieder eine so erfreuliche Wendung genommen, daß Karl nun wol endlich an seine Hochzeit wird denken dürfen.

‚So scheint denn der Kreis unserer Hoffnungen sich zu erweitern und das Glück wieder bei uns einziehen zu wollen. Laß uns denn, mein Sigfrid, diesen Kreis im festen Vertrauen auf den Lenker unserer Schicksale ausschmücken mit grünen Myrtenzweigen, durchflochten von Lorbeer und Rosenknospen — zwei Kränze, innig verschlungen wie die Hände liebender Schwestern.

‚Nach dem Höchsten strebend, arbeite Du indessen rüstigen Muthes weiter, während ich Schlösser in die reine Luft hineinbaue und sie ausstatte mit allem, was Erde und Himmel bieten an Bequemem und Schönem, an Innigkeit, Freude, Liebe und Frieden. Und wenn Alles sich zum Guten kehrt, wenn diese Luftschlösser sich verwirklichen, dann zieht Ihr ein durch die weitgeöffneten Thore, an deren Schwelle der Segen des Herrn Wache hält — dann zieht Ihr ein, Du und sie, Karl und sie, mit dem freudig dankbaren Bekenntnisse:

Gott macht es besser, als wir denken!‘ —

Mit derselben Wärme aüssern sich die Briefe der Geschwister. Karl erzält:

‚Ich machte die Sache mir möglichst pikant zurecht und ließ Deine Mittheilungen erst los, nachdem ich die Goldburger bis aufs Äußerste gespannt hatte. Aber wie platzten dann die Jubelausbrüche auf mich ein! — Von Deiner ausdrücklichen Erlaubniß, Luftschlösser zu bauen, wurde sofort der ausgedehnteste Gebrauch gemacht. Jedenfalls aber haben sie jetzt doch ein Fundamentchen.‘

Der Vater hängt seiner Freude ein humoristisches Mäntelchen um. Er schreibt:

‚Ich habe soeben die Briefe von Mutter, Hermine, Hugo und Johannes gelesen und in allen dasselbe Kapitel so ausführlich und ausschließlich verhandelt gefunden, daß ich nicht nur nichts mehr darüber sagen mag, sondern grosse Neigung in mir verspüre, darauf zu schimpfen, bloß um in diese

monotonen Sextengänge einmal eine schreiende Dissonanz zu werfen. Was ist denn am Ende auch für Grund, so viel Aufhebens zu machen? So unerhört ist die Geschichte doch nicht. — Da freuen sie sich immer über Dein Glück und sprechen gar nicht davon, welch ein gutes Geschäft die Verlagshandlung gemacht hat. Übrigens müssen diese Leute, ernstlich gesprochen, doch gute Kenner sein oder solche zu Rathe zu ziehen wissen. — Doch genug von diesem breitgetretenen Stoffe. —

‚Deine Neigung in unserer Landeshauptstadt eine Stellung zu bekleiden, spricht sich so lebhaft in Deinen letzten Briefen aus, daß ich mir gedacht habe, Du könntest wohl noch einmal als Organist in das Diensthaus Deiner Urahnen einziehen. Wenn es dazu einmal käme, wäre ich im Stande Pension zu fordern, um sie bei Dir zu verzehren und vielleicht einen Nebengroten zu verdienen, indem ich Dir die Bälge träte.‘

Johannes faßt den Erfolg als einen Sieg über feindliche Gegenwehr auf und bedauert:

„Daß wir Dich nicht hier haben, um als Siegespreis Dir den wohlverdienten Lorbeerkranz auf die Schläfe zu drücken. Damit aber müssen wir wohl bis Ostern warten, dürfen dann aber den Kranz hoffentlich noch einmal so dick flechten. —

Des ältesten Bruders Hoffnung auf endliche Vermählung mit seiner genesenen Verlobten gieng diesmal in Erfüllung. Diese festliche Veranlassung führte den Berliner denn noch zeitiger, als Johannes erwartete, in die Arme der Seinigen zurück. Wie viel Anteil an der Sehnsucht des Wiedersehens, an der Ausbeute frohen Zusammenlebens auch Ellen hatte, das ist schon berichtet worden. Es gab aber noch einen dritten Grund, der die Anwesenheit in der Heimat erwünscht erscheinen ließ.

In den Tagen nämlich, da Sigfrids ganzes Herz nach der einen Seite hinneigte, in Ellens Nähe einen Wirkungskreis zu gewinnen, sprach dieses Gefühl sich auch unmittelbar musikalisch aus, nicht nur in Weisen zu plattdeutschen Texten aus Klaus Groths soeben erschienenem ‚Quickborn‘, sondern auch noch in besonderer Richtung und deutlicher.

Die engere Heimat erfreute sich eines verbreiteten Volksliedes, welches die hochselige Mutter des regierenden Landesherrn zur Verfasserin hatte. Dieses Lied benutzte Sigfrid für eine ausführliche musikalische Arbeit, in welcher seine Heimwehmut mannichfaltige Formen der Aussprache gewann.

Jedoch genügte der rein subjektive Ausdruck seines Gemütsinhaltes dem Verfasser nicht mehr, wie es früher der Fall war. Derselbe bedurfte für seine Mitteilsamkeit einen lebendigen Gegenstand und schwankte nicht lange, wo ein solcher zu finden sei. Er wandte sich an ‚das Herz des Landes' — nämlich an die Landesmutter — mit der Bitte, die Widmung des bezeichneten Klavierwerkes entgegenzunehmen. In dem brieflichen Gesuch ward aber jedem ‚unwürdigen Verdachte selbstsüchtiger Absichtlichkeit' vorgebeugt. Das Gesuch fand günstige Aufnahme. Die huldvolle Fürstin antwortete mit ihrem ausdrücklichen Wunsche, die Musik vom Verfasser selbst gelegentlich einmal zu hören. Seine Anwesenheit in der Residenz begünstigte nun die Ausführung dieses Wunsches, nachdem das von dem ‚sicheren Hintermann' in Leipzig endlich gedruckte und angemessen ausgestattete Dedicationsexemplar von Berlin aus an die Adresse bereits befördert worden.

Sigfrids Besuch in der Heimat dehnte sich länger als zwei Monate aus. Bei seiner Rückkehr nach Berlin weilte er einige Tage in der fürstlichen Residenz und bei dieser Gelegenheit spielte er der Landesherrin seine Arbeit.

Dies geschah auf dem Schlosse in dem Musikzimmer der hohen Frau. Ausser ihr war nur eine Hofdame und ein Kammerherr zugegen. Zum ersten Mal in seinem Leben blieb Sigfrid völlig frei von der hemmenden Befangenheit, welche ihm bei ähnlichen fremdartigen Erlebnissen bisher nie erspart zu werden pflegte. Er berichtet alles Einzelne ausführlich und sagt in dem Verlauf des Berichtes:

‚Obwol die ungewohnte Spielart des Wiener englischen Flügels mir zu schaffen machte, spielte ich besser wie je; war heiter und aufgeraümt; verbreitete mich über die Form des Werkes, wozu der Kammerherr mich anregte, und sprach zu

der erhabenen, schönen Frau ohne allen Zwang, ganz in derselben Tonart, darin ich zu Euch so gern spreche. Meine Zuhörerin war sehr gnädig und drückte mir ihre Teilnahme aus, nicht nur, indem sie sich erkundigte, ob Beleuchtung, Sitz, Stimmung des Flügels ausreichend gut und bequem sei, sondern auch, indem sie nach jeder Nummer einige beifällige Bemerkungen machte, die im Verlaufe des Werkes immer wärmer und wahrer klangen. Als ich geendet, sagte sie: ‚Ich danke Ihnen tausend Mal! — Ich weiss nun, wie Sie diese Musik auffassen und werde jetzt vielleicht mit mehr Glück versuchen, sie selbst zu spielen. — Leben Sie recht wohl!' — Die Beleuchtung, welche aus ihren Augen über alles ergossen war, was die Gnädigste sagte, gab ihren Worten das Gepräge warm empfundener Wahrheit.' —

In derselben Stadt hörte der Glückliche auch zum ersten Mal ein eigenes Werk für Orchester. Es war die Ouvertüre zu jenem Drama alttestamentlichen Stoffes, dessen Dichter — wie erzält wurde — Sigfrid ersucht hatte, die erforderliche Musik zu schreiben. Die Wirkung der Ouvertüre grossen Stiles entsprach indessen nicht in allen ihren Einzelheiten den Erwartungen des Verfassers und er meldete den Lieben, daß er diese Arbeit einstweilen zurücklegen werde, um nach gemachten Fortschritten in der Kunst des Instrumentirens das Werk gründlich umzuarbeiten. In Bezug auf diese — irrtümlich aufgefaßte — Absicht schrieb die Schwester:

‚Wir hoffen, daß die Neigung zum Zerstören, die Du schon als kleiner Junge an Deinen Spielsachen manchmal geübt hast, Deinen eigenen Werken gegenüber nicht wieder in Dir erwache, wie davon leider schon Beispiele vorhanden sind, namentlich, als Du Deine grosse Sonate dem Verderben preisgabst. Hoffentlich wird Dein Freund Max, der Dich so freundlich am Bahnhofe begrüßte, solche schreckliche Absicht diesmal vereiteln.' —

Seit Jany Berlin verlassen, und die Bande Bob sich aufgelöset hatte, weil ein Ersatz für den geschiedenen Freund und begeisterten Sänger nicht gefunden werden konnte, schlossen von

den zurückgebliebenen Freunden drei sich inniger aneinander. Das waren Max, Nüte und Sigfrid. Doch auch Nüte, dessen Universitätsstudien beendet waren, reisete bald ab — seufzend einer juristischen praktischen Tätigkeit entgegengehend, die seiner, durch die Bestrebungen der Bande Bob erstarkten, Vorliebe für die Pflege der Tonkunst entschieden widersprach. In der juristischen Praxis selbst bildete dieser Widerspruch sich rasch weiter aus. Und schon nach wenigen Jahren gewann die Tonkunst in Nüte einen eifrigen Zögling und später einen Musikdirigenten, dessen Energie, Begeisterung und Einsicht es in kurzer Zeit gelang, in grösseren deutschen Städten über hemmende aüssere Verhältnisse entscheidende Siege zu erkämpfen und für die Kunst im besten Sinne segensreiche Wirkungskreise zu erobern.

Nach Nütes Abreise aus Berlin entspann sich die Beziehung zwischen Max und Sigfrid bald zum herzlichen, dauerhaften Bande echter Freundschaft. Max bildete seine Empfänglichkeit für alles Edle, Gute und Schöne im Verkehr mit Sigfrid, und in gegenseitiger Anregung, zu seltenem Maße aus. Da keine Schranke klug erwogener Zurückhaltung sich zwischen die jungen Leute drängte, so schloß Sigfrid sich ihm noch enger an, als die sprödere Natur Janys das gestattet hatte. Anregung in derselben Richtung als Janys Gesangleistungen sie darreichten, vermochte Max freilich sie nicht zu bieten. Er verhielt sich vornehmlich empfangend. Allein sein zartes Gefühl für das Zweckmässige, Treffende, Wahre; seine kindliche Freude an dergleichen, in welcher Form es ihm immer entgegentreten mochte; sein tiefes Bedürfniß nach Erfassung und Klarheit des Verständnisses, unterstützt von einer glücklichen Gabe der Mitteilsamkeit: das alles erfrischte Sigfrids Sinn, klärte sein Urteil und nährte seinen Schaffensdrang. Dazu trug Max unermüdlich neuen Stoff herzu, und Sigfrid entwickelte eine anhaltsame Arbeitskraft, die unerschöpflich schien.

Konnte dieselbe sich noch steigern, so geschah das durch die kunstsinnige Familie eines Generals, welche Max seinem Freunde eröffnete. Hier fand Sigfrid einen tiefverstehenden, hochsinnigen Anteil an dem Besten, was Literatur und Kunst hervorgebracht;

fand zugleich mit demselben verbunden freundliche, edle Lebensformen, ungezwungene Bewegung und wohltuenden Wechsel ernster Vertiefung und natürlicher Freude an heiterem Scherze, daß er sich unter Personen einer lebendig gewordenen Goetheschen Dichtung zu befinden glaubte.

Goethe, namentlich dessen Lyrik, bildete in diesem Kreise einen Gegenstand hingegebenen Studiums, ernsthafter Pflege, ähnlich dem Schumann-Kultus der Bande Bob. Sigfrid hatte seit früher Jugend Goethes Genius hochgehalten. Jetzt aber erkannte er zu seiner Beschämung, wie fern er dem tieferen Verstehen der Muse Goethes und seines menschlichen Wesens bisher geblieben sei — namentlich seines glühenden, liebevollen Herzens, seines zartbesaiteten Fühlens, leisen Aufmerkens auf Unscheinbares, unmittelbaren Erlebens des Angeschauten. Selbst den Sinn für die Plastik der Goetheschen Ausdrucksweise, für den himmlischen Wohllaut seiner Sprache, für das ruhevolle, sättigende Behagen am edlen Maß der schönen Form erschlossen die Freunde dem überraschten Kunstjünger und führten ihm immer neue Schätze zu aus dem tiefsten Schachte des Goetheschen Geistes, dessen forschendem Geniessen alsbald alle Mussestunden gewidmet wurden. Seine Begeisterung für die neue Welt, welche ihm in diesem Studium aufgegangen war, spricht Sigfrid wiederholt in seinen Briefen an Ellen aus. Einmal sagt er:

‚Jeder Hauch in Goethes Munde wird zur Liebe. Goethe verklärt die ganze Welt der Erscheinung, wie die ganze Welt des Seins in das lautere Licht seiner Liebe; er schlichtet allen Widerspruch, beendet allen Kampf zwischen Idee und Wirklichkeit durch das versöhnende Weiheopfer der Liebe. Lies fortgesetzt Goethe. Stets liege ein Band Goethe auf Deinem Arbeitstische und jeden Moment der Musse nimm das Buch zur Hand und bade Dich gesund in der reinen Flut dieses reichen Quellborns der Liebe.‘

Der Einfluß machte sich bald in Sigfrids Wesen bemerkbar und trat sogar in seinem Briefstil hervor.

‚Teile mir doch mit‘ — schreibt Karl ihm einmal —, ‚ob Du kürzlich Goethesche Prosa gelesen hast.‘ —

‚Prosa — nein!‘ — antwortete Sigfrid. — ‚Aber wie vor dem Jahre Rückert mich an sein Herz nahm, so lebe und webe ich gegenwärtig in Goethes Lyrik. Fast täglich entstand in letzter Zeit Musik zu seinen wunderbaren Liedern, vor deren fleckenloser Reinheit und stralendem Glanze Heines Unlauterkeit tiefe Schatten auf meine schwindende Vorliebe für dessen sittlichen Gehalt wirft. Goethe ist die leuchtende Sonne des heiteren Tages — Heine das verblaßte Irrlicht, welches über dem Dunst des Sumpfes ruhelos hin- und herflunkert. Ausser Goethes Liedern haben wir in dem Kreise der Familie des Generals kürzlich Tasso mit verteilten Rollen gelesen. Mir fiel die schwierige Aufgabe des Tasso zu. Die beiden Leonoren befanden sich in den Händen der Schwestern jedenfalls weit besser.‘

Ausser dem Goethe-Kultus bildete die Pflege edler Musik einen wesentlichen Gegenstand allgemeinen Anteils dieses Kreises. Man gruppirte sich in behaglichster Umgebung um den Flügel, lauschte dem Vorgetragenen mit ungeteilter Aufmerksamkeit und ergieng sich dann mit Wärme in urteilendem und anerkennendem Gedankenaustausche über das zu Gehör gebrachte Musikstück und seine kleinsten Einzelheiten. Die so hervorgebrachte Stimmung mochte wol an die erquickliche Wirkung eines freundlichen Kaminfeuers erinnern. Wie die fire-side in England den Sammelpunkt der Familie bildet und als Ausdruck beglückten Zusammenlebens gilt, so betrachtete man fortan den Flügel als ‚Kamin‘ und die Aufforderung, sich ‚am Kamin‘ zu sammeln, bedeutete nichts Anderes, als gemeinschaftliches Musiziren in der geschilderten Weise. Unter Sigfrids Briefmappen trägt eine derselben die Aufschrift ‚Vom Kamin‘ und enthält Briefe von Mitgliedern jenes kleinen anziehenden Kreises.

Derselbe erhielt einen erwünschten Zuwachs durch einen jungen Rechtsgelehrten — er hieß Amadeus —, welcher Meister der Geige war. Sigfrid schildert ihn in einem Schreiben an Ellen folgendermaßen:

‚Wie manche Menschen besonders bevorzugt sind, so auch Freund Amadeus. Erst zweiundzwanzig Jahre alt, ist er bereits

königlicher Kammergerichts=Referendarius, und ob er gleich die längste Zeit seiner Jugend an körperlichen Leiden schwer darniederlag, hatte er schon mit dem vollendeten sechzehnten Lebensjahre die Reife für die Universität erlangt. Schwächlich und fehlerhaft gebaut, mit rotem Haar, scheint sein geistiger Organismus den leiblichen auszugleichen; und wenn in seinen Reden auch hie und da die bittere Wurzel bemerkbar wird, welche das Bewußtsein seiner körperlichen Gebrechlichkeit dareingesenkt haben mag, so erfreut man sich doch gern an seinen geistvollen Anmerkungen, die er in die Unterhaltung streut.

‚Ein Beweis seines liebevollen Wesens ist es ohne Frage, daß er schon seit seinem siebenten Jahre — verheiratet war. Seine Frau ist ein ganz kleines Wesen, die nie ein Wort sagt und für stumm gehalten werden müßte, wenn ihr Herr Gemahl sie nicht manchmal singen machte. Ihre Stimme entzückt immer wieder alle, welche sie hören, und hat einen Umfang von mehr als vier Oktaven! Die kleine Person ist sehr zart gebaut und nicht mehr jung. Beilaüfig bemerkt, taxire ich ihr Alter auf etwa zweihundert Jahre, um nicht zu wenig zu sagen. Die Jahre aber haben keinen nachteiligen Einfluß auf sie üben können; im Gegenteil! — sie steigerten nur den jugendlichen Karakter ihrer Stimme. Amadeus ist sehr besorgt um seinen Schatz, den er glühend liebt — mehr wie sich selbst. Er trennt sich ungern von ihr, und als ich ihm neulich in einem entlegenen Teile des Thiergartens begegnete und ihn fragte, was er denn in dem Kasten von Ebenholz in dieser Einsamkeit umhertrage, antwortete er trocken: ‚ich gehe mit meiner Frau spaziren'. In dem Kasten, der die annähernde Form eines kleinen Sarges hat, lag seine Frau! — ‚Glauben Sie mir' — erklärte Amadeus —, ‚daß sie dadrinnen ebenso weich liegt, als sie leicht wiegt'. —

‚Ich begleitete die Familie und sprach mit ihm viel über ihre schönen Eigenschaften, ihr berühmtes Geschlecht und dessen Stammvater. Sie stammt nämlich aus Cremona und ist eine geborene Amati. Um dieser Familie Amadeus meine Verehrung auszudrücken, habe ich derselben meine jüngste Sonate

für Klavier und Geige zugeeignet. Max nennt sie ihres Inhaltes wegen das ‚Glaube=Liebe=Hoffnungs=Duo'.

‚Du weißt, daß das geistige Eigentumsrecht Dir, meine Ellen, gehört, da ich lediglich aufschrieb, was Du aus dem verborgenen Schachte Deiner Liebe mir ins Herz hauchtest. Aber wenn ich alles Dir dediziren wollte, was nach der Liebe Rechtsgrundsätzen Dir gehört, so dürfte Dir von allen Noten keine einzige entzogen werden, die ich seit Linas Hochzeit zu Papier gebracht. Die öffentliche Zueignung aber würde Aufsehen erregen; und solches müssen wir ja vorlaüfig ängstlich vermeiden.'

Das ‚Glaube=Liebe=Hoffnungs=Duo' war die dritte der Violinsonaten, die Sigfrid am Kamin wiederholt mit Amadeus vortrug. Derselbe brachte dieser Musik ein Verständniß entgegen, das sich in jedem seiner Töne so beweglich und lebhaft aussprach, wie Sigfrid es von dem Tone der Geige bisher nur als unerreichbares Ideal in der Vorstellung getragen hatte. Solche Anregung konnte denn nicht fruchtlos bleiben.

In kurzer Zeit entstand eine vierte Sonate, mit deren Niederschrift der musikalische Autor noch nicht völlig fertig war, als Amadeus zur ersten Probe erschien, um das neue Werk zur Überraschung der Gesellschaft abends am Kamin vorzutragen. Die schriftliche Ausführung der ganzen Sonate in vier Sätzen hatte kaum drei Tage Arbeit erfordert. So voll und leicht ergoß sich der Strom der Gedanken unter den belebenden vielseitigen Einflüssen jener Zeit. —

* * *

Sigfrid stand wieder einmal hoch oben auf einem Gipfel. Aber unter ihm gähnte eine gefahrdrohende Kluft, die er nicht leicht aus den Augen verlieren konnte.

Diese Kluft stellte sich ihm dar in der immer noch ungelöseten Frage, wo er endlich den Wirkungskreis finden werde, der ihm die Mittel selbständigen Unterhaltes sichern möchte. Bisher bezog er das Bedürftige immer noch vom Vater. Alle Bemühungen, dieses Verhältniß zu beider Gunsten zu ändern,

blieben hartnäckig ohne jeden Erfolg. Selbst den bescheidenen Wunsch, Unterricht zu erteilen, begünstigten die widerstrebenden Umstände nicht.

Der Ratsherr ward je länger, desto bedenklicher über die fortgesetzten Hülfeleistungen, welche er dem Sohne nach wie vor gewährte. Durch die Erbschaft hatten die Subsistenzmittel der Familie zwar eine willkommene Aufhülfe erfahren. Allein man dachte an die Zukunft. Sigfrids gerechte Ansprüche waren begrenzt — und die Grenze ward immer enger. Ersparungen, Einschränkungen, gelegentliche Honorare — was verschlug das alles dem Leeren gegenüber, das nirgend Boden zeigte für den Bau eines gesicherten Lebensfundamentes! —

‚Mein Streben' — schrieb Sigfrid dem Vater — ‚wendet sich mit seiner Hoffnung auf Erfolge bis jetzt fast ausschließlich an die Zukunft. Kann ich erwarten, daß die Gegenwart mir dankbar entgegenkomme für diesen Betrug an ihren Rechten? — Obendrein darf ich Schumanns Wort nicht vergessen: Aus der Zukunft tönt keine Stimme bis zu uns. — Und so muß ich an der führenden Hand des Glaubens nach bestem Gewissen weiter wirken und den Erfolg der Gunst des Himmels überantworten. Aber ich achte andrerseits die Rechte und Ansprüche der Gegenwart keineswegs gering. In ihr lebe ich und durch ihre Gunst muß ich für sie leben, indem ich mir diese zu erwerben suche. So bin ich auch unermüdlich tätig, ihr einen Acker Landes abzugewinnen, auf dem ich meinen eignen Kohl bauen könnte, wie es meinen Brüdern Hugo und Karl jetzt gelungen ist. Doch alles, was ich bisher zu erringen vermochte, waren lockende Aussichten, die sich bei näherer Betrachtung als Trugbilder erwiesen und in Dunst zerflossen, wenn ich sie ergreifen wollte.'

Die Angehörigen zeigten sich stets bereit, zu trösten und zu ermuntern. Allein der Vater hegte doch Zweifel, daß Sigfrid es verstehe, seine Kräfte nach allen Seiten hin in fruchtbringende Tätigkeit zu setzen. Möglich, daß er Recht hatte. Aber Sigfrid glaubte keinen Grund gegeben zu haben zu Vorwürfen der Art.

Die Wahrheit ist, daß der Ratsherr den gordischen Knoten endlich zerschnitt, indem er eine ganz nahe, scharf gezogene Grenze vorzeichnete, einen kurzen Zeitraum, innerhalb dessen die Subsistenzfrage gelöset sein müsse, da jenseits desselben die bisher zugeströmte Quelle des Unterhaltes unwiderruflich einmal für allemal versiegen werde.

‚Die Mittel, über welche Du noch zu verfügen hast‘ — so beschließt der Ratsherr sein ausführliches Schreiben —, ‚bestehen in einem Reservefonds von einigen hundert Thalern. Diesen Fonds wirst Du benutzen, wie die Umstände es erfordern, ohne dabei aus den Augen zu verlieren, daß mit dem letzten Thaler auch Deine letzte Ressource so gut wie versiegt ist.‘ —

Was nun? — Sollte man sich wieder in den Dienst eines Sommertheaters begeben? — Die Möglichkeit lag nicht zu fern. Sigfrid kannte die Wege, welche ziemlich sicher zu solchem Ziele leiten mochten. — Aber die Kunst? — Ellen und deren anspruchsvolle Verwandtschaft? — Nein! — Nimmermehr! —

Sollte man auswandern? — Die Mittel zur Reise waren ja vorhanden. Was aber dann? — War diese Auskunft besser als Selbstmord? —

Sollte man abermals auf eine wunderbare Lösung der Frage hoffen? — Würde eine solche unverhofft sich darbieten? — Es war ein verzweiflungsvoller Zustand.

Doch bevor Sigfrid sich dessen voll und klar bewußt zu werden vermochte; bevor des Vaters entscheidender Brief noch in seine Hände gelangte, hatte das ‚Wunder‘ sich bereits begeben. Der folgende Brief, welcher desselben Meldung tut, begegnete unterweges dem Ultimatum des Vaters. Sigfrid berichtet mit überschaümender Freude:

‚Liebster, teuerster Vater, hier eine Note von der neuesten Börse der Aussichten. Kurse der Hoffnung fest. Ungeheurer Aufschwung! Berlin-Groß-Dornbusch 700 Brief, 600 bezahlt. — Unerhört! — Ganz nagelneues Papier — fabelhafte Chancen! — —

‚Doch gemach! — Abgesessen; — Johann, laß den Hengst meiner Freude etwas abdampfen und dann in den Stall mit ihm!

‚Und nun, bester Alter, laß dir ein Glas meines alten Hoffnungsbergers=Sonnenseite schmecken und höre die Geschichte meiner Spekulation mit diesem Berlin=Groß=Dornbuscher in Ruhe an.

‚Vor vierzehn Tagen wird also dieser Max zu mir kommen; wird mir erzälen von dem und jenem; und zart und schüchtern, wie er ist, wird er einen Fühler in mein Eingeweide versenken, daß ich denke, ich höre nicht recht. ‚Du weißt es wol schon' — wird er sagen —, ‚daß in Groß=Dornbusch vom dortigen Gesangverein ein Musikdirigent gesucht wird. Am Kamin meinte man, die Stadt wäre für Dich zu klein und entlegen — sonst' —

„Was?" — rufe ich — „sonst?" — und damit aufgesprungen und ihn an der Kehle gepackt — „Bist du nicht bei Trost, Mann? — seit wann ist dieser Platz offen?"

‚Seit vierzehn Tagen' — antwortet Max mit erstickter Stimme. ‚Wir wußten es schon seit jener Zeit, wagten es aber nicht, Dir solche geringen Aussichten zu eröffnen.' —

‚Potz Quinte und Querstand — das nenne ich eine Zartheit! Sie wagen es nicht, dem Hungernden Schmorbraten anzubieten, weil sie just keine Nachtigallzungen=Pastete vorrätig haben. — Nun erkundigte ich mich nach den näheren Umständen:

‚Groß=Dornbusch also ist eine Stadt von zwölf= bis vierzehntausend Einwohnern; — grosse Garnison als Militärstadt; grosse Behörden als Kreisstadt; mehre grosse Gymnasien; bemittelter Kaufmanns= und Bürgerstand; Kunstsinn in bester Richtung des Geschmackes, namentlich viel Musikeifer. Gesangverein, grosses Orchester, viel Unterricht — 700, mindestens 600 Thaler jährlich, je nach Umständen auch mehr. Folglich setzte ich alle Hebel in Bewegung, schrieb an Liszt, Franz, Schumann: ‚schickt Zeugnisse, Empfehlungen'; wandte mich auch an hiesige einflußreiche Bekannte und Freunde; packte einige Notenhefte dem Empfehlungsschreiben bei, namentlich die Psalmen,

wozu Franz besonders riet mit der Anmerkung: ‚es ist das Beste, was Sie geschrieben'; und dem allen fügte ich eine Anfrage bei, mit dem Gesuche, mir nähere Einblicke in die praktischen Wissenswürdigkeiten zu erschliessen. Die ganze Sendung adressirte ich an den Buch- und Musikhändler Mauritius in Gross-Dornbusch.

‚Derselbe antwortete alsbald in geistreichen Redewendungen, es sei seinen Bemühungen gelungen, das Heer der Bewerber bis auf einen einzigen zurückzuschlagen; ich möge nun unverzüglich nach Gross-Dornbusch eilen, um diesen letzten Gegner selbst in den Sand zu stechen.

‚In Gegenbewegungen bin ich durch den Satz und Stil der Violinsonaten leidlich eingeritten. Also ich machte mich mutig auf den Weg, um den Zweikampf zu bestehen.

‚Dort angekommen, sogleich in den Musikladen! — Durch Personalbeschreibung geleitet, wende ich mich geradezu an den Mann mit dem Gustav-Adolf-Kopfe hinter dem Ladentische: Sie sind Pater Mauritius! — ‚Topp!' — entgegnet derselbe — ‚und sie kommen um die Stelle.'

‚Das will ich nicht hoffen — sage ich. — Er lacht und führt mich sofort zu Vorstandsmitgliedern des Gesangvereines. Einen Satz meiner Sonate in c-moll wollen sie hören. Ich spiele ihn auf dem klapperigen Flügel des Organisten. Anderen Tages ist Chorprobe. Ich leite am Klavier den ersten Chor des 42. Psalms von Mendelssohn: ‚Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser'. Den hatte ich recht absichtlich gewält.

‚Man wünscht, einen Chor von mir zu singen. Ich lege den ersten Doppelchor des 57. Psalms auf: ‚Gott sei mir gnädig' — abermals beziehungsvoll. Dann singt ein Herr mit schönem weichen Bass einen meiner einstimmigen Psalmen. Der Chor aüssert Bewegungen beifälliger Aufnahme. Einer der Vorsteher, ein ‚Appellrat', nimmt mich apart und spricht sich mit Wärme über meine Musik aus.

‚Folgenden Morgens meldet ein anderer der Vorstände mir, er komme mit der Entscheidung: ‚Wie sehe ich aus, als Bote des Glücks oder des Unglücks?' — —

‚Wir liegen einander in den Armen. — Die Stelle ist mein! —

‚Der gütige Himmel hat sich endlich mir gnädig zugeneigt, um Dir, bester Vater, für alle schweren Opfer, die Du ihm — dem Himmel — als Liebesgaben gebracht, und für die jahrelangen sorgenvollen Bekümmernisse, die du um meine Existenz getragen, die Genugtuung zu gewähren, Dein Sorgenkind endlich in einen gesicherten Hafen einlaufen zu sehen.

Nun möchte ich kämpfen, möchte leiden, möchte meine Kraft bewähren, um Deine, der teueren Mutter und Geschwister und meiner Ellen Liebe zu verdienen. Ich fühle es schon lange mit Beschämung, wie wenig ich derselben bis jetzt würdig gewesen, wie untunlich es war, mich Euer würdig zu zeigen.‘

8.

Im Hafen.

Sigfrid an die Lieben.

‚Eure Sendungen stimmen meine Seele gewöhnlich zu wehmütiger Freude. Ihr werdet dieses gemischte Gefühl verstehen. Freude verleiht mir das Bewußtsein, wie unendlich viel ich in Euch besitze. Mit Wehmut erfüllt mich das Erkennen meines eignen Unwertes. Wenn man Jahre lang fort und fort mit dem Kopfe gegen die Wand rennt, und statt eine Bresche zu gewinnen, nichts als Beulen davonträgt: da liegt der resignirende Schluß nahe, die Vorsehung begünstige solche Bemühungen nicht, weil man ihrer Gunst unwürdig sei. War man zwar noch nicht alles Mutes bar worden, so darf das endliche Gelingen doch wol als freundliche Aufforderung aufgefaßt werden, den dankbaren Gesinnungen durch erneutes Zusammenraffen aller Tatkraft handelnd Ausdruck zu geben.

‚Solche Gedanken drängten sich mir auf, als bald nach Absendung meines Berichtes über meine Erfahrungen in Groß-Dornbusch Vaters Ultimatum, begleitet von Karls fürsorglichen Ratschlägen, in Berlin eingetroffen. Der Inhalt dieser beiden Briefe hat mich aufs tiefste erschüttert. Mit Beschämung fühle ich das ganze Gewicht der drückenden Last, die Eure Herzen beschwerten in der Sorge um mich. Deine unermüdliche Ge-

lassenheit, innig verehrter Vater, die schonende Zartheit, mit welcher Du mir die Schranken zeigst, die Deiner aufopferungswilligen Liebe gezogen sind; der Scharfsinn herzlicher Teilnehmung, mit welchem Du, mein Freund und Bruder, die drohende Gefahr zu überwinden suchst: wie bewegt, wie ergreift mich solche unverdiente Liebe! — Und dann — einerseits der Blick in das Leere, der mir so schonend erst dann eröffnet wird, nachdem mir andrerseits in dem neuen Wirkungskreise eine blühende, fruchtreiche Fülle geschenkt worden, wie meine kühnsten Hoffnungen sie sich nicht hätten traümen lassen; überzeugender mag sich wol selten das wahre Wort bewähren: ‚wenn die Not am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten'. Und es ist gleichgültig, ob das belebende Gefühl meiner Brust Freude heißt oder Dank; — dankbare Freude, freudiger Dank, beide durchdringen sich unzertrennlich.' —

Das Echo aus der Heimat hallt in allen Briefen wieder von dem Worte: ‚wenn die Not am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten'. Die Schwester fügt ihren sinnigen Betrachtungen folgende Schilderung hinzu:

‚Vater kam, Deinen Brief in die Lüfte schwingend, mit hastigen Schritten die Treppe herunter und ließ mit lauter Stimme ein Trara, trara! erschallen. Im nächsten Augenblicke hieng ich an seinem Halse. Alles eilte herbei und stimmte in unseren Jubel ein. Sogar die alte zinnoberbäckige Anna, unsere Magd, kam dazu und wünschte Glück. Es stand eben der Fleischer mit einem Braten da. Mutter war zweifelhaft, ob sie ihn kaufen sollte. Da redete Anna ihr zu: ‚Ha, Madam, nu kann'dr wol'n Biet Fleesch mehr up stahn.' —

‚Später erschien Karl. Der fieng vor Freuden an zu tanzen, so daß die Kniee mit dem Kinn fast in Berührung kamen. Im Taumel des Entzückens folgte ich seinem Beispiel, und wir wirbelten in tollen Sätzen und Sprüngen umher.' —

‚Triumph!' — ruft Johannes aus — ‚Victoria! — Zehntausendmal hurrah! Was ist das für ein plötzlicher Umschlag in Deinem Geschick! — Die letzten Briefe nichts wie Jammer,

Unglück, Trostversuche — und nun lauter Freude und Jubel und Seligkeit! —

‚Da sieht man es wirklich und offenbar, daß der alte Gott noch lebt und die Seinen nicht verläßt. Vertraue nur auch ferner auf ihn; gewiß, er wird es immer gut mit Dir machen.‘ —

Auch Sigfrids auswärtige Kunstgenossen, mit denen er in Briefwechsel stand, nahmen Teil an jenem ‚Umschlag in seinem Geschicke‘. Robert Franz schrieb:

‚Beikommend erhalten Sie das gewünschte Briefchen an die Baronin Paulini, in der Sie eine höchst liebenswürdige Dame kennen lernen werden.

‚Da finden Sie noch Natur und Kern — Eigenschaften, die heutzutage eben nicht allzuhäufig, in Berlin wahrscheinlich gar nicht, zur Hand sind. Ich wünsche Ihnen für Ihre Absicht alles mögliche Glück und das um so mehr, als ich es für Sie von unberechenbarer Wichtigkeit halte, daß Sie von Berlin und zwar mit Extrapost abreisen. — Spannen Sie alle Segel auf, um mit gutem Winde in den Hafen von Groß-Dornbusch einzulaufen: die neuen Verhältnisse werden auf Sie nur einen günstigen Einfluß ausüben — dort ist man weder auf berlinisch fromm, noch auf berlinisch musikalisch!‘

Im Laufe des ersten Winters der neuen Wirksamkeit schrieb Robert Schumann aus Düsseldorf, am 28. Dezember 1853:

‚Geehrter Herr, Ihr Brief hat mich in einem entlegneren Landstrich getroffen, als Sie vielleicht vermutheten — nämlich in Amsterdam. Wir waren dort auf einer Musikfahrt begriffen, die bis zum Schlusse von sehr gutem Glücksgewinn begleitet war. Dies ist denn auch der Grund, warum die Antwort später erfolgt. Denn auf der Reise gab es keine Ruhe zum Schreiben, und heimgekehrt fand sich vieles Geschäftliche aufzuräumen vor.

‚Es hat mich gefreut, zu hören, daß Sie festen Fuß gefaßt haben. Es folgt dann Eines aus dem Andern — und daß Sie eine edle künstlerische Richtung verfolgen werden, habe ich wohl vermuthet.

‚Von Ihren Compositionen ist mir nur wenig zu Gesicht gekommen, die hiesige Musikhandlung ist eine ziemlich untergeordnete. Ich möchte, Sie componirten so, wie Sie Briefe schreiben — so leicht, natürlich-humoristisch und gedankenvoll. Aber dies Gefühl geben mir Ihre Compositionen nicht.

‚Sie müssen's vor Allem in Erfindung schöner und neuer Melodieen suchen. Das Combinatorische darf nur das Zufällige sein .... Wenn man in freien Formen schaffen will, so muß man erst die gebundenen, für alle Zeiten gültigen Formen beherrschen. Es würde Ihnen gewiß besser sein, Sie schrieben Sonaten nach alter Formweise, als daß Sie sich in zwanglosen ergehen.

‚Dann machen Sie sich auch vom subjectiven Clavier los. Chor und Orchester heben uns über uns selbst weg. Sie haben jetzt Gelegenheit, auf diesen höhern Terrains sich umzusehen und [sie] für die eignen Leistungen zu benutzen. Schreiben Sie für Orchester, und namentlich für Chor!

‚So will ich denn wünschen, daß, was ich schrieb, Sie so aufnehmen, wie ich's meinte. Ich möchte junge, so ehrlich strebende Künstler gern fördern; dies ist nur durch offne Aussprache der Gedanken möglich. Freuen sollte es mich, wenn Sie mir Gelegenheit gäben, Sie näher kennen zu lernen aus andern Ihrer Compositionen. Der Weg ist freilich weit; aber vielleicht findet sich einmal ein Bote. Leben Sie wohl.

R. Sch.'

Dieses L e b e w o h l ist das letzte, welches Sigfrid von dem teuern Meister empfieng. Nicht lange darauf verfiel Schumann jener tragischen Krankheit, von der er erst durch den Tod erlöst wurde. — Dadurch rechtfertigt sich die ziemlich unverkürzte Mittheilung des letzten seiner an den jungen Künstler gerichteten Briefe.

Das Urteil über dessen Musik bezieht sich auf einige wenige Klavierstücke. Sigfrids andere und reifere Arbeiten hat Schumann nie gesehen.

Sein Rat aber, für Chor und Orchester zu schreiben, wirkte wie die letztwillige Verfügung eines hochgeschätzten Abgeschiedenen.

Auf Werke für diese Organe konzentrirte Sigfrid mehr und mehr seine ganze Kraft und befreite sich nach und nach völlig nicht nur vom ‚subjektiven Klavier', sondern auch von subjektiven Stoffen und Kunstgattungen, indem er sich den ‚gebundenen, für alle Zeiten gültigen Formen' mit Vorliebe zuwandte. —

Auch Franz Liszt drückte dem neuen Musikdirektor seinen Anteil in der jenem liebenswürdigen Meister gemässen Weise aus. —

‚Seid mir gegrüßt, Freund Sigfrid' — schrieb er —, ‚als Vorsteher des Groß-Dornbuschigen Damen-Vereins, Oberhaupt der vier Groß-Dornbuscher Contrabässe, mannichfacher Bombardons 2c.!

‚Wie steht es denn mit Ihren Compositionen? Fehlt es Ihnen an Muse, Musse oder Müssen? — Lassen Sie doch ab und zu von sich hören, und stecken Sie Ihr gutes helles Licht nicht unter den Scheffel Ihres löblichen Wirkungskreises.

‚Wenn Sie gelegentlich eine Stunde finden, wo es nichts Besseres zu thun gibt, sehen Sie sich ein paar meiner letzteren Sachen an, unter anderen die Sonate (Robert Schumann gewidmet), meine zweite Ballade und das Scherzo (Th. Kullak dedicirt). — Ich besitze leider kein einziges Exemplar, aber die Baronin Paulini (der ich Sie bitte, mich freundlichst zu empfehlen) hat diese Stücke sicherlich schon auf ihrem Clavier und wird sie Ihnen vortrefflich spielen.

‚Bis zu nächstem Winter will ich die Partitur meiner neun ‚Symphonischen Dichtungen' (für Orchester ohne Clavier) herausgeben. — Dabei könnten Ihre vier Contrabässe etwas in Schweiß gerathen, was in den Wintermonaten ganz empfehlbar ist. —

‚Leben Sie bestens wohl, lieber Freund, und bleiben Sie stets freundlich gesinnt Ihrem

‚Weymar 8. Juni 1854. F. Liszt.

‚Vielleicht interessirt sich Frau von Paulini für die beifolgende Broschüre Hoplits: das Karlsruher Musikfest? Offrez le

lui de ma part. Für Sie schicke ich die ‚Künstler' (für Männerchor und Orchester), und meine zweite Ballade, wovon ich so eben noch ein verirrtes Exemplar auffinde.' —

Sigfrid an Ellen.

‚Wie gefällt es Dir denn, daß Dein Schatz jetzt plötzlich Musikdirektor geworden ist? — Überlege Dir einmal ins Einzelne, von welchen unberechenbaren Folgen dieses glückliche Ereigniß für Dich und mich werden kann. Und danke mit mir vereint der liebevollen Vorsehung, die uns so sichtlich begünstigt und beglückt.

‚Wo ist jetzt die dunkle Zukunft, die wir fürchteten? — Wir wollen zwar nicht zu früh triumfiren. Aber wir dürfen uns für die Gegenwart des frischen freien Blickes erlaben, der uns nun ins Weite gestattet ist. —

‚Die materiellen Verhältnisse meiner neuen Stellung sichern mir, zunächst wenigstens, eine bequeme Assiette. Aber die Hauptsache ist, daß ich durch die praktische Übung das Anrecht erwerbe, mich später um besser dotirte bedeutendere Stellen zu bemühen und nicht die erste als beste anzunehmen brauche.

‚In Groß-Dornbusch werde ich nicht allein den Chor behandeln lernen, nicht allein in allen Zweigen der Kunst zu unterrichten haben, sondern auch ein grosses Orchester leiten, das in seiner numerischen Besetzung dem Gewandhaus-Orchester in Leipzig gleichkommt. —

‚Ach, könnte ich nur einen flüchtigen Augenblick bei Dir sein, um den verklärten Glanz unseres jungen Glückes im Wiederschein Deiner lieben Augen lebendig vor mir zu sehen! — Schweig' still, mein Herz!' —

* *
*

Sobald Sigfrid sich in Groß-Dornbusch haüslich eingerichtet hatte, begann seine praktische Wirksamkeit; zunächst die lehrende.

Aus seinen Berichten folgen hier zusammenhängende Auszüge:

‚Mehr als vier tägliche Stunden werde ich nicht zum Unter-

richte aufwenden, obwohl das Bedürfniß darnach sich dringend geltend macht. Diese Zal ist nun bereits besetzt und umfaßt die Information in Klavierspiel, Gesang und Komposition. Meine Zöglinge sind bis jetzt lauter junge Damen.

‚Die Stunde wird — wie es bisher geschehen —, auch jetzt noch vorlaüfig mit 15 Silbergroschen honorirt. Einmal wöchentlich fahre ich auf der Eisenbahn nach einem benachbarten Gute, wo ich von zehn Uhr vormittags bis zwei Uhr nachmittags ohne Unterbrechung die beiden Töchter des Gutsherrn, eines Barons von Schamburg, in allen möglichen musikalischen Gegenständen zu unterrichten habe. Nach dem Mittagsessen führt ein Ponygespann mich wieder nach dem Bahnhofe; dort habe ich gewöhnlich ungebürlich lange auf die Ankunft des Zuges zu warten, der mich wieder nach der Stadt bringt. Das Honorar beträgt monatlich, das heißt für je vier Besuche, drei Friedrichsd'or.

‚Daß ich die Zal der Unterrichtsstunden im allgemeinen beschränke, hat guten Grund. Zuvörderst muß ich die Morgenstunden meiner produktiven Tätigkeit vorbehalten. Dann warnt man mich hier, dem Beispiel meines Vorgängers zu folgen.

‚Derselbe, ein kerngesunder junger Mann, übernahm so viel Verbindlichkeiten und Unterrichtspflichten, daß er — anstatt zu heiraten, wie er hoffte — sich völlig aufrieb, der gallopirenden Schwindsucht zum Opfer fiel und eine trauernde Braut hinterließ. — Ein ähnliches Schicksal wäre mir zu dieser Zeit sehr wenig willkommen.

‚Schon die Anfänge meiner Wirksamkeit erregen mir die Ahnung, daß ich in derselben erst begreifen lernen werde, was das Leben eigentlich bedeutet, was es wert ist. Dann aber trage ich Dir gegenüber, liebster Vater, die grosse heilige Schuld, Deinen von schweren Sorgen so lange gedämpften Anteil an meinen Leistungen endlich von diesem Drucke zu befreien, Dir reineren Genuß Deiner väterlichen Freude zu bereiten. Aus solchen Gründen muß ich mir Frische und Musse nach Möglichkeit zu erhalten streben, und das wird von selbst dahin führen,

daß ich meine Ansprüche als Lehrer steigere, sobald ich mich auf Resultate dieser Tätigkeit berufen kann.

‚Dieselbe hat sich zunächst gegen den unentwickelten Geschmack gerichtet, den ich hier vorfand. Meine Schülerinnen im Klavierspiel mußten sich bisher begnügen mit Schmierereien eines Goria, Ravina, Osborne, Oesten und wie die Ephemeriden weiter heissen. Ich habe es hier wiederholt ausgesprochen, daß ich mich moralisch verpflichtet fühle, diese seichte Richtung mit aller mir zu Gebote stehenden Macht, und so weit mein Einfluß reicht, ernstlich und anhaltend zu bekämpfen.

‚Die Kunst gehört gar nicht zu denjenigen Lebensfreuden, welche ein deutscher Schneidergesell und ein französischer Marquis ‚amusements' nennt. Wenn die Franzosen — wie ich es selbst erfahren — den majestätischen letzten Satz der Beethovenschen c-moll-Sinfonie nicht tiefer fühlen, als es ihr Ausdruck ‚joli!' bezeichnet, so beweisen sie mit solchem unwürdigen Urteil nur, daß sie — Franzosen sind, welche den Geist deutscher Tonkunst nicht begreifen. Die Pflege der sogenannten ‚amüsanten' Musik in Deutschland bedeutet mir aber nichts Besseres, als ein gedankenloses Verzichten auf den Besitz eines der höchsten Güter unseres Volkes; die Vernachlässigung eines nur uns, als Deutschen, geschenkten wundervollen Kulturzweiges; die Verleugnung nationaler Bildung und Gesittung, nationalen Geistes und Gewissens. —

‚Die rechte Erkenntniß des hohen Wertes der Tonkunst kann meines Erachtens nur durch selbstverleugnende Arbeit mühsam erworben werden. Das Kunststudium ist für den Einzelnen ein geistiges Zucht- und Erziehungsmittel. Nur durch das Medium der Aneignung technischer Sicherheit gelangt man zur rechten Würdigung eines Kunstwerkes, das heißt zur Vertiefung seines eignen Wesens und des Genusses der Kunst.

‚Dieser Überzeugung, die auf Erfahrung beruht, welche kein Zweifel anzutasten vermag, folge ich beim unterrichten.

‚Ich suche die Lernenden zur liebevollen Hingebung an ein objektives Ideal des Kunstschönen anzufeuern. Das scheint mir aber nur erreichbar zu sein, wenn das eigene Ich selbst zum

Objekt des Studiums wird. Klavierspieler, noch mehr Sänger und am meisten schaffende Künstler haben ihr eigenes individuelles Wesen nicht bloß zum Inhalte, sondern auch zum Ausdrucksmittel ihrer künstlerischen Leistungen. Die erste Bedingung derselben ist deshalb Selbsterkenntniß; die zweite Beherrschung ihres eignen Selbst. Indem sie sich beobachten, sich selbst zum Gegenstande ausdauernder Willensübung machen lernen, erheben sie sich über sich selbst, beugen sich unter kein anderes Machtgebot, als das ihres Kunstideales und werden wahrhaft freie Künstler und Menschen. Vor Selbstüberhebung aber schützt sie das demütige Aufschauen zu dem letzten höchsten Ziele ihres Strebens, welches bei allem Erfolge hinter dem Ideale zurückbleiben muß. Dafür bürgt die Beschränkung des endlichen menschlichen Witzes und Vermögens.

‚Die Leitung des Chores und Orchesters stelle ich unter Gesichtspunkte des Grundsatzes, daß ein gemeinschaftliches Zusammenwirken nur Erfolg haben könne, wenn es von der unbedingten Hingebung jedes Einzelnen getragen wird. Ich bemühe mich, die Liebe des Chores und Orchesters für das zu studirende Kunstwerk zuerst dadurch zu gewinnen, daß ich den Inhalt desselben in seiner zusammenhängenden Entwickelung klar zu machen suche, bevor noch ein Ton erklungen ist. Die Orchesterleute haben mir einzeln gestanden, sie spielen mit mehr Lust und Aufmerksamkeit, da sie wissen, um was es sich handele, wofür sie sich bemühen. Es ist zwar nicht leicht, ihnen immer verständlich zu werden. Neulich machte ich sie auf ein Crescendo aufmerksam, das nach einem wuchtigen Akkorde im Tutti hindrängte. ‚Bis zum Eintritt des Tutti' — so drückte ich mich aus — ‚gipfelt sich der Satz hinan'. — Das ‚hinangipfeln' kam vielen so ungewöhnlich und komisch vor, daß sie laut lachten.

‚Im Vorstehenden habe ich Euer Verlangen nach Einsicht in die leitenden Grundsätze meiner praktischen Wirksamkeit befriedigen wollen.

‚Das führt mich nun zur Erfüllung Eures anderen Wunsches, einige Spezialien aus meinem Probesaal zum Besten zu

geben. Zur Erklärung der Kitzlichkeit, die durch den spitzen Ausdruck der ‚Hinangipfelung' zum Lachen gereizt werden konnte, wird eine flüchtige Skizze der Zusammensetzung des ‚Orchestervereins' dienen.

‚An der ersten Geige — sechs Pulte — sitzen der ‚Konzertmeister' und elf Ripienisten. Der sogenannte Konzertmeister, ein altes, drolliges, kanonenpfropfartiges Männlein, ist hierorts Violinlehrer. Vormals diente er als Oboist im Regiment und später als Geiger in verschiedenen Orchestern. Er ist ein verläßlicher Geiger und Mensch, wenn man seiner Empfindlichkeit ausweicht. Bei den Einladungen zur Probe, welche durch Zirkular zu erfolgen haben, muß nämlich der Unterschied zwischen Dilettanten und Künstler streng beobachtet werden, um Uebelnehmereien mit störenden Nachwirkungen zu vermeiden. Nun macht mein Herr Konzertmeister den wunderlichen Anspruch, seinen Namen auf meiner Liste unter den ‚geehrten Herren Dilettanten' zu finden. Die Herrn ‚Musiker' sind unter seiner Würde. Für Berücksichtigung dieser kleinen Schwäche zeigt sich übrigens der geehrte Dilettant dankbar, lenksam und willig. Nach seinem Eintritt in ‚Zivilverhältnisse' hat er den Weichselzopf militärischer Disziplin nicht verloren. — Die übrigen elf Geiger der ersten Stimme sind Schulmeister, Musiklehrer und Schornsteinfeger.

‚Die zweite Geige zält fünf Pulte; Viola drei; zusammen sechszehn Ripieni. Unter den vier Violoncellen befindet sich nur ein zuverlässiger; desgleichen unter den vier tapferen Vertretern des Kontrabasses. Dieser Eine ist der mir sehr interessante Briefträger — früher Oboist. Er streicht seine große Baßgeige am sichersten, hat sogar Empfänglichkeit für meine exorbitante Zumutung, dem schwerfälligen Instrument zuweilen auch zartere Töne zu entlocken: mit einem Worte, jener Briefträger ist die rechte Hand des Orchesters.

‚Von der zweiten Geige bis zum Triangel sieht man mit geringen Ausnahmen nur gemietete ‚Kommismusiker' an den Pulten. Die erste Geige ist das Privilegium der ‚geehrten Herren Dilettanten'. Leider würden manche von ihnen es

merken, wenn man die Notenstimmen vertauschte, so daß die ersten aus den Stimmen der zweiten Pulte spielen müßten. Für das Ganze wäre solche Eskamotage oft erwünscht. Denn unter den zehn Spielern der zweiten Stimme befinden sich einige strebsame junge Musiker.

‚Auch die Blaseinstrumente sind zum Teil gut, ja einzelne vortrefflich besetzt. Zu diesen gehört namentlich die erste Oboestimme.

‚Der primo Clarinetto ist als Bläser ‚kein Hund' — wie man hier sagt. — Als Mensch aber ist er ein Esel. Ich behaupte nichts, was ich nicht beweisen kann. Er war störrig und widersetzte sich meiner Direktion: — Eigenschaften, die jenen Ehrentitel völlig rechtfertigen. Die Achtung vor dem Szepter des Dirigenten darf nicht Schaden nehmen. Das weiß ich schon seit Erfurt. Also ich erwiederte dem mir opponirenden Klarinettisten langsam und laut etwa Folgendes:

‚Einheitliche Leistung ohne einheitlichen Willen ist unmöglich. Ich habe heute die Ehre, diesen Willen zu repräsentiren; und Sie haben einfach meine Absichten und Anordnungen auszuführen. Ich bin ein junger Dirigent und kann mich irren. Aber Ihnen muß auch mein Irrtum als Gesetz gelten. Wollen Sie, meine Herren, Ihre abweichenden Meinungen mir gütigst mitteilen, so bitte ich, zu solchem Zwecke einen neutralen Ort zu wälen. Ich wohne grosse Kirchstraße 54.' —

‚Nach dieser Rede regte sich hie und da ein Murmeln. Ich pochte auf die Blechplatte meines Pultes, daß es schallend klirrte, und rief: ‚Die Sache ist abgemacht! — Weiter!' — Und Alle folgten.

‚So endete der kurze Kampf. Man versicherte mich nach der Probe der Zufriedenheit aller Vernünftigen und in der folgenden Probe zeigte sich auch der primo Clarinetto geheilt und überwunden. Er drückte mir die Hand und stammelte Entschuldigungen. —

‚Wenn ich auf dem wackligen Dirigirschemel stehe, bin ich — ich fühl's — ein andrer Mensch. Befangenheit oder Unsicherheit ficht mich dann nicht an. Die Macht des Tonstromes

wird lebendig in mir und pulsirt durch alle Adern. Schon in der zweiten Probe bin ich von der Partitur unabhängig genug, um den Ausübenden meine Aufmerksamkeit fast ungeteilt zuzuwenden. Sowol jede Schwankung in mir selbst macht sich unmittelbar im Zusammenwirken des Orchesters bemerkbar, als auch die lebendige Spannung meiner Kraft; und es ist mir schon gelungen, die hausbackenen ruhigen Seelen der Leute zu einem Feuereifer anzustacheln, über den sie sich selbst zu wundern scheinen. — Begeisterung wirkt eben kontagiös.' —

Diesem Briefe liegen die gedruckten Programms der ersten beiden Konzerte bei. Das erste Konzert des ‚Instrumental-Vereines' brachte zur Aufführung im ‚ersten Theil': die Mendelssohnsche sogenannte Hebriden-Ouvertüre; das von Franz Liszt für Piano übertragene Lied ‚Widmung' (du meine Seele, du mein Herz —) von Robert Schumann; das Klavierkonzert (d-moll) von Johann Sebastian Bach; und im zweiten Teil die c-moll-Sinfonie von Beethoven.

Das zweite Konzert veranstaltete der Gesang-Verein ‚zur Gedächtnisfeier seines verewigten Musikdirektors', des Vorgängers von Sigfrid. Es umfaßte vier Sätze aus Mozarts Requiem; die Altarie: Sei stille dem Herrn — aus Elias von Mendelssohn; ein Duett für Alt und Tenor von Sigfrid, und den ‚Actus tragicus, Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit' — von Seb. Bach. Sigfrid fügte in seinem Berichte hinzu:

‚Der Orchesterraum und Saal war bei diesem festlichen Anlaß mit Blumen und schwarzer Draperie geschmackvoll geschmückt; der Chor erschien in Trauerkleidern, und das Ganze brachte die Wirkung des Feierlichen zweckentsprechend hervor. Die Verantwortung für die Wal der aufgeführten Werke fällt mir fast allein zu.

‚Beim Entwurf der Programms folge ich drei Grundsätzen: die Einheitlichkeit des Inhaltes und Stiles der Tonstücke nach Möglichkeit zu wahren; dabei einer ermüdenden Uniformität vorzubeugen; und nicht zu viel zu geben.

‚Daß ich sogleich in den beiden ersten Konzerten Stücke von Seb. Bach brachte, wird im Publikum als eine ‚Kühnheit'

bezeichnet, und — wie ich erfahren — sehr verschieden beurteilt. Man fängt an, zu fürchten, daß ich in einer einzigen beschränkten Geschmacksrichtung erstarrt sei und die Leute damit belästigen werde. Auf meinen Karakter werden die seltsamsten und widersprechendsten Rückschlüsse gemacht. ‚Gute Freunde' warnen mich vor der ‚öffentlichen Meinung', welche eigentlich doch nur ihre eigene Meinung ist. Sie sagen, etliche wittern in mir einen ‚Pietisten der übelsten Sorte'; andere wollen mich zum Bachanten stempeln! — Was liegt nicht alles zwischen diesen Grenzlinien! Weil ich mich offen ihnen hingebe und aus meinem Herzen nicht gern eine Mördergrube mache, sind einige meiner hiesigen guten Freunde auf den Verdacht gekommen, das könne nur eine diplomatische Maske sein; ich denke — meinen sie — anders, als ich spreche; man dürfe mir nicht trauen; ich sei falsch, und — ich weiß nicht, welche dunkeln Reflexe diese lauteren Karaktere noch sonst auf mein Wesen werfen mögen. Trotzdem werde ich mein Ziel fest im Auge behalten und möglichst gerade darauf lossteuern. Im nächsten Vokalkonzert z. B. gibt es die drei Repräsentanten der Gegenwart: Robert Schumann (Requiem für Mignon), Robert Franz (Kyrie) und Felix Mendelssohn (Elias, erster Teil).'

Um die Zuhörer in ähnlicher Weise wie die Ausübenden zu würdigem Ernste des Kunstkultus hinzuleiten, ließ der Musikdirektor auf den Konzertprogramms zuweilen Erläuterungen abdrucken, welche dem Verständniß der vorzuführenden Kunstwerke zu Hülfe kamen, auf deren geschichtliche Besonderheit etwa hinwiesen, oder sonst geeignet schienen, den Anteil lebhafter aufzuregen, als vorüberrauschende Musikstücke es gewöhnlich tun.

Diese Art der Kunstpflege erschien anfangs den Leuten in Groß-Dornbusch neu. Und neues findet Widerspruch, so lange es sich als besseres noch nicht tatsächlich bewährt hat. Hemmungen mancherlei Gestalt führten Sigfrids Geduld und Ausdauer oft genug in Versuchung. Doch waren solche Anfechtungen nicht mehr so gefährlich für ihn, als vormals. Wenn es ihm auch nicht gelang, den Widerstand völlig zu besiegen,

so konnte er sich doch mehr und mehr auf eine wachsende Anzal von Gesinnungsgenossen stützen, welche ihn schützend umringten und die Freiheit seiner Bewegung möglichst begünstigten.

Eine empfindliche Hemmung freier Bewegung lag während des ersten Jahres in der Verfassung beider musikalischen Gesellschaften, welche Sigfried zu ihrem Führer erwälten. Er erkannte es bald, daß er in Wahrheit nicht ihr Führer, sondern nur der Diener ihres Willens zu sein berufen war. Ihm blieb nicht allein jede Einwirkung, sondern sogar jeder Einblick in die inneren Verwaltungsangelegenheiten beider Vereine versagt. Ja, selbst auf die Wal der Werke, welche man aufführen wollte, also auf die Richtung des künstlerischen Strebens, gestattete man dem Musikdirigenten — so nannte man ihn korrekt — nicht den erwünschten Einfluß. Im Anfang derselben bewährte sich der Reiz der Neuheit, indem man sich nachgibig den Wünschen des jungen Musikers fügte. So kamen die ersten Konzerte zu Stande, deren oben mitgeteilte Programms von diesem entworfen waren. Obwol dieselben in engeren und weiteren Kreisen, sogar durch öffentliche Blätter ungeteilte Anerkennung fanden, beschränkte man dennoch bald wieder den unmittelbaren Einfluß des ‚Musikdirigenten‘, indem man auf dem ‚Rechtsboden‘ hinter Statutenparagraphen ihm gegenüber sich verschanzte.

Der Instrumentalverein bestand aus Männern, deren Mehrheit sehr geneigt war, den Wert ihres Kunsteifers abzuschätzen nach der Höhe des Preises der Violinsaiten, welche sie im Dienste der Tonkunst verschlissen! — Für die Opfer an Kolophonium und gewohnheitsmässigem ‚Abendschoppen‘ nahmen sie indessen unbedingte Anerkennung ihrer künstlerischen Einsichten in Anspruch und machten diesen Anspruch vorzugsweise ihrem Dirigenten gegenüber geltend. Sie hielten es nicht für unbillig, von ihm zu fordern, daß er im Einklang mit den Leistungen ihrer ungeübten, steifen Finger sein Tempo wälen solle. Sie verlangten sogar, daß er seine Begriffe von reinem Zusammenspiel dem Urteil des Instrumentalvereines zu Groß-Dornbusch ohne Widerspruch unterordne. Sie bestimmten nicht

allein Zal und Zeit der Proben, sondern auch das Maß der Leistungen, mit denen Musikdirigent und Publikum sich zu begnügen hätten.

Übrigens besaß der Instrumentalverein den schätzbaren Ehrgeiz, sich den Ruf ‚klassischer‘ Geschmacksrichtung zu erwerben. Dieser Umstand begünstigte Sigfrids Einfluß auf die Wal der Werke, welche man aufführte. Tieferen inneren Zusammenhang mit dem Verein vermochte jener aber nicht zu gewinnen. Und da man ihm anheimgab, statt der in Aussicht gestellten Besoldung, Lohn für Zeit und Mühe, welche er den Zwecken des Vereins widmete, lediglich zu finden in der Ehre, sein Dirigent zu sein, so beklagte Sigfrid es nicht sonderlich, als das Band, welches die Vereinigung selbst und ihn mit derselben verknüpfte, nach kurzer Dauer schon locker wurde und sich endlich vor Entkräftung völlig auflöste. —

Die besseren Kräfte, welche diese Genossenschaft gebildet hatten, wurden fortan bei jeder erforderlichen Veranlassung einzeln eingeladen und für ihre Mitwirkung honorirt. Dadurch erlangte Sigfrid etwas mehr Freiheit der Bewegung, welche ihm zuvor völlig und zum Nachteil der Kunstzwecke versagt gewesen war.

Der Gesangverein zeichnete sich aus durch eine Verfassung, welcher mit besserem Recht die Anerkennung künstlicher Originalität, als diejenige weiser Zweckmässigkeit gebürte. Ordentliche Mitglieder männlichen Geschlechts zälte diese Gesellschaft statutenmässig drei; — nicht mehr. Diese drei Männer blieben bis zum Tode der eiserne Bestand in der Vorsteherschaft, welche ausser jenen noch drei weibliche Mitglieder besaß. ‚Tod oder Trennung nur durch Raumveränderung‘ hieß statutenmässig die Losung dieses Vorstandes:

‚Der Vorstand ergänzt sich durch sich selbst‘ — so lautete die oligarchische Satzung. Rechenschaft über die Verwaltung der vom Vereine und Aufführungen zufliessenden Geldmittel, war der Vorstand keinem Sterblichen schuldig.

Da zur Besetzung ‚gemischter‘ Chöre Männerstimmen erforderlich sind, so reichten freilich die drei Vorsteher nicht aus.

Nur einer derselben war überhaupt ausübend musikalisch. Die beiden anderen begnügten sich mit dem Protektorat dieses Kunstinstitutes. Alle übrigen männlichen Gesangkräfte wurden einzeln zu jeder ordentlichen Probe eingeladen. Die Männer waren Gäste der Frauen! —

Der Musikdirigent erfuhr nicht früher, was gesungen werden würde, als bis er sich an den Flügel setzte, wo er die Partitur auf dem Pulte fand. Statt festen Gehaltes bezog er sein Honorar stundenweis am Ende des Monates gegen Einreichung schriftlicher Berechnung seiner Bemühungen — ‚wie ein Zahnarzt oder Barbier' —, spottete der gedemütigte Künstler.

Diese Verfassung wirkte nach allen Seiten lähmend. Oft hielt Sigfrid Probe mit vier Altstimmen und einer Sopranistin! — Die Proben fanden nachmittags statt, wo das Sonnenlicht sich als vortreffliches Beleuchtungsmaterial empfahl. Andererseits aber weckte es mehr die Wanderlust, als die Neigung zum Singen. Also glich der ‚Chorgesang' oft einer Privatstunde, welche Sigfrid einigen Damen erteilte.

So konnte es nicht bleiben. Es gelang auch schon nach Ablauf des ersten Jahres, durch Sprengung der bisher dürftig bestandenen Gesellschaft die hinderlichen Satzungen zu beseitigen und unter neuen, zwar minder originellen, aber zweckmässigeren Einrichtungen eine ordentliche ‚Singakademie' ins Leben zu rufen, die binnen kurzer Zeit zu erfreulichen Leistungen heranblühte.

Die Bedenklichen und Schwankenden liessen ihre Zweifel nach und nach fallen und schenkten ihr Vertrauen dem Musiker, der sich in der Richtung seines Strebens durch nichts irre machen liess. —

Die Opposition schrumpfte immer mehr zusammen. Bald wurde sie nur noch bemerkbar bei Gelegenheiten, wo sie aus dem Hinterhalte hervorbrach, oder den Unternehmungen Sigfrids versteckte Hindernisse bereitete. Der fortdauernde Widerstand richtete sich gegen den Ernst, den der ‚Dirigent der Singakademie' zur Grundlage der Musikpflege in Gross-Dornbusch machte. Alles Sträuben von anderen Seiten blieb für die eine

Hauptsache ohne nachhaltige Wirkung. Wiederholt machte man Versuche, die musikalischen Kräfte zu zersplittern durch Gründung eines zweiten Gesangvereins oder ähnlicher Konzertanstalten; wiederholt berief man von auswärts Musiker; verschaffte ihnen Schüler; unterstützte ihre Bemühungen, Sigfrid zu verdächtigen, sein Ansehen zu schmälern: das Alles mochte vorübergehend stören, aber jener wich nicht vom Platze, den er mit Hunger und Kummer behauptete, ohne sich mit seinen Gegnern in Kampf einzulassen. Er gieng eben seinen Weg unbeirrt weiter, und seine Freunde giengen mit ihm, wie eine bewegliche Ringmauer ihn umgebend.

Auf Sigfrids schöpferische Tätigkeit wirkten diese Verhältnisse anregend und begünstigend. Das wachsende Verständniß der Freunde gab ihm Mut zum Schaffen. Der Widerstand der Gegner schärfte sein Aufmerken auf sich selbst. Bisher folgte er seinem Ideal in Kunst und Leben mit naiver Hingebung, wie aus Naturnotwendigkeit. Nun aber ward er sich des Gegensatzes bewußt; und dieses Bewußtsein vertiefte die Liebe und das Gefühl der sittlichen Pflicht, seine Überzeugung gegen feindliche Einflüsse zu schützen, ihnen selbst mit Kraft und Opferwilligkeit Trotz zu bieten; dem Nein des Profanen das Ja der Heiligkeit seines Strebens gegenüber zu setzen: das sei seine kunstgeschichtliche Mission, sagten die Freunde.

Einer derselben berichtete über die Musikzustände zu Groß-Dornbusch in einer vielgelesenen Zeitschrift für Musik, während Sigfrid eine oratorische Arbeit beendete, aus welcher schon manches Einzelne in Privatkreisen gesungen worden war. Diese Stimme aus dem Freundeskreise mag hier wol zum Worte verstattet werden. Nach einer geschichtlichen Übersicht der Musikpflege in Groß-Dornbusch geht der Bericht auf die Gegenwart ein und sagt von Sigfrid:

‚Wenn auch seine ernste, nach keiner Seite hin Concessionen machende Richtung hie und da etwas unbequem war, so vermochte der bildungsfähigere und einsichtigere Theil des Publicums sich doch nicht dem wohlthätigen Einflusse, den seine feine ästhetische Bildung ausübte, zu entziehen. Und so geschah es bald, daß die Zahl seiner Verehrer und Freunde sich immer vermehrte

und die Theilnahme an seinen ernsten Bestrebungen eine allgemeinere wurde. Und in der That, wir wissen aus dem allerdings nicht sehr großen Kreise unserer Erfahrung — mit Ausnahme unseres hochverehrten Lehrers Mosewius — nicht einen Mann namhaft zu machen, der, wie Sigfrid, befähigt wäre, uns sowohl in die Schöpfungen einer alten, fernliegenden, wie in die Schönheiten einer oft verkannten Gegenwart einzuführen. Daß diese eben ausgesprochene Gesinnung von den Mitgliedern des Vereines getheilt wird, zeigt der Umstand, daß dieselben aus eigenem Antriebe die bis dahin von dem Vorstande ausgehende Wahl der aufzuführenden Werke vertrauensvoll in die Hand ihres Dirigenten legten und, ihres ernsten Strebens sich bewußt, ihrem Verein den Namen ‚Singakademie‘ gaben. Das ist nicht ein kaufmännisches Institut, das durch Eingehen in die Launen der vielköpfigen Masse darauf ausgeht, Schätze zu sammeln, sondern eine Anstalt, deren Mitglieder Mitlernende sind und Mittrachtende nach dem Reiche des Ewig-Schönen und Wahren.‘

Zur Kennzeichnung der Geschmacksrichtung folgt hier eine Übersicht über die in den ersten Jahren aufgeführten Chorwerke von Bach, Händel, Mozart, Haydn, Mendelssohn, Schumann, Gade u. A. — Auch Sigfrids Name ist mehrfach vertreten. Dann lauten die Mittheilungen weiter:

‚Lassen Sie mich diesen Bericht nicht beendigen, ohne in ein paar Worten der neuesten, größeren Composition unseres Musikdirektors Erwähnung gethan zu haben. Sie bewegt sich auf dem Gebiete, mit dem der Componist sich am vertrautesten zeigt und auf dem er schon bedeutende Erfolge errungen hat — auf dem geistlichen.... Die Ehrlichkeit und das liebevolle, sich hingebende Versenken in seinen Stoff, das keusche Ausschließen alles Profanen sind Vorzüge, die sich in erhöhtem Maße in diesem Werke wiederfinden. Im Gegensatz zu Mendelssohn, der seinen geistlichen Stoffen stets kritischen Sinnes und und sie leise anzweifelnd gegenübersteht, ist Sigfrid von der Göttlichkeit derselben tief durchdrungen und sucht diesem Gefühl stets den entsprechenden Ausdruck zu geben.‘ —

Das erwähnte Werk, ein großes Oratorium, überwand nicht allein das Mißtrauen, welches Sigfrids vorsichtigere Freunde in seine Fähigkeiten setzen zu müssen meinten, sondern trug auch über die übelwollende prinzipielle Opposition einen entschiedenen Sieg davon. Zugleich aber knüpfte sich in unmittelbarer Folge an dasselbe Werk ein Ereigniß, welches den Abschluß der Entwickelungsgeschichte dieses Jugendlebens herbeiführte.

9.

Von aussen nach innen.

Die Geselligkeit in Groß=Dornbusch war bunt, mannichfaltig und rauschend. Höhere Militär= und bürgerliche Behörden drängten eine verhältnißmässig übergrosse Zahl älterer und jüngerer Leute in dem beengten Kreis der kleinen Stadt zusammen und erregten ihre Lebenslust, die nach Befriedigung in allen möglichen Formen geselliger Gemeinschaft suchte. Solche Formen waren der Natur der Sache nach beschränkt, zumal das Publikum — bei ziemlich geringem Wechsel und mässiger Beteiligung ab= und zureisender Elemente — hier seine stetige Physiognomie jahrelang bewahrte. Im Winter, wo man nach dem taktischen Reglement gesellschaftlicher Rücksichten und Pflichten strengstens lebte, sah die höhere Sozietät sich unter feststehenden aüsseren Bedingungen zu feststehenden Genüssen und Zwecken allabendlich versammelt. ‚Nur die Tapete‘ unterschied diese grossen Bälle, diners und soupers von einander. Die Menschen, ja selbst die Lohndiener waren stets dieselben; desgleichen die sogenannte Naturalverpflegung, deren Qualität eine und dieselbe Kochfrau deutlich genug erkennen ließ.

Seit Leipzig hatte Sigfrid dergleichen Lebensfreuden nicht mehr — zu erdulden gehabt. In Groß=Dornbusch war er — wie man ihm versicherte — solche Opfer seiner Stellung schuldig. Indessen fand er bald einen vermittelnden Ausweg.

Er erschien gegen neun Uhr abends, stellte sich der Frau vom Hause vor und zog sich sogleich wieder zurück. Da man ahnte, er sei verlobt, so verlangte man nicht von ihm, daß er sich den Freuden des Tanzes hingeben solle.

Kluge Augen durchschauten ihn gar bald. Eine tiefblickende Frau sagte zu seiner Überraschung — wie er an Ellen berichtet, — ‚Sie sehen mir ganz aus, als seien sie verlobt. Daß ich mich nicht taüsche, dafür bürgt mir die Sicherheit Ihrer Weise, mit jungen Mädchen zu verkehren.‘ —

Widerspruch ist kein Heilmittel gegen vorgefaßte Meinungen und Gerüchte. Sie breiten sich gar schnell aus, und dringen wie feiner Staub in alle Fugen. So wurde jene Verlobung bald zum öffentlichen Geheimniß.

Die Dame, welche Sigfrids sichere Verkehrsart so richtig erklärte, war Frau von Paulini. Dieser Name ist weiter oben in Briefen von Robert Franz und Liszt schon erwähnt worden. Frau von Paulini zeigte sich als durchaus genialisch angelegte Natur und war in der Tat als Klaviervirtuosin eine seltene Spezialität. Sigfrid erklärte sie, wenn sie am Flügel saß, für ein weiblich verfeinertes Ebenbild Liszts, dessen persönlicher Einfluß auch kurze Zeit auf ihr Klavierspiel gewirkt hatte. Der Kultus der Kunst im Hause dieser anziehenden Frau, welche in höchst behaglichen Verhältnissen lebte, erreichte zuweilen eine Höhe begeisterten Geniessens, wie Sigfrid ähnliches nie zuvor kennen gelernt hatte.

Man liebte in Groß=Dornbusch Schwelgereien. Im Paulinischen Kreise schwelgte man in Musik. Liszt und Chopin waren anfangs die erwälten Lieblinge der schönen Frau. Sie hauchte den klangvollen Tondichtungen jener Meister die ganze Fülle der Poesie, Liebenswürdigkeit und Zartheit ihres eigenen Wesens ein, mit welchem sie jedermann in ihrer Umgebung bezauberte.

Sigfrid fühlte sich von diesem Wesen und Treiben unwiderstehlich gefesselt, zumal ihn mancher Grund dankbarer Gesinnung dem Hause Paulini enger verpflichtete. Im Laufe der Zeit hatte er die Genugtuung, das Geschmacksgebiet der lebens=

lustigen, anmutigen Frau sich erweiteren zu sehen. Sie entschloß sich zu ernsten Studien und widmete dieselben Werken von Robert Schumann und Sebastian Bach. Diese veränderte Richtung gab ihrem ganzen Wesen nach und nach ruhigere Wärme und vertiefte ihr Verständniß der Kunst und den Genuß derselben.

Wiederholt unterstützte Frau von Paulini Sigfrid durch ihr schönes Klavierspiel in öffentlichen Konzerten und trug keinen geringen Teil bei zu dem ausgebreiteten guten Ruf, dessen dieselben sich alsbald erfreuten. —

Einen anderen Tempel des Kultus der Geselligkeit lernte Sigfrid in dem gastlichen Hause des Justizrat Oeschen kennen, dessen anziehende edelgesinnte Gattin als Oberpriesterin darin waltete. Sie begehrte für sich keine grössere Freude, als Freunden Freude zu bereiten und den ganzen Kreis ihres Zaubergartens zu beglücken. Diese Eigenschaft schöner Menschlichkeit teilten beide Ehegatten. Man wußte, daß dieselben ihre beglückende, hülfreiche Tätigkeit auch scheinlos ins Verborgene wirken liessen. Indessen liebten es beide, sich mit behaglichem Glanze zu umgeben, und man war es gewohnt, die Fenster des Oeschenschen Hauses erleuchtet zu sehen.

Frau Adele Oeschen besaß in seltener Vollkommenheit die Gewandtheit, ein Fest zu improvisiren, und wenn die stets geöffneten stralenden Raüme von Menschen erfüllt waren und von heiteren Reden, ziemlichen Scherzen und herzlichem Lachen wiederhallten, leuchteten ihre fein gezeichneten Züge im reinen Lichte innigsten Behagens.

Das belebende Element dieses Kreises war ebenfalls die Musik. Frau Adele verband mit einer wohllautenden, obzwar nicht grossen Sopranstimme ein natürliches musikalisches Talent, welches sie weniger durch Studium, als individuelles Bedürfniß zu sehr anteilwerten Leistungen befähigte. Sigfrid schätzte ähnliche Erscheinungen in seinem Freunde Jany, Ellen und ihrer Mutter, der Frau von Scherburg.

Während er im Hause Paulini sich kaum anders, als empfangend verhielt, vermochte er der Frau Adele leidenschaft-

liche Liebe zum Gesange in Geleise zu leiten, welche ihr Fuss bisher nicht betreten. Franz Schubert, Robert Schumann und Robert Franz gewannen bald die begeisterte Vorliebe der kunstsinnigen Frau, und der tief hervorquellende Gesangstrom warf manche Perle ihres Wesens ans Ufer, die bisher verborgen darin geruht haben mochte.

So oft die Gelegenheit sich darbot, empfieng Sigfrid tatsächliche Beweise treu ausdauernder Freundschaft. Er fühlte sich durch so viel unverdiente Güte beschämt. Denn er verhehlte es sich nicht, dass er ausser am Flügel oft genug ein störendes Element in dem fröhlichen Kreise sei, in welchem Frau Adele ihn gleichwol ungern vermisste. Laute Geselligkeit ohne vereinigenden Mittelpunkt des Anteiles stiess ihn besonders damals ab.

Sein ganzes Bestreben war auf ernste Zielpunkte gerichtet. Die Nachwirkung aller bisher massenhaft auf ihn eingedrungenen Erfahrungen arbeiteten in seinem Wesen wie gährende Stoffe, welche sich zum reinen Wein abklären wollen. Es rang in ihm ein unbekanntes Ahnen, als müsse die bisher ins Ungewisse gerichtete Lebensanschauung eine ganz neue Gestalt gewinnen. Dass er darüber nicht zur Klarheit gelangen konnte, beunruhigte ihn zwar nicht in seiner Tätigkeit. Aber ein Schleier ernster Gedanken war über sein Wesen gebreitet, wie über dem Gefilde der Frühlingsnebel, der die jungen Keime befruchtet.

‚Nach aussen laborire ich an der allgemeinen Schwäche menschlicher Beschränktheit‘ — so schrieb er zu dieser Zeit einmal —, ‚aber ich bin trotzdem beglückt, denn ich fühle in mir das Walten eines U n e n d l i c h e n.‘

Ein anderes Mal schreibt er seinem Bruder Karl:

‚Ich fühle mich so fruchtbar, als müsse sich irgend ein Neues gebären. Schade, dass ich keinen Stoff habe, etwa zu einem grossen Konzertdrama mit himmlischen Wonnen und mystischem Halbdunkel; mit irdischer Verzagtheit, menschlichem Kleinmut und Zweifel, gegenüber siegender, ewiger L i e b e. — Ach! Karl, lieber Bruder, verschaffe mir einen grossen, heroischen Stoff, welcher — ein hoher Baum — seine Wurzeln in der

realen Menschlichkeit treibt und seine Krone hinaufwölbt in die Himmelsraüme des Göttlichen; einen Stoff wie Judas Makkabäus oder wie Fidelio, ins Konzertmässige übersetzt. Aber der liebe Gott muß dabei beteiligt sein. Am besten gelingt es immer, wenn man ihn unmittelbar ansingt, denn da kann man Alles loslassen, was man hat, und weiß gewiß, man tue noch lange nicht genug. —

‚Welche tiefe Ehrfurcht vor dem lieben und schönen Gott bemächtigt sich des Gemütes, wenn nur ein grosser Chor mit frischen jungen Stimmen — namentlich klangvollen Sopranen — einen vollen reingestimmten C-dur-Akkord kräftig einsetzt. Möchte man nicht hinsinken und die Arme ausbreiten, um die Offenbarung wie einen mächtigen Frühlingsstrom zu begrüssen, der die Brust so wohltätig erweitert!‘ —

Ellens Mutter, welche Sigfrids Briefe an seine Lieben zu lesen pflegte, beglückte denselben mit einem Verständnisse seines unbestimmten Gefühles, das ihn überraschte. Frau von Scherburg schreibt einmal:

‚Ich lebe mit Ihnen fort durch Ihre Briefe, die mir durch die Güte Ihrer Eltern alle zukommen. Augenblicklich besitze ich noch Ihren letzten Brief an Karl und möchte ihn behalten, weil die Stelle harmonisch in mir wiederhallt, wo Sie Ihre Sehnsucht aussprechen, aufzugehn in einen grossen Stoff voll göttlicher Wahrheit, um ihn musikalisch zu bewältigen. Das ist kein Streben nach Ruhm und Ehre. Ihr Brief leuchtet von der Verherrlichung des Höchsten. Und dies ist die höchste Weihe der Kunst, welche Glückseligkeit und Frieden bringt. In dem Streben danach sind wir verwandt auch ohne die engere besondere Beziehung. Und das wollen wir festhalten. Ellen theilt es mit uns, und es mag uns noch so Schweres begegnen, dies Hochgefühl ist der Anker im Sturme des Lebens.‘

Solche herzlichen Anregungen führten Sigfrid leicht zur beschaulichen Einkehr in seine innere Welt.

Die stufenweis fortschreitende Entwickelung seines Lebensinhaltes hatte sich bisher stets an aüssere Ereignisse geknüpft, welche scheinbar zusammenhanglos in den Kreis seiner Erfah-

rungen eingedrungen waren. Wie viel hatte die Wirklichkeit verändert und zerstört, was Sigfrids Fantasie und Verstand zur Erreichung seiner Kunst- und Lebensideale aufgebaut! — vieles, was selbst die ruhiger schauende Vernunft für unentbehrlich hielt zu einem beglückten und befriedigenden Dasein.

Auf entgegengesetzten, nicht auf den selbstgewälten Wegen war er gleichwol stetig schrittweise vorgedrungen zu Resultaten innerer Klarheit, beglückenden Seelenfriedens, selbständiger Wirksamkeit unter zwar schwierigen, aber von reichen Liebesströmen befruchteten Verhältnissen. Das konnte nicht das Werk einer herz- und willenlosen Schicksalsmacht sein, noch eines blind waltenden sogenannten Zufalls. Er erkannte längst in seinem Lebenslaufe die tätige Einwirkung eines unsichtbaren höheren Willens. Jedoch denselben als einen persönlichen, selbstbewußten zu begreifen, hatte er noch nicht die Einsicht gewonnen. In seinen Schriftsätzen ist zwar oft von Gott, dem ‚Allmächtigen, Weisen', ja auch ‚Alliebenden' die Rede; aber ebenso haüfig wird das Persönliche dieses Gottbegriffes in eine kollektive Allgemeinheit unklar aufgelöst, unter Vorstellungen eines ‚gütigen Himmels', einer ‚waltenden Vorsehung' oder einer ‚göttlichen Regierung'. — Diese Anschauung, welche er mit dem Rationalismus teilte, findet es nicht bedenklich, die moderne Staatsform einer Repräsentativ-Verfassung auf Gott zu übertragen! —

Den nächsten Schritt zur klareren Erkenntniß machte Sigfrid unter den Einflüssen seiner praktischen Wirksamkeit in Groß-Dornbusch. Dieselbe führte ihn zu der Frage nach dem Zweck der oft so unbegreiflichen Notstände des Lebens, der Hemmungen des edelsten selbstlosesten Trachtens; der Unüberwindlichkeit persönlicher Gegensätze, welche das einmütige Zusammengehen in Erstrebung derselben Ziele gemeinschaftlichen Anteiles oft zur Unmöglichkeit machten, ja Gesinnungsgenossen gar zu feindlichen Handlungen gegen einander aufreizten. Welchen höheren Zweck konnte die Weisheit und Liebe des göttlichen Willens mit dergleichen Widersprüchen zu erreichen beabsichtigen? —

Sigfrid zweifelte bald nicht mehr, daß dieser Zweck nur

ein erziehender sein könne. Die Erziehung der Seele setzte er vorzugsweis in das Freiwerden von Selbstsucht, Eigenwillen und Ungeduld. Er begriff es, daß die Freiheit seines Willens sich darauf zu richten habe, ‚stille zu werden‘ — wie er es nannte. Und mit der Erkenntniß des, auf den Zweck der menschlich-individuellen Erziehung zielenden, sittlichen und liebenden Gotteswillens, ward sein rein leidendes, objektives Verhältniß zu demselben ein tatbedürftig subjektives.

Er empfieng von jetzt an jeden Zuwachs zum Schatze seiner Erfahrungen in umgekehrtem Sinne. Was ihm ehedem als Wehtat erschien, begriff er fortan als Wohltat; beugte ihn früher eine Enttaüschung zu Boden wie unverdientes, niederschmetterndes Unheil, jetzt beugte es ihn, wie befruchtender Regen die Ähre.

‚Wenn der Sturm die reife Frucht vom Baume schüttelt‘ — schrieb er einmal —, ‚muß man sich hinunterstellen, den Segen aufzufangen. Das meint auch Bernhard von Clairvaux, wenn er sagt: Flumina gratiae non sursum, sed deorsum fluunt.‘ *)

Das bewußte Empfangen kleiner und grosser täglicher Wohltaten, die durch keinerlei gerechten Anspruch begründet und als verdiente Gegenleistungen aufgefaßt werden konnten, regte nun das sittliche Pflichtgefühl der Dankbarkeit auf. Dieselbe aber mochte sich nicht genügen lassen, blosse Empfindung oder Gesinnung zu bleiben. Sie wollte sich bewähren, betätigen. Das vermochte sie aber nicht durch lediglicher Passivität, oder gelassenes Sichhingeben an diejenigen Lebensforderungen, in denen der göttliche erziehende Wille sich auszudrücken schien. Eine solche Gottgelassenheit, solches ‚stille sein‘ hätte zum indischen oder mönchischen Quietismus hingeführt. Die Dankbarkeit wollte sich vielmehr tatsächlich kundgeben im Bekennen und Preisen der empfangenen Wohltaten und Sigfrids Trachten richtete sich zu diesem Zwecke zunächst auf den Wunsch, den in

*) Der Strom der Gnade fließt nicht nach oben, sondern nach unten.

ihm wirkenden Gnadenerweisungen durch ein würdiges Tonwerk, dem er seine ganze Kraft widmen könne, an seinem Teile ein bescheiden Denkmal zu setzen.

Schon spricht er zuweilen von seinem neuerwachten Glaubensleben, von seiner Wiedergeburt. Auch tritt eine zweifellose Veränderung seines Wesens und Verhaltens in den wechselnden Lebenslagen hervor. Allein sein Glaube bleibt zunächst beschränkt auf ein Philosophiren über das Wesen des Glaubens, und auf rechtschaffenes Suchen nach demselben.

Zum eigentlichen Kernpunkt, zur Erlösungsbedürftigkeit durch Christus, den lebendigen Gottessohn, dringt der Suchende noch nicht hindurch. Sein Herz ist noch ein halbirtes. Er schätzt das Maß der Liebe Gottes ab nach der Liebe der Menschen, namentlich Ellens, seiner Braut, in welcher ihm das Leben neue Seiten des Erkennens und Strebens erschloß — aber auch neue Kämpfe brachte.

Nach einem Besuche bei Ellen schrieb er mit flüchtiger Hand in der Stunde der Abreise:

‚Wenn Du dieses Blatt erhältst, führt mich der Dampfdrache schon unaufhaltsam ins Ferne. Aber ich bleibe mit meinem ungeteilten Herzen in der holden Stille, wo ich zu jenen schönen Stunden weilte, da Du mir offenbartest, was das Sein bedeute. — Ich kannte es nicht vor dieser Zeit, die nun für kurze Frist durch raümliche Trennung unterbrochen werden muß. — Eine Thräne fällt auf das Blatt. — Es ist nicht die Thräne des Schmerzes — nein! — göttliche, himmlische Freude drängte sie aus der Fülle des Glücksgefühles hervor, aus dem vollen Herzen, das im zuversichtlichen Besitze der Ewigkeit Deiner Liebe so sicher und voll Frieden ruht. O daß diese Liebe in Dir und in mir uns stets über uns selbst erheben, uns emportragen möchte, unsere Herzen verbindend wie ein leuchtender Regenbogen, der sich auf gen Himmel schwingt, und die Brücke bildet, auf welcher die Engel Gottes herniedersteigen, um die Seligkeit des Himmels in unsere Brust zu tragen. — Nicht gemeiner Trennungsschmerz müsse dich anfechten. — Nein! — erhebende Freude, stolzes

Fühlen des göttlichen Liebessegens belebe und erhebe Dich, wie er auch mich und den Gruß erfüllt, den ich Dir hier vor dem Scheiden sende.‘ —

In einem anderen Briefe an Ellen vergleicht er den göttlichen Erziehungsplan mit dem Schachspiel:

‚Unser Gegner‘ — sagt er —, ‚der Unsichtbare, Grosse, Geahnte, bietet uns oft gleichsam ein ‚Schach‘, indem er eine unserer besten Figuren lahm legt, um zu verhüten, daß wir sie auf erfolglose Zwecke verwenden; oder um uns zu zeigen, daß wir unsere Aufmerksamkeit nicht auf den rechten Punkt gerichtet hielten; oder endlich, um uns vor Überschätzung unsrer Kräfte zu warnen. —

‚Über meinen geängsteten Zustand, den die Nachricht Deiner Krankheit hervorrief, bestrebte ich mich, Dich zu taüschen, und es scheint gelungen zu sein. In der Kunst zu taüschen bin ich sonst sehr ungeübt. Nur meine Liebe gab mir die Kraft zu dem Versuche. Doch ich erkenne es, daß ich eine Schuld damit auf mich geladen. Und so notwendig mir das Mittel auch erschien, die Schuld drückt mich. Sie spricht einen Mangel aus an Vertrauen und Ergebung in den Willen der Vorsehung. Allein ich bin es noch nicht gewohnt, Dich leiden zu wissen. Die Angst, welche mir stets wieder die allerschwärzeste Wendung Deiner Krankheit vor die Seele führte, folterte mich wie damals, als man mich auf Idas Tod schonend vorzubereiten gedachte.

‚Auf einem einsamen Spazirgang suchte ich mich auf das Schlimmste gefaßt zu machen: Soll es sein — seufzte ich — wohlan! — der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt! — Aber diese Resignation erwies sich nicht kräftig genug. Ich fand keine Ruhe; die düstern Bilder drangen verdoppelt auf mich ein und besiegten die schwache Kraft meines Glaubens. Ja, wie schwach dieses Bollwerk ist, das erkenne ich erst ganz, nachdem Deine Genesung mir zeigt, daß ich gar keinen ernstlichen Grund zum Verzagen hatte. —

‚Im Allgemeinen bin ich sonst stets munter und guter

Dinge. Und droht die fröhliche Laune ja einmal, mich für einen Augenblick zu fliehen, so genügt ein Gedanke an Dich, um mich sofort wieder froh zu machen. Glücklich bin ich, wenn ich Dich glücklich weiß, und wenn die es sind, welche unsere Liebe mit der ihrigen, wie mit warmem Mantel umhüllen. Wir dürfen der Entwickelung unsrer Zukunft mit Ruhe entgegenleben. Die Hoffnung nährt uns inzwischen mit kräftigen Tröstelsuppen, und das Gewürz, welches die Entbehrung hineinmengt, ist eine Zutat, die sogar den Wohlgeschmack erhöht, wenn wir die bittere Wurzel nicht herausfischen und sie allein verzehren.‘ —

Ellen hatte das Haus der Pflegeeltern inzwischen verlassen, um in Leipzig unter Anleitung bewährter Lehrer ihre künstlerischen Studien zu vollenden und dann als Bühnensängerin an einem deutschen Hoftheater Stellung zu suchen — eine Absicht, deren Ausführung Sigfrid nur besorgten Herzens entgegensah.

In der Familie des Ratsherrn war ein glücklicher Zustand eingekehrt. Die Sorge um das Loos der Söhne beschränkte sich nur noch auf den jüngsten derselben.

Johannes bereitete sich vor zum Besuch der Universität Tübingen. Die drei übrigen Söhne waren den väterlichen Hülfeleistungen enthoben, da bald nach Sigfrids Berufung in das Amt zu Groß-Dornbusch auch Hugo auf unverhoffte Weise in eine nicht nur selbständige, sondern einflußreiche Wirksamkeit versetzt worden war. Man vertraute dem jungen Mann den verantwortlichen Dienst eines Inspektors ausgedehnter königlicher Domänen an.

Karls haüsliches Glück ward zwar durch Unterbrechungen der Gesundheit seiner Gattin zuweilen getrübt, aber die Kinder, welche sie ihm schenkte und die Freude, die er und die Großeltern an denselben erlebten, halfen das Schwere tragen.

‚So reifen die Saaten Eurer Elternliebe im Sonnenschein und Regen himmlischen Segens nach und nach heran und bringen Früchte‘ — schrieb Sigfrid den Eltern —. ‚Das Leben ist so einfach — bringt so selten unerhört Neues hervor. Und doch erscheint es jedem Einzelnen neu, mannichfaltig, über-

reich und wundervoll, weil jeder es eben nur für sich und nur einmal erlebt. Und was braucht es mehr, um seine Schönheit zu empfinden, als ein bischen Liebe, ein bischen Vertrauen und ein bischen Dankbarkeit? — Aber wer diese drei besitzt und von teuern Eltern und Geschwistern fern sein muß, in dem erzeugen sie ein viertes: die Sehnsucht. Ich gestehe, daß ich mir oft einbilde, mit Herkules getrost einen Gang wagen zu dürfen, da es mir gelingt, diese Macht sehnsüchtigen Verlangens unterzuducken. Aber ich muß alle Muskelkräfte anspannen, um in dem Kampfe nicht zu unterliegen. Sehr hülfreich wird mir dabei die Erinnerung, der die Fantasie Flügel leiht.

‚Sie führt mich in unsere grosse Wohnstube. Das Feuer im schwarzen eisernen Ofen verbreitet behagliche Wärme. Die kleine Mama im Sofa, Hermine und ‚Mamsell' gegenüber sind eifrig beschäftigt, die Stralen des Lampenlichtes auf ihre Handarbeit zu sammeln. Hugo, der von einer Dienstreise zurückgekehrt ist, ruht gemächlich neben der schmunzelnden Mama auf den Sofapolstern, bläst blaue Tabackswolken in die Luft und streckt die Beine lang ins Zimmer hinein. Sein breitschultriger Rücken macht tiefen Eindruck auf die Sofakissen und auf das Selbstgefühl unsrer süssen kleinen Mutter. Johannes' erweiterte Augenlichter zeigen, daß er zwar mühsam aber mit unerschütterlicher Ruhe die Witze und Schnödler unterdrücke, die im hallenden Gewölbe seines geraümigen blonden Schädels sich tummeln und nach Luft schnappen. Aber er sitzt fest im Sattel seines Grundsatzes: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. —

‚Als belebendes Prinzip, als Perpendikel des ganzen Uhrwerkes, saümt mit gemessenen Schritten den Teppich des Fußbodens der ‚Alte', im unverwüstlichen langen Flausch, auf dem edelen Haupte, voll kluger, lustiger Einfälle und liebevoller Gedanken, seine weithinschattende Hausmütze, die sogenannte Cimborassohaube, jene dreissigjährige Reliquie der Harzreise, ein Symbol des schirmenden Hauses.

‚Und dann ertönt die Schelle der Hausthür. Ein Mantel rauscht auf dem Hausflur und wird auf den tragbaren Nagel gehängt. Die Thür öffnet sich leise; ein blühendes Antlitz

lächelt ins Gemach seinen freundlichen ‚Guten Abend' — und neckisch hüpft herein die Schwester Liesli, die Frau Doktor, und ihr folgt der Doktor, ihr wohlhäbiger Eheliebster, der seinen Körper nötigt, in kunstvoll bogenförmiger Krümmung seinen Gruss auszudrücken.

‚Der Inspektor stemmt seinen breiten Rücken gegen die Sofalehne, rafft sich mühsam auf und raümt seinen Platz höflich der Doktorin ein.

‚Nun langt Karl in seine Brusttasche, zieht ein gefaltetes Papier daraus hervor, und Hermine fragt mit hoher Kopfstimme: ‚von Sigfrid?' — Karl nickt; entfaltet das Blatt; alle Augen richten sich auf ihn; er lieset. —

‚‚Schon wieder Lamentos' — schmollt halb verdrüsslich, halb anteilvoll der Alte. ‚Schwierigkeiten hat jedes Amt' — setzt er hinzu. Der neue Inspektor bestätigt das. — ‚Der Junge hat keine Ausdauer' — schilt der Alte —, ‚er hat diese Tugend nie besessen.' —

‚Und Hermine verteidigt den fernen Bruder, wobei sie von Johannes leidenschaftlich unterstützt wird. Denn hier gilt es, den Rechtsboden zu wahren, und da ist Reden Gold, Schweigen aber vom Übel.

‚Dann seufzt die Mutterliebe tief auf: — sie stellt eine Frage an das Schicksal und nennt dabei den Namen einer anderen kleinen Person, die fern und einsam in Leipzig sitzt und wol auch in diesem Augenblicke mit ihren Gedanken in der grossen Wohnstube weilen mag. — —

‚Da schlägt die Uhr. Sie erschlägt meinen schönen Traum — und ich sitze allein in meiner Stube in Gross-Dornbusch. Mich friert, und ich komme mir vor wie ein wildfremder Mensch. Nur mühsam besinne ich mich auf mich selbst und eine alte derbe gute Frau — ‚myn modersprak' nennt sie Klaus Groth —, raunt mir ins Ohr: ‚'t is man'n oevergang, sä de voss, do trucken's em dat fell oever de ohren.' —

‚Ach nein! — Das ist Spott. — Kein Übergang — kein Durchgang! — Die Sehnsucht nach Euch brennt als ewige vestalische Opferflamme auf dem Altar der Tonkunst. Aber von

Zeit zu Zeit feiern wir das Fest des Wiedersehens an dem wärmenden Feuer unseres haüslichen Herdes.‘

Alljährlich wiederholten sich die Feste des Wiedersehens, und nachdem Ellen ihre Studien in Leipzig vollendet, vereinigten schöne Wochen innigen Zusammenlebens die Liebenden in der Heimat. Ein anderes Mal folgte Ellen Sigfrids Einladung, sich dem Publikum zu Groß-Dornbusch als Konzertsängerin vorzustellen. Auch die Brüder Karl und Johannes, der Student geworden war, besuchten den dortigen Musikdirektor zu verschiedenen Zeiten. Solche persönlichen Begegnungen verschürzten das Band liebevoller Gemeinschaft immer fester.

In einem späteren Bericht über die Zustände in Groß-Dornbusch und ihre Wirkung auf Sigfrids innere Entwickelung schreibt dieser an die Lieben:

‚In meiner Lebensführung ist es begründet, daß ich mich gewöhnt habe, die verschiedenartigsten Eindrücke mit Gleichmut aufzunehmen. Schmerz und Freude wirken ähnlich auf mich, wie Regen und Sonnenschein auf Bauland. Sie befruchten es.

‚Was ich notwendig bedarf — ich empfange es ungesucht. — Man sorgt für mich mit einer Zartheit, die mich tief beschämt. Ja, schon mehrfach erhielt ich sogar anonyme Geldsendungen unter schonenden Formen, welche das demütigende Bewußtsein, Almosen zu empfangen, ausschliessen. Die Einkünfte von Seiten der Singakademie sind gleich null. — Ich mache meine gerechten Ansprüche nicht geltend, weil das der guten Sache nachteilig werden könnte. Auch die Konzerte, welche jährlich einmal zu meinem Vorteile stattfinden, bringen nicht nur keinen Ertrag, sondern verursachen mir Kosten. Ich benutze nämlich die unbeschränkte Freiheit, jene Konzerte auszustatten, indem ich von aussen her tüchtige Künstler kommen lasse, damit meine Leute von ihnen lernen. —

‚Die Privatstunden werden schlecht bezalt, fallen oft aus; die Honorare erfolgen unregelmässig. Was musikalische Arbeiten an kargem Lohn aufbringen, das ist nicht viel mehr als ein willkommenes Taschengeld.

‚So würde ich wol Grund haben zu der Klage, es gehe

mir schlecht. Das ist aber gar nicht meine Meinung. Wie man für mich sorgt, deutete ich schon an. Auch wende ich mich vielmehr immer bewußter ab von dem, was man gewöhnlich das Glück nennt; und fühle immer klarer, das einzige dauernde Glück, welches das Leben uns spendet, sei nur zu erkennen in der Liebe, die das Wesen laütert und uns auf übersinnliche Ziele hinweiset, mit deren Erreichung weder unser Streben noch unsere Erkenntniß jemals zu Ende kommen kann. Dieses Glaubensbekenntniß bezeichnet in meiner reichlich wechselvollen Entwickelungsgeschichte eine neue, höhere Stufe und — so hoffe ich — die letzte.

,Ja, ich wünsche, es möge nun endlich ein Niveau erreicht sein, das meinem Blick etwas freier über die Ebene zu schweifen gestatte, um dem Kommenden ohne Sorge und Bangigkeit entgegenzusehen. Wer ein solches Niveau erreicht hat, erst der hat Grund zu sagen, so bin ich und nicht anders; so werde ich auch künftig sein. — Sollte einst ein Enkel einmal Lust verspüren, meinen Weg zu verfolgen, wird er sagen: so war der Mann, nachdem die Liebe sein Licht geworden.

,Es ist unmöglich, anders als in allgemeinen Umrissen Euch anzudeuten, wie viel Grund zum Danken ich hier in Groß-Dornbusch empfange. Nicht nur daß die Mittel zum Lebensunterhalte mir oft ganz unerwartet, und wenn ich keinen Rat mehr weiß, gereicht werden, wunderbarer als die Sperlinge auf dem Dache ihre Nahrung finden. Sondern auch die Menschen begegnen mir liebevoll und nachsichtiger, als ich es je verdient habe. —

,Man belohnt mein Wollen mit Vertrauen und Dank. Man sagt mir, daß man meiner Gesellschaft nicht entraten möge. Man spionirt mit freundlichem Scharfblick, um kleine Wünsche zu entdecken, die man mir zu erfüllen wetteifert.

,Ich schreibe diese Zeilen z. B. bei einer schönen hellen Lampe; den Schirm ziert ein Kranz von künstlichen Rosen; eine Krystallflasche steht vor mir, aus der ich in ein ähnliches Glas Wasser giesse, meinen Durst zu löschen; auf dem Tische neben mir seht Ihr eine ganze Theemenage, Messingkessel, Thee-

topf und was dazu gehört; auch ein blitzendes Theebrett ist dabei; desgleichen ein elegantes Kaffeegeschirr, welches mir täglich dient; über meinem Pult hängt Ellens Gypsmedaillon unter Glas in Ebenholzumrahmung u. s. w.: das Alles, und noch viel mehr dergleichen, sind Geschenke von Schülerinnen und befreundeten Familien, unter denen ich namentlich Paulinis und Deschens erwähne. —

‚In meinem Pulte aber liegen mehre Bücher, Geschenke einer Freundin, von der ich Euch jetzt näheres erzälen muß.

‚Sie erinnert mich in ihrer edelen, echt weiblichen Sinnesart an Eleonore von Este, die Prinzessin in Goethes Tasso. Ich nenne sie deshalb kurz Eleonore.

‚Sie ist Mitglied der Singakademie, erfreut sich einer schönen weichen Altstimme, und da sie zur Vorsteherschaft der Gesellschaft gehört, so führte mich zu Anfang meiner hiesigen Wirksamkeit manche geschäftliche Beziehung zu ihr.

‚Später ward sie meine Schülerin. Als solche zeigt sie eifrige Strebsamkeit und verbindet damit eine warme Hingebung an den Stoff, der mich anregt, ihren Blick in die Tiefen der Kunstwerke dringen zu lassen.

‚Eleonorens Lebensweg ist ein so schwerer, daß ich im Rückblick auf den meinigen jede Klage bereue, welche Ungeduld mir jemals ausgepreßt hat. Eleonore steht allein in der Welt, nachdem alle ihre Lieben, mit Ausnahme des jüngsten Bruders, durch Krieg und ungewöhnlich schwere Leiden ihr in kurzen Zwischenraümen geraubt wurden.

‚Sie schreibt mir einmal, daß ich mehr Verständniß für ihren Schmerz und für ihr Wesen zu haben scheine, als andere ihr näher verbundene Menschen, und erklärt sich darüber so:

‚Es hat in der eigenthümlichen Führung meines Lebens gelegen, daß ich die Welt recht wenig kenne und recht wenig hineinpasse. Erst seit meine Mutter vor zwei Jahren starb, muß ich mehr nach aussen hin verkehren. Ich bin unter dem mütterlichen Schutze ein altes Kind geblieben. Meine innere Welt will mit der aüsseren sich oft nicht vertragen, und ich fühle mich zuweilen peinlich berührt durch gegenseitigen Mangel

an Verständniß. Das Zeitalter ist viel zu klug, zu verständig, zu berechnend, — und ich — —, nun Sie kennen mich ja, und wissen, daß solche Eigenschaften mir fehlen.

‚Wie thut es nun so unbeschreiblich wohl, wenn eine Seele, die ich in allen Eigenschaften so hoch stelle, wie die Ihrige, mich in meiner Eigenthümlichkeit begreift. Und man darf in solchem Fall nicht zu ängstlich abwägen, wo die Grenze zwischen wahrem Werth und Überschätzung liegt. Denn dann müßte ich fortwährend protestiren. Wenn mich nun das Übermaß Ihrer freundlichen Beurtheilung zwar demüthigt, so beglückt es mich dennoch und ich nehme es wie jedes Zeichen des Wohlwollens dankbar hin. —

‚So bewegt und überrascht es mich, daß Sie meinen kleinen Poesien freundliche Theilnahme schenken, und Sie regen mich dadurch an, nach neuem Ausdruck meiner Gedanken zu suchen.' —

‚Von diesen Poesien' — fährt Sigfrid fort — ‚habe ich eine Anzal in Musik gesetzt. Eleonore erschrak anfangs vor dem Gedanken, diese Kundgebungen ihres verborgenen Lebens nun in lauten Tönen aussprechen zu sollen und sich mit der Vorstellung vertraut zu machen, dieselben gar in fremde Hände, ja ins Öffentliche hinaus gelangen zu sehen.

‚Zur Probe schreibe ich zwei ihrer Dichtungen hier für Euch ab. Es ist das kein Akt der Indiskretion. Denn die Verfasserin sah bald ein, daß künstlerische Erzeugnisse nicht ausschließliches Eigentum ihrer Urheber bleiben müssen, weil Zartheit und Schüchternheit derselben solches erwünscht erscheinen lassen. Die Gabe des Dichters — wie jedes Künstlers — ist ein Geschenk an alle durch Vermittelung eines Einzelnen.

‚Das erste Gedicht ist ein allegorisches Konterfei des Wesens meiner edelen Freundin. In diesem Sinne beachtet jeden kleinsten Strich der zarten Zeichnung:

‚Orchidee.

In des Urwalds dichtem Schatten —
Wo die greisen Patriarchen
Hunderte von Jahren stehn,

Wo sich ihre Wipfel strecken
Kühn empor bis in den Himmel,
Tief hinab die Wurzeln gehn —

Führt die luft'ge Orchidee
Traümerisches Blütenleben
Hoch im grünen Laubesdach. —
Gibt die treue Mutter Erde
Sonst doch allen ihren Kindern
Nöth'ge Nahrung mannichfach:

Aber dieser beut sie nimmer
Aus des Lebens reicher Fülle
Weder Halt noch Labe dar:
Hoch in Lüften sieh sie schwanken,
Wie geflügelt und in Farben,
In Gestalten wunderbar.

Weit hinströmend ihre Düfte
Blüht die zarte holde Blume
Fröhlich voller Lebenskraft; —
Wurzelt nicht im eignen Boden,
Sondern zieht aus fremdem Leben,
Kärglich ihrer Nahrung Saft.

Doch von oben kommt die Labe
Und die Himmelslüfte schaffen
Was die Blüte herrlich macht. —
Wunderbare Orchidee,
Wie dein Parasitenleben
In der tiefen Waldesnacht

Mich beschämet! — Denn du treibest
Duftend alle deine Wurzeln
Nur dem Himmel sehnend zu.
Will die Erde dir nicht geben
Raum zum Blühen: — nun so blühest
Schwebend hoch in Lüften du.'

,Die sinnige Dichterin, welche mit allen Wurzeln ihres zartbesaiteten Wesens im Boden der Liebe ihres schönen Familienkreises ruhte und, nachdem sie aus diesem Boden gewaltsam losgerissen, kein anderes Ziel für ihre Sehnsucht kennt, als die Liebe des Herrn, unseres Heilandes, und die ewige

Heimat, wo sie im Geiste mit ihren vorangegangenen Nächsten und Lieben schon jetzt lebendig zu verkehren scheint — sie führt seitdem selbst solch verborgenes Orchideenleben. Was sie noch an das Irdische fesselt, ist lediglich das Streben, durch ihre wohltuende Nähe oder tätige Fürsorge und Hülfe sich nützlich zu machen, wo es Klagen zu stillen, Wunden zu verbinden gibt. Jeder, der so bevorzugt ist, in ihrer milden, ernst-heiteren Nähe zu weilen, entbehrt sie nur ungern, wenn die Liebespflicht sie bestimmt, einem Rufe zu folgen, der nicht selten bald da, bald dorther an sie gelangt, wo man ihrer dringender bedarf, als hier. Sie denkt dann nicht an sich selbst; fragt nicht, wo es angenehmere Pflichten zu erfüllen gibt; sondern entscheidet sich nur nach dem Maße der Überzeugung, wo die Hülfe am notwendigsten sei.

‚Darin erkennt sie eine direkte Aufforderung des göttlichen Willens, dessen Sprache sie nach einer bestimmten erfahrungsgemäß angeeigneten Methode aufmerksam belauscht, und willenlos, ohne Widerstreben, ja mit freudigem Mute dem folgt, was sie als die wahre Entscheidung Gottes erkannt zu haben meint.

‚Wird es ihr im Grunde des Herzens auch manchmal schwer, jenem Ruf zu gehorchen: sie überwindet sich im zuversichtlichen Glauben, das Rechte zu wälen und dadurch zugleich ihrem eigenen Seelenfrieden genug zu tun. —

‚Nach diesen Bemerkungen leset nun die folgenden einfachen, rührenden Strofen:

‚Beruf.

Laßt mich meine Bahnen wandeln,
Wie am Himmel dort der Stern;
Ihm wie mir hat vorgezeichnet
Sie der Wille unsers Herrn.

Ohne eignes Licht und Klarheit,
Ohne Glanz und eignen Schein,
Leuchten doch vielleicht wir beide
Still in manches Herz hinein.

Laßt mich meine Bahnen wandeln,
Irret nicht den flücht'gen Fuß:

Ach, es ruft in meiner Seele,
Daß ich weiter eilen muß.'

,Mein Verkehr mit ihr erinnert mich flüchtig an Goethes Beziehung zum Fraülein von Klettenberg, der ‚schönen Seele'; nur daß Eleonorens Frömmigkeit nichts Krankhaftes zeigt, und mir unter andern Goetheschen Eigenschaften auch die Genialität fehlt seiner rein objektiven Beobachtung. — Vielmehr führt meiner Freundin gelaütertes welt= und selbstvergessenes Wesen mich auf mich selbst zurück und dient mir als Maßstab der Beurteilung meines inwendigen Menschen; auch regt es mich an zur Nacheiferung, die schöne Ruhe, den himmlischen Seelenfrieden zu erringen, welcher ihr eine stille Grösse verleiht.

,Diesen Einflüssen schliesse ich mich recht geflissentlich auf und bin denselben schon viel Dank schuldig geworden. Vorzugsweis danke ich der Freundin die Anregung meiner gegenwärtigen Lektüre, die mir ganz neue Seiten des deutschen Wesens nahe bringt. Ich entdecke praktische Wirkungen des christlichen Geistes, welche mir die Augen öffnen über die unverantwortliche Unwissenheit, die mich in dieser Richtung bisher befieng und mich zu ungerechten Beurteilungen Anderer oft verleitete.

,Am überzeugendsten tritt mir in dem Leben des Hamburger Buchhändlers, Friedrich Perthes, die Macht des christlichen Geistes entgegen. Ich empfehle Euch dringend, die Lebensgeschichte dieses echten deutschen Mannes zu lesen. Das herrliche Buch erscheint mir auch deshalb so besonders anziehend, weil es einen Sohn des Mannes zum Verfasser, einen anderen Sohn zum Verleger hat.

,Noch zwei andere Bücher will ich erwähnen, welche ich beide durch die Güte meiner Freundin besitze: —

,Das eine heißt ‚Kleine Dinge', aus dem Englischen. Es ist ganz dem praktischen Sinn der Engländer gemäß, auf ‚kleine Pflichten, kleine Anstrengungen und kleine Sünden' des täglichen Lebens gerichtet, durch deren Nichtbeachtung der Einzelne sich und Anderen das Dasein recht erschweren kann.

‚Meine Freundin schreibt mir in der ‚Vorrede‘, welche sie ihrem Geschenke beifügte:

Gönne dem Kleinen Raum,
So bleibt dir das Große kein Traum. —

‚Dieses unscheinbare Büchlein hat mir sehr weiter geholfen in Beobachtung und Beherrschung meiner Schwächen, die mir und Anderen so oft lästig wurden.

‚Das dritte Buch ist eine eigene Arbeit Eleonorens. Sie hat nämlich auf jeden Tag des Jahres, mit besonderer Auszeichnung aller Fest- und Gedenktage meines Lebens, einen treffenden Satz aus dem Schatz ihrer Belesenheit bezogen und das Ganze, in festem Lederband, der das Dauerhafte gleichsam an der Stirn trägt, mit folgendem Schreiben mir übersandt:

‚Lassen Sie mich Ihnen eine Frucht meiner Mußestunden bieten, deren Gedanke ist:

Ich möchte jeden Deiner Tage
Mit einem stillen Segen weihn.

‚Geben Sie dem Buch seine Bestimmung, indem Sie die guten und bösen Tage, die aus dem Alltagsleben hervorragen, drin verzeichnen, wenn es eben in Ihre Stimmung paßt. — Lassen Sie es dadurch den stillen Theilnehmer Ihres inneren und äußeren Lebens werden — ein Repräsentant der guten Freundin, die durch alle Zeit ihren Antheil Ihnen bewahren wird. —

‚Dieser Gedanke versöhnt mich fast mit der gar zu standhaften Form des Buches. Betrachten Sie es als Bild des Knotenstockes auf Reisen, den man wieder als Bild der Freundschaft gebrauchen kann. — Es ist nichts Eigenes, nur Gesammeltes in den Blättern enthalten.‘

‚Eine Menge der Kernsprüche sind von Friedrich und Karoline Perthes, was ich zur Unterstützung meiner Empfehlung jenes Buches besonders hervorhebe.

‚Ich leite jeden Tag ein, indem ich den auf das Datum fallenden Spruch lese und ihn den ganzen Tag als Motto mit mir trage.

‚Eine grosse Wohltat ist es für mich, daß Eleonore so herzlichen Anteil nimmt an Euch und Ellen.

‚Ellens Briefe sind, seit das geliebte Mädchen in Leipzig lebt, sehr spärlich eingetroffen, und auch ihr Inhalt ist kurz und oft unfrei, fast möchte ich sagen, erkünstelt. Ihre empfängliche Natur kann die vielen neuen Eindrücke Leipzigs offenbar nicht sogleich bewältigen. Das ist der Grund jener Erscheinung. Beunruhigen kann diese mich daher nicht ernstlich, ich freue mich aber, daß ich die aufsteigenden Wolken der Besorgniß sogleich verscheuchen kann, indem ich meinen grundlosen Kummer in das verstehende und schweigsame Herz der Freundin ausschütte.

‚Nach alldem füge ich über diese noch hinzu, daß sie mit ihren früheren persönlichen Ansprüchen an das Leben abgeschlossen hat — fast den Eindruck einer Klosterfrau macht. Sie stellt sich in ihrer aüsseren Erscheinung höchst unscheinbar und einfach dar; trägt nur schwarze Farben an der Kleidung; das Haar ist schlicht gescheitelt und halb verhüllt von einem schwarzen Spitzentuche, welches unter dem Kinn zusammengeneſtelt wird. Ihre Züge sind nichts weniger als schön zu nennen. Aber die dunkeln tiefen Augen verbreiten ein eigentümlich wehmütiges Licht über das Ganze der Erscheinung. Die Augen scheinen jünger zu sein, als der übrige Mensch.‘ —

Mehr als der persönliche Verkehr wirkte auf Sigfrids wachsende Klarheit der Briefwechsel mit jener ‚schönen Seele‘. —

Es erwachte ein heisser Wissensdurst in ihm, dem er eine Zeitlang fast ausschließlich seine Musse widmen konnte, begünstigt durch ein Ohrenleiden, das die Anstrengungen seiner vielfach beanspruchten Tätigkeit und hinzugetretene Erkältung verursacht hatten. — Er wandte in jener Zeit sich theologischen Studien zu und schrieb darüber an Eleonoren.

Nachdem er mitgeteilt, daß er sich vorzugsweis der Kirchengeschichte, den fantastischen tiefsinnigen Systemen der Gnostiker — namentlich des Valentinus — und der Mystiker — namentlich des Augustinus, Johann Taulers und Heinrich Suso's — widme, und gleichzeitig exegetische Bibelstudien treibe, fährt er so fort:

„Angesichts solchen hohen göttlichen Inhaltes, fällt alles vom Menschengeiste Geschaffene ins Zwergenhafte oder gar ins Nichts zurück. Erst vor kurzem las ich mit Befriedigung Jean Pauls Vorschule der Ästhetik. Jetzt ist es mir kaum möglich, zwei Seiten davon zu geniessen, ohne so satt zu sein, daß ich das Buch weglegen muß. Das Wortgeklimper, welches den einfachsten Gedanken oft umrauscht, wie Marktlärm eine Kinderpfeife, betaübt mir Sinn und Empfindung des Wahren. Halten Sie daneben den Bilderreichtum eines Jakobus, Paulus oder Jesaias — wenn solcher Vergleich gestattet ist: — welcher Unterschied! —

„Keinen einzigen bildlichen Ausdruck finden Sie in der ganzen Bibel, der seiner selbst wegen da stünde; während selbst unsere besten Poeten zuweilen für ihre Armut an Gedanken oder für ihren Mangel an Klarheit den Schmuck der Sprache büssen lassen. Die Metaphern stehen unseren Dichtern oft zu Gesicht, wie bunte Schleifen und Bänder, mit denen kokette Weiber ihre Gewänder putzen, oder wie das Gold, mit dem der Verschwender die Blössen seines inwendigen Vacuums zuzudecken sucht.

„Die Bilder der Bibelsprache dagegen sind überall nur Mittel zu dem ethischen Zwecke, das, in seiner Abstraktion dem endlichen Bewußtsein unbegreifliche, Unendliche gleichsam anschaulich zu machen, wie ein Verwandtes in sinnlich wahrnehmbarer Form. Jene Bilder gleichen dem Prisma, welches die an sich farblosen und unerträglichen Stralen des Sonnenlichtes in milden Farben bricht. Da erkennt und erträgt das blödeste Auge ihre Wirkung. —

„Solchem gleichsam prismatischen Dienste ist auch meine Musik geweiht — namentlich die des bald vollendeten Oratoriums Simon Johanna.

„Ich will durch diese Arbeit nichts Anderes erstreben, als — so Gott mir hilft — eine dem unmittelbaren Verständnisse des menschlichen Herzens nahe gebrachte Anschauung des Wirkens und Waltens des dreieinigen Gottes, so weit es sich richtet auf den Menschen, seine Schwachheiten, seinen vergänglichen Stolz

und seine gnadenflüchtige Blindheit. Der Vermittler meiner Aufgabe ist der Apostel, an den der Herr die ernste dreimal wiederholte Frage richtet: ‚Simon Johanna, hast du mich lieb?' —

‚Er ist der echte Mensch, mit allen Vorzügen und Gebrechen des männlichen Karakters; und ich kenne kaum etwas Ergreifenderes in der Geschichte des menschlichen Geistes, als das Zerbrechen dieses trotzigen und verzagten Herzens, und den Feuereifer des Bekennermutes, den der heilige Geist in demselben entzündet.

‚Wäre es doch nur möglich, dieses Oratorium ohne Namen des menschlichen Schreibers dem Volke zuzuführen. Ein solcher Name hat so wenig wesentlichen Zusammenhang mit einem Werke, an dem alles Einzelne ohne Verdienst des Verfassers tatsächlich gegeben ist: der geschichtliche Verlauf, seine Wirkung und Bedeutung; — ja selbst auch der musikalische Ausdruck. Nur die Irrtümer und Mängel sind Eigentum des Verfassers, und diese muß er freilich nach aussen vertreten. — Aber genug davon.

‚Nur lassen Sie mich noch einmal Ihnen danken für den wesentlichen Anteil, welchen Sie, meine Freundin, direkt und indirekt auf diese Arbeit und die Wal ihres Stoffes geübt haben.

‚Und da Sie meinen geringen Bestrebungen freundliche Aufmerksamkeit zuwenden mögen, will ich Ihnen noch bekennen, daß ich den Weg künstlerischer Tätigkeit, den ich mit diesem Oratorium betreten habe, für denjenigen halte, welchen ich in Zukunft weiter zu verfolgen haben werde. Ja ich darf sagen, daß ich meine Bahn von jetzt an mir klar vorgezeichnet sehe.

‚Und nun — nachdem Schumann gestorben — begreife ich es als ein vorausschauendes Gesicht dieses ahnungsvollen Geistes, daß er mir unablässig empfahl, meine ganze Kraft dem Orchester und Chor zu widmen.'

10.

Simon Johanna, hast du mich lieb?

Sigfrid ‚an die Lieben'.

‚Diese Zeilen sollen Euren wiederholt ausgedrückten Wunsch nach Möglichkeit befriedigen, eine von mir selbst dargestellte Geschichte des Oratoriums Simon Johanna zu erhalten, welche Karl besonders seinem ‚Sigfrids=Album' einzuverleiben gedenkt. Da ich hoffentlich schon in wenig Wochen Euch alles mündlich erzälen kann, was Ihr wissen möchtet; da ausserdem die Freundin Luise und Johannes, der Bruder Studio, Euch schon Berichte aus eigener Anschauung der Aufführung des Werkes erstatteten: so ist die Arbeit, welche Ihr von mir verlangt, eigentlich eine recht überflüssige. Indessen ich entziehe mich derselben nicht, um Euch zu beweisen, daß Eure Wünsche mir Befehle sind.

‚Und jetzt zu meiner Geschichte, die ich vortragen werde, als könnte ich nichts Euch Bekanntes voraussetzen.' So fordert Ihr es ja ausdrücklich.

‚Es sind jetzt fast drei Jahre verflossen, als das Verlangen sich in mir regte, meine neugewonnene Lebens= und Kunstansicht zum Inhalte eines grösseren Tonwerkes in oratorischer Form auszugestalten. Lange suchte ich vergebens nach einem genügenden Stoff. Karl empfahl mir, denselben in der Geschichte der Kreuzzüge zu suchen, und wies namentlich hin auf

Peter von Amiens. Meiner Freundin Eleonore, bei der ich Verständniß und Bereitwilligkeit für das Eingehen auf meine künstlerischen Bestrebungen schon damals stets vorfand, teilte ich Karls Vorschlag mit. ‚Peter von Amiens' — sagte sie —, ‚nein! — Sondern der Apostel Petrus*). In dieser groß=artigen Persönlichkeit' — setzte sie hinzu —, ‚findet der Kon=flikt des menschlichen und natürlichen mit dem geistlichen und wiedergeborenen Wesen nach langem Schwanken endlich seine sieggekrönte Lösung.' —

‚Damals befand ich mich selbst so lebhaft ergriffen von den Wehen einer geistigen Neugeburt, daß im Leben und in der Bekehrungsgeschichte jenes Simon eine Reihe mir verwandter Züge sich mir unmittelbar vor Augen stellte. — Wie von einer Eingebung und Offenbarung getrieben, trat ich der grossen Auf=gabe ohne Verzug näher.

‚Fraülein Eleonore hatte schon vorgearbeitet. Sie übergab mir einen Auszug aus den Büchern des neuen Testamentes, welche das Leben und Wesen des Apostels uns berichten. Diese Auszüge waren begleitet von Erklärungen aus exegetischen Schriften, und von einem Entwurf verschiedener Gruppen von Tatsachen, welche zum Bilde des Lebens, Wesens und Wirkens der Hauptfigur sich plastisch abrundeten. Diese schätzbaren Vor=arbeiten studirte und ergänzte ich eifrig, und bei solcher Tätig=keit trat mir die musikalische Konzeption im Allgemeinen unge=sucht entgegen.

‚Das Tonwerk mußte im Stil würdigster Einfachheit sich darstellen, das sah ich sogleich ein. Um ihm formale Einheit zu verleihen, setzte ich alsbald stehende Typen in Gestalt musika=lischer Motive fest, um welche die Hauptmomente der musika=lischen Ausgestaltung sich gleichsam krystallisiren sollten.

‚Vor zwei Jahren brachte ich schon, ausser den Vorarbeiten,

---

*) Karls ‚Sigfrids=Album' enthält bei dieser Stelle folgende mit Blei=stift geschriebene Glosse: ‚Nach Eleonorens späterer mündlicher Erläuterung ward Sigfrid leichenblaß, bebte, hielt mit beiden Händen die Stirn und rief: Ja, das ist!' —

eine Anzal musikalischer Skizzen mit, als ich Euch damals im Sommer während der Ferien meiner Singakademie besuchte. In Karls Garten, beschattet von der stillen Laube, vollendete ich mit Karls unschätzbarer theologischer Beihülfe den Text in seiner gegenwärtigen Gestalt. Auch Liesli unterstützte diese Arbeiten durch ihre Kunst, ein opulentes Frühstück zu bereiten. Die schönen Stunden, denen ich so viel Förderung meiner Einsichten in die christlichen Heilswahrheiten verdanke, werden mir für alle Zeit unvergessen bleiben.

‚Zum Herbst nach Groß-Dornbusch zurückgekehrt, gieng die musikalische Ausarbeitung rasch von Statten, da alles Wesentliche wie vorbereitetes Material sich im Kopf bereits angesammelt befand.

‚Im November erlitt die Arbeit durch meine nervös ausartende Erkrankung eine Unterbrechung, welche die Niederschrift des vollständigen Entwurfes bis zum Februar vorigen Jahres verzögerte. Dieser Entwurf hat die Form eines Klavierauszuges. Er entstand als Abstraktion der klar gedachten instrumentalen Farbengebung, die nun a posteriori zu Papier gebracht wurde. Die Vollendung dieser Arbeit hoffte ich während meines vorjährigen Besuches bei Euch zu erreichen.

‚Allein Ellens Anwesenheit ließ für solche Allotria keine Minute Zeit übrig. Ihr wißt, wie wir die schönen Wochen in unausgesetzter, gegenseitiger Widmung selbstvergessen verlebten, und wie der Gesang des geliebten Mädchens, durch die nun vollendete Leipziger Schule zur schönen Sicherheit entfaltet, Euch, mich und Alle berauschte, die ihn hörten. Mir ist, als könnte das Leben ähnliche Höhestunden der Weihe und des Genusses niemals wiederbringen.

‚Die Keime der Sinnesänderung, welche Ellens Aufenthalt in dem flatterhaften Leipzig in ihrem Wesen angesetzt zu haben schienen, wie ich mit Sorge zu bemerken glaubte, werden sich — ich fürchte — weiter entwickeln, seitdem die Geliebte nun am Hoftheater auf einen Boden verpflanzt worden ist, wo solche natürlichen Neigungen nur allzu reichliche Nahrung finden. Indessen hoffe ich zu Gott, daß Ellens glückliches Naturell, ihr

von der Mutter genährter frommer Sinn und meine Liebe die Einflüsse mit der Zeit überwinden werden, welche sich jetzt zwischen uns drängen wollen, um uns scheinbar entgegengesetzten Lebensrichtungen zuzutreiben. Beurteilt meine Braut deshalb nicht falsch, auch wenn sie Euch nicht schreibt. Glaubt mir, da stecken andere Gründe dahinter, als mangelnde Liebe zu Euch, oder gar Herzlosigkeit. — Doch zu meiner Aufgabe zurück! —

„Die Orchesterpartitur reifte nun in der Stille meiner hiesigen Arbeitsamkeit rasch ihrem Ende entgegen. Im Dezember vorigen Jahres war sie zu Papier gebracht, und ich schrieb selbst die Stimmen aus, um die Arbeit zugleich gründlich revidiren zu können.

„Der Singakademie gegenüber verhielt ich mich möglichst zurückgezogen in Betreff meines Wunsches, das Werk zu hören. Manche meiner Freunde forderten zwar eine Aufführung. Allein eingedenk meiner Stellung und einer mir entgegenwirkenden Strömung in der öffentlichen Meinung entschloß ich mich nicht früher, in die Aufführung zu willigen, als bis der Vorstand den selbständigen Willen aüsserte und es als Ehrensache erklärte, dieses erste grössere Werk ihres Dirigenten auch zuerst zu Gehör zu bringen.

„Anfang März begannen die Chorproben. Die stückweise vollendeten Orchesterpartien führten zu mehren Korrekturproben, die ich mit dem Musikkorps eines hiesigen Infanterieregimentes hielt. —

„Diese Proben, es waren drei zusammen von je einer halben Stunde oder etwas darüber, fanden statt in einer Schnapsschenke! — Ein altes Billard bildete das gemeinsame Notenpult. Mehre der Instrumentisten, welche hier nicht Raum hatten, drückten sich am Ofen und Schänktisch mit ihren Instrumenten und Noten mühsam zusammen. Ihr könnt Euch vorstellen, wie in diesem musenfeindlichen, schmutzigen engen Lokale, mit seiner niedrigen Balkendecke, alles durcheinander schwirrte und dröhnte, trotz meiner durchsichtigen und bescheidenen Instrumentirung. Obwol ich also nur aüsserst mangelhafte Vorstellungen gewinnen konnte von der eigentlichen Wirkung, so

tröstete es mich dennoch nicht wenig, daß es mir schien, als habe ich mich in meinen Absichten nur selten einmal getaüscht. Diese Beobachtung ermutigte mich, da ich mit meiner Kunst zu instrumentiren bisher wenig praktische Erfahrungen sammeln konnte.

‚Mehr Sicherheit gewährte mir meine schon öfter erprobte Behandlung der Solostimmen und des Chores.

‚In der Singakademie gab es dennoch genug Elemente — namentlich im Männerchor —, welche mit Mißtrauen an die Musik herantraten. Ich hatte nun die Genugtuung, im Verlauf der Klavierproben das Mißtrauen mehr und mehr schwinden zu sehen. Sie sangen ihre Chöre gern, da ich keiner Stimme etwas Unnatürliches zumute und jede ihren Anteil am Ganzen als einen *notwendigen* unmittelbar zu fühlen bekommt.

‚Die Aufführung wurde auf den sechsten April — meiner lieben Mutter Geburtstag — festgesetzt. Einer meiner früheren Freunde aus der ‚Bande Bob', *Rüte*, der inzwischen Klavierspieler und Sänger geworden ist — er hat in mehren meiner hiesigen Konzerte mitgewirkt —, sollte, so hoffte ich, hier Gelegenheit finden, vor unserm Publikum, dem er als Klavierspieler schon bekannt ist, nun auch zum erstenmal als Sänger aufzutreten. Er trug anfangs Bedenken, in der Titelrolle des Simon zu debütiren. Endlich aber entschloß er sich und sagte zu.

‚Weniger Glück hatte ich mit meiner lieben wunderlichen Braut. Man erwartete es hier mit mir allgemein, daß sie die Sopranpartie übernehmen werde. Allein Ellen überraschte mich mit der Einwendung, sie halte es nicht für ‚schicklich', die Reise allein und obendrein zu ihrem ‚Braütigam' zu machen. So sehr ich das weibliche Zartgefühl zu achten weiß gegenüber naheliegenden Verletzungen desselben durch böse Zungen, so schien mir jener Einwand doch kein stichhaltiger Grund zu sein. Ich witterte dahinter Einflüsterungen und schrieb an Ellens Pflegeeltern, die ich aufmerksam darauf machte, daß Ellen bereits wiederholt allein nach ihr völlig fremden Städten gereiset sei,

um dort in Konzerten mitzuwirken; daß sie dort allein in Gasthöfen wohnte, während hier in Groß-Dornbusch eine reichliche Anzal der besten Familien wetteiferten in Anerbietungen, meine Braut bei sich aufzunehmen. Tolls lehnten ihre Einwilligung kurz und entschieden ab, und Ellen, welche hier vor dem Jahre begeisterten Beifall erwarb durch ihre Person und ihren Gesang, erklärte mir ziemlich deutlich, sie stehe auf dem Punkte, eine Abminderung ihrer Liebe wahrzunehmen, weil sie mich in einer Stadt wisse, welche sie hasse von Grund ihres Herzens. Die Ursache gab sie nicht an, aber zwischen den Zeilen lieset man sie deutlich genug heraus. Sie schreibt nämlich meine zunehmende Klarheit in christlichen Dingen Einflüssen meiner hiesigen Umgebung zu und gibt sich der thörichten Einbildung hin, als werde ihr mein Herz entfremdet dadurch, daß es reicher an Liebesfähigkeit wird.

‚Die peinlichen Verhandlungen wurden durch den plötzlichen Tod der teueren Mutter Ellens abgeschnitten. Ellen schrieb mir einen sehr trostlosen Brief. Er klang wie ein Hülferuf. Sie bat mich mit dem lieben weichen Ton, der früher ihre Lieblichkeit erhöhte, um Zuspruch aus meinem ‚Liebesborn' und — aus meinem ‚Glauben'!

‚Ich saümte nicht, ihr mit neubelebter Herzensfülle die Grösse des Verlustes vor Augen zu malen, die zwar eine sehr bittere, aber eine heilsame Arznei für uns werden könne, wenn wir sie aus der Hand nicht des strafenden, zürnenden, sondern des gnädigen und liebevollen Arztes demütig annähmen. Diese Gewißheit werde uns tröften und unser Herz ihm entgegendrängen, in welchem auch unsere Liebe ruhen müsse, wenn sie sich dauernd als echte und beglückende bewähren solle.

‚In guten Tagen sagte ich Dir das — so schrieb ich —, und Du verstandest mich nicht. Du wundertest Dich über streng klingende Wahrheiten, welche Dir als inhaltleere Abstraktionen erschienen, weil sie in Deinem Herzen noch nicht als Erfahrungen praktische Wirklichkeit gewonnen hatten. Jetzt ist das anders. Und Du wirst Dich gegenüber dem bleichen starren Angesicht unserer teuern Mama wol nicht mehr gegen das Selbst-

bekenntniß sträuben, daß es mit unsrer menschlichen Herrlichkeit eine sehr schwache nichtige Bewandtniß hat; daß unser blindes ausschliesßliches Trachten nach dieser übertünchten Gruft ein böser Krankheitsstoff, ja der Keim des Todes ist, den nur kräftige Arznei zu zersetzen vermag. — Dergleichen etwa schrieb ich an Ellen.

‚Acht Tage später traf ihre Antwort ein. Ich traute meinen Augen kaum: von dem schweren Verlust ihrer Mutter, dieser herrlichen frommen Frau, deren leibliche Reste kaum schon in Staub zerfallen, enthielt Ellens Brief keine Spur der Erinnerung. Sie schrieb über ihre Vergnügungen, schrieb, daß sie im Troubadour aufgetreten sei, grosse Triumphe gefeiert und einen Kanarienvogel! geschenkt erhalten habe, der sie ‚göttlich amüsire'. —

‚Ihr seht also, daß meine Liebesarbeit an diesem geliebten Herzen, das sich selbst verloren und fortan obendrein die Stütze der vollendeten Mutter entbehren muß, zeitweis eine harte ist. Aber ich verzage nicht. Ich fühle meiner Liebe Kraft wachsen, und betrachte es als ein heiliges Vermächtniß der Heimgegangenen, den nach aussen gekehrten Sinn ihrer geliebten Tochter zu befreien, so Gott mir beisteht, von den Fesseln des Irrtums, der sie an die Nichtigkeit kettet und ihren edleren Inhalt zu versteinern droht. —

‚Solche Kämpfe begleiteten mich durch die Zeit der Vorbereitungen der Aufführung meines Werkes. Durch Ellens Weigerung und den Tod der Frau von Scherburg veranlaßt, mußte die Aufführung hinausgerückt werden. Die Tage der Proben gelang es mir zu Gunsten des Erfolges möglichst nahe zusammenzulegen, nämlich auf den 15. und 16. April. Am folgenden Tage — den 17. April —, sollte die Aufführung stattfinden.

‚Das Publikum zeigte in den vorangehenden Tagen eine ungewöhnliche Spannung. Es giengen zalreiche Gesuche bei mir ein um Zulassung zu den Proben. Ich schlug keins ab, wie ich sonst pflege.

‚Ich selbst nahm auch an der allgemeinen Erregung Teil,

weil ich noch keinen Totaleindruck des Werkes empfangen hatte, welcher dem Einzelnen im Verhältniß zum Ganzen oft ein verändertes Maß und Kolorit gibt. Die ins Dramatische gezogene Handlung des ernsten Stoffes und die Kühnheit, Christus in Gestalt eines europäisch gekleideten Barytons singend vorzustellen, beunruhigten mich schon bei der Konzeption. — Über diese Sorgen und Zweifel tröstete mich nun die Generalprobe am 16. April völlig. Die Wirkung der episch-dramatischen Erzälung sowol, als auch die getragene, keusch behandelte Singstimme und Instrumentirung in der Partie des Herrn widersprach keineswegs der Würde des Stoffes. — So schlief ich nach der letzten Probe vortrefflich und schlug am Morgen des entscheidenden Tages mit Mut und Vertrauen die Augen auf. —

‚Ehe ich mein Tagewerk beginne, pflege ich mich in der Stille des Morgens zu sammeln. Regelmässig lese ich dann den Vers oder Spruch in dem Buche, das Eleonore mir geschenkt mit der Devise: ‚Ich möchte jeden Deiner Tage mit einem stillen Segen weihn.' Sie nannte das Buch den ‚Knotenstock der Freundschaft'. — Ausser an vorbedachten Festtagen enthalten die gewälten Tagesmotto's zuweilen treffende Beziehungen auf den Augenblick, die mich wie Stimmen guter Engel berühren. Auf der Seite, welche das Datum des 17. April bezeichnet, findet sich ein solcher überraschender Zuspruch. —

‚Der 17. April ist eben ein Tag, wie andere Tage. — Als Eleonore die Devise für diesen Tag wälte, war derselbe durch kein besonderes Ereigniß ausgezeichnet. Der Termin der Aufführung meines ersten grösseren Werkes traf anscheinend ‚zufällig' auf den 17. April.

‚Nach diesen Vorbemerkungen werdet ihr den Eindruck nachfühlen können, den folgende Worte mir hervorbrachten:

‚Ist Dir ein schönes Werk gelungen
So sei's zu neuem Dir ein Ruf! — —
Hast Du ein treues Herz errungen,
So denke, daß es Gott Dir schuf.

Wenn Deine süß entzückte Seele
Ganz voll von heil'ger Freude ist,
O nicht den Neid der Menschen wähle
Zum Zeugen, daß Du glücklich bist.' — —

‚Der Tag der Aufführung vergieng unter Anordnungen und Besorgungen. Es kamen an mich direkt gerichtete Gesuche um Einlaßkarten, die Freund Alex und die hiesigen Musik- und Buchhandlungen zur Verfügung haben. Aber jene Gesuche enthielten das Doppelte und Dreifache des Betrages, das man mir zuzuwenden dachte. Eine sehr ansehnliche Summe sandte z. B. der Baron Schamburg, zu dessen Majoratsschloß ich noch immer wöchentlich hinausfahre, um seine Fraülein Töchter zu unterrichten.

‚Nachmittags fühlte ich das Bedürfniß mich zu beruhigen, indem ich meine Gedanken mit völlig heterogenen Stoffen beschäftigte. Johannes, der mir durch seine frische, wohltuende Nähe in den letzten Tagen recht brüderlich zur Seite stand und es sich angelegen sein ließ, mich auf alle Weise zu pflegen, — was er unserer geliebten Mutter abgelernt, die es so unübertrefflich versteht — Johannes las mir vor, während ich auf dem Sofa ruhte. Es war etwas Lustiges aus Klopstocks Gelehrtenrepublik.

‚Um halb sieben Uhr abends verließ mich Johannes, um nach dem Konzertsaale zu wandern. Nüte, der auch bei mir wohnte, schmeidigte seine Kehle mit rohen Eidottern. Dann stärkten wir uns durch alten Burgunder, umarmten uns und fuhren schweigend nach dem Konzerthause.

‚Unterhalb des Orchesterpodiums befindet sich das sogenannte Orchesterzimmer. Ich hatte dort Erfrischungen aufstellen lassen. — Nachdem hier die Instrumente eingestimmt worden, damit die Zuhörer nicht gerechte Klage führen möchten über die rücksichtslose Zumutung, solchen unkünstlerischen Lärm anzuhören, ließ ich die Leute hinaufgehen. Ich blieb allein, bis es sieben schlug und in mir Alles wohlgeordnet war, schlicht und ohne Menschenfurcht. —

‚Dann gieng ich in Gottes Namen auch hinauf, sprach auf

dem Wege nach meinem Platz mit dem und jenem, ermahnte hie und da, begrüßte die Mitglieder des Chores, die Solisten — wie es Brauch ist — und kam endlich bis zu meinem Pulte, das unmittelbar vor dem zalreichen Publikum stand.

‚Die Verbeugung vor dem vielköpfigen Mäcen der Kunst war überstanden, der höfliche Cylinderhut und die weissen Handschuhe abgelegt. Nun pochte ich zart auf das Blech meines Pultes. Da ward es still.

‚Auf den Niederschlag begannen Klarinetten, Fagotte und Hörner ihre tiefliegenden Crescendos, die Pauke und Kontrabässe klopften leise dazwischen — auch mein Herz klopfte —, und die Einleitung führte, wie das dämmernde Morgengrauen vor der aufgehenden Sonne, hinüber in das ‚Morgenlied der Fischer'. Solisten, Chor und Orchester, alle taten ihre Schuldigkeit. Vor allen Andern aber zeichneten die Erzälerin, eine gebildete Dilettantin, und Freund Alex, der die verantwortliche Partie des Herrn sang, sich aus durch verständige Auffassung ihrer Aufgaben und würdigen maßvollen Ausdruck ihrer Absichten.'

Zur Ergänzung mögen hier Sätze aus dem Berichte eingeschaltet werden, welchen Johannes nach seiner Rückkehr von Berlin aus — wo er seinen Studien oblag — den Eltern abstattete.

‚Es fiel mir auf' — schrieb der jüngere Bruder —, ‚wie nicht allein während der Aufführung, sondern auch während der beiden Proben, denen ich beiwohnte, Sigfrid die Ruhe bewahrte. Es schien ihn kaum zu berühren, wenn in den Proben — namentlich in der ersten — die schönsten, zartesten Stellen durch einen schrecklichen Mißton der Hörner verzerrt wurden. So etwas würde ihn früher zur Verzweiflung gebracht haben. Natürlich giengen die materiellen Anstrengungen des Dirigirens nicht spurlos an ihm vorüber, aber sie wurden nicht bemerkbar vermehrt durch das Bewußtsein, daß es sein eigenes Werk sei, welches er leitete, ein Stück von seinem Selbst, von seinem tiefinnersten Wesen, welches er hier zum erstenmal der Öffentlichkeit vorführte. Sein ganzer Wille ist jetzt basirt auf Demuth

und Ergebenheit. Sigfrid ist ein völlig umgeschaffener Mensch geworden.

‚Mir trat diese Wahrnehmung schon entgegen, als ich ihn letzte Weihnachten besuchte. Damals überraschte mich z. B. seine peinliche Gewissenhaftigkeit in Führung des kleinen Haushalts seiner Junggesellenwirthschaft, die Ordnung seiner Geldverwaltung, die Nettigkeit seines Zimmers, seiner Kommode, seines Bücher- und Notenschrankes. Ich glaube es ihm gern, daß er jedes Buch, jedes Notenblatt, wie er sagt, ohne Mühe im Dunkeln finden kann. Ganz das Gegentheil seines früheren Wesens!

‚Du sprachst neulich in Deinem Briefe, lieber Karl, die Ansicht aus, es sei aus denen von Sigfrid in letzter Zeit aller Humor gewichen. Ich habe mich vergebens bemüht, dafür einen Grund zu finden. Wenigstens während unseres Zusammenseins war Sigfrid immer der personificirte Humor selbst. Seufzte er einmal, so galt das nur der Unsicherheit seines Auskommens und der Unzulänglichkeit, welche die hiesige Stellung seinen Leistungen gegenüber doch oft zum Bewußtsein bringt. Vielleicht wird sein Oratorium in dieser Hinsicht manches günstiger gestalten.

‚Während der Aufführung saß ich dem Orchesterpodium gegenüber auf einer Tribüne und hatte den ganzen Saal unter mir, der bis auf den letzten Platz gefüllt war. Es schien mir lauter feine Gesellschaft zu sein: Grafen, Barone, Offiziere, höhere Beamte in schwerer Menge. Eine große Anzahl Hörlustiger mußte zurückgewiesen werden, weil der Raum sie nicht faßte. Der Saal mit den Tribünen ist nicht klein und macht einen eleganten Eindruck. Die Akustik war, als er sich gefüllt hatte, vortrefflich.

‚Einzelne kleine Fehler abgerechnet, die überall vorkommen, verlief die Aufführung so gelungen, wie sie in Groß-Dornbusch nur erreicht werden kann. Die Chöre wurden frisch, mit Verständniß und Eifer gesungen. Das Orchester spielte vorsichtig und mit verhältnißmäßig großer Discretion. Die Stimmen der Solisten hatten sich über Erwarten entfaltet; sie wett-

eiferten in schönem Vortrag ihrer Partien und trugen dadurch wesentlich bei, das Werk zur Geltung zu bringen.

‚Die Theilnahme des Publikums steigerte sich augenscheinlich bis zum Schlusse hin, wie denn Steigerung im Verlauf bis zu den mächtigen Schlußaccorden ein unverkennbarer Vorzug des Werkes ist. Ich beobachtete jenes verständnißinnige Kopfnicken benachbarter Zuhörer, ihren seligen Ausdruck, das Insichversunkensein einiger, das lebhafte Mienenspiel anderer, die lautlose Stille gespannter Aufmerksamkeit. Kurz, Alles zeigte zu deutlich, daß dieses Werk sich die Herzen öffnete und überzeugend in dieselben einzog. Mancher seufzte vernehmlich: ‚herrlich! — sehr schön'; und als der mächtigste aller Chöre, der Schlußchor, ‚Gott der Herr, der Mächtige redet', beendet war, da konnten sich Herzen und Hände nicht mehr halten, und ein Beifallssturm erscholl durch den Saal, wie ich nie einen ähnlichen gehört habe. Das Klatschen ist sonst selbst in profanen ‚feinen' Concerten zu Groß-Dornbusch stylwidrig. Welch bedeutendes Zeichen von der Unmittelbarkeit des Eindruckes also, wenn von dieser Anstandsregel eine Ausnahme gemacht wird und noch dazu in einem geistlichen Tonwerke.

‚Nun drängte sich alle Welt nach vorn, um unserem theuern Bruder ihre Ergriffenheit zu zeigen und ihm zu danken. Sigfrids Freunde umarmten ihn mit thränenfeuchten Augen.

‚Ein Referendarius — früher principieller Gegner — versicherte Sigfrid mit Thränen, daß die letzten drei Tage ihn in seiner Gesinnung völlig umgewandelt hätten.

‚Ein Theolog, Divisionsprediger, bittet Sigfrid um seine dauernde Freundschaft und Brüderschaft.

‚Ein alter Herr mit weißem Haupt, Legationsrath, meint, er habe zwar in fast allen großen Hauptstädten geistliche Musik genug gehört, aber kein Werk habe ihn so tief und unmittelbar ergriffen, als dieses.

‚Der Vicepräsident des Appellationsgerichtes benutzt sehr geschickt seine ausführlich gebauten Beine, um über drei mit Rückenlehnen versehene Bänke hinwegzuklettern und Sigfrid die biedere Rechte zu schütteln, während er mit der Linken die

Brille hebt, um mit dem Tuche die Augen zu trocknen. — Der erste an Sigfrids Halse war ich natürlich gewesen und konnte so alles aus der nächsten Nähe mit genießen.

‚In dem Gedränge hatte sich hinter uns auf dem Orchester ein Halbkreis gebildet, und man führte den Umdrängten hin. Da trat ihm aus dem Kreis eine sehr stattliche weibliche Gestalt entgegen, die Braut des verstorbenen Musikdirektors, hielt mit bewegter sonorer Stimme eine ergreifende poetische Ansprache an Sigfrid und überreichte ihm im Namen des Vereins eine schöne frischgrüne Lorbeerkrone. Als er sie zögernd entgegennahm, fiel das Orchester mit dreimaligem Tusch ein. Die Scene war so erschütternd, daß man auch kein Auge thränenleer sah. Sigfrid vermochte kein Wort hervorzubringen. Es war ein herrlicher Augenblick, wie das Leben sie nicht oft bietet.‘ —

Doch noch war die Reihe der Liebesbeweise oder Ehrenbezeugungen nicht abgeschlossen.

Sigfrid berichtet weiter:

‚Den Abend brachten wir bei Oeschens zu. Die ‚Mama' Adele hatte alle meine besten Freunde und Freundinnen eingeladen.

‚In Folge ihrer aufmerksamen Fürsorge hatte ich vor dem Konzerte frische Wäsche hingeschickt, und machte nun in einem einsamen Zimmer des Hauses Toilette. Der Augenblick meines Alleinseins war fast der schönste des unvergeßlichen Abends. Ich fand Zeit, mich zu sammeln und mir Kraft zu erbitten, daß ich nicht berauscht werden möge von der Ehre, sondern sie Dem gäbe, in dessen Hand ich das Werkzeug sein durfte, dadurch er die Herzen der Menschen öffnen wollte, um ihnen seinen ‚schönen Glanz' zu offenbaren.

‚Ich war noch allein, da erschollen vom Hausflur herauf Akkorde von Blaseinstrumenten. Der ‚Kapellmeister' unseres Militärorchesters, der mir offen und versteckt manchmal entgegengewirkt hatte — auch er war überwunden. Er brachte mir mit seinen Leuten eine Serenade! — Das hatte niemand erwartet. — In kurzer Ansprache dankte ich aus Herzensgrund und ließ

die schöne Kunst harmonischen Zusammenklingens leben, in deren Dienst wir Alle, ein jeder nach bestem Wissen und Vermögen, noch lange tätig zusammenwirken möchten, und dergleichen.' —

,Das darauf folgende Fest' — schreibt Johannes nun —, ,war eins der schönsten, die ich außerhalb des Elternhauses jemals erlebte. Es war, als ob ein Geist der Liebe die große, aus sehr verschiedenartigen Elementen gemischte Gesellschaft zu einer innigverbundenen Familie vereinigte. Alle zeigten sich nur von dem einen Streben beseelt, Sigfrid, unserem theueren Sigfrid, Zuneigung, Dank und — ich darf sagen — Verehrung zu bezeugen. Ungetrübte Heiterkeit beherrschte das Fest bis ans Ende. Erst spät in der Nacht trennte man sich: — Sigfrid mit Blumen und Kränzen geschmückt (die er alle an Ellen zu schicken beschloß mit Ausnähme des Lorbeerkranzes); manche mit einem gemüthlichen Champagnerspitz; alle mit dankbaren und freudig bewegten Herzen.' —

,Diesem schönsten und denkwürdigsten Abend meines bisherigen künstlerischen Lebens in der Praxis' — so schließt Sigfrids Bericht — ,folgten zalreiche gesellschaftliche Strapatzen, daß ich fürchtete, den Anstrengungen zu erliegen. Indessen ich empfieng zu meinem und der Freunde Erstaunen ausreichendes Vermögen, gesund und mit vergnügtem Humor alle die erschöpfenden ‚Freuden' auszuhalten, denen ich mich nicht wohl entziehen durfte.

,Ein grosser Teil des Publikums hatte von der Aufführung ausgeschlossen werden müssen, weil kein Raum für so Viele war. Von diesen gieng der Wunsch einer rasch folgenden Wiederholung der Aufführung des Werkes aus. Ihr wißt schon, daß dieselbe am 25. April, also neun Tage nach der ersten, wirklich zu Stande kam. Mir fiel durch diese unverhoffte Begebenheit viel Arbeit und Unruhe zu. Allein meine geistige und körperliche Frische und Tatkraft schien eher zu wachsen, als abzunehmen. Es war eine Zeit fortlaufender, wunderbarer Gnadenwirkungen. Meine Freunde schauten manchmal unglaübig und verblüfft darein. Sie sagten, sie begriffen mich nicht mehr. Begriff ich mich denn selbst? —

‚Nie habe ich deutlicher gefühlt, daß die menschliche Energie, wenn sie sich als Medium an den göttlichen Willen ganz hingibt, einer unbegrenzten Leistungsfähigkeit zugänglich werde; ob es gleich behaglicher ist, sich auf das Sofa zu legen und sich zu schonen in träger Ruhe. —

‚Indessen begreife ich jetzt auch die Gesundheit des Leibes — anders wie früher, wo ich frei nach Laune darüber schaltete — als ein Gut, das wir zu verwalten haben; und seit ich vorsichtiger damit umgehe, namentlich auch warme Unterkleider angelegt habe, fühle ich erst, daß ich das wirkliche frische Bewußtsein rechter Gesundheit gar nicht gekannt habe. Es ist wahrhaft kein Wahn, daß nur ‚das Eine nottut': — Gott das Herz zu schenken, Gott zu lieben. Denn alles Übrige, dessen wir bedürfen, fällt uns dann ungesucht gleichsam von selbst in den Schoß.

‚Die zweite Aufführung war wieder zalreich besucht und verlief mit mehr Klarheit und Ruhe, als die erste. Nüte verzögerte noch immer seine Abreise. Es war mir lieb, daß er dablieb; ich verstand aber den Grund nicht. Derselbe ward mir endlich klar.

‚Am letzten April nämlich sollte die erste ordentliche Klavierprobe der Singakademie nach jenen beiden Aufführungen wieder stattfinden. Zur gewohnten Stunde schlenderte ich nach dem Probesaal. Sucht Euch den Eindruck vorzustellen:

‚Als ich eintrat, erscholl mir der Chor aus Simon Johanna entgegen: ‚Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.' — Die beabsichtigte Überraschung war ihnen bestens gelungen. Ich hatte keine Ahnung von dieser Freundlichkeit erhalten, und der Chor besitzt doch über sechszig weibliche Mitglieder. Nun sage mir Einer, daß dieses Geschlecht zu rechter Zeit nicht schweigen könne! —

‚Nüte begleitete am Flügel. Alex taktirte. Ich eilte hin, als der Chor schwieg, um zu danken. Da trat eins der schönsten Mädchen des Sopranes aus Reih und Glied. Sie trug auf den Händen ein rotes Sammetkissen; darauf lag ein Taktstab von Ebenholz, umschlungen von silbernem Band und in Silber

bossirtem Lorbeergewinde mit goldenen Blüten. Das Band enthält ausser meinem eingravirten Namen und dem Datum der ersten Aufführung des Oratoriums noch den Anfang einer Arie des Simon, ‚Wer ist, wie der Herr unser Gott!' — und zwar Text und Musik.

‚Alex überreichte mir dieses herrliche Geschenk mit einer beweglichen Anrede. Ich versuchte zu antworten. Das Wort versagte mir bald; und Nüte scherzte nachher, er bedauere, daß man meine ‚Rede' nicht stenographirt habe. Auf Wunsch des Chores weihte ich sogleich mein Szepter ein, indem ich einige Stücke aus dem Werke nach Wal jeder der vier Chorstimmen leitete.' — —

Mit diesem Akte schloß die Geschichte der Einführung des ersten grössseren Werkes Sigfrids in die Öffentlichkeit. Das Ereigniß konnte kein erfolgloses bleiben.

Zunächst trat die Wirkung in Sigfrids Familienkreise hervor. Es beglückte den Sohn und Bruder, wahrzunehmen, wie der Sinn der Seinigen anfieng, nach religiöser Vertiefung zu streben. Daß sie in dem über Erwarten glücklichen Ausfall der Aufführung einen deutlichen Akt göttlicher Lebensführung erkannten, spricht sich in allen ihren Briefen aus. Karl schreibt an Sigfrid:

‚Du äußertest neulich einmal, es sei Dir, als ob bald etwas recht Großes mit Dir vorgehen müsse. Jetzt ist es mit Gottes gnädiger Hülfe vor sich gegangen! — Wie könnten wir ihm genug danken? Denn sein ist das Werk, das nun mit solchem Erfolge in die Öffentlichkeit getreten ist.

‚Darum alſo mußtest Du, als Du hoffnungslos zwischen den verschiedenen Berufsarten schwanktest, endlich die Musik wählen: damals erschien Deine Wahl den Einen wie eine Calamität — und so noch lange nachher —; den Anderen als ein eigensinniger Zufall. —

‚Darum mußtest Du in Berlin mitten in Deiner skeptischen Richtung biblische Texte componiren, zunächst bloß vom ästhetisch-musikalischen Werth der Psalmen ergriffen. Und Du wundertest Dich selbst, daß Dir der Ton so gut gelinge.

‚Das waren die Werke des πνεῦμα, welches da kommt, man weiß nicht von wo, und weht, man weiß nicht wohin.

‚Gott sei gepriesen, der Dich gewürdigt hat, der Dolmetscher seines Wortes zu werden! Er möge — und Er wird das so über alle Maßen herrlich Begonnene durch seinen Segen weiter fördern.‘

Die Nachwirkungen liessen sich auch beobachten in Sigfrids eignem Wesen, das an Zuversicht und Glaubenskraft zunahm; ferner in seiner Umgebung, wo man von seiner Leistungsfähigkeit günstiger zu urteilen gelernt hatte; dann auch in Bezug auf das Schicksal des Oratoriums und seines Verfassers.

Vielvermögende hochgestellte Personen nämlich boten ihren Einfluß in Berlin beim königlichen Hofe und anderen Kreisen auf, um durch diese die Aussicht zu eröffnen, das Werk dort, im Mittelpunkt der Intelligenz Norddeutschlands, zur Aufführung zu bringen, und dann den christlich gesinnten König, Friedrich Wilhelm IV., zur Entgegennahme einer Zueignung des Werkes zu vermögen.

Eleonore, die ganz ihrer zurückhaltenden Neigung zuwider in diesem Sinne eine erstaunliche Tatkraft entwickelte, indem sie in Berlin und Potsdam Persönlichkeiten von Gewicht für jene Zwecke zu gewinnen wußte, hatte den Boden vorbereitet, auf welchem Sigfrid während wiederholter Anwesenheit in Berlin und Potsdam weitere Schritte tun konnte. Endlich schwanden die Schwierigkeiten vor den vereinigten Anstrengungen Sigfrids und seiner einflußreichen Gönner und Freunde so weit, daß eine Aufführung des Oratoriums in Berlin für die ersten Monate des herannahenden Herbstes bestimmt ins Auge gefaßt wurde.

Mit dieser Hoffnung eilte der Verfasser des Werkes — den ein neuer ähnlicher Stoff bereits lebhaft beschäftigte — in die Heimat, um dort seiner Arbeit zu leben im Kreise der Lieben. Einen Teil der Wochen seiner schönen Musse widmete er Ellen, welche ihre Theaterferien im Hause des Geheimenrats Toll in der Residenz zubrachte.

Sigfrid gewann schon längst die Einsicht, daß die Frau

Geheimrat einen bestimmenden Einfluß auf Ellens äusseres und inneres Leben übte, der ihn weder zu erfreuten und dankbaren Gesinnungen, noch zur Steigerung herzlichen Vertrauens anregte.

Er warnte seine Braut wiederholt vor dergleichen Einwirkungen auf die Freiheit ihrer Karakterentwickelung und fand Ellen auch oft genug bereit, sich warnen zu lassen. Indessen nach dem Tode ihrer Mutter trat die Unfreiheit der Bewegung Ellens immer unverhüllter hervor. Ihre Liebe wechselte die Farbe — so schien es —, je nach der Laune der Tante, welche nun in die Stelle ihrer zweiten Mutter mit vollem Bewußtsein des Rechtes eintrat und dieses Recht unumschränkt geltend zu machen verstand.

Das Streben der Tante richtete sich ausschließlich auf ehrgeizige Zielpunkte äusseren Scheins. Die entgegengesetzte Gesinnung, welche Sigfrid in seinen Briefen immer dringender betonte, blieb der Tante nicht nur unverständlich, sondern erschien der ‚praktischen‘ Frau als eine Verirrung, die zum Verderben, nämlich zu einem glanzlosen, ja wol gar entbehrungsvollen Dasein, notwendig hinführen müsse. Die Tante schloß sich der grossen Menge derjenigen Kunstfreunde an, welche den Wert der Leistung nach dem Erfolg, nämlich nach dem Beifall der Menge beurteilen. Sie mochte zweifeln an Sigfrids Zukunft, weil er sich der ernsten geistlichen Musik zugewendet, gar ein Oratorium geschrieben habe, das die ‚erleuchtete‘ Gegenwart für eine taube Blüte, für ein völlig hoffnungsloses Unternehmen hielt. Es bildete vielmehr einen grellen Gegensatz zu allen denjenigen Bestrebungen der Zeit, welche derselben ihr Gepräge verliehen und in den Augen der Tante unbedingte Anerkennung verdienten.

Der Erfolg in Groß-Dornbusch nun machte die Tante stutzen. Sobald öffentliche Blätter die Privatnachrichten von daher bestätigten, vollzog sich sofort eine gründliche Sinnesänderung der Frau Toll.

All diese Vorgänge im verborgenen Leben jener Frau spiegelten sich in der Stimmung wieder, welche Ellens Briefe aus-

drückten. — Nach dem Erfolg des Oratoriums war auch Ellen wie umgewandelt.

So ward Sigfrids Herz, das den Glauben an Ellens Liebe wie ein unveraüßerliches Heiligtum mit schmerzlicher Leidenschaft hochhielt, unablässig hinüber und herüber gezerrt und klammerte sich immer verzweiflungsvoller fest an der Liebe zu Gott, die einem Wechsel nicht unterworfen und von Qualen nicht begleitet war.

In einer der Antworten Sigfrids auf die Briefe, welche Ellen nach dem Erfolg des Oratoriums schrieb, heißt es:

‚Du bist so lieb und herzlich in den letzten Wochen, wie ich Dich in Deinem brieflichen Ausdruck noch nie kennen gelernt habe. Gott erhalte Dir und mir diese hingebende Wärme, die auf mich wirkt wie die Frühlingssonne auf die erstarrte Erde, wie der Frühlingsthau auf die Blütenhüllen. Alles entfaltet sich in mir und wie in der Kunst, so scheint mir auch in der Liebe und im Leben ein neues hoffnungsreiches Dasein aufzugehen.‘

Aber die Wärme kühlte sich gar bald wieder ab, und Sigfrid fieng an die traurige Frage in Erwägung zu ziehn, ob seine Liebe so viel bildenden Einfluß auf Ellens Herz andauernd zu üben vermöge, daß der Gegensatz, der sich zwischen sie gedrängt, allmählich wieder ausgeglichen werden könne.

‚Meine Hoffnung auf Erden schrumpft mehr und mehr zusammen‘ — schrieb er an Karl. — ‚Die Raupe verpuppt sich. — Ob wol einmal ein bunter, lustiger Tagfalter ausfliegen wird — etwa ein Pappelschwärmer? —

Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain:
Ach und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein —?

‚Fragezeichen —! — Hohngelächter — der alte Adam muckt auf — hilf Himmel! — —

‚Sei nicht böse, lieber Karl. Ich bin ungezogen: Du freust Dich Deines haüslichen Glücks und da komme ich Dir mit ganz abscheulichen Grimassen dazwischen — und Fasching

ist doch längst vorüber. Die Tollheit und Narrheit der Sorgen und Ängste hat Schellenkappe und Pritsche längst an den Nagel gehängt — und wir sind vernünftige und kluge Leute geworden. Und ich will den alten Adam meiner Schwachheit neben jenem Narrenhandwerkszeug an den Nagel hängen — und da bleibe er hängen und faule und verrotte! — und will Dir mit aller Nüchternheit erzälen, was ich weiß, ob ich es gleich lieber nicht wüßte:

‚Ich fühle mich recht einsam und fremd in diesem Leben, mein lieber Bruder. Das erzäle ich Dir aber heimlich und ganz allein, als wärest Du mein Gewissen, und ich beichtete Dir meine Sünde. — Ich will es Dir nicht verschweigen, daß ich nicht müde werde, Ellen zu bitten um den Liebesdienst, mein Gewissen zu sein. Aber sie hat sich noch nicht an den Gedanken gewöhnen können, daß die Liebe, mit welcher sie mich beherrscht, zugleich Dienste von ihr verlangen dürfe. Das ist recht zu beklagen, denn es ist doch gewiß ein Irrtum. Tat doch auch der ‚Herrscher aller Enden' Liebesdienste bis zum Tode am Holze der Schmach! —

‚Doch genug davon! — Ich sprach von meiner Vereinsamung. Dies Gefühl ist keine augenblickliche Stimmung und, wie ich glaube, auch keine verschämte Form des Hochmutes, wiewol es sündlich ist. Jedoch ich bin desselben noch mächtig genug, und ich bekämpfe es mit des Geistes und Gebetes Waffen. Nur zuweilen regt es sich stärker, nämlich wenn vom Baum des Lebens die Blüten abfallen. Meine Kunst ist der Baum — meine Liebe sein Mark —, meine Hoffnungen sind jene Blüten.

‚Die Zustände der Kunst kennst Du. Ich sehe mich mit meinem höchsten Kunstideal und seinem Ringen nach Gestaltung, zur Gegenwart und wol auch zur nächsten Zukunft in einen Gegensatz hineingedrängt, der mir ein Leben voll Kampf und Entsagung verheißt. Der Erfolg des Simon hat mich nicht überzeugt, daß meine Musik überall offene und willige Herzen finden werde. Den meisten wird sie unbequem und unverständlich bleiben. Denn ‚unterhaltend' ist sie nicht. Andererseits

aber hat jener Erfolg mich überzeugt, daß mir keine Wal freisteht, etwa eine andere Richtung einzuschlagen. ‚Gott will es!' — riefen die Kreuzfahrer und zogen in den sieglosen Kampf wider die Unglaübigen. Meine Lebensfahrt wird eine Kreuzfahrt werden: Gott will es! — Die deutlichsten Anzeichen davon liefern mir die Verleger. Sie schicken mir hartnäckig meine Noten zurück und schreiben dazu, es seien zwar schöne Komposizionen, allein für kaufmännische Zwecke und für das Publikum seien sie viel zu ernst und anspruchsvoll.

‚So wird der Baum der Kunst vom Sturm geschüttelt, und sein Mark droht zu verdorren. — Die Blüten fallen ab. — Es wird eine Mißernte geben.

‚An dem Stamm klomm ich bisher beharrlich empor und rückte dem Himmel näher. Unterwegs aber fand ich einen Spiegel und schaute tief hinein. Dunkel war es, was ich sah, aber wenn ich mich nicht taüsche, sah ich doch genug, um zu erkennen, es gebe noch Höheres, als irdische Kunst und Liebe, und ich solle mich rüsten mit den Waffen der Selbstentaüsserung und Geduld und solle dahinten lassen, was eitel und vergänglich ist, und mich strecken nach dem, was droben und ewig unwandelbar ist.' — —

Sigfrid setzte seine Hoffnung auf eine Ausgleichung des eingerissenen Mißverhältnisses zu Ellen durch persönliches Verkehren mit ihr in den Umgebungen der beiderseitigen Heimat, welche tausend Erinnerungen an schöne Tage und Wochen wachrufen würden. Allein er fand seine Verlobte wunderlich verändert.

Sie trat ihm sogleich als Gegnerin auf dem Gebiete der Kunst gegenüber, und nachdem sie seine Geschmacksrichtung als eine ‚veraltete' verwarf, bemühte sie sich, ihm Gefallen abzugewinnen für völlig unsangbare Musikversuche, welche sie nicht beherrschte, gleichwol aber erkünstelte Begeisterung für dieselben ausdrückte. Sigfrids Wunsch und Verlangen, sich an Ellens schönem, innigem Gesang wie früher zu erfreuen, durch denselben auch ein Mittel zu erlangen, ihr Herz zu erwärmen, blieb zunächst unerfüllt. Sie war nicht anders zum Musiziren zu be-

wegen, als wenn er ihr anbot, bei dem Studium der Ortrud (in Lohengrin von Richard Wagner) ihr behülflich zu sein. Diese Partie hoffte sie nächsten Winter zu singen.

Jeden Einfluß, den er auf ihr Gemütsleben zu gewinnen suchte, lehnte sie entschieden ab. ‚Ich bin, und bleibe wie ich einmal bin‘ — sagte sie knapp.

Nur in einzelnen Momenten, bei Gelegenheit einsamer Spazirgänge und dergleichen Anlässen wurde Ellens abwehrende Stimmung endlich nachgibiger und weicher. Sie gab dann mit heiligen Beteuerungen das Versprechen, nie von Sigfrid zu lassen; ein Gelübde, das er mit Wärme erwiderte.

Auch verabredete man, daß bei der bevorstehenden Aufführung des Oratoriums in Berlin, Ellen die Sopranpartie singen wolle. Das Studium dieser Partie brachte beide einander noch näher, und es möchte wol ein inniges Verstehen wieder gewonnen worden sein, wenn das Zusammenleben nicht zu kurz von Dauer gewesen wäre. Den Eindruck, welche dasselbe hinterlassen, spricht Sigfrid in einem Briefe aus, der sein Ziel früher als Ellen erreichte, um bei ihrer Ankunft sie in Vertretung des Fernen zu begrüssen:

‚Du dort — ich hier‘, schrieb er. — ‚Hundert Meilen dehnen sich zwischen uns aus. Und doch sind wir einander nicht näher gewesen, als da unsere Hände sich nur auszustrecken brauchten, um eine Brücke zu bauen über die traurige Kluft, welche unsere Herzen jüngst zuweilen zu trennen schien! —

‚Wie so ganz anders, als in den Wochen des vorigen Sommers, voll der seligsten Weihestunden unseres jungen Herzensbundes — da kein selbstsüchtiger Gedanke, kein schneidendes Wort, kein Du und Ich jenes lohende Feuer zu dämpfen vermochte, welches unsere zwei Seelen in eine einzige zusammenschmelzte; da das ganze unermeßliche All in himmlischem Licht verklärt sich um uns her ergoß; einem Licht, vor dem die Sonne erblindete und ihre Glut verlor; da die Minuten sich erfüllten mit dem Inhalt von Ewigkeiten namenloser Seligkeit.

‚Damals gelobten wir es uns, die herandrohende Trennung zu überspannen mit den elektrischen Funken unserer Liebesge-

danken, die wir täglich auf Papier schreiben und wöchentlich einander übermitteln wollten.

‚Und so geschah es. Täglich laüteten die Glocken zur Nachfeier unseres ersten, hohen Liebesfestes. Sie hallten durch den Rest des wonnevollen Sommers und hallten hinein in das Geraüsch des geschäftigen Herbstes.

‚Dann aber fuhr der kalte Winterwind übers Land, und eisiger Winterfrost erstarrte die Finger, die sich so bereit gezeigt hatten zum Niederschreiben der blühenden Liebesgedanken. Die erkaltenden Finger legten die Feder hin und suchten dem eigenen Ofen spärliche Wärme abzugewinnen. Die Ewigkeiten schwanden und schrumpften wieder zusammen zu Minuten, die dem Dienste der anspruchsvollen Gegenwart gewidmet wurden. Die hohe Flut der Seele glättete sich und lag vor unserem Blick da als ruhige, graue Oberfläche des Wasserspiegels.

‚Wir sagten uns von Zeit zu Zeit tröstliche Dinge, daß wir einander treu bleiben wollten; schrieben uns weise Lebensregeln vor, daß wir nicht eifersüchtig werden dürften; daß wir einander nicht besuchen möchten, um uns die Carriere nicht zu verderben; daß wir dem Willen unserer Angehörigen als artige Kinder uns unterzuordnen hätten; wir gestanden uns, daß ein langer Brautstand ohne Aussicht auf Hochzeit doch eigentlich eine unpraktische Unternehmung sei, und die Liebesraserei des Sommers erhob sich immer mehr zur Klarheit des Stiles, der zwischen zwei verständigen Geschäftsfreunden gebraüchlich ist.

‚So kam abermals der Sommer heran, und die Dampfmaschinen führten uns wieder zusammen, als die Rosen blühten. So schön als im letzten Sommer blühten sie nicht — auch nicht so reich. Aber die Sonne thaute den Ansatz der Eisrinde von unseren Herzen.

‚Allein die duftende, berauschende Blüte süssen Selbstvergessens lockte sie aus ihrem Grunde nicht hervor. Es fehlte der befruchtende Thränenthau, der damals den Garten zuweilen wohltuend tränkte. Erst gegen das Ende unseres heurigen Glückes quoll dieses sanfte Naß einigemal auf das Blumenbeet herab; und nun wucherten Blüten daraus hervor.

‚Doch es waren Herbstblumen, die den Abschied der schönen Jahreszeit ankündigen. Und ehe die Vegetation zum vollen Flor sich entfalten konnte, schlug abermals die Stunde der Trennung. —

‚Wir gelobten uns noch einmal, Treue zu halten; — dann zogst Du mit frohen Erwartungen einer ungewissen Zukunft entgegen und liessest mich einsam zurück. Ich habe mir nun aus den Trümmern der schönen Vergangenheit einige feste Stützen aufgelesen und treibe mit diesen Rudern meinen Kahn den verschleierten Pforten eines unbekannten Hafens entgegen. — —

‚Ja, meine Ellen, ich muß es Dir bekennen, mein Herz ist wund. Mir ist, als hätte der Abschied von Dir eine alte schattige Linde entwurzelt, die in dem tiefsten Grunde meines Herzens wuchs. Davon ist es wund — und wenn ich nicht gelernt hätte, stille zu halten, ich glaube, der Rest meines Herzens wäre gebrochen.

‚Nur in der Kunst fanden wir einander endlich voll und ganz wieder und — ‚sollen hier getrennt wir stehn' — ich weiß es, am Himmelsthrone der heiligen Cäcilia werden wir uns begegnen und uns fest, unzertrennlich fest verbinden für Zeit und Ewigkeit, wie wir es einst so selig geträumt, bevor wir auseinanderirrten.

‚Es ist diesmal leider keine Taüschung — wir irrten auseinander! — Ein Etwas hat sich zwischen uns gedrängt und uns den Weg verbaut von Herzen zu Herzen; und es zeigte sich so starr, daß es nicht zu überwinden war, nicht durch Anklopfen, nicht durch Bitten und Seufzen, noch durch vernünftige Reden. Ich fand die liebliche Gestalt meiner Ellen wieder, aber ihr anschmiegendes, demütiges, mädchenhaftes Wesen war daraus entwichen.

‚Ellen wollte nicht die Meinige sein, sondern wollte, daß ich der Ihrige wäre. Sie verteidigte ihre Selbständigkeit mit der Entschlossenheit eines tapferen Soldaten. Ich wurde irre an mir selbst, und rang nach Klarheit über den Grund dieser Veränderung. Da fiel ich auf den Verdacht, meine Ellen sei in

den Dienst eines fremden Hauptmannes getreten und führe nur dessen Befehle aus, indem sie gegen mich manövrire. Oft habe ich gebetet: O Kraft der heiligen Liebe, laß das Feuer und den Eifer deines Mutes die Seele der Teueren durchrinnen, daß sie mutig zerbrechen möge die schnöden Bande, welche ihre freie Bewegung gefesselt halten. —

‚Die Erhörung des Gebetes erwarte ich nun mit Ergebung, gestützt auf dem Stabe meiner unverbrüchlichen Treue, den mir keine Macht Himmels und der Erde aus den Händen winden wird, wenn Du nicht etwa selbst — was Gott verhüte — ihn in Stücke brichst.

‚Verstehe mich nicht falsch, geliebte Seele! — Ich glaube an Dich und fürchte nicht, daß Du das Heiligtum der Treue und Wahrheit je freiwillig schänden könnest. Aber so wahr meine Liebe zu Dir ist, will ich Dir Dein Glück nicht trüben und verkümmern. Solltest Du auch tun, was zu denken mir unsäglichen Schmerz bereitet, stets werde ich die Tage segnen, denen ich die höchsten Wonnen eines reichen Lebens danke — und sollte dieses Leben auch nur ein schöner Traum gewesen sein.

‚Nur ein Traum? — Nein, nein! die Hölle kann keine brennendere Qual haben, als die bloße Vorstellung solcher teuflischen Trügerei sie in sich birgt. Nein! — Du liebst mich — Du mußt mich ja lieben, ob ich gleich nur ein sehr unvollkommener, armer Narr bin.

‚Aber meine Liebe zu Dir ist keine Narrheit; und wenn das rechtschaffene Streben nach dem Höchsten, das der Menschengeist zu denken vermag, kein eitler Wahn ist, so darfst Du auch mein Wollen nicht thöricht schelten und darfst nicht fürchten, daß, wenn Gott mir Kraft verleiht, ich auch nur einen Fußbreit von der Richtung dieses Strebens abweichen werde, so lange noch ein warmer Blutstropfen durch meine Adern rinnt.

‚Die vornehmsten Gegenstände dieses Wollens sind meine Kunst und meine Liebe. Unsere Vereinigung zur wesentlichen Einheit auszubauen und Dich zu beglücken, das ist meine schönste Lebensaufgabe.

‚Und so werbe ich aufs neue um Deine Liebe, meine holde, geliebte Braut, und heisse Dich von Herzen willkommen an Deinem Bestimmungsorte. Der Lenker unserer Lebenswege ebene Deine Bahn und lasse reichen Segen daraus hervorspriessen. Er erhalte mir Deine beglückende Liebe und erleuchte Dein Verstehen dieses Schatzes, daß Du erkennest, wie viel wir einander und anderen sein, wie viel reiche Frucht wir vom Baum des Lebens pflücken können, wenn echte, fromme Liebe uns von uns selbst loslöset und uns in gedoppelter Kraft einander verbindet und verpflichtet. — Dein, so lange es Gott gefällt!‘ —

Ellens Briefe lauteten zwar wärmer, wie früher, allein eine tiefere Regsamkeit des Gemütslebens gieng aus denselben nicht hervor. Sie begnügten sich meist mit Berichten über aüsserliche Erlebnisse, die am liebsten verweilten bei Schilderungen der Triumfe, welche die Sängerin durch ihre Leistungen eingeerntet, und bei Vergnügungen, oft gesundheitsschädlichen, welche man ihr bereitete.

Sehr betrübend berührte Sigfrid die Behauptung eines Bekannten, der seine Braut im Bereich ihres Lebens am Hoftheater längere Zeit zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, daß Ellen dort weder von ihrem Brautstande rede, noch auch das Zeichen desselben, den Brautring am Finger, trage.

Indessen wiederholte Ellen ihr Versprechen, bei Aufführung des Oratoriums Simon Johanna in Berlin die Sopranpartie zu singen. Und sie hielt Wort. — —

Diese Aufführung stand unter dem Bann der hemmendsten Verhältnisse. Die Singakademie verweigerte es, im eignen Namen des Werkes sich anzunehmen. Sie berief sich auf den konservativen Grundsatz, nur geschichtlich bewährten Kunstwerken tätigen Anteil zu widmen. So mußte nun der Chor durch persönliche Einladung jeder einzelnen Chorstimme zusammengestückt werden. Manche Mitglieder anderer Singgenossenschaften und vereinzelte Kunstfreunde schlossen sich dem Unternehmen an. Allein es war schwer, sie sämtlich für die erforderlichen Proben zusammenzuziehen. Ja, bei der Aufführung be-

teiligten sich singende Personen, die an keiner Probe teilgenommen hatten.

Ein hinderlicher Umstand lag für das Gelingen auch darin, daß auf unerfindliche Weise der Klavierauszug des Werkes abhanden gekommen war und erst nach Jahren in einem Notenschranke der Singakademie wiedergefunden wurde. — So blieb nur die einzige Orchesterpartitur übrig, die denn durch viele Hände wandern mußte und einzelnen der Solisten Schwierigkeiten bereitete.

Fast in jeder Probe trat irgend eine unverschuldete Störung unverhofft ein. Als solche wirkte unter andern einmal die Entdeckung, daß, als der Chor endlich ziemlich zalreich versammelt war, die Stimmen fehlten. Der Buchbinder, welcher eine halbe Stunde Weges entfernt wohnte, hatte die Musikalien zum Einheften erhalten und versaümt, sie zur bestimmten Stunde abzuliefern. Sigfrid war untröstlich. Allein der Chor beschloß zu warten, bis die Noten herbeigeholt seien, und drückte in dieser und anderen Formen den Anteil aus, welchen er der Musik entgegenbrachte.

In der Generalprobe zeigte sichs, daß notwendige Instrumente gar nicht besetzt waren. Die Leute wären fortgegangen, da sie die leichten Stimmen auch ohne Probe würden blasen können. So erklärte man es. Unter solchen Umständen fand Sigfrid es bedenklich, die öffentliche Aufführung zu unternehmen. Allein man redete ihm Mut ein, und die Probe nahm ihren weiteren Verlauf.

Da kurz vor der angekündigten Zeit der König einer bedenklichen Krankheit verfiel, wurde die Aufführung einige Tage sehr zweifelhaft, und es mußte nicht nur von dem Vorhaben, dem Könige das Werk zu widmen, abgesehen werden, sondern auch von der Unterstützung des Unternehmens durch Besuch des Hofes.

Unter so viel Widerwärtigkeiten nicht zu verzweifeln, sondern das Vertrauen auf Gottes Hülfe hoch zu halten, war nun die Aufgabe, welche Sigfrid zufiel und die er zu lösen suchte, wie Tamino die Wasser- und Feuerproben.

Diesen und anderen Mißlichkeiten gegenüber genoß aber der Geprüfte die Annehmlichkeit, in der Wohnung seines Freundes und Verlegers Julius zu leben, der während der Geschäftsstunden im Musikladen tätig war. Auch hatte jener die grosse Freude, den Vater und Bruder Karl in Berlin zu begrüssen. Sie trafen einige Tage vor der Aufführung ein und leisteten dem vielbeschäftigten Leiter des Unternehmens am Mittagstische und abends freundliche Gesellschaft. Johannes, der jüngere Bruder, hatte dagegen Berlin verlassen, um seine rechtswissenschaftlichen Studien in Göttingen zu vollenden.

Der Verkehr mit Ellen, welche während jener Tage bei Berliner Freunden der Tante Toll wohnte, gereichte weniger zur Ermutigung und Erquickung. Ellen zeigte ein zurückhaltendes, prüdes Wesen, dessen Ausdruck zuweilen die Grenzen weiblicher Zartheit überschritt und Sigfrids Empfindung peinlich verletzte. Das war denn ein Zuwachs innerer Leiden zu den aüsseren Schwierigkeiten, der, wenn auch nicht seine Tatkraft, doch seine Freudigkeit lähmte.

Nicht geringe Sorge verursachte auch Nütes Zustand. Sigfrid wünschte diesem Freunde, der in Groß-Dornbusch die Partie des Simon brav und verständig gesungen hatte, den Dienst zu leisten, ihn als Sänger dem grösseren Publikum in Berlin vorzustellen. Nüte verstand sich auch zur Übernahme der Partie des Christus, welche an den Sänger geringere Ansprüche erhob, als jene des Simon. Sigfrids Freunde widerrieten dieser Besetzung. Sie meinten das Organ Nütes reiche nicht aus für grössere Raumverhältnisse und vermöge strengeren kritischen Anforderungen nicht zu genügen. Allein Sigfrids freundschaftliche Gesinnungen für Nüte machten ihn blind in Beurteilung der Leistungen seines Freundes. Er ließ den verständigen Rat und auch Nütes Einwendungen unbeachtet und freute sich, als dieser endlich in Berlin erschien.

Weniger erfreulich berührte ihn freilich die Entdeckung, daß Nüte sich auf der Reise eine Erkältung zugezogen, die ihn am Singen hinderte und auch in den Proben noch störend bemerkt wurde. Eine andere Besetzung war nun zu spät. — Nüte

versprach, sich zu schonen, und hegte das Vertrauen, bis zum Tage der Aufführung die völlige Herrschaft über seine Stimme wiedererlangen zu können.

Der Tag erschien. Nachmittags erkundigte sich der schon resignirte Verfasser des Werkes beim Kastellan der Singakademie, in deren Saal die Aufführung stattfinden sollte, nach allem, was zur aüsseren Einrichtung notwendig war. Dahin gehörte namentlich auch die Fürsorge für Fuhrwerk, welches den Solisten zur Verfügung zu stellen war, um sie nach dem Saale zu befördern. Der Kastellan versicherte, alles sei in bester Ordnung, auch die Wagen habe er bestellt.

So war Sigfrid beruhigt und begab sich nach Hause, um, wie er es dringend bedurfte, eine Stunde lang in einsamer Zurückgezogenheit sich geistig zu sammeln und von den Anstrengungen der letzten Tage ein wenig auszuruhen. Allein dieses dringende Bedürfniß selbst mußte unbefriedigt bleiben. Ein Bekannter, der in der Nähe von Groß-Dornbusch lebte und der Aufführung beiwohnen wollte, begegnete ihm, begleitete ihn nach seiner Wohnung und verweilte dort, bis es Zeit war, in die Singakademie zu gehen. Er dachte, dem halb Verzweifelten eine Freundlichkeit mit seinem Besuche zu erweisen, und blieb unempfindlich gegen alle Andeutungen, welche ihn über solchen Irrtum aufzuklären suchten.

Sigfrid begann, sich anzukleiden. Der Besuch wich nicht vom Platze. Ja, er wurde noch vermehrt durch den Freund Alex aus Groß-Dornbusch. Die zarte Fürsorge für Sigfrids Werk und sein Gelingen hatte jenen nach Berlin getrieben. Er erklärte sich bereit, noch jetzt, im letzten Augenblicke die von Nüte übernommene und durch dessen Heiserkeit gefährdete Partie des Christus zu vertreten. Sigfrid war von diesem Anerbieten dankbar bewegt. Allein es blieb keine Musse mehr, um, bei der Entlegenheit der Wohnung Nütes, die peinliche Abänderung zu vermitteln. Besorgt verließ Alex endlich den dankbaren Freund, und dessen störender Gast schloß sich jenem an.

Es war inzwischen die höchste Zeit geworden zum Aufbruch, da Sigfrid sich die Freude vorbehalten hatte, seine Verlobte

in das Konzert abzuholen. Hundert Mal spähte er mit Auge und Ohr zum Fenster hinaus, ob der bestellte Wagen nicht eintreffen werde. Der Wagen erschien nicht.

Endlich stürzte der hart Geprüfte auf die Strasse, um eine Droschke zu suchen. Es war Sonntag Abend gegen sieben Uhr. Keine Droschke war zu finden. Er rannte wie ein Besessener durch Platz und Gassen. Sein Herz schrie um Hülfe aus dieser Not. Kaum gelang es ihm, Thränen der Verzweiflung zu unterdrücken.

Jetzt schlug es sieben Uhr — die Zeit, welche zum Anfang des Konzertes festgesetzt war. Und der Leiter desselben irrte auf den Strassen umher, eine Droschke zu suchen. Ellen erwartete ihn mit Ungeduld, die von Minute zu Minute wuchs. Hatten die übrigen Solisten ebenfalls keine Wagen, wie dann? —

Endlich — unweit der Wohnung Ellens — fand sich ein leeres Fuhrwerk. Ellen stand in der Hausthüre, weinend vor Zorn. —

Man erreichte das Garderobenzimmer der Singakademie. Es fehlte hier an einer hülfreichen Hand. Sigfrid ward von allen Seiten mit Vorwürfen überhaüft. Er ließ alles völlig gleichgültig über sich ergehen.

Aber nun mußte er die Entdeckung machen, daß die Sängerin fehlte, welche die Partie der Erzälerin zu singen und das Werk zu eröffnen hatte. Sigfrids Befürchtung bestätigte sich. Der Kastellan, welcher nicht den Mut hatte, sich persönlich zu verantworten, ließ melden, der Wagenvermieter habe sich geweigert, am Sonntag Abend, wo er auf andere Weise reicheren Verdienst erzielen könne, seine Wagen herzuleihen. Jene Sängerin wohnte am Kanal, vom Gebaüde der Singakademie etwa eine Stunde weit entfernt.

,Sigfrid lief händeringend in dem Garderobenzimmer umher. In diesen Minuten wahrer Höllenqual gewann er ein völlig verändertes Verhältniß zu seiner künstlerischen Tätigkeit. Er fühlte sich im Dienst einer unerbittlichen Macht, die, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, im Saale auf ihn mit Ungeduld wartete.

Jeder rein persönliche Anteil an dem Werk und seinem Erfolg rang sich aus Sigfrids Herzen los. Er fühlte plötzlich jedes Mangelhafte und Unvollkommene an seiner Arbeit, das er bisher vor sich selbst entschuldigte, wie schwere Schuld sein Herz belasten, und war bereit, das Verdammungsurteil über das ganze Werk zu fällen. —

Endlich erschien die ersehnte Sängerin. Sie hatte sich selbst einen Wagen verschafft. Es war inzwischen über eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit des Anfanges verflossen.

Bevor der Leiter das Dirigentenpult bestieg, erfuhr er noch, daß Nüte auf Rat seiner studentischen Freunde sich gewaltsamer Weise von seiner Erkältung zu befreien suchte durch allzu reichlichen Genuß schwerer Weine; an den Folgen leide er nun und sei kaum eines Tones mächtig. So mußte die Partie des Christus durchgeführt werden! —

Die Folgen der vorhergegangenen schweren Tage und Stunden traten in der Unruhe und Fassungslosigkeit hervor, mit der Sigfrid das mangelhaft einstudirte Werk leitete. Hastige Tempos, Schwankungen aller Art, völlig verunstaltete Einzelheiten vereinigten sich, um die Würde und das Verständniß empfindlich zu schmälern. Gleichwol entzog kein Zuhörer seine Aufmerksamkeit dem Verlaufe des Ganzen, und am Schlusse gab sich der Ausdruck des Anteiles vernehmbar genug kund.

‚Ein schönes Werk, aber eine schlechte Aufführung!‘ — urteilte der Leiter des Sternschen Vereines, und andere Berliner Kunstgenossen, welche Sigfrid freundlich die Hand drückten, stimmten diesem Urteil bei.

Die Organe der öffentlichen Meinung aüsserten die entgegengesetztesten Ansichten. Im allgemeinen ermutigten sie den Verfasser des Werkes zur weiteren Verfolgung des eingeschlagenen Weges. Dagegen wurden die Ausführung selbst und die Leistungen einzelner Solisten mit Recht scharf getadelt. Dieser Tadel traf namentlich den Vertreter des Christus, der auf einen der bekannteren Kritiker, welcher wegen mangelnder Sehkraft die Wirkung der jugendlichen Gestalt des Sängers nicht gewinnen konnte, den Eindruck des Gesanges eines ‚mürrischen

Alten' machte. Auch Ellens Gesang hätte ‚Innerlichkeit der Auffassung und Wärme des Vortrags' vermissen lassen. Die Kritiker vermochten eben nicht in Anschlag zu bringen, unter welchen hemmenden Nebenumständen das Einzelne und Ganze zu leiden hatte.

Der so beschränkte Erfolg bildete nun ein gar auffälliges Mißverhältniß zu den Erwartungen, die man nach den in Groß-Dornbusch gemachten Erfahrungen an diese Berliner Aufführung knüpfen zu dürfen meinte. Sigfrids Vater namentlich war untröstlich. —

Ellen dagegen zeigte sich gefaßter, als Sigfrid es voraussetzte. Nur lag nach der Aufführung der Schleier einer ernsten, stillen Trauer über dem Wesen des Mädchens ausgebreitet, und beim Abschied flossen reichliche Thränen. Ellen war aufgelöst in Wehmut und liebevoller Hingebung. Auch ihr nächster Brief athmete jenen Ton. Sie suchte Sigfrid Trost zu spenden wegen des Mißerfolges der Unternehmung und sprach von einer Trauer, die seitdem die Schreiberin des Briefes nicht verlassen habe. Auch erzälte sie, daß sie bereits Schritte getan hätte, um in ihrem Aufenthaltsorte eine Aufführung des Oratoriums anzubahnen.

Sigfrid antwortete in zwei rasch aufeinander folgenden Briefen unter anderem Folgendes:

‚Wenn das Elfchen trauert, da senkt die Schwalbe ihre Flügel und muß im Staube hocken. — Komm', sei vergnügt, mein Elfchen. Es gibt einen Ernst, der vertrauensvoll und bescheiden in die Zukunft sieht und weiß, daß alle Dinge denen zum Besten dienen müssen, welche Gott lieben. Das ist der rechte Künstler-Ernst und Künstler-Adel. Und ein solcher Ernst macht nicht unglücklich, sondern fröhlich — ja, glaub' es mir, der Dich nie betrogen hat — unaussprechlich glücklich und fest und gewiß. Du weißt selbst den Grund Deines unglücklichen Gefühles nicht sicher anzugeben? — So zage nicht länger! Es wird alles besser werden, als wir es uns selbst bereiten können.

‚Deine liebevolle Fürsorge um unseren Simon, Deine

Tröstung wegen der Berliner harten Kritiken, dazu die schönen kurzen Momente unseres letzten Beisammenseins und die Erinnerung früherer Jahre und Tage: alles gibt mir die Zuversicht, daß aus den Wolken, die unsere kleine sonnige Welt zuweilen beschattet haben — auch wenn sie noch so drohend am Himmel standen — dennoch nicht der zuckende Blitzstral herniederfahren werde, der diese kleine selige Schöpfung vernichten und zertrümmern könnte. Nein, ich glaube fest an unser Glück und glaube auch, daß wir bald ans Ziel unseres Hoffens gelangen werden, obwohl es augenblicklich, verhüllter wie je, unserem spähenden Auge sich entzieht. Glaube auch Du daran und arbeite indessen rüstig und unverdrossen weiter.

,Die Leute hier in Groß-Dornbusch haben mich sehr freundlich aufgenommen, und ich fühle mich wohler unter ihnen, als ich es voraussetzte.

,So ist denn vorlaüfig alles wieder beim Alten. Gott gebe bald ein erfreuliches Neues!' — —

,Meine Gedanken sind immer bei Dir' — heißt es in dem nächsten Brief, welcher geschrieben wurde, bevor Ellens Antwort eintraf. — ,Ich denke mit Sorge an Deine traurige Stimmung, die in Deiner letzten herzlichen Note und auch in Berlin beim Abschied hervortrat. Vielleicht kann Dich meine papierene Gesellschaft etwas aufrichten und auf andere Gedanken bringen.

,Es ist doch eine eigene Sache um das Liebhaben. Wie es in der verheissenen künftigen Welt damit beschaffen sei, das können wir nicht wissen, troß Lavater und Swedenborg. Allein wenn das Liebhaben in verklärter Form dort nicht fortdauern sollte, so mag ich mir überhaupt eine Fortdauer nach dem Tode gar nicht vorstellen. Oder unser Geist müßte einen ganz neuen Inhalt empfangen, der unseren endlichen Begriffen völlig unerreichbar wäre. Und dennoch, wie solcher Inhalt auch beschaffen sein könnte, versuch' es einmal, ihn Dir ohne Liebe zu denken: — Dich schauerts in der Seele angesichts der Vorstellung einer Ewigkeit des einsamen sich selbst Genugseins; einer Ewigkeit ohne Teilnahme für ähnliche Wesen; einer eisigen

Kluft zwischen den Milliarden unsterblicher Geister, wenn für diese ein raümliches Nebeneinanderleben, wie wir es kennen, überhaupt vorhanden ist. —

‚Ja, es gibt eine Ewigkeit der Liebe, oder die neue Welt unsrer Hoffnung entbehrt jeder logischen, dialektischen Beziehung zum Bewußtsein des irdischen Geistes.

‚Aber wie diese zukünftigen Dinge auch werden und sein mögen, wollte Gott, unsere irdische Zukunft träte bald in klarerer Form aus dem Nebel der Sehnsucht auf der Bildfläche des Lebens hervor! — Wenn wir den Blick zurückwenden in den Spiegel der Vergangenheit und den wunderbaren notwendigen Zusammenhang der Ereignisse betrachten, die wir nicht im mindesten die Macht hatten, nach unserm eignen Willen zu lenken; ebensowenig als Du die Gabe des Gesanges Dir durch eigenes Bemühen erwerben konntest: so liefert uns das alles doch die klarsten Zeugnisse von dem weisen Plane, nach welchem wir von einer gnadenreichen Hand geführt werden. Und diese Hand ist es, die uns einander zugeführt hat; die unsere Schritte leitete, daß wir einander begegnen mußten; die unsere Liebe in Lagen gebracht hat, wo sie ihre Kraft bewähren sollte; die endlich auch uns an das Ziel tragen wird, wo wir unser wahres Heil finden müssen.

‚Nicht wahr, meine geliebte Ellen, im Grunde Deines Herzens bist Du auch überzeugt, daß die Freiheit unseres Willens uns nur geschenkt ist, um jener leitenden Hand mit Vertrauen zu folgen? — Du hast mir Andeutungen gemacht, die den Schluß rechtfertigen, als haltest Du mich und solche Leute, die den Mut haben, sich jener Leitung ihres Lebens demütig anzuvertrauen, für sogenannte Pietisten, d. h. in dem Sinne gehässigen Frommtuns und Heuchelns.

‚Aber kannst Du Heuchelei und Liebe in e i n e m Herzen Dir vereinigt denken? — Und daß ich liebe, daß ich Dich lieber habe, als mein Leben —, nun das brauche ich Dir nicht noch einmal zu beteuern.

‚Wie aber kann es ein Lieben geben ohne das Hoffen auf Vereinigung? — Und wie kann es einen Menschen geben, der

auf ‚blinden Zufall' ernstliche Hoffnungen bauen möchte! — Ja, meine Ellen, Du hast es als Fidelio oft selbst mit Überzeugung und Wärme ausgesprochen — ‚ja, es gibt eine Vorsehung!' — Und ihr dürfen wir trauen, sicherer als unserem eigenen Willen und Herzen. —

‚Nun habe ich Dir wieder allgemeine Dinge vorgeplaudert und mir damit die trüben Gedanken verscheucht, die in diesen Tagen auch bei mir zuweilen einkehren wollten. Ich wünschte, Du wärst ebenso zuversichtlich durch meine Zeilen geworden, als ich es bin, und ich könnte Dich nur einmal flüchtig an das Herz drücken, um auch die letzten Spuren Deiner Trauer zu zerstreuen.

‚Immer sehe ich Dich noch, wie Du auf dem Bahnhofe in Berlin mir gegenüberstandest in Deiner lieben, biegsamen Gestalt, umhüllt von dem grünen wollenen Kleide mit den düstern, schwarzen Schattenstrichen darin, und Dein breiträndriger dunkler Hut mit brauner Feder warf über Deine schmale Stirn und die leuchtenden, von den langen dunkeln Wimpern beschirmten Augensterne einen scharf abgegrenzten Schlagschatten. Du erscheinst mir wie ein Rembrandsches Gemälde, gerade so wie damals, als ich Dich zum ersten Mal sah und meinte, eine Madonna von Rembrand zu erblicken. In meiner Seele bewahre ich sehr gelungene Photographien der beiden unvergeßlichen Bilder.

‚Lebewohl, meine, ja m e i n e Ellen! Sei heiter, und stille mein unruhiges Verlangen nach einem Briefe. An die Tante Toll habe ich heute über die Berliner Kritik einiges Aufklärende geschrieben — zur Beruhigung. Der liebe Gott beschirme unsre Liebe. — G u t e N a c h t, mein Herz!' —

In dem glücklichen Sommer vor dem Jahre hatten die jungen Leute sich das Versprechen gegeben, täglich einige Zeilen für einander zu schreiben, um die Trennung dadurch für die Erinnerung wenigstens aufzuheben. Sigfrid führte diesen Vorsatz durch, indem er neben dem laufenden Briefwechsel, tagebuchartig Erlebnisse und Betrachtungen notirte, um diese monologischen stillen Aufzeichnungen, wie er sagt, ‚später in einem

hübschen Bande der geliebten Braut — oder gar Frau — einmal beim Frühstück auf den gewohnten Platz unter das Couvert zu schieben, mit ihr in einsamen Stunden darin zu blättern und über all die thörichten Dinge, welche darin zu lesen stehen, mit ihr sich zu unterhalten.' —

Aus diesen in Briefstil an Ellen gerichteten Blättern ist die folgende Aufzeichnung entlehnt, welche sieben Tage nach dem letzten, soeben mitgeteilten Briefe, niedergeschrieben wurde.

‚Es ist geschehn! — das Wort, welches mich an Dich band, Ellen, hast Du mir zurückgegeben. Zurückgegeben hast Du mir auch den goldnen Reifen, den ich einst als Symbol der Ewigkeit unsrer Liebe Dir auf den Finger streifte. —

‚Zertrümmert liegt die schöne Welt der Herrlichkeit nun vor meinen Füssen, und ich blicke auf die Trümmer hin mit zerbrochenem, thränenvollem Herzen. —

‚Du heisses Naß — befruchte die Asche meines Glücks, daß eine gute neue Saat daraus hervorspriessen möge! Der Boden, darauf ich die bescheidene Hütte bauen wollte, war nicht unfruchtbar. — Nun bedecken ihn ihre Trümmer. — Die lieben Stellen, wo mich die süssesten Traumgaukeleien in heimliches Behagen wiegten, die sind nun verschüttet von dürrer Asche. — Von all dem schönen Trug und seinem milden Schein ist nichts zurückgeblieben, als qualvolles Erwachen.

‚Ich bin wieder einsam, wie ich es als Jüngling war, als der Jüngling mit dem glühenden Herzen, das sich jedem holden, lockenden Lichtstral unbesonnen hingab, an die Wahrheit und Dauer irdischen Scheins so gern und treuherzig glaubte. —

‚Der Jüngling bin ich nicht mehr, wiewohl ich wieder einsam bin, wie er, und liebebedürftig. — Ich bin indessen ein einsamer und liebebedürftiger Mann geworden und zugleich — ein betrogener Mann.

‚Betrogen: — Ja! — Aber betrogen um einen Betrug; das ist, geheilt vom Betrug, geheilt von der Lüge vergänglichen Wahnes und Rausches.

‚Einsam: — das ist, befreit von den Fesseln, welche dieses Herz, das Gott zu lieben meinte, einer Valandinne verkuppelten.

‚Liebebedürftig: — ja bedürftig nach einer Liebe, die nicht dem lügnerischen eiteln Auge, sondern nur dem tiefsten Blicke der reinen Seele ihre wandellose Schönheit entschleiert; welche Treue nimmt und Treue hält; deren Erkenntniß ich schrittweis entgegenwachse, bis die Zeit erfüllet ist, da ihr Licht mein ganzes entschattetes Wesen durchleuchten und die glaübige Ahnung in selige Schauensgewißheit verwandelt werden wird. —

‚Und ich suchte die Ewigkeit der Liebe in dem vergänglichen Nebelbilde, das doch nur der Reflex meines eignen Herzens war, der mich endlich zum Urquell der ewigen Liebe hinleiten mußte.‘ — —

Einige Monate später.

‚Indem ich diesen Blättern einen Abschluß gebe, will ich nur noch Einiges zu ihrer Erklärung für die spätere Erinnerung nachtragen.

‚Ellen hat diese monologischen Supplemente unseres Briefwechsels nie gesehen. Daß dies etwa später geschehen könnte, daran hinderte mich der erlittene Schiffbruch. Sie sollen nun mit den einseitigen Resten des Briefverkehrs — die Ellen mir wieder zurückgeschickt, nachdem sie die Briefe von ihrer Hand, welche ich ihr mit allerlei Liebestand zusandte, den Flammen übergeben — in einer Mappe aufbewahrt werden, die mir Eleonore schenkte mit der Bestimmung, Ellens Briefe darin aufzubewahren.

‚Die Mappe schmückt sinnig ein Kranz von geklebtem Moos und Blumen. — Ein vierblättriges Kleeblatt befindet sich zur Seite des Kranzes, als wäre es herausgefallen.

‚Diese Blumenprofezeiung hat nun, freilich in einem der Freundin entgegengesetzten Sinn, Wahrheit gewonnen. Ellen glaubte auch an das ‚Glück‘, welches ein gefundenes Vierblatt verheißt. Sie suchte eifrig danach und im letzten Sommer fand sie solche Exemplare in grosser Menge und freute sich darüber. — Sie deutete alle auf das uns bevorstehende ‚Glück‘. — Nun zeigt es Eleonorens Mappe, wie dieses Glück aus dem vollen Lebenskranze herausgefallen ist. —

‚Die Briefe und auch Ellens letztes Wort, welches meine Schriftstücke begleitete, wickele ich jetzt ein in das schwarze Seidenpapier, und lege diesen Sarg in die Mappe, welche darein gehüllt war, wie in ein Leichentuch, als Eleonore sie mir schickte.

‚Die Lösung des, meiner thörichten Meinung nach, ewig dauernden Bandes geschah möchlichst sanft. Meine Seele ist stille geworden und versöhnt. Ich gedenke Ellens täglich und bitte Gott, daß er das herrlich ausgestattete Wesen des irregeleiteten Kindes von Schlacken reinigen wolle, daß aus der harten Schale reines Gold einst gelaütert entfernt werden möge.

‚Ich trage keinerlei Verlangen mehr nach dem Besitze des verlorenen Schatzes, an dem mein Herz mit wahrer und inniger Liebe so fest gekettet war. Allein ich hege die glaübige Hoffnung, daß sie mir einst wieder begegnen werde, angethan mit weissem Gewande und wandelnd im Lichte. Und dann wird es keine Trennung mehr geben, keine Thränen mehr über Taüschung und Treulosigkeit.‘

Johannes an Sigfrid.

‚Daß die tadelnden Redensarten der Berliner Kritik Dich nicht entmuthigen würden, habe ich keinen Augenblick bezweifelt. Auch unsere Lieben scheinen sich ja nun einer richtigeren Ansicht der Sache immer mehr zuzuneigen.

‚Übrigens hätte ich von den Berlinern mehr Verständniß und Gewissenhaftigkeit erwartet. Ich wundere mich, daß die dortigen Kritiker, die auf ihre Intelligenz pochen, so wenig im Stande waren, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen. Entweder müssen sie sehr wenig befähigt sein, oder ihnen fehlt der gute Wille, ein ernsthaftes Streben anzuerkennen und zu unterstützen. Mir scheint es unter den Leuten, die in den Tagesblättern das große Wort führen, mehr als einen Blinden zu geben. Was schon über allem Tadel erhaben vor der Geschichte bewährt dasteht, principiell herauszustreichen und zu analysiren — hie und da nebenbei kleine Ausstellungen zu machen, um sich vor dem Volke ein Ansehen zu geben: das sind ihre

Künste. Mir ist es nicht erinnerlich, daß jemals große epochemachende Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst — namentlich der Poesie und Musik — von Berlin ihren Ausgang genommen hätten, während Viele dort in der Anerkennung der öffentlichen Meinung sich befestigt haben.

,Nach dieser Betrachtung kommt man denn zu der Überzeugung, daß es mit der productiven Selbständigkeit der Berliner Kritik sehr schwach bestellt sei, und daß Mangel an der Großsinnigkeit, sich selbst klaren Wein einzugießen, die Gerechtigkeit ihres Urtheils über Leistungen Anderer benachtheiligt.

,Zu ähnlichen Anschauungen scheint auch Vater endlich gekommen zu sein. Sein letzter Brief enthält kein Wort mehr über die Auslassungen der blasirten Scharfrichter, welche wenigstens durch die unmittelbare Wirkung Lügen gestraft werden, die bei jeder Aufführung Deines Werkes bis jetzt das naive Publicum an den Tag legte.

,Vaters Brief spricht desto mehr, ja ausschließlich von der für unsere ganze Familie, vorzugsweise aber für Dich so inhaltschweren Folge jener Kritik. Vater frohlockt über dieselbe und begrüßt sie als eine segensreiche. —

,Als ich die Nachricht zuerst las und einen von uns längst gehegten Wunsch erfüllt sah, wie drängte sich doch in die erste freudige Empfindung ein ganzes Heer von traurigen Vorstellungen! Welch ein furchtbarer Schlag für Dein Seelenleben muß dies plötzliche, völlig unerwartete und darum raffinirt grausame Herausreissen des liebsten, theuersten Ideenkreises aus Deiner Gedanken= und Gefühlswelt gewesen sein? — Aber ich kannte ja die Festigkeit Deines Vertrauens und hoffte zu Gott, Er werde Dir in jenen qualvoll' schmerzlichen Augenblicken Seinen heiligen Geist der Wahrheit und des Friedens zu Hülfe senden, daß Du es sähest, wie Du in dem Verlust eines irriger Weise gehegten dauernden Gutes ein Unendliches gewonnen habest. Gleichwohl hielt ich es nicht für möglich, daß ein menschliches Herz einen so gewaltsamen Umschwung in der ganzen Richtung seines Fühlens in kürzester Frist und ohne die heftigsten Schmerzen werde in sich vollziehen können.

‚Da erhielt ich endlich Deine beiden sehnlich erwarteten Briefe, in denen Du Dich über Ellens Treubruch aussprichst. Ich traute meinen Sinnen kaum. In dem ersten Schreiben bist Du Deinen schmerzlich aufgeregten, wild tobenden Gefühlen, ein willenloser Spielball, hingegeben — ohne Halt, ohne Fassung! Und im zweiten Briefe, der vierundzwanzig Stunden später geschrieben ist, beurtheilst Du schon das überwältigende Schicksal vollkommen objectiv und mit einer ruhigen Klarheit des Blickes, die mich wahrhaft mit Bewunderung erfüllte.

‚Wenn die lebendig wirkende Kraft des Glaubens solche Wunder schafft, wer kann da noch zweifeln! — Von einer solchen Glaubensstärke hat Ellen keine Ahnung. —

‚Da es so mit Dir steht, da Du über Dich selbst vollkommen Herr geworden bist und das unverkennbare Heil dieser Fügung klar durchschaust und freudig annimmst, da können ja auch wir uns der ungetrübten Dankbarkeit hingeben gegen den Allmächtigen, der Alles herrlich hinausgeführt hat.

‚Zwar wird die Erinnerung Dir noch Anfechtungen genug bereiten, aber da Du einmal die schmerzhaftesten Eindrücke besiegt hast, wirst Du auch in bevorstehenden Kämpfen nicht unterliegen.

‚Du bist jetzt frei. Nachdem die drohende Wolke, welche Deinen Lebensweg weit hinaus beschattete, sich mit einem Schlage entladen, hast Du jetzt nur noch den hellen, offenen Himmel über Dir, und zu Deinen Füßen muß ja bald Alles von Neuem verjüngt sprießen und grünen, da der Regen auf fruchtbaren Boden gefallen ist. — Das gebe Gott!' —

In der Silvesternacht des folgenden Jahres.

(Aus dem ‚grünen Buch'.)

‚Ein Leben voller Thorheiten und Taüschungen liegt hinter mir. Ehe ich diese erkannte und mir gestand, wie fest sie mich umstrickten, habe ich viel Schmerzen mit viel Thränen hinwegwaschen müssen.

‚Um mich in jenen Irrgängen besser zurechtzufinden und allen alten Schutt aufzuraümen, sammelte ich alle schriftlichen

Erinnerungen, Briefe und Verse. Auch begann ich, meine Schwachheiten und Wahngebilde vor Gottes Augen zu beichten, indem ich den ganzen Weg der nun zurückgelegten dreissig Meilen meiner Lebensfahrt *) nachmaß und überall die leisen Fußtapfen dessen zu entdecken suchte, der ungesehen mich leitete und mit seinen Augen mich behütete; mit mir selbst in die Hölle hinabstieg, um mich mit unbegreiflicher Geduld endlich zu der Höhe hinanzuführen, die mir den Blick in den Himmel und die Rundschau über das irdische Gefilde frei machte:

,Da sahe ich. — Und siehe, es war alles neu worden! —

,Die Muse schenkt meiner Leier neue Weisen. — Welt und Menschen umfasse ich seitdem mit ungeteilter Liebe: sind sie doch alle Gottes Geschöpfe! — Mein Kreuz trage ich mit freudigem Vertrauen: lese ich doch auf demselben die Geschichte dessen, der mit der Wunderkraft der Liebe es vorantrug! — Mein Streben, in der musikalischen Welt was Rechtes zu erreichen, verleitete mich zu der Bewerbung um eine bequemere und einflußreichere Stellung. Es schien, als könne dieselbe mir nicht entgehen. Erst vor kurzem ward sie mir versagt. Mit diesem Versuch, mein Loos mir selbst zu gestalten, zerfiel mein letztes, nach aussen gekehrtes Ideal: ich hielt es nicht für einen Raub, die Vorteile der Kunst zu meinen *persönlichen* Zwecken auszubeuten. Das war ein Irrwahn:

,Denn die Kunst — jetzt sehe ich es — gehört dem Leben, nicht dem Künstler. Dieser ist sie Allen — und vor Allen Gott schuldig, welcher sie der Menschheit schenkte zur Erinnerung an ihre ewige Heimat.

,Seitdem ich auch dies gelernt, bin ich von selbstgemachten Lebenszwecken erledigt.

,*Maß im Willkürlichen; — Anhaltsamkeit im Notwendigen; — Gehorsam in Demut und Liebe:*

---

*) In Sigfrids Papieren fanden sich jene Selbstbekenntnisse unter dem Titel: ‚Eine Irrfahrt von dreissig Jahren' vor und haben dem Herausgeber seines Jugendlebens als wesentliche Grundlage des größten Teiles dieser Eröffnungen gedient.

dies sind die leitenden Grundsätze meines neuen Lebens, das im Glauben an unseren gnadenreichen Heiland und im Hoffen auf Ihn festgewurzelt ist.

‚Darüber hinaus gibt es keine neue Entwickelungsstufe, weder der Fantasie, noch der Vernunft, noch des Gemütes. —

‚Mit gerührtem Dank richte ich den Blick auf den Kreis meiner herzlichen Beziehungen: Johannes, der von der Universität heimkehrte, hat im Sonnenlichte der ewigen Gerechtigkeit sich zu einem tüchtigen Rechtsgelehrten herangebildet. — Hugo gründete im festen Vertrauen auf die segnende Liebe Gottes eine liebliche Haüslichkeit. — Mit Zuversicht auf Durchhülfe trägt Karl wie ein guter Streiter Christi sein Kreuz, das ihm in Lieslis Krankheit auferlegt worden. — Die Schwester, die teuern Eltern sind fester, wie früher, dem Himmel verbunden. — Der Wert der Freundschaft, mit welcher ich — namentlich in Eleonoren — so überreich als unverdient beglückt werde, ist mir erst klar geworden, seitdem ich erkannte, daß es Gottes Hand war, die mich dieses Quickborns linden Trostes und treuer Teilnehmung gesegnet.

‚Nur ein trüber Schatten fällt auf das freundliche, helle Lebensbild: vor einigen Monaten, nicht lange genug, nachdem Ellen sich von mir befreit hatte, las ich in der Zeitung, daß sie sich verheiraten werde! — Bis dahin gedachte ich ihrer tagtäglich fürbittend mit aufrichtiger Herzlichkeit. Jetzt versagt mir die Kraft. — Ist es Unrecht, so wolle Gott mir diese Schuld mit meinen andern Übertretungen vergeben. —

‚Seitdem begleitet mich wieder das versöhnte Andenken an Ida. Jetzt erkenne ich es, daß der leidenschaftliche Schmerz um ihren jähen Tod mich hinleiten wollte auf das rechte Ziel: höchstes Glück im seligsten Seelenfrieden. Ich gelangte nach dem entgegengesetzten Pol, nur weil ich es verschmähte, den einzigen Weg einzuschlagen, der zum wahrhaften Frieden führt. Sobald ich im Lichte des Wortes erkannte, daß der Weg der Spekulation ins Verderben einmünden müsse, wandte sich meine Straße vom Irrtum zur Wahrheit zurück.

‚Meine Einsichten in die Geheimnisse des göttlichen Heils=

planes und seiner geschichtlichen Glaubenssätze sind mir nach und nach klarer geworden, ohne daß ich sonderlich darum mich bemüht hätte. Die Augen meines Gemütes sind helle darüber gemacht. Fast ist mir — so durfte ich an Karl neulich halb scherzend schreiben — als könne ich mit geringen Vorbereitungen Professor der Dogmatik werden. —

‚Die größte Schuld meines Lebens war zeither die, daß ich an Gott, an seinem Wort und seinem Heil zweifeln konnte.

‚Ein Zweifler verwirft sich selbst. Er gleicht feuchtem Lehm, daraus der Töpfer ein Gefäß formt: der Zweifler trotzt auf die Freiheit seiner Selbstbestimmung und merkt es nicht, daß die Hand des Töpfers ihn auf der Drehscheibe des Lebens willenlos herumwirbelt, ein Gefäß nach seiner Wal daraus zu bilden. Aber einige Gefässe werden gemacht zur Ehre, andere zur Unehre. Und zeigt der Stoff sich hart und trocken oder staübig, so wird er vollends verworfen. — Zweifeln ist Selbstvernichtung.

‚Nun, Herr unser Gott, richte uns nicht nach deiner heiligen Gerechtigkeit, sondern nach deiner überschwänglichen Barmherzigkeit. Gib Kraft, dir dein Kreuz mit Freuden nachzutragen; nimm uns wie eine liebende Mutter an dein Herz und erleuchte unseren endlichen Geist mit dem Lichte deines ewigen Geistes. — Gib uns, wie Eleonorens ‚Knotenstock der Freundschaft' auf dem letzten Blatte des Buches sagt:

‚Zur alten Wahrheit neue Liebe —
Zum neuen Leben neue Triebe —
Vor altem Bösen neues Grauen —
Zum alten Gott ein neu Vertrauen —
Ein neues Schwert zum alten Kriege,
Im alten Kampfe neue Siege.'

‚Und so komm' heran in Gottes Namen, du neues Jahr! — Jetzt schlägt es zwölf — die Kirchenglocken hallen feierlich durch die Nacht. — Gott heile alle betrübten Seelen und bringe die verirrten heim!'

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.

Meinardus, Ludwig, 1827-1896 [Herausgeber]

Ein Jugendleben

Bd.: 2

Gotha 1874